





ZEITSCHRIFT

FÜR

CHRISTLICHE ARCHÄOLOGIE UND KUNST.

HERAUSGEGEBEN

VON

F. v. QUAST UND H. OTTE.

ERSTER BAND.



LEIPZIG,
T. O. WEIGEL.
1856.

VORWORT.

Seit den Zeiten der Freiheitskriege am Anfange dieses Jahrhunderts, ist die mehr und mehr hervortretende Anerkennung der Leistungen des christlich-germanischen Mittelalters auf den verschiedensten Gebieten der Kunst und Wissenschaft nicht zu verkennen. So lange die Kirche sich im ungestörten Besitze ihrer vielhundertjährigen Erwerbungen und Schöpfungen befand; so lange das Römische Reich deutscher Nation, trotz vielfacher Störungen, noch im Wesentlichen einen gemeinsamen Organismus darstellte, war man sich der ererbten Güter wenig bewusst, und das negirende Streben des XVIII. Jahrhunderts gewann den Vorrang vor den nur sehr vereinzelt und schwach sich äussernden Stimmen, welche die Erhaltung des Bestehenden wollten. Die Leiden, welche die französische Revolution, die selbst von ähnlichen Tendenzen ausging, aber den Sieg ohne Vergleich schneller und entscheidender zu erringen wusste, über unser Vaterland brachte, waren der erste Anfang einer allgemeineren Reaction. Erst nach Einbusse der Güter, welche unser Volk, seit es ein christliches sich nannte, bis dahin sich erhalten hatte, fühlte man den Verlust. Nicht nur schmerzte es, die Güter selbst verloren zu haben; auch die Anknüpfungspunkte zur Fortbildung der Neuzeit fehlten, und mehr und mehr versenkte man sich in die Schachte der Vergangenheit, um die Herrlichkeiten einer nun fast verlornen Welt anzustaunen und wieder aufzusuchen; um sich nicht nur derselben zu erfreuen, sondern auch zu retten, was noch nicht ganz verloren schien, und so der Zukunft die organische Verbindung mit der Vergangenheit offen zu halten.

Auch die Monumente der Vorzeit wurden jetzt erst gewürdigt. Was vereinzelte Stimmen kaum hörbar verkündet hatten, fing nun erst an verstanden zu werden. Das neubelebte christliche wie vaterländische Bewustsein stärkte sich an den Werken der Vorzeit, wo beide in ungestörter Harmonie zusammenwirkten, und unvergleichliche Denkmale dieser Vereinigung hinterlassen hatten. Man begnügte sich nicht, sie zu bewundern: man wollte

auch die Ursachen ihrer Vollkommenheit genauer erforschen. Man erkannte, dass nicht nur wenigen hervorragenden Monumenten jener Periode dieser Vorzug gebühre, dass er vielmehr in jedem kleinsten Werke gleichmässig zu erkennen sei, selbst bis in die einzelnen Dorfkirchen und Bürgerhäuser hinein. Nicht nur die mehr und mehr in Galerien geretteten Hauptwerke der Malerei und anderer Kunstweisen waren des Studiums werth: auch die Werke der verschiedensten Künstler und Handwerker, in edlen und unedlen Metallen, in Stein wie in Holz, ja selbst am Webestuhle und mit der Nadel, wurden der Beachtung und selbst des eingehenden Studiums würdig erachtet.

Während der vierzig Jahre, welche seitdem verflossen sind, ist gewiss, was wir dankbar anzuerkennen haben, unendlich Vieles in dieser Beziehung von hervorragenden Männern der Kunst und Wissenschaft nicht minder, wie von Freunden und Gönnern derselben geschehen. Dennoch dürfte dessen, was noch geschehen muss, leicht noch mehr sein. Vor allem ist es wichtig, dass die Forschung, welche bisher mehr vereinzelt und so zu sagen zufällig war, in gleichmässiger Weise zusammengefasst werde. Dies kann in keiner Weise besser geschehen, als durch ein gemeinsames Organ, eine Zeitschrift, in welcher diejenigen, welche neue Entdeckungen auf dem Gebiete der Archäologie und Kunst des Mittelalters zu machen oder neue Erklärungen des schon Bekannten zu geben haben, sich aussprechen können.

Von Allen ist bisher schmerzlich empfunden worden, dass unser Vaterland, obwohl dem Auslande weder an Zahl noch an Wichtigkeit seiner mittelalterlichen Kunstdenkmäler nachstehend, eines solchen Organs entbehrt, welches, ähnlichen bereits lange bestehenden ausländischen Unternehmungen würdig an die Seite tretend, ausschliesslich dem Studium der christlichen Kunst und Archäologie gewidmet wäre, um allen Forschern und Freunden derselben als Mittelpunkt zu dienen. In mannichfachem Verkehr mit gleichgesinnten Kunst- und Alterthumsfreunden sind wir veranlasst worden, ein solches Organ zu gründen, und gehen nun, in Hoffnung auf thätige Unterstützung, sowohl bei Herausgabe als auch bei Verbreitung desselben, freudig an die Aufgabe.

Zunächst sei es erlaubt die allgemeinen Grundsätze darzulegen, welche uns, unter Gottes Beistand, bei der Redaction der Zeitschrift leiten sollen.

Dieselbe muss weit genug sein, um der Erörterung der verschiedensten Richtungen, welche die Archäologie und Kunst der christlichen Vorzeit aufklären sollen, den nöthigen Raum zu gewähren. Dass durch die Sinne wahrnehmbare Gegenstände auch einer sinnlichen Darstellung bedürfen, ist selbstsprechend; deshalb sind auch Abbildungen der zu beschreibenden Monumente durchaus nothwendig.

Andererseits ist aber, um das zu erstrebende Ziel zu erreichen, eine Abgrenzung nothwendig. Wir verkennen nicht, in welchem inneren Zusammenhange die verschiedenartigsten Aeusserungen eines organischen Lebens mit einander stehen. Dennoch gehen sie theilweise in ihrer Erscheinung so weit auseinander, dass man sie auch in der Erforschung auseinanderhalten muss, wenn man nicht über dem Unendlichen die erreichbaren Ziele ver-

lieren will. Wenn wir daher die Erforschung christlicher Archäologie und Kunst zum Zwecke haben, erkennen wir sehr wohl den inneren Zusammenhang an, in dem Dichtkunst nicht minder wie Tonkunst zu einander und zu den bildenden Künsten stehen; bei den weiten Gebieten aber, die jede derselben umfasst, bei den völlig eigenthümlichen Wegen, die sie eingeschlagen haben, und den ganz verschiedenen Organen, welche zu ihrer Auffassung nöthig sind, so wie den in der Regel völlig getrennten Persönlichkeiten, welche sich der Forschung widmen, ist eine Sonderung durchaus nöthig, wenn Gediegenheit nicht einer allgemeinen Theorie zum Opfer gebracht werden soll. Wir werden daher die beiden ersteren prinzipiell aus unseren Betrachtungen ausschliessen, und nur, wo die Gebiete etwa ineinander greifen, in nöthiger Weise auf dieselben Rücksicht nehmen.

Andererseits beschränken wir unser Gebiet wieder dahin, dass wir von der Kunst der Gegenwart der Regel nach abstrahiren. Nur dann werden wir sie berücksichtigen, wenn wir in ihr eine organische Verbindung mit der Vergangenheit erkennen, oder die aus dem Organismus der Vorzeit erkannten Lebensthätigkeiten auch der Gegenwart nutzbar zu machen uns verpflichtet fühlen sollten.

Wenn wir die christliche Kunst und Archäologie als den Gegenstand unserer Betrachtungen bezeichnet haben, so versteht es sich von selbst, dass wir dieselben, wo sie im öffentlichen und bürgerlichen Leben und nicht gerade direct im Dienste der Kirche erscheinen, keinesweges ausschliessen. Da aber die christliche Kirche der ganzen Richtung den Stempel aufdrückte, und bei weitem das gröste und höchste Gebiet sich selbst vorbehielt, so wird sie auch vorzugsweise den Inhalt unserer Besprechungen bilden, und der Mittelpunkt sein, um den sich das Uebrige bewegt. Ausserchristliche Alterthümer und Kunst werden nur insofern berücksichtigt werden, als sie mit den christlichen in wesentlichem Zusammenhange stehen und deren Verständniss erleichtern.

Bei dem grossen Umfange des Gebiets, das christliche Archäologie und Kunst nach diesen Einschränkungen uns dennoch übrig lassen, fühlen wir uns gedrungen, doch vorzugsweise unser deutsches Vaterland im Auge zu behalten, das leider nur erst in wenigen seiner Gaue einigermassen genügend erforscht ist. Dennoch dürfen wir die anderen Länder nicht ausserhalb unserer Betrachtung lassen, namentlich wenn dorthin die Wurzeln von Deutschland aus hinübergreifen.

Obige Darlegung wird zeigen, wie verschieden unser Unternehmen von denjenigen ist, welche bisher in Deutschland erschienen sind. In ihnen bildete die Besprechung der modernen Kunst meist den grösseren Theil des Inhalts; oder sie widmeten ihn gleichmässig den verschiedensten Künsten; oder aber es sind nur einzelne Gebiete des grossen Vaterlandes, deren Monumente herangezogen wurden.

Den Hauptinhalt der Zeitschrift werden Original-Mittheilungen bilden, welche, so weit es nöthig, durch Stahlstiche und Holzschnitte erläutert werden sollen. Ausserdem sollen kleinere Notizen mannichfachster Art gegeben werden, namentlich solche, welche sich auf Erhaltung und Zerstörung der Monumente beziehen. Nicht minder werden wir die

Thätigkeit der Alterthums-Vereine besprechen und über deren Zeitschriften, so weit sie unser Gebiet berühren, referiren. Dasselbe wird mit anderen Zeitschriften des In- und Auslandes geschehen, so wie wir auch über die wichtigsten anderweitigen Erscheinungen der Literatur, wenn auch in nöthiger Kürze, uns aussprechen werden.

Indem wir nun für unser Unternehmen die Beihülfe und Theilnahme aller derer, welche im Stande sind zu seinem Gedeihen beizutragen, erbitten, wünschen wir, dass unser Streben des gehofften Erfolges unter Gottes Beistand nicht ermangeln möge.

F. v. Quast
Königl. Geheimer Regierungsrath und Conservator der Kunstdenkmäler in Preussen.

H. Otte
Pfarrer.

Inhalt

des ersten Jahrganges.

A. Abhandlungen.

B. Mannichfaltiges.

I. *Kleinere Aufsätze und Notizen.*

II. *Erhaltung und Zerstörung der Denkmäler.*

a) Im Allgemeinen.

b) Im Besonderen (nach alphabetischer Reihenfolge der betreffenden Ortschaften).

III. *Historische und Alterthums-Vereine.*

IV. *Literarische Anzeigen.*

Mittheilungen der K. K. Central-Commission zur Erforschung u. Erhaltung der Baudenkmäler. I. Jahrg. Jänner. Wien 1856. S. 44.
H. Geck, die Abteikirche zu Werden. Essen 1856. S. 47.
de Roisin, die sogen. Römischen Bäder zu Trier als Vorbild der Chor- u. Kreuzconchenanlage der Kirche St. Marien im Kapitol zu Cöln. Trier 1856. S. 92.
P. W. Forchhammer, über Reinheit der Baukunst auf Grund des Ursprungs der vier Haupt-Baustyle. Hamburg 1856. S. 141—144. 189—192.
Rückblick auf die Erscheinungen des Jahres 1856 auf dem Gebiete der christlichen Archäologie u. Kunst. S. 280—296.

Kunstbeilagen.

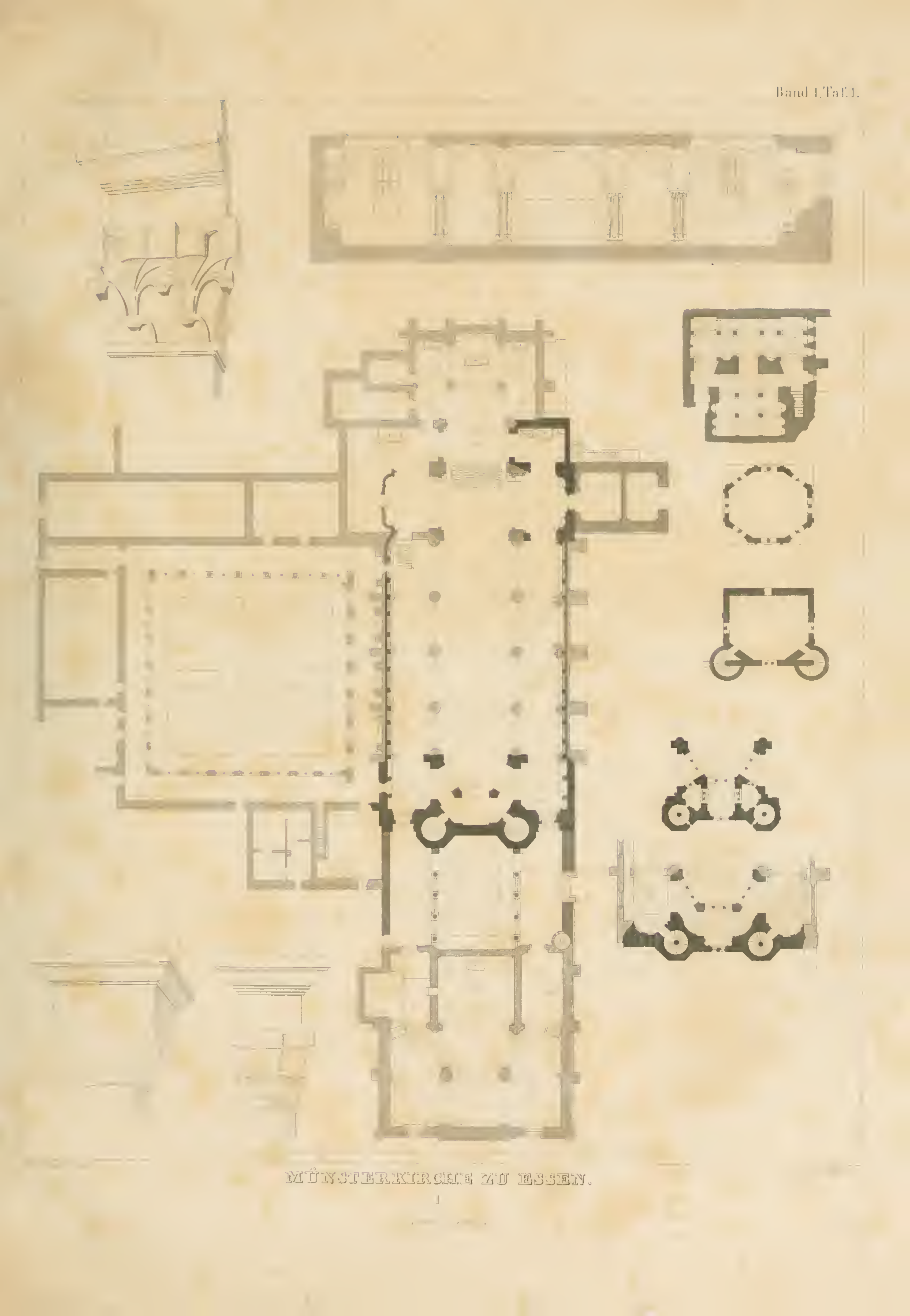
I. *Stahl- und Kupferstiche.*

Taf. 1. Grundriss und Details der Münsterkirche zu Essen u. ihrer Umgebungen.
- 2. Aeussere Ansicht des Polygonbaues derselben Kirche.
- 3. Innere Ansicht desselben.
- 4. Kelch der Kirche zu Werben.
- 5. Ansicht der Kanzel im Dom zu Merseburg.
- 6. Abwickelung der Brüstung dieser Kanzel.
- 7. Die Statue Kaiser Otto's des Grossen zu Magdeburg. Aufriss.
- 8. Details dieses Denkmals.
- 9. Perspectivische Ansicht desselben.
- 10. Ansicht und Details der Kirche zu S. Jacob bei Kuttenberg.
- 11. Initial aus der „Mater verborum“ im Museum zu Prag.

Taf. 12. Grundriss u. Durchschnitte der Marienkirche in Magdeburg.
- 13. Details vom Dom und Dom-Kreuzgang zu Magdeburg.
- 14. Die Anbetung der Weisen } Gravirungen von einem Reliquienschrein zu Mettlach.
- 15 a. b. Die Verkündigung Mariä }
- 16. S. Sebastian-Kirche u. S. Johannes-Kirche zu Magdeburg.
- 17. Schloss-Kapelle in Wolmirstädt.
- 18. Gravirung auf der Rückseite des Reliquienschreins zu Mettlach.

II. *Eingedruckte Holzschnitte.*

1—6. Details der Münsterkirche zu Essen. — 7. Grundriss des östl. Theils der Klosterkirche zu Loccum. — 8—11. Glockeninschriften zu Merseburg. — 12. Steinbecken zu Cöselitz. — 13. Steinmetzzeichen zu Halle u. Merseburg. — 14. Inneres der Stiftskirche S. Castor zu Carden. — 15. Byzantinische Darstellung des Weltalls. — 16—18. Grundriss, Details und Ansicht der Abtei Prémontré. — 19. Grundriss der Kirche zu Camp. — 20. Grundriss der Rundkapelle in der Postgasse zu Prag. — 21—25. Details der Marienkirche in Magdeburg. — 26. 27. Gegenwärtige und frühere Ansicht der Westseite des Doms zu Stendal. — 28. Tonsur am Kreuzgang zu u. l. Fr. in Magdeburg. — 29. 30. Schlosserarbeit im Dom daselbst. — 31—33. Durchschnitt, Aufriss der Ostseite und Situationsplan von S. Mauritius in Cöln. — 34. Vorhalle der Peterskirche in Magdeburg. — 35. 36. Westfronte und ein Theil des Längendurchschnitts der Stadtkirche zu Wolmirstädt. — 37. Sol und Luna auf dem Reliquienschrein zu Mettlach. — 38. Taufstein zu Recke. — 39. Steinmetzzeichen der älteren Periode zu Ober-Röblingen.



MÜNSTERKIRCHE ZU ESSEN.

I



Die Münsterkirche in Essen.

Es giebt wenige Kirchen in Deutschland, welche ein so bedeutendes archäologisches Interesse haben, wie die Münsterkirche in Essen. Die Kirche selbst und deren Zubehör zeigen eine Zusammenstellung von Architekturen sehr verschiedener Jahrhunderte, deren ältere noch die Reste von Bauten aufbewahren, die zu den eigenthümlichsten derartigen Anlagen gehören und unter den Incunabeln der deutschen Baukunst eine hervorragende Stellung einnehmen.

Von dem Hauptheile der Kirche kann man dieses aber nicht behaupten.*) Das gothische Langhaus zeigt drei gleich hohe Schiffe von 40 Fuss Höhe, das Mittelschiff 27 Fuss, die Seitenschiffe jedes nur 12 Fuss breit, das Ganze 5 Joche**) lang. Es folgt gegen Osten ein spätromanischer Kreuzbau, dem auch das darauf folgende Gewölbe gleichzeitig ist. Zuletzt schliesst das gothische Altarhaus den Bau gegen Osten ab, durch zwei etwas einwärts gestellte Rundsäulen nach Innen eine Art Polygon darstellend, während die Gewölbe seitwärts und dahinter den hiedurch sehr unregelmässig gebildeten Raum bis zur viereckigen Umschliessung hin in wenig organischer Weise ausfüllen.

Die Anlage aller dieser Bautheile würde die Münsterkirche zu Essen nicht über das Niveau der Mehrzahl gewöhnlicher Kirchen erheben. Auch die Architektur derselben, wenn sie auch im Ganzen edle Profile zeigt, vermag dieses Urtheil nicht wesentlich zu modificiren, um so weniger, als ein Theil derselben, wie namentlich das Maasswerk aller Fenster, im Laufe der Zeit zu Grunde gegangen ist. Von grösserem Interesse ist es aber schon, dass sich der Kirche gegen Westen ein Vorhof, und diesem eine zweite Kirche in organischer Weise vorlegt. Auch diese zeichnet sich in keiner Weise aus. Das nur drei Joche lange Kirchlein mit seinen drei gleich hohen Schiffen bietet noch weniger Ausgezeichnetes dar,

---

*) S. den Grundriss der Kirche und ihrer Umgebungen auf Bl. I. Die verschiedenen Zeiten angehörigen Theile sind verschiedenartig schraffirt, die ältesten am dunkelsten.

**) Ich werde mich hier und künftig dieses Wortes für denjenigen architektonischen Begriff bedienen, welchen wir bisher mit dem sehr treffenden französischen Ausdrucke *travée* bezeichneten. Es war sonst fast nur im Brückenbau üblich, entspricht aber dem Begriffe der einzelnen sich wiederholenden Abtheilungen eines jeden langgestreckten Bauwerks durchaus. Ich empfehle es deshalb zur allgemeineren Einführung in unsere architektonisch-archäologische Literatur.

als der schon genannte Hauptheil der Münsterkirche. Sie zeigt uns die flauen Formen einer nüchternen spätgothischen Architektur, die gleichfalls durch den Mangel alles Maasswerks der Fenster so wie durch hässliche Vorbauten zopfiger Portale entstellt wird. Auch der hohe spitze Thurm über dem westlichsten Gewölbe des Mittelschiffs kann dieses Interesse nicht wesentlich erhöhen; er steht selbst zurück gegen den ziemlich gleich hohen Schieferthurm über dem Kreuze der grösseren Kirche, dessen Hauptform, bis zu seinem Abbruche vor wenigen Jahren, sich durch acht Giebelblenden auf halber Höhe eigenthümlich auszeichnete.

Was aber schon unsere besondere Aufmerksamkeit erregt, ist der Titel dieser Vorkirche. Sie ist dem heil. Johannes dem Täufer geweiht und bewahrt noch jetzt den Taufstein, in dem früher ausschliesslich das Sacrament der Taufe der ganzen Stadt gespendet wurde. Eine besondere Taufkirche gehört aber in Deutschland zu den Seltenheiten.*) Ausser den Cathedralen, welche auf ehemals Römischem Gebiete liegen, und deshalb als auf Römischer Stiftung beruhend anzusehen sind (mit Ausnahme der hier später errichteten Bischofsitze), ist eine besondere Taufkirche bisher nur noch in Aachen nachgewiesen worden, wo solche gleichfalls der Westseite des Münsters gegenüber liegt, gleichfalls nur durch einen Vorhof, den Perwisch (d. h. Paradies), von demselben getrennt.

Noch auffälliger wird diese Uebereinstimmung aber dadurch, dass auch in Essen der an den Vorhof grenzende westliche Theil der Münsterkirche einen dem Aachener Münster sehr verwandten Charakter zeigt. Vergegenwärtigen wir uns einen Augenblick die Hauptanordnung dieses bedeutendsten Werkes der karolingischen Periode. Ein achteckiger Kuppelbau öffnet sich zu unterst durch acht Rundbögen gegen den niederen Umgang, der mit Kreuzgewölben überspannt ist. Darüber steigen höhere Rundbögen bis zum Beginne der Kuppel hinauf, sind aber ein jeder durch zweimal zwei Säulen übereinander und deren Verbindungen ausgefüllt. Das untere Paar wird unter einander und mit den Eckpfeilern durch Rundbögen verbunden, zwischen welchen und den Kapitälen sich ein kubischer Aufsatz mit einem Gesimse befindet, während die oberen Säulen stumpf gegen den grossen Umschliessungsbogen gegenstossen, nur durch einen niederen kubischen Aufsatz ohne Gesims, oberhalb der Kapitäle, vermittelt. Dieser ganzen oberen Säulen- und Bogenstellung entspricht nur ein einziges oberes Geschoss der Umgänge, welches in jedem Hauptfelde stets durch hochgespannte Tonnengewölbe überdeckt wird, die nach der Mitte ansteigen und seitwärts sich gegen dreieckige Zwischenräume mit Kreuzgewölben stemmen. Zwischen diesem Obergeschosse und der oberen achteckigen Kuppel befindet sich noch der Lichtgaden, an jeder Seite mit einem mittelgrossen Rundbogenfenster versehen. Zur Seite der Vorhalle erheben sich kleine Treppenthürme, während der mittlere Kuppelbau über das Ganze emporsteigt, an den Seiten durch Pilaster begleitet, welche jedoch gegenwärtig, wo die obere Krönung gänzlich verändert ist, kein Gesims mehr tragen. Alle Säulen sind von Marmor, Granit

*) Wir geben hierüber weiter unten einen besonderen Artikel: Mannigfaltiges I. 1.



MÜNSTERKIRCHE ZU ESSEN.

2.



und anderem edeln Gesteine verschiedenster Farbe und Grösse, offenbar aus Italien hieher verschleppt, die Kapitäle durchgehend korinthisch oder composit, theils wirklich antik, theils der Antike nachgebildet. Alle Profile zeigen den auskragenden antiken Karnies als Hauptform, meist mit einer einfachen Platte nach Oben abgegrenzt, unterhalb von mehreren kleinen, rechteckig profilirten Plättchen begleitet, denen sich in wenigen Fällen noch eine halbe Hohlkehle unterlegt. Die nicht mehr vorhandene Altarnische scheint von rechteckiger Grundform gewesen zu sein. Von den Mosaiken, welche ehemals das Innere, namentlich die Kuppel schmückten, ist, ausser den anderwärts wieder verwendeten Steinchen, nichts mehr vorhanden.

Vergleichen wir hiemit den vorgenannten Bautheil der Münsterkirche in Essen*), so sehen wir zunächst dem Vorhofe einen Achtecksbau oberhalb der vorliegenden polygonen Treppenthürme sich erheben, jede Ecke des oberen freien Achtecks, wie in Aachen, an jeder Seite durch einen Wandpfeiler mit korinthisirendem Kapitäle geschmückt, doch tragen hier die Wandpfeiler noch den krönenden Architrav der Kuppel, während er in Aachen längst verschwunden ist. Nicht minder überrascht die Uebereinstimmung des Innern.**) Doch ist hier sogleich der wesentliche Unterschied hervorzuheben, dass diese ganze Anordnung in Essen keinen selbständigen Kuppelbau, sondern einen das Langhaus gegen Westen abschliessenden Chorbau bilden sollte, auf dessen Empore sich die Nonnen versammelten, um hier dem Hochaltare gegenüber dem Gottesdienste beizuwohnen. Das Innere zeigt deshalb eine durch einen breitgespannten Rundbogen geöffnete Halbkuppel, an den Seiten durch hochaufstrebende Wandpfeiler, die den Gurtbogen tragen, begleitet. Die Nische selbst bildet drei Seiten eines Sechsecks, eine jede, bis ins kleinste Detail, einer jeden Seite des Aachener Octogons entsprechend, nur dass hier den oberen hochgestreckten Wandbögen sogleich die Zwickel sich zwischenfügen, welche den Uebergang zur kugelförmigen Halbkuppel bilden. Die Uebereinstimmung geht durch die ganze Anordnung der Pfeiler, Säulen und Bögen hindurch, selbst bis in die Profile der Kämpfergesimse und die korinthischen Kapitäle der unteren Säulenstellung, während die oberen eine etwas vereinfachte Form zeigen. Leider fehlt den beiden Seitenöffnungen der Säulenschmuck jetzt ganz; nur der mittlere Bogen hat sie bewahrt, hier aber in schmählicher Vermauerung, der davor stehenden Orgel wegen, welche gegenwärtig leider den Raum der Nische völlig einnimmt und daher den Eindruck des Ganzen nicht erkennen lässt.

Rechnen wir noch die Kreuzgewölbe im einfachen Rundbogen ohne Busen und Rippen hinzu, welche das untere Geschoss in Essen wie in Aachen umgeben, so hört hiemit freilich die Uebereinstimmung beider Gebäude auf, da in allem Uebrigen der verschiedene Zweck der ganzen Anordnung auch eine verschiedene Ausbildung erforderte. Schon dass nicht ein äusseres Polygon, sondern eine viereckige Umschliessung das innere umgab, so

*) S. die äussere Ansicht dieses Polygonbaues, von dem davor liegenden Vorhofe aus gesehen, auf Bl. II.

**) Bl. III. zeigt diese innere Ansicht des westlichen Polygons.

wie dass die Abseiten des Langhauses sich bis zur Westfronte der Kirche erstreckten und somit den Polygonschluss auch seitwärts umfassen, führte nothwendig zu verschiedenen Anordnungen des Innern, namentlich im oberen Geschosse. Anstatt der quergelegten Tonnengewölbe im oberen Umgange zu Aachen bedecken in Essen Kreuzgewölbe das obere, höhere Geschoss in ähnlicher Weise wie das untere. Sehr eigenthümlich ist aber im oberen Geschoss der letzteren Kirche*) ein besonderer Einbau innerhalb der dreieckigen Zwickel zwischen den Hauptgewölben hinter den Bögen mit dem Säulenwerke. In Höhe der unteren Säulen sind sie gleichfalls mit einfachen Kreuzgewölben überspannt, doch so, dass diese in halber Höhe der übrigen Kreuzgewölbe liegen, und dienen als Durchgang zu den dahinter liegenden Wendeltreppen; in der Höhe der oberen Säulen aber befindet sich oberhalb jener Durchgänge jederseits eine abgesonderte Kammer, zu der man gleichfalls höher hinauf von jenen Wendeltreppen aus gelangt. Sie hat einen halbkreisförmigen Grundriss**), mit der Sehne gegen das grosse viereckige Gewölbe hinter der mittleren Säulenstellung gerichtet, und gegen dasselbe mit einer kleineren Bogenstellung geöffnet, jedesmal drei kleinere Rundbögen über zwei Mittelsäulen, das Ganze innerhalb einer viereckigen Umschliessung. Eine ganz gleiche Oeffnung, doch nur mit zwei Bögen und einer Mittelsäule, öffnet sich auf der nach dem Langhause hin gerichteten schrägen Aussenseite, während das Innere in den noch freien Wänden ausserdem noch je zwei kleine Rundnischen enthält. Die Zwergsäulchen jener Oeffnungen haben ionische Kapitäle in eigenthümlicher Ausbildung dieser im Mittelalter so selten vorkommenden Form.***) (Fig. 1.)

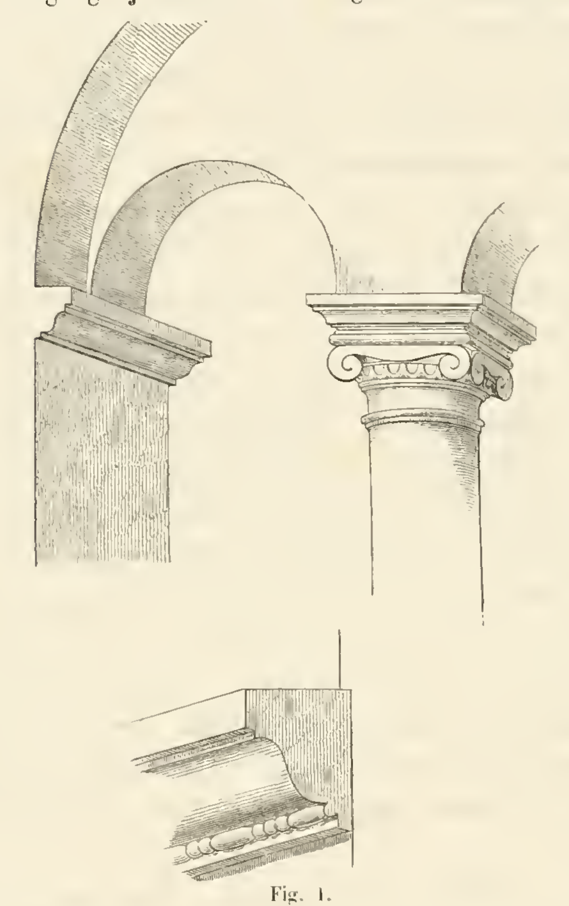


Fig. 1.

Das Volutenpaar mit seinem echinusartig profilirten Kanale schmückt jede der vier Seiten; darunter befindet sich in flachem

*) Auf Bl. I. Fig. 2 bis 5 sind die oberen Geschosse des Polygons in ihrer Aufeinanderfolge im Grundrisse gegeben.

**) S. den Grundriss Bl. I. Fig. 3.

***) Schnaase in der 2. Abth. des IV. Bandes seiner Gesch. d. bild. Künste S. 61 führt neben dem in der Krypta der Wiperti-Kirche zu Quedlinburg befindlichen ionischen Kapitäle nur noch eins in Gandersheim als seltenes Beispiel dieser Kapitälform an. Die in Essen befindlichen sechs Exemplare, so wie die an der Vorhalle zu Lorsch befindlichen Pilaster-Kapitäle und die dem IX. Jahrhundert angehörige Säule in der Mitte der Krypta der S. Michaels-Kirche in Fulda dürften in Deutschland die ältesten und vorzüglichsten Beispiele sein, denen sich auch noch anderwärts abgeleitete Beispiele anschliessen. Anderwärts kommen sie in Nordeuropa noch seltener vor, namentlich in Frankreich.



MÜNSTERKIRCHE ZU ESSEN.

3.



Relief der Eierstab und noch tiefer ein geschwungener Hals ohne Ornament. Der Abakus ist reich und schön gegliedert, die Basis einfach attisch mit viereckiger Plinthe. Nach Aussen bildet ein vorspringender Karnies die Fensterbrüstung, zu unterst mit einem Perlenstabe geschmückt, in welchem stets eine länglich elliptische mit drei kugelförmigen Perlen wechselt. Es dürfte schwer sein, die Bestimmung dieser zwei isolirten Räume anzugeben. Als Sitz der Aebtissin und Priorin dürften sie doch zu eng und zu ungünstig gelegen sein. Als Strafcellen erscheinen sie zu sehr geschmückt. Vielleicht dienten sie einigen Reclusen als beständiger Aufenthalt.

Der Münsterkirche in Essen ganz eigenthümlich ist nun ferner alles Uebrige, was noch von der Verbindung des genannten Polygonbaues mit der Kirche vorhanden ist. Zunächst, wie schon gesagt wurde, wird jenes Polygon durch die Fortsetzung der Seitenschiffe begleitet, von denen jederseits ein grosser Rundbogen es trennt. Letzterer, wie die beim ganzen westlichen Chore allein zur Geltung kommenden Profile beweisen, gehört noch der ursprünglichen Anordnung an, obschon auch hier die gothische Architektur des übrigen Langhauses später hinzugefügt ist. Doch erkennt man sogleich, dass die flache Nische, mit welcher jedes Seitenschiff im Obergeschosse nach Westen abschliesst, mit ihren je drei flachen Unternischen, einer entschieden älteren Periode angehört. Eine derselben enthält die Verbindungsthür mit der Treppe. Ein im Polygon vor der Nische vorübergeführter Umgang bildet den Zugang von hier aus einerseits zum Polygonbau, anderseits zu einem Gange, welcher auch jetzt noch vor den Fenstern eines jeden Seitenschiffes vorbeiführt. Dieser Gang ruht auf Gewölbezwickeln, welche vor den Wänden und deren Ecken der Art vorspringen, dass sie am Ende eines jeden Seitenschiffs die Grundform einer halben, in der Mitte geöffneten, achteckigen Kuppel bilden. Schon diese Anordnung hat etwas Auffälliges und Alterthümliches und scheint, wenn auch vielfach verstümmelt, doch im Wesentlichen alt zu sein. Dasselbe gilt von den drei Rundbögen über zwei Mittelsäulen (deren mittlerer Bogen etwas weiter und höher ist, als die zur Seite befindlichen), welche im unteren Geschosse hart neben der Wand angeordnet sind und dort gegenwärtig die Wandgallerie tragen. Zwar zeigt sich diese Anordnung gegenwärtig auf jeder Seite nur noch in dem ersten westlichen, seitwärts neben dem Polygone gelegenen Gewölbe, doch erkennt man auf der Nordseite noch in jedem ferneren Joche die Spuren der drei Bögen nebeneinander, und auch auf der Südseite war dies bis vor wenigen Jahren der Fall, wo eine sogenannte Restauration diese alterthümlichen Spuren völlig vernichtet hat. Es lässt sich demnach annehmen, dass jene nur noch im westlichsten Joche vorhandene Säulenstellung längs der Wände östlich bis zum Kreuze hin sich fortsetzte, wo wir wieder einer eigenthümlichen Anordnung begegnen. Die Südfronte des Südkreuzes wird hier, innerhalb der wenigstens jetzt nicht vor die äussere Fluchtlinie der Kirche vortretenden Mauer, von einer sehr flachen, aus drei Seiten bestehenden Nische abgeschlossen, welche der westlichen der Seitenschiffe in deren oberem Geschosse sehr ähnlich gebildet ist. Im Kreuze wird aber eine jede der schrägen Nebenseiten durch eine kleine Halbrundnische eingenommen, während, wenigstens jetzt, eine Thür

das mittlere Feld durchbricht. Es ist zweifelhaft, ob der grosse Rundbogen, welcher die ganze Anordnung in Höhe des unteren Geschosses gegenwärtig abschliesst, alt ist; wahrscheinlich nicht. Der nördliche Kreuzarm wurde, wie eine neuere Aufdeckung erkennen lässt, auf seiner Nordseite eben so abgeschlossen, doch ist das Mauerwerk hier nur 4 Fuss hoch erhalten und dessen oberer Abschluss daher hier noch weniger sicher zu erkennen, da ein späterer Umbau dieses Gebäudetheils, wo sich der spätere Gräfinnenchor befand, das Uebrige zerstört hat, und auch jener ältere Rest erst neuerlich wieder aufgefunden wurde.

Jenseit des Kreuzarmes der Südseite bildet ein quadratischer Raum den östlichsten Abschluss der Abseite; Zwickelgewölbe bilden hier eine ähnliche halbachteckige Kuppelnische wie jene am Westende jedes Seitenschiffs befindliche; doch ist die ursprüngliche Anlage dieses ganzen Bautheils sehr dunkel. Es ist nur zu bemerken, dass daselbst gegenwärtig, an der Ostseite, der Zugang zu der unter dem Altarhause befindlichen Krypta beginnt, und dass die Anordnung der Nordseite, vor Einrichtung des Gräfinnenchors, entsprechend gewesen sein wird.

Wenn wir Ursache haben, alle bisher beschriebenen Theile als Reste eines und desselben Baues zu betrachten, und wenn dieselben eine Ausdehnung desselben zeigen, welche der der jetzigen Kirche fast völlig entspricht, so ist es doch schwierig, sich ein ganz genaues Bild von derselben zu machen, da, mit Ausnahme der westlichen Theile, nur wenige Reste und diese nicht in bedeutender Mauerhöhe, und auch diese nur noch sehr verstümmelt, übrig geblieben sind. Dass die Kirche ein Hauptschiff mit zwei Abseiten zeigte, ist deutlich. Wahrscheinlich ist es, dass letztere mit Emporen versehen waren, zu denen man von den Emporen des westlichen Polygonbaues aus gelangen konnte. Jedenfalls fand dies im westlichen Quadrate statt, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass jene eigenthümlichen halbachteckigen Kuppelgewölbe, welche dort noch vorhanden sind, ehemals ein in der Mitte mit achteckiger Oeffnung durchbrochenes Gewölbe bildeten, das, ehemals wohl mit einem Gitter versehen, eine Durchsicht gewährte, um vielleicht vom Nonnenchore herab einen der im Seitenschiffe vorhandenen Altäre zu sehen. Aehnlich scheint die östlichste Abtheilung hinter dem Kreuze gewesen zu sein. Auch die gleichmässige Anordnung der gekuppelten Blendarkaden längs der Seitenschiffe scheint auf eine Empore, und zwar über der gewölbten Abseite hinzudeuten, wie eine solche für ein Nonnenkloster angemessen war. Ob sie selbst oder gar das Mittelschiff gleichfalls überwölbt waren, lässt sich beim Mangel aller Anhaltspunkte eben so wenig bestimmen, wie die Frage, ob das Mittelschiff, wie doch wahrscheinlich, höher hinaufreichte, und wie etwa die Gestalt und der östliche Abschluss des Altarhauses beschaffen gewesen sein mögen.

Die Architektur des Aeusseren zeigt folgende Eigenthümlichkeiten. An der Westseite der Abseiten befand sich, deren oberem Geschosse entsprechend, eine Anordnung von flachen Wandpfeilern, welche ein grades Gebälk stützten. Sie traten ohne Basis aus dem unten um eben so viel stärkeren Mauerwerke hervor und endeten mit einem Kapitäle, das zwischen

dem ionischen und compositen zwischen inne zu stehen schien; doch hatte es im Herbste 1847, als ich diese Anordnung zuerst entdeckte und zeichnete, bereits sehr gelitten; desgleichen das Palmettenornament, welches den Architrav schmückte. Seitdem ist bei der sogenannten Restauration diese ganze Anordnung so völlig weggemeisselt worden, dass man auch keine Ahnung ihres ehemaligen Vorhandenseins mehr haben kann; und doch war sie sehr eigenthümlich und charakteristisch, so dass anderwärts kaum etwas Aehnliches gefunden wird.*) Diese Anordnung war zugleich ein neuer Beweis, dass die Abseite, wenigstens an dieser Stelle, ein oberes Geschoss hatte.

Die Treppenthürmchen, welche diese Abseiten von dem Mittelbau trennen, zeigen**) nach Aussen eine achteckige Form, doch treten nirgend charakteristische Details hervor. Die Geschosse sind durch einfache Schrägen abgesetzt, und sehr kleine Rundbogenfenster geben der Wendeltreppe ein mässiges Licht. Lissenenartige Wandpfeiler, welche das oberste runde Geschoss umkränzen, hören ohne oberen Abschluss unvollendet auf, und sind wohl, mit dem ganzen oberen Geschosse, ein nicht gleichzeitiger Abschluss. Die spitzen Kegeldächer wurden, bis zur neuesten Veränderung, durch sehr zierlich gebildete gothische Blumen aus Blei gekrönt.

Die achteckige, den Mittelbau krönende Kuppel ist bereits oben erwähnt. Ihre Grundform***) ist, da sie sich den Hauptmaassen des unteren Westchores anschliessen musste, bedeutend weiter von Nord nach Süd, als von Ost nach West gestreckt. Dass auch hier je zwei Wandpfeiler, wie in Aachen, eine jede Ecke des Polygons begleiten und dass hier das in Aachen bereits fehlende Gesims noch vorhanden, ist gleichfalls bereits gesagt worden. Abweichend von Aachen ist es, dass die Wandpfeiler in Essen nicht in ihrer Mitte den strebepfeilerartigen Absatz haben; Essen zeigt hiebei eine Rückkehr zu der älteren römischen Form, während Aachen in dieser Beziehung bereits ein wichtiges Princip der gothischen Architektur vorbildet.

Wenn aber in Aachen einfache Rundbogenfenster die Felder einer jeden Seite durchbrechen, um dem Tambour der Kuppel Licht zuzuführen, so öffnet sich in Essen jederseits ein von einem grösseren Blendbogen umgebener Doppelbogen mit einer Mittelsäule. An sich kann man diese Form, welche bereits in S. Vitale zu Ravenna erscheint, nicht eine Neuerung nennen; sie scheint aber doch im Occident bis dahin wenig oder gar nicht weiter zur Anwendung gekommen zu sein, weshalb man sie an dieser Stelle gewiss als eine Neuerung, im Gegensatze zu Aachen, bezeichnen kann. Einen noch bei Weitem vorgeschritteneren Charakter bezeichnet aber die kreisförmige Durchbrechung des oberen Bogenfeldes. Eine

---

*) Seit 1848 vollführen die katholischen Kirchen ihre Bauten, zu denen sie keines Zuschusses aus Königlichen Kassen bedürfen, ohne die Controlle der Königlichen Behörden. Der genannte Restaurationsbau war in dieser Weise geschehen und dessen Ausführung deshalb zur Kenntniss des Königlichen Conservators der Kunstdenkmäler zufällig erst dann gekommen, als der grösste Theil des Aeusseren bereits völlig über- und umgearbeitet worden war. Altes ist daran nur noch wenig zu entdecken. Die Kosten des Voranschlags haben nicht zur Hälfte ausgereicht, weshalb man nun nachträglich um Zuschuss aus Königlichen Kassen gebeten hat, und deshalb jetzt erst ein regelmässiger Geschäftsgang eingeleitet ist.

**) S. die Ansicht Bl. II.

***) S. den Grundriss der Kuppel auf Bl. I. Fig. 5.

solche systematische Durchbrechung der ganzen Gruppirung in zwei kleinere Rundbögen und darüber befindliche Rosette zeigt schon deutlich das in der gothischen Baukunst sich vollendende Princip der Massentheilung an. Dass aber hier nicht etwa von einem späteren Zusatze die Rede ist, zeigt das unveränderte Mauerwerk, noch mehr aber beweisen es die Details, welche auch hier völlig dieselben sind, wie im Innern des westlichen Chors: dieselbe Form der Kämpfer und dasselbe verkürzte korinthische Kapitäl, die attischen Basen noch ohne Eckblätter. (Fig 2.)

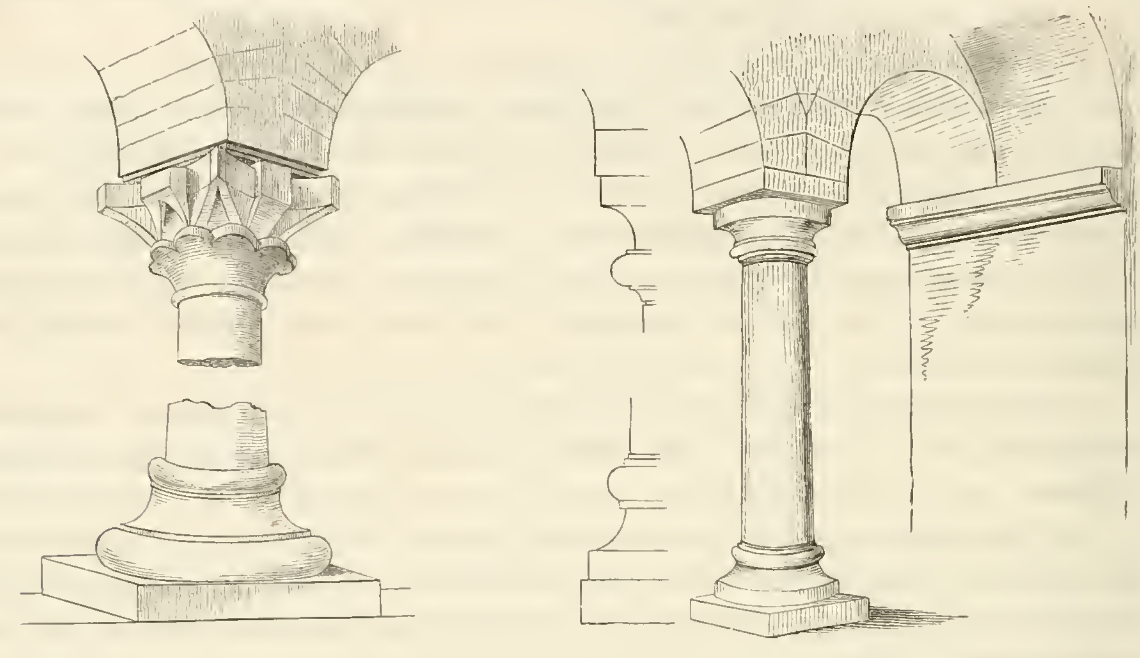


Fig. 2. Fig. 3.

Bei Gelegenheit der neuesten Umbauten wurden unterhalb des Achtecks, auf den drei ursprünglich freien Hauptseiten des Oberbaues, die bis dahin vermauerten Rundbögen geöffnet, deren Anordnung und Grösse völlig den obengenannten entspricht, nur dass die obere kreisrunde Oeffnung des Bogenfeldes hier fehlt, und dass Kapitäle und Basen der Säulen von jenen völlig verschieden sind. Beide sind unter sich ganz gleich profilirt, nur dass sie umgekehrt gegen einander gerichtet sind. (Fig. 3.) Der dem Untertheile des gekuppelten Bogens bündige quadratische Abakus wird durch eine im Grundrisse runde, etwas convexe Platte getragen, welche durch eine stark eingezogene halbe Hohlkehle sich mit dem dieselbe abschliessenden Rundstabe verbindet. Eine kleinere Hohlkehle, welche diesen Rundstab wieder mit dem Säulenschafte verbindet, ist der einzige Unterschied, welcher das Kapitäl vor der Basis auszeichnet, bei der die untere viereckige Plinthe dem oberen Abakus entspricht. Die Kämpfer der Seitenpfeiler weichen von den anderen, welche in der Kirche herrschen, nicht ab.

Unterhalb dieser Fenstergruppe öffnet sich eine andere, aber nur an der westlichen, dem Vorhofe zugekehrten Seite. Hier werden aber drei kleinere Rundbögen über zwei Säulen durch den grösseren Blendbogen umfasst. Auch hier fehlt eine obere Durchbrechung

des Bogenfeldes, und die Kämpfer der Seitenpfeiler so wie die Basen der Säulen entsprechen gleichfalls denen des übrigen Baues. Die Kapitäle dagegen zeigen bereits völlig die bekannte Würfelform, nur dass sie sich durch geringe Höhe und verhältnissmässige Ausladung vor anderen auszeichnen, so dass sie fast an die dorische Kapitalform erinnern. (Fig. 4.) Wir haben es hier offenbar mit einer sehr primitiven Bildung dieser für die deutsch-romanische Baukunst höchst bedeutenden Architekturform zu thun, welche mir in dieser eigenthümlichen Weise in Deutschland nur noch einmal, in dem westlichsten der drei Säulenpaare der gleichfalls hochalterthümlichen Krypta des Münsters zu Emmerich, vorgekommen ist, wo der Vergleich mit der dorischen Säule noch durch die Cannelirung des Schaftes verstärkt wird.

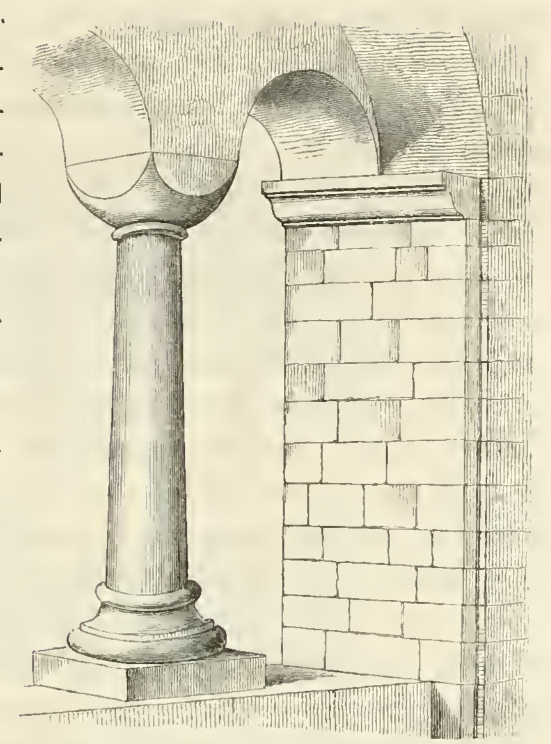


Fig. 4.

Fassen wir nun das Gesammtbild dieser ältesten Bauanlage zusammen, so werden wir, bei den vielfachen Analogien, welche sie mit dem Münster zu Aachen hat und welche die unmittelbare Nachahmung des so bedeutenden Vorbildes nicht verkennen lassen, doch zugleich die Freiheit und künstlerische Fortführung des Essender Baumeisters nicht verkennen. Wer das Aachener Vorbild nicht kennt, würde glauben, das Ganze sei als ein einziger Guss aus dem Haupte seines Erfinders hervorgegangen, so harmonisch stimmen alle Theile zusammen. Wie geistreich ist die Anordnung des halben Polygons und wie geschickt für das Aeussere dennoch die des vollen Achtecks gewonnen. Die Reste des Langhauses lassen die auch hier gewiss nicht fehlende Meisterschaft leider nur ahnen. Wie roh ist, im Vergleiche hiemit, die Nachahmung der Kapelle Karl's des Grossen in der Kirche des Jungfrauenklosters zu Otmarsheim im Elsass. Hier finden wir eine völlige, man möchte sagen sklavische Copie des Originals. Nur ist der Maassstab verjüngt worden, und sind, der Erbauungszeit im XI. Jahrhundert entsprechend, durchgehend Würfelkapitäle an Stelle der korinthischen und rohe Schmiegenprofile der Gesimse an Stelle der eleganteren Karniesformen getreten.

Wenn uns die dem übrigen Baue entsprechende Anlage des Altarhauses unbekannt blieb, so zeigt doch die unter dem Osttheile der Kirche gelegene Krypta*) einen gleichfalls sehr alten Bautheil, obschon er das Alter der vorgenannten Reste nicht völlig erreicht. Sie zerfällt, ausser einigen Verbindungsräumen, in zwei Haupttheile, deren westlicher nur der

*) Bl. I. Fig. 6 giebt den Grundriss der Krypta, Fig. 9 den Querdurchschnitt der östlichen Abtheilung derselben in doppeltem Maassstabe.

Breite des Mittelschiffs entspricht und auf vier viereckigen Pfeilern ruht, die unter sich und mit den Seitenschiffen durch rundbogige Kreuzgewölbe verbunden sind. Letztere enthalten zu beiden Seiten kleine Rundbogennischen. Zwei grosse Pfeilermassen, welche östlich daran stehen und sowohl seitwärts, wie in der Mitte einen Zugang gewähren, trennen jenen westlichen Theil von dem östlichen, der die ganze Breite der Kirche einschliesslich der Seitenschiffe einnimmt. Vier in eine Reihe gestellte Pfeiler scheiden diese Abtheilung der Krypta in einen breiteren westlichen und einen schmaleren östlichen Gang. Nach der entgegengesetzten Richtung liegen je in der Mitte und längs der Nord- und Südseite breitere Gänge; zwei schmalere dazwischen trennen dieselben. Letztere stossen westlich gegen die schon genannten Pfeilermassen, welche den beiden gothischen Rundpfeilern des oberen Chors zum Auflager dienen. Ihre Fronte gegen den östlichen Theil der Krypta ist etwas schräg gestellt und mit einer Rundbogennische versehen. Es scheint, dass diese Schräge mit der jetzigen oder einer früheren Anordnung des oberen Chorschlusses zusammenhängt, doch ist die Sache gegenwärtig, bevor nicht das Mauerwerk vom Putze befreit wird, nicht leicht aufzuklären.

Alle Gewölbe der Krypta, des westlichen Theiles nicht minder wie des östlichen, bestehen aus einfachen Kreuzgewölben ohne Steigung, Busen und Rippen, zwischen Rundbogengurten. Die der Süd- und Nordwand zunächst gelegenen quadratischen Felder des grossen Querganges der östlichen Abtheilung öffnen sich nach dem darüber gelegenen Chore in Form eines Achtecks von der Weite des Quadrats, so dass nur die schrägen Seiten durch Gewölbezwickel unterstützt werden. Diese durch ihr oberes Gesims als ursprünglich charakterisirte Anordnung diente zweifellos den im oberen Chore Versammelten zur Beiwohnung der in der engen Krypta zu feiernden Gottesdienste. Die Oeffnungen sind mit Gitterwerk überdeckt und erinnern lebhaft an die verwandten Anordnungen in den späteren Doppelkapellen fürstlicher Schlösser. Da ein Theil der zu überspannenden Felder der östlichen Krypta breitere Maasse wie der andere Theil hat, so war es nicht möglich, dieselben durch Rundbögen von derselben Spannung zu verbinden. Da man aber nur Rundbögen anwenden wollte, wahrscheinlich auch keine andere Bogenform kannte, so nahm man die grössere Höhe der weiteren Spannungen als Normalhöhe an und glich den Unterschied mit denen der kleineren Spannungen dadurch aus, dass man letztere gleichfalls bis zu der Scheitelhöhe der grösseren Höhen emporhob, und die kleineren Bögen zu unterst durch einen Rundstab abschloss, zwischen welchem und dem Kämpfer der Pfeiler sodann ein würfelförmiger Aufsatz den Unterschied der Höhen ausglich. Dieselbe Formbildung erscheint über den Würfelkapitälen der unter Erzbischof Anno II. gleich nach der Mitte des XI. Jahrhunderts erbauten Krypta von S. Georg zu Cöln, doch bilden sie hier rein würfelartige Aufsätze, da die Gewölbe alle dieselbe Spannung und Höhe haben.

Sowohl die vier Mittelpfeiler, als auch alle Wandpfeiler, welche den von ihnen ausgehenden Gurtbögen entsprechen, zeigen das schon oft genannte Karniesprofil, das auch im westlichen Polygon vorherrscht; bei den Pfeilern erscheint es in der auch dort vorkommenden erweiterten Form, mit einem untergelegten Anlaufe. (Fig. 5.) Die Basis der freien

Pfeiler ist eine sehr schräge Schmiege mit je zwei kleinen Plättchen darüber und darunter. Auch die freien Pfeiler im Untergeschosse des westlichen Polygons haben eine schräge Schmiege als Basis.

Diese Detailformen zeigen noch grosse Verwandtschaft mit denen des Westbaues. Dies wird noch durch einen Doppelbogen erhöht, welcher, über einer Mittelsäule ruhend, zwei Blenden vor jeder Front des von Nord nach Süden sich erstreckenden breiteren Querganges bildet, innerhalb deren sich, gegenwärtig wenigstens auf der Südseite, zwei Fenster befinden, welche aber jetzt durch ihre Spitzbogenform den späteren Ursprung verrathen. Auch soll eine genauere Untersuchung des Mauerwerks die spätere Einfügung dieser Blendbogenstellung erwiesen haben. Dieselbe zeigt eine grosse Uebereinstimmung der Anordnung und der Details mit den Blendbögen am Westende der Seitenschiffe; ihre jetzige Anordnung, vorausgesetzt, dass die genannte Thatsache richtig ist, wäre dann als eine directe Nachahmung jener älteren Anordnung zu erklären, welche, wie wir oben zeigten, ehemals die Seitenschiffe durchgehend geschmückt haben wird, und ist vielleicht nach Zerstörung dieser Anordnung aus deren Fragmenten zusammengesetzt worden.

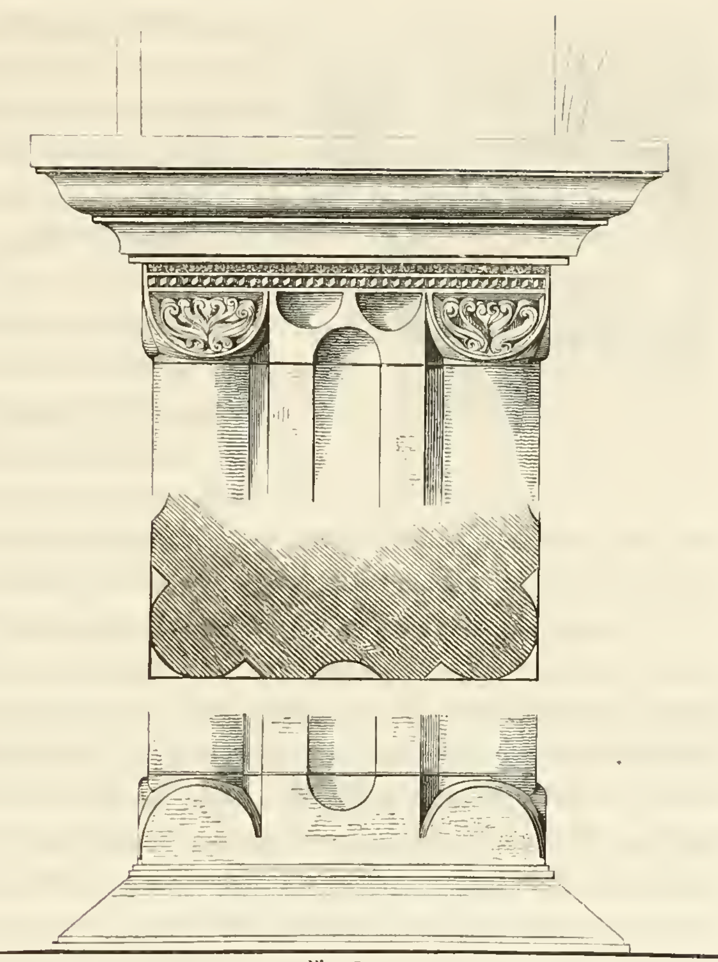


Fig. 5.

Ausser diesen Uebereinstimmungen mit jenem älteren Baue zeigt die übrige Ausbildung der freien Pfeiler einen von dem des westlichen Baues wesentlich verschiedenen Charakter. (Fig. 5.) Der Körper derselben, mit Ausnahme der schon genannten Basen und Krönungen, ist zum Achteck abgeschrägt, doch so, dass eine Halbsäule sich jeder schrägen Seite vorlegt und durch die bekannte Form des Würfelkapitäles gekrönt wird, deren halbkreisförmige Schilde den Uebergang zur viereckigen Hauptform der Pfeiler wieder herstellen. Dieselbe Form wiederholt sich zu unterst als Basis in umgekehrter Stellung, doch mit dem Unterschiede, dass bei letzterer sich keinerlei weitere Ausbildung befindet, während die gestürzten Halbkreise der Kapitäle mit einem aus der Tiefe herausgearbeiteten und sehr

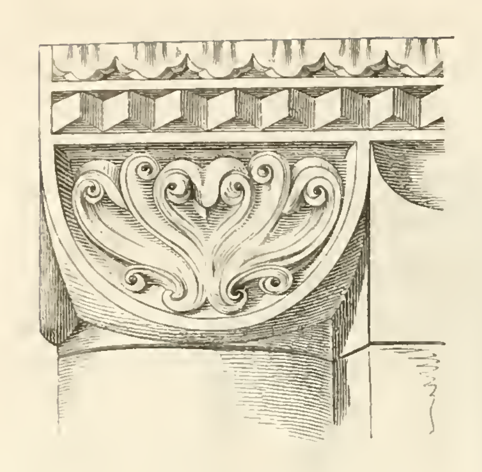


Fig. 6.

eigenthümlich gebildeten palmettenartigen Blattwerke versehen sind. (Fig. 6.) Jede der vier Hauptseiten der Pfeiler ist ausserdem noch mit einer flachen Hohlkehle gereifelt, welche nach oben halbkreisförmig ausläuft. Oberhalb und zu beiden Seiten dieser Endigung nehmen zwei halbkreisförmige Schilde, kugelförmig ausgehöhlt und die Sehne nach oben gerichtet, den leeren Raum jeder Hauptseite unterhalb der Hauptkrönung ein. Letztere zeigt unterhalb des vorspringenden Profils zwei ornamentirte Streifen, welche auf grader Grundfläche, nur durch einen schmalen Steg von einander und von der übrigen Umgebung getrennt, auf dem unteren ein vor- und zurücktretendes Muster, auf dem oberen dagegen ein einfaches herabhängendes Blattwerk durch Vertiefung aus der Fläche herausgearbeitet zeigen.

Nächst diesem merkwürdigen Bautheile betrachten wir den der Münsterkirche gegen Westen vorliegenden und sie mit der S. Johanniskirche verbindenden Vorhof. An der Nord- und Südseite befindet sich eine Bogenstellung, den mittleren Raum frei lassend. Die Breite des letzteren entspricht der des Mittelschiffes, die der Hallen der Breite der Seitenschiffe. Ausser einem starken Wandpfeiler, mehr als quadratisch im Grundrisse, welcher vor der Mitte der Wendeltreppenthürme vortritt, wird jede Halle durch vier Säulen und die sie verbindenden Rundbögen gebildet; von der vierten Säule bis zur Johanniskirche hin ist der Zwischenraum geringer, so dass der Rundbogen hier durch die jetzige Kirchenwand unterbrochen wird. Offenbar erstreckte sich die Arkade ehemals wenigstens um die volle Bogenweite weiter gegen Westen hin, ehe diese Anordnung durch den späteren gothischen Bau der jetzigen S. Johanniskirche verstümmelt wurde. Die Säulen selbst erheben sich über attischer Basis ohne Eckblätter in eleganter Verjüngung zu den ziemlich weit ausladenden Würfelkapitälen. Diese zeigen noch die ältere Form der gestürzten Halbkugel, mit den vier halbkreisförmigen Feldern der vier Hauptseiten, zu oberst durch das in den übrigen älteren Theilen der Kirche so oft vorkommende einfache Karniesgesims gekrönt. Die Bögen selbst zeigen kein Profil oder sonstiges Detail. Ein modernes Obergeschoss über diesen Hallen ist neuerlichst abgebrochen. Von Unkenntniss der entsprechenden Formbildungen zeigt es, dass man die Hofseite einer jeden Arkadenstellung seitdem mit einem Rundbogenfriese geschmückt hat, von dessen ehemaligem Vorhandensein auch nicht die geringste Andeutung vorhanden war. Die südliche Aussenmauer lässt noch die Spuren einer vermauerten Rundbogenthür nächst der Münsterkirche, und in dem weiteren westlichen Felde und höher aufwärts die von fünf kleineren gekuppelten Rundbögen erkennen, wobei es gegenwärtig ungewiss ist, ob sie als Fensteröffnungen, oder als Nischen dienten; doch ist Letzteres wahrscheinlicher, da die vom Hofe aus völlig erleuchteten Hallen keiner Fenster bedurften. Der Bogen der alten Thür zeigt einen Wechsel farbiger Steine. Die jetzige moderne Thür mit

reicher Renaissance-Einfassung ist vor der Mitte der Wand angeordnet und hat dadurch einen Theil der älteren Wandbogen- oder Nischenstellung zerstört. Die Höhe der Hallen reicht bis zum Beginne der zweiten Säulenstellung des Obergeschosses im Westchore hinauf, und diente von Anfang an, wie noch jetzt, um den Zugang zu den an ihrem Ostende gelegenen und in die Seitenschiffe führenden Hauptthüren der Münsterkirche zu vermitteln. Westlich stehen sie ebenso mit den Seitenschiffen der jetzigen S. Johanniskirche in Verbindung.

Diesen kunsthistorisch gewiss höchst bedeutenden und hochalterthümlichen Bautheilen gegenüber treten alle übrigen, wie schon am Anfange gesagt wurde, an Bedeutsamkeit zurück. Am Kreuze zeigen die vielgegliederten Pfeiler Ecksäulchen mit Kapitälen, deren Ornamentik in gewöhnlicher romanischer Weise von zierlichem Blattwerk und Bestien zusammengesetzt ist. Rundbögen herrschen hier vor. Die Deckgesimse sind denen der älteren Theile mit ausladendem Karniese und untergelegter Hohlkehle völlig nachgebildet; ein merkwürdiges Beispiel, wie Lokalformen Jahrhunderte lang sich fortpflanzen. Aber dieser ganze Bautheil scheint selbst nur Rest einer grösseren Anlage gewesen zu sein, die nach Zerstörung der älteren entstand, und einer noch späteren in ihren Haupttheilen weichen musste. Sie ist gegenwärtig an sich ziemlich unklar und bietet wenig Interesse dar. Der östlich angrenzende, schon oben erwähnte Chorbau, so wie das Wesentliche des jetzigen Langhauses, sind, wie gleichfalls schon ausgeführt wurde, in gothischem Style erbaut. Dieser erscheint überall noch in zierlicher Reinheit, namentlich im Altarhause, wo die Profile der Gurtungen und Rippen sich in edlen Schwingungen bewegen; weniger im Langhause, wo bei diesen Formen und auch bei der nüchternen Bildung der nackten Kelchkapitäle bereits weniger edle Profile hervortreten. Unmöglich wäre es jedoch nicht, dass etwa die Gewölbe allein wesentlich jünger wären als das übrige Langhaus, und dass der ehemals vielleicht vorhanden gewesene Blattschmuck der Kapitäle bei einer der späteren Modernisirungen zerstört worden wäre, was durch die Doppeltheilung an den Kapitälen der Nordseite bestätigt werden möchte.*) Wahrscheinlich ist mir Letzteres jedoch nicht. Im Ganzen kann nur das frühere Urtheil wiederholt werden, dass alle diese zuletzt genannten Bautheile sich nicht über das Gewöhnliche erheben und keine besondere Beachtung erlangen würden, wenn sie sich nicht mit so edlen Bauresten, wie die vorgenannten, in solcher engen Verbindung befänden.

Der der Nordseite des Langhauses vorliegende Kreuzgang ist noch an drei Seiten erhalten; der nördliche Arm ward vor etwa 13 Jahren abgebrochen. Der westliche und südliche zeigen jeder sieben Fensteröffnungen der spätesten Gothik. Der letztere, neben der Kirche herlaufend, wird durch die in ihn hineinspringenden Strebepfeiler derselben unangenehm unterbrochen. Es dürfte daraus hervorgehen, dass zur Zeit, als das Langhaus erbaut wurde, an dessen Aussenseite sich kein Kreuzgangsarm befand, und als dieser, zugleich mit dem westlichen, in späterer Zeit errichtet wurde, konnte man die einspringenden Strebe-

---

*) Auf der inneren Ansicht Bl. III. sind dieselben zu sehen.

pfeiler nicht mehr entfernen. Dies dürfte noch dadurch bestätigt werden, dass der östliche, der Uebergangszeit angehörige Arm, jedesmal mit einer Mittelsäule innerhalb jeder seiner gleichfalls sieben Bogenöffnungen versehen, durch die etwas unregelmässige Anordnung der der Kirche zunächst befindlichen Abtheilung vermuthen lässt, dass er ehemals bis an die Kirchmauer fortlief.

Erwähnenswerth ist es noch, dass die Kirche noch gegenwärtig einen höchst bedeutenden Schatz alterthümlicher Reliquiarien und Geräthe aufbewahrt. Vier goldene, theils sicher, theils anscheinend dem X. und XI. Jahrhundert angehörige Crucifixe, welche aufs reichste mit Edelsteinen, Emaillen und Filigranarbeit geschmückt sind; eine gleich alte, mit Goldblech überzogene Statue der thronenden Maria mit dem Christuskinde, ein Evangeliarium mit einem der schönsten Elfenbeinschnitzwerke des XI. Jahrhunderts; die nicht weniger alterthümliche, mit Goldblech überzogene und reich ornamentirte Schwertscheide und das Schwert, mit dem die Schutzheiligen Cosmas und Damianus den Martyrtod erlitten haben sollen, sind als die ältesten besonders hervorzuheben. Dreizehn gothische Reliquienbehälter in Form der Monstranzen, mehrere dergleichen als Arme gestaltet, Kreuze, Kelche u. s. w. schliessen sich würdig an und geben der Goldkammer zu Essen, nächst dem Schatze zu Aachen, welcher allen anderen vorangeht, einen der ersten Plätze neben denen der Cither zu Halberstadt und Quedlinburg und neben den Schätzen von S. Blasien und Lüneburg zu Hannover, des Domes zu Hildesheim, den aus Trier stammenden zu Limburg a. d. Lahn und neben den zerstreuten ehemals Cölner Schätzen in Cöln und Darmstadt. Welchem der Preis zu ertheilen sei, möchte zweifelhaft sein.

Einer besonderen Beachtung bedürfen in Essen noch zwei grössere Kunstwerke: der grosse siebenarmige Leuchter von Erz, und eine 10 Fuss hohe, aus zwei Theilen bestehende Marmorsäule mit korinthischem Kapitäle, welche gegenwärtig leider in Stücken bei Seite gestellt, ehemals als Träger eines Kreuzes in der Kirche aufgerichtet stand. Die alterthümlichen Formen des ersteren deuten auf ein höheres Alter als das aller übrigen uns bekannt gewordenen gleichartigen Leuchter hin; die Inschrift am Fusse desselben lautet:

MAHTILD ABBATISSA. MEFIERHVSSIT ET ☉ XPCOS + *)

Nachdem wir die Anordnung der Kirche in ihren wichtigsten Theilen kennen gelernt haben, können wir es versuchen, die Zeit ihrer Entstehung näher zu betrachten. Vorher ist es aber nöthig, das Verhältniss, in dem sie zu einander stehen, genauer zu untersuchen.

Zunächst leidet es wohl keinen Zweifel, dass die zuerst beschriebenen Bautheile, nämlich der gesammte Westchor mit dem darüber emporsteigenden Octogone, so wie die

---

*) In dem Organ für christl. Kunst, 1852 Nr. 3 u. ff., befindet sich eine Aufzählung und Beschreibung obiger Kunstgegenstände, so wie eine Abbildung des Leuchters, als Copie einer andern, welche der verst. Bauinsp. v. LASSAULX Hrn. DIDRON mitgetheilt hatte, und die dieser nebst Beschreibung in seinen Annalen herausgegeben hat. Wir bedauern es, dass es seit einiger Zeit die Gewohnheit mehrerer Rheinischen Alterthumsfreunde ist, ihre Mittheilungen in französischen Journalen zu publiciren. Die Zeichnung ist übrigens einer auf Königl. Kosten angefertigten Zeichnung des Hrn. GREISS entnommen, dem wir auch eine vorzügliche Aufnahme der ganzen Kirche verdanken. Der Aufsatz über unsere Kirche im Organ für christl. Kunst 1851 No. 12 und 1852 Nr. 1. enthält sehr schlechte verkleinerte und kaum kenntliche Copien dieser Aufnahmen.

geringen Spuren am Langhause und Kreuze einer und derselben Zeit angehören. Ueberall sehen wir hier einen einzigen wohldurchdachten Gesammtplan, dessen Theile, so weit wir es noch beurtheilen können, in sehr organischem Zusammenhange mit einander stehen. Dabei zeigen die Details eine grosse Uebereinstimmung. Sie haben noch einen vorherrschend antikisirenden Charakter und stehen namentlich zu denen des Münsters in Aachen in sehr nahem, aber abhängigem Verhältnisse. Nur die unteren Fensterblenden des Kuppelbaues weichen hiervon einigermaassen ab, doch lassen die völlig gleiche Structur des Mauerwerks umher und die völlig gleiche Anordnung der Bogengruppen so wie der Kämpferprofile die Annahme einer späteren Hinzufügung nicht zu.

Auch in der östlichen Abtheilung der Krypta erkannten wir namentlich die Uebereinstimmung der Kämpferprofile mit denen des ebengenannten Haupttheils der Kirche. Doch reicht diese Uebereinstimmung nicht aus, um die Gleichzeitigkeit beider darauf zu basiren, indem dasselbe Profil nachweislich seit Karl's des Grossen Zeit bis einschliesslich zum XI. Jahrhunderte vor allen anderen herrscht.*) Der Beweis, der aus der Uebereinstimmung der kleinen Blendarkaden mit den korinthischen Säulen, mit ähnlichen Bogenstellungen des Westbaues herzuleiten wäre, ist nicht zu führen, da die spätere Hinzufügung der ersteren mehr als wahrscheinlich ist; auch würde sie sich, wenn sie dem ursprünglichen Baue der Krypta angehörten, durch Benutzung älterer Fragmente sehr wohl erklären lassen. Dagegen lässt die so sehr eigenthümliche Bildung der freistehenden Pfeiler der Krypta nicht wohl die Annahme zu, dass sie dem westlichen Chorbaue gleichzeitig sei, dessen alterthümlich antikisirender Charakter doch nicht blos auf die Nachahmung des karolingischen Originals geschoben werden kann: die ionischen Säulchen des inneren Einbaues, die Wandpfeiler mit gradem Gebälk am Aeussern der Seitenschiffe vertragen sich nicht wohl mit der Annahme, dass jene schon sehr prononcirt mittelalterlichen Bildungen der Krypta einer und derselben Zeit das Dasein verdanken sollten. Man könnte zwar noch einwenden, dass hier wie dort die Form der Würfelkapitäle zur Anwendung kam. Es ist aber schon anderwärts nachgewiesen**), dass diese Hauptordnung der romanischen Baukunst in Deutschland daselbst sich in verschiedenen Jahrhunderten, in vollster Ausbildung vom XI. bis XIII. Jahrhundert nachweisen lässt, in Andeutungen selbst schon im X. Es ist deshalb der Unterschied, welcher in der, so zu sagen, noch schwachen Andeutung dieses Kapitäls am Westbaue, im Gegensatze zu der schon spielenden Anwendung in der Krypta stattfindet, wohl zu beachten. Letztere Bildung möchte ich sogar als eine schon über ihre Zeit hinüber greifende, spätere Formen vorbildende bezeichnen.

Haben wir das Verhältniss dieser beiden Haupttheile gegen einander festzustellen gesucht, so ist die Thatsache eine sehr erfreuliche, dass über die Erbauungszeit der Krypta kein Zweifel stattfindet. Sie ist von der um das Stift vorzugsweise hochverdienten Aebtissin

---

*) S. des Verf. Aufsatz zur Chronologie der älteren Bauwerke Cölns, in den Bonner Jahrb. X. und XIII. Auch sahen wir oben, wie dasselbe Profil noch bei dem spätromanischen Kreuze zur Anwendung kam.

**) S. das. a. a. O

Theophanu (1039—1054) errichtet worden. In einem auf alten Nachrichten beruhenden Verzeichnisse der Aebtissinnen bei Herm. Stangefol, Annales Circuli Westph. Col. 1656. II. 154, heisst es von der 13. Aebtissin: Theophania Palatini Erenfridi et Mechtildis ducissae filia, quae circa annum 1051 cryptam Ecclesiae aedificavit. In einem Catalogus Abbatissarum, welchen die Aebtissin Francisca Christina, geb. Pfalzgräfin, im Jahre 1726 anfertigen liess, als Einlage des ursprünglichen Bücherdeckels des alten, von der genannten Theophanu geschenkten Evangeliarums, steht sie gleichfalls als die dreizehnte genannt: Theophanu seu Theophana Ezelini Com. Palatini et fundatoris Abbatiae in Brauweiler filia. electa 1039. fuit praeposita in Rollinghusen et exstruxit cryptam in eadem. sep. ante altare S. Jacobi. Allerdings ist letztere Ausdrucksweise nicht ganz präcis, wie denn überhaupt dieser Catalog an Schärfe viel Mangel leidet. Dass aber die Krypta der Münsterkirche hierunter verstanden ist, erkennt man daraus, dass der Hauptaltar derselben dem genannten Heiligen gewidmet war. Zu beachten ist auch die Stelle in dem kurz vor ihrem Tode († 5. März 1054) abgefassten Testamente der Theophanu, worin sie zur Beleuchtung verschiedener Kirchen Bestimmmungen trifft. Hier folgt die Beleuchtung der Krypta sogleich hinter der der Münsterkirche: lumina nocturnalia. Unum ad monasterium. Aliud in criptam. Tertium in capellam abbatisse. etc.*) Wenn nach allem diesem an der Thatsache der Errichtung der Krypta durch jene Aebtissin schon früher um so weniger gezweifelt werden konnte, als die Architektur der Krypta und deren Details in vollster Uebereinstimmung mit den anderwärts für die Mitte des XI. Jahrhunderts festgestellten Bildungen standen, namentlich mit denen in Cöln, welche Stadt damals einen so überwiegenden Einfluss auf die Ausbildung der Kunst vorzugsweise in Niederdeutschland ausübte, und zu dessen Sprengel namentlich auch Essen gehörte, so ist neuerlich jeder Zweifel durch Aufdeckung einer Inschrift gelöst, welche sich an einem Wandpfeiler, nördlich neben dem Altare befindet. Sie lautet mit Auflösung der Abbreviaturen: Anno incarnacionis dominicae Mille. L. I. indictione III. V idus Septembris dedicatum est hoc oratorium a venerabili archiepiscopo Herimanno precatu nobilissimae sororis suae Theophanu abbatissae.**) Die Inschrift war durch Tünche verdeckt und ist nach Wegnahme derselben erst neuerlichst wieder zum Vorscheine gekommen. Sie trägt alle Kennzeichen der Gleichzeitigkeit an sich. Aehnliche Inschriften an anderen Wandpfeilern der Krypta nennen die in derselben niedergelegten Reliquien.

Die Regierung der hier genannten Aebtissin Theophanu war für die glanzvollere Ausstattung der Essender Kirche vorzugsweise günstig, da das eine der schönen goldenen Kreuze, das am reichsten ausgestattete, nicht minder das Evangeliarium mit dem herrlichen Elfenbeinschnitzwerke, gleichfalls mit ihrem Namen bezeichnet sind.***) Sie gehörte dem Hause der Pfalzgrafen aus dem Hause Brauweiler an, deren Familienstiftung noch jetzt in

*) S. Lacomblet I. 190.

**) S. ein Facsimile der Inschr. im Correspondenzbl. des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine I. S. 37.

***) S. Organ f. christl. Kunst a. a. O. 1852. Nr. 3.

der prachtvollen Abtei dieses Namens vorhanden ist, mit einzelnen Theilen (Krypta), welche in jene Zeit zurückgreifen. Sie war durch ihre Mutter die Enkelin Kaiser Otto's II. und der griechischen Theophanu, deren Kunstsinn auf die gleichnamige Enkelin sich vererbt zu haben scheint. Das kaiserliche Blut, das in ihren Adern floss, schien sie und ihre Familie, die aber bald nach ihr ausstarb, über die anderen hervorragenden Geschlechter jener Zeit emporgehoben zu haben.

Die Arkaden des Vorhofes stimmen in der Architektur der Säulen und ihrer Details so sehr mit anderen bekannten Bauwerken jener Zeit, namentlich in Cöln und dessen Umgegend überein, dass ich nicht anstehe, auch diesen Bau unserer für die Verschönerung ihrer Kirche so thätigen Aebtissin zuzuschreiben. Dass er in keinem Falle dem Westbaue gleichzeitig ist, erkennt man daraus, dass das Mauerwerk dem des letzteren nicht organisch verbunden, ihm vielmehr erst später hinzugefügt ist. Auch durch den Umstand lässt sich die spätere Errichtung nachweisen, dass die Dächer dieser Hallen, auch in ihrer ursprünglich geringeren Höhe, die oftgenannte Pilasterarchitektur an der Westseite der Nebenschiffe, welche man offenbar sehen sollte, in unorganischer Weise verdeckten. Dagegen ist es wohl möglich, dass die drei gekuppelten, jetzt auf Consolen von späterer Bildung ruhenden Rundbögen vor der Westfronte des Mittelbaues, in dessen unterem Theile, noch die Ansätze einer älteren Bogenstellung sind, welche vorher den Vorhof umgab.

Nach der noch vorhandenen Stiftungsurkunde*) ward das Jungfrauenkloster Essen vom Bischofe Alfrid von Hildesheim auf seinem eigenen Grund und Boden errichtet. Nachdem er die Kirche erbaut, das Kloster ausgestattet und Papst Sergius die Stiftung bestätigt, stellte er im J. 874, bei Gelegenheit der zu Cöln stattgefundenen Einweihung des dortigen Domes, die urkundliche Beglaubigung seiner Stiftung aus.

Wenn wir wissen, dass Karl's des Grossen Münster zu Aachen im Wesentlichen von 796 bis 804 errichtet wurde, so scheint es damit wohl übereinzustimmen, dass die ihm so sehr entsprechende Architektur der Essender Kirche um 70 Jahre jünger sein mag. Es müsste sogar als ein sehr erfreulicher Umstand betrachtet werden, dass wir in unserer Münsterkirche ein sicher beglaubigtes Werk der späteren Karolingerzeit, aus der zweiten Hälfte des IX. Jahrhunderts besassen, für die uns sonst jeder feste Anhalt fehlt.

Die Sicherheit dieser Datirung wird aber durch eine Urkunde vom J. 947 erschüttert, durch welche König Otto I. der Aebtissin Hadewig alle Schenkungen der früheren Könige u. s. w. bestätigt, deren Urkunden bei dem Brande des Münsters zu Grunde gegangen seien: . . . Insuper et regum aliorumque fidelium traditiones illuc collatas quarum auctoritatis scripta deflagrato prefato monasterio ignis exeserat . . . . roboramus.**) Dasselbe geschieht durch Papst Agapitus (946 erwählt): privilegium a predecessore Zacharia . . . . concessum, quod flammarum adustione c. predicto monasterio combustum est.***) Es ist hiebei der

*) Bei Lacomblet I. S. 69.
**) Ebendas. S. 97.
***) Nach einer Bestätigung des XIII. Jahrh. ebendas. S. 99.

Sprachgebrauch des Mittelalters hervorzuheben, wonach unter monasterium, wenn es ein Gebäude bezeichnet, stets die betreffende Kloster- oder Cathedralkirche verstanden wird, im Gegensatze zu claustrum, welches der technische Ausdruck für die zur Wohnung der Klosterleute dienenden Nebengebäude ist.*) Es kann also keinem gegründeten Zweifel unterliegen, dass vor dem Jahre 947 die Münsterkirche wirklich ein Raub der Flammen geworden, und war es nur zweifelhaft, wie weit die Zerstörung sich erstreckt habe, ob nicht etwa blos der Ostchor davon ergriffen sei, in welchem, oder doch in dessen Nähe, etwa die Klosterurkunden aufbewahrt wurden.

Allerdings war bis vor wenigen Jahren die Entscheidung darüber, ob der ganze westliche Chorbau nebst dem Octogone dem Ende des IX. oder dem Anfange des X. Jahrh. angehörten, eine sehr schwierige; um so schwieriger, als anderweitige sicher datirte Monumente weder für die eine, noch für die andere Periode zur Vergleichung vorhanden waren. Die auffällige Uebereinstimmung mit dem Münster zu Aachen musste nothwendig darauf hinführen, demselben die Essender Kirche auch der Zeit nach nahe zu rücken, also für Errichtung der letzteren auch im IX. Jahrh. zu stimmen. Die Anordnung der gekuppelten Bogenöffnungen des äusseren Polygons, namentlich aber die Durchbrechung des oberen Bogenschildes durch das kleine Rundfenster, zeigte aber doch ein verhältnissmässig weiter ausgebildetes Princip, welches für eine spätere Datirung günstiger war. Auch war es wohl zu beachten, dass die so überaus genaue Nachahmung des Aachener Münsters zu Ottmarsheim erst dem XI. Jahrh. angehört und die noch genauere eines der grossen Bogensysteme aus Aachen, mit den eingeordneten zweimal zwei Säulenstellungen, am Westende des Langhauses der Kapitolskirche zu Cöln, gleichfalls erst dieser späteren Zeit angehört. Es war deshalb keineswegs ohne Grund, wenn man auch die Essender Copie, nächst jenen ebengenannten die einzige bekannte, gleichfalls herabrückte, wenn andere Umstände dies räthlich erscheinen liessen. Die neulichen Entdeckungen der unteren Bogenstellungen des Octogons, mit den von den sicheren Beispielen des IX. Jahrhunderts [zu Aachen und S. Michael in Fulda**)] so sehr abweichenden Kapitälformen, namentlich den würfelförmigen, wiegen nun doch so schwer, dass man nicht wohl umhin kann, den ältesten Theil des jetzt noch bestehenden Baues erst dem X. Jahrh. zuzuweisen. Da für dieses Jahrhundert, einiger sehr geringer Reste zu geschweigen, bisher nur ein einziger Bau [der Vorbau von S. Pantaleon in Cöln***)] als der Zeit wahrscheinlich angehörig nachgewiesen ist, so verliert die historische Bedeutsamkeit des Münsters zu Essen hiedurch im geringsten nichts; im Gegentheile, man könnte sie deswegen vielleicht sogar noch höher stellen.

Wie die späteren Bautheile gegen die so eben historisch bestimmten, so tritt auch deren Datirung gegen dieselben an Wichtigkeit weit zurück. An historischen Daten ist uns

---

*) S. Ducange, Glossarium s. v.

**) Dem ursprünglichen, 822 geweihten Baue gehört nicht nur die Krypta mit ihrer ionischen Mittelsäule, sondern auch der obere Kuppelbau mit den 8 Säulen mit korinthischen und compositen Kapitälen an. Durch den Bau von 1092 wurden letztere verstümmelt und ein Langchor gegen Westen angefügt. S. Lange, Baudenkm. Fulda's S. 12.

***) S. den oben (S. 15) genannten Aufsatz in den Bonner Jahrb. X.

ein bedeutender Brand des Jahres 1265, zur Zeit der Aebtissin Bertha von Holte, urkundlich aufbewahrt, in Folge dessen deren Nachfolgerin Mechtildis von Hardenberg die Kirche wiederherstellte. Es tritt hier die Frage ein, ob wir dieser Aebtissin den spätromanischen oder den gothischen Bau zuschreiben wollen. Wer uns in Bezug auf die erstere Alternative entgegnen wollte, dass für die zweite Hälfte des XIII. Jahrh. ein romanischer Bau undenkbar sei, den verweisen wir, anderer von uns selbst schon citirter Beispiele zu geschweigen, auf die Kirche der benachbarten Abtei Werden, deren Haupttheil erst nach dem Brande von 1256 errichtet und erst nach 20 Jahren des Baues vollendet wurde.*) Es kann sich dies aber nur auf den spätromanischen Hauptkörper der Kirche, mit Ausnahme des älteren Westbaues und der älteren Krypta, beziehen, da jüngere Theile nicht vorhanden sind. Dennoch scheinen mir die im Kreuzbaue zu Essen angewendeten Formen einer so späten Zeit nicht anpassend zu sein, indem ich sie dem Anfange des XIII. Jahrhunderts entsprechender zu halten glaube, aus welcher Zeit der schon genannte Catalogus Abbat. Essend.**) berichtet: Elisabetha, sub cujus regimine Ecclesiae Essendiensis, Rellinchusensis et Capella in monte Stauffonis renovatae fuerunt. Dann würde der älteste gothische Theil zu den Herstellungen am Ende des XIII. Jahrhunderts gehören, doch so, dass die Vollendung derselben bis ins XIV. Jahrhundert hinübergriff. Dem Style nach zu urtheilen würde das Altarhaus etwa noch dem XIII. Jahrhunderte angehören, die Gewölbe des Langhauses aber, als der jüngste Theil dieses späteren Bautheiles, werden erst um die Mitte des XIV. Jahrhunderts vollendet worden sein. Doch fehlt es mir bis jetzt an historischen Daten zu genaueren Feststellungen hierüber.

Noch später, ins XV. Jahrhundert fällt die Erneuerung der S. Johanniskirche; sie soll nach mir vorliegenden schriftlichen Notizen „unter der Aebtissin Sophia IV. von Gleichen vom Jahre 1459 bis 1489 abgebrochen und mit neuen gehauenen Steinen wieder aufgebaut sein", womit der spätgothische Styl wohl übereinstimmt. Die etwas unregelmässige Anordnung des Grundrisses deutet wohl noch auf besondere Eigenthümlichkeiten der früheren Taufkirche hin, einige Rundbogenfenster der Ostseite des Altarhauses auf Reste der älteren Architektur; doch sind beide Spuren zu schwach, um noch besondere Schlüsse darauf begründen zu können.

Dass auch der Haupttheil des Kreuzganges dieser Spätzeit, vielleicht einer noch späteren angehört, ist schon oben angeführt worden. Auch der Umbau des nördlichen Kreuzarmes und des östlich daran stossenden Gewölbes zum Gräfinnenchor zeigt die Kennzeichen

---

*) Ueber die Bauten zu Werden giebt ein Manuscript Auskunft, das zu Anfange des XV. Jahrh. in der Abtei Werden angefertigt worden ist. Gedruckt ist dasselbe in Bucelini Germania sacra, doch nur die grössere Ausgabe enthält die darauf bezüglichen Nachrichten: ...Albertus de Goere Abbas Werthinensis 38.... Sub hoc Abbate *Ecclesia Werthinensis* cum multo ornatu iterum *conflagravit circa annum* 1256.... Albero Abbas 39 Comes de Teknenborgh. *Hic coepit ecclesiam Salvatoris combustam iterum aedificare, quae completa est annis circiter viginti, nempe tota novae Basilicae structura a summo altari usque ad turrim S. Petri.* Fuit hic abbas in concilio Lugdunensi, in quo a diversis episcopis *pro nova structura ecclesiae* diversa indulgentia impetravit..... Nach gütiger Mittheilung des Herrn Pfarrer Prisac zu Rheinberg bei Solingen (1847).

**) Bei Stangefol a. a. O.

dieser Periode. Am spätesten fällt der Bau der Sakristei, über deren Eingangsthür sich die noch gothische Inschrift befindet: sacrarium constructū est. Anno 1554.

Was die Reliquiarien betrifft, so sind sie nicht nur an sich wegen ihres Alterthums, der Schönheit ihrer Bildungen und des reichen Materials, aus dem sie angefertigt wurden, von hoher Bedeutsamkeit, sondern sie erlangen für die Kunstgeschichte noch den besonderen Werth, dass einige derselben sicher datirt sind, und deshalb ihnen selbst und somit auch anderen ähnlichen Werken einen sicheren historischen Platz anweisen. Wir hoffen dieselben künftig besonders zu betrachten.

v. Quast.

Erklärung der auf Bl. I. befindlichen Abbildungen.

Fig. 1. Grundriss der Münsterkirche nebst Umgebung, Erdgeschoss.
- 2. - - des zweiten Geschosses des Westbaues daselbst.
- 3. - - des dritten Geschosses, d. h. im Obergeschosse des Westbaues die obere Abtheilung, wo sich die kleinen Oratorien mit den kleinen Säulen befinden.
- 4. - - des freien Octogons, wo in der äusseren Ansicht (Bl. II.) die Bogenstellung mit zwei Säulen erscheint, noch in Verbindung mit den Treppenthürmchen.
- 5. - - des obersten Octogons, wo dasselbe ganz frei steht.
- 6. - - der Krypta im östlichen Theile der Kirche.
- 7. Kapitäl der grossen Pilaster, welche das westliche Polygon einschliessen.
- 8. - der kleinen Bogenstellungen in den Abseiten des Westbaues.
- 9. Querdurchschnitt des östlichen Theils der Krypta.
- 10. Würfelkapitäl der Seitenhallen des Vorhofes.

Die Kongregation der Schottenklöster
in Deutschland.

Die Basilika der Schottenmönche zu S. Jakob in Regensburg nimmt in der Kunstgeschichte des Mittelalters keine unbedeutende Stelle ein; sie fesselt die Aufmerksamkeit des Bauverständigen wie des Historikers, und beiden liegt wohl die Frage nahe, wie denn diese fremden Mönche dazu kamen, mitten in Deutschland solche Bauwerke zu errichten, wer sie eigentlich waren und welche Einwirkung sie auf die Ausbildung unserer Vorfahren ausgeübt haben.

Hat man nun einmal den Blick auf diese Fremdlinge gerichtet, so findet man sie und ihre Spuren an den verschiedensten Orten wieder, aber der Nachrichten über ihre Geschichte sind nur wenige, und es ist wohl an der Zeit, einen Abriss derselben zu entwerfen; wenn darin auch noch manche Frage dunkel bleibt, so führt doch vielleicht eben dieser Versuch dazu, neue Urkunden und Nachrichten ans Licht zu ziehen, und so dem Ziele der Forschung näher zu kommen.

Zunächst bedarf gleich der Name einer Erläuterung. Denn nicht etwa Schottländer sind unter diesen Schotten zu verstehen, sondern die stammverwandte Bevölkerung Irlands ist es, welche in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters fast allein dem Continent bekannt wurde, und sich überall mit dem Namen der Schotten bezeichnet findet. Erst allmählich verbreitet mit der Bevölkerung sich der Name auch über Schottland.*)

In Erin also, auf der fabelreichen Smaragdinsel, haben wir die Heimath dieser Pilger aufzusuchen, in diesem Lande, welches von je her der Räthsel und Sonderbarkeiten so viele uns darbietet. Leicht erregbaren Gemüthes scheinen die Irländer für religiöse Vorstellungen immer besonders empfänglich gewesen zu sein, sich ihnen mit besonderer Innigkeit hingegeben zu haben. Schon in den heidnischen Zeiten galt die Insel für heilig, war hier der Hauptsitz der Druidenherrschaft. Als ihnen dann von der verwandten Bevölkerung Galliens und Brittanniens die Predigt des Christenthums gebracht wurde, nahmen sie auch diese mit

*) Vgl. die von Zappert gesammelten Stellen, Sitzungsberichte der Wiener Akademie XIII, 100, und Schmeller's Bair. Wörterbuch III, 415. Aventin nennt die Irländer zur Unterscheidung Wildschotten.

grosser Bereitwilligkeit auf; die Druiden scheinen sich derselben nicht widersetzt zu haben, sondern sie verwandelten sich selbst in christliche Priester, und retteten so ihre Herrschaft über die Gemüther der Menschen.

Mit dem Christenthum aber, mit den zahlreich einwandernden brittischen, gallischen, römischen, ja vielleicht selbst ägyptischen Geistlichen*), kam zu dem schon früher nicht kenntnisslosen und ungeschickten Volke die christlich-römische Wissenschaft und mancherlei neue Kunst. Sie lernten besser und schöner zu bauen, Kalk und Mörtel anzuwenden, und Bogen zu wölben, auch kostbares Geräth für den Dienst der Kirche zu verfertigen.**) Sie lernten namentlich auch die lateinische und griechische Sprache und Schrift; mit besonderem Eifer vervielfältigten sie die zu ihnen gebrachten Handschriften alter Schriftsteller, und gewannen bald den Ruf der geschicktesten Schreiber der damaligen Zeit.***) Rasch erhoben sich zahlreiche Klöster; in Bangor allein waren zu einer Zeit 3000 Mönche. Die Vorsteher derselben übten eine bischöfliche Wirksamkeit und hielten nachdrücklich auf strengste Zucht; hier war die äusserste Entsagung zu Hause, dabei aber auch eine rege wissenschaftliche Thätigkeit, und von je her eine besondere Vorliebe und hohe Begabung für die Musik.

So gestaltete sich Irland während des VI. und VII. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Es war die Zeit, wo das ganze Abendland rettungslos in Barbarei zu versinken schien, wo das römische Reich nach langem und hartem Kampfe endlich dem stets erneuten Anstürmen der germanischen Völker erlegen war, und diese zwar begierig die alte Cultur sich anzueignen suchten, aber noch nicht im Stande waren sie zu ertragen; wo auch das merowingische Reich nach glänzenden Anfängen in immer wachsende Zerrüttung verfiel, und Verderbniss aller Art, Rohheit und Stumpfheit gänzlich überhand zu nehmen drohten.

Fast allein bot damals Irland den Resten der alten Cultur eine Zufluchtsstätte dar, und als von Rom aus die Angelsachsen für das Christenthum gewonnen waren, strömten diese schaarenweise nach der heiligen Insel hinüber, um dort in den Klöstern der Schotten Schüler dieser gefeierten Lehrer zu werden. Einzeln kamen auch Franken zu ihnen übers Meer. Vorzugsweise aber zogen sie selber hinaus in alle Welt: sie erfüllten England und die benachbarten Inseln; in Island fanden später die Normannen ihre Bücher und Pilgerstäbe.†) Frankreich durchzogen sie nach allen Richtungen, und drangen tief in Deutschland ein. Sanct Kataldus selber, der Schutzpatron von Tarent, ist ein solcher schottischer Pilger des VII. Jahrh. aus der berühmten Schule zu Lismore.

Fragen wir nun nach der Thätigkeit dieser Mönche, nach der Art ihrer Wirksam-

*) Colgan, Acta Sanctorum p. 539.

**) Petrie, The ecclesiastical architecture of Ireland. Transactions of the Royal Irish Academy. Vol. XX. Schnaase, Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter, II. 2, 416.

***) Von Dagäus, der 586 gestorben sein soll, heisst es: Hic Dagaeus fuit faber tam in ferro quam in aere, et scriba insignis. Fabricavit enim trecentas campanas, trecenta peda pastoralia, et scripsit trecentos libros evangeliorum, fuitque primarius S. Kierani faber. Kal. Cassel. in Actis SS. Aug. III, 656.

†) Dahlmann's Geschichte von Dänemark II. 106 ff.

keit, so tritt es uns sogleich als auffallend entgegen, dass sie selber uns keinerlei schriftliche Nachrichten hinterlassen haben; der Sinn für einfache geschichtliche Ueberlieferung scheint diesem Volksstamme fast ganz zu fehlen, und wo sie in späterer Zeit selber über ihre Vorzeit berichten, da erwachsen sogleich die phantastischsten Fabeln. Nur dem Abte Jonas von Bobio, aus Susa in Piemont gebürtig, verdanken wir es, dass von einem der bedeutendsten jener irländischen Missionare ein klares Bild uns erhalten ist, von Kolumban nämlich, der mit zwölf Gefährten zu Ende des VI. Jahrhunderts von Bangor ausgezogen ist.*) So pflegten sie immer zu wandern, in kleineren oder grösseren Schaaren, die schon durch ihr Aeusseres den auffallendsten Eindruck machten; sogar an die uralte Sitte der Britten, ihren Leib zu bemalen, erinnerten noch ihre bemalten Augenlider. Ihre ganze Ausrüstung bestand in dem Pilgerstabe (cambutta), einer ledernen Wasserflasche, der Reisetasche und, was ihnen als der grösste Schatz galt, einer Kapsel mit Reliquien. So traten sie vor das Volk und redeten zu ihm überall mit dem ganzen Feuer ihrer heimischen Beredsamkeit.**) Einige, wie Gallus, lernten die Landessprache; die übrigen bedienten sich eines Dolmetsch, wenn sie vor Laien predigten: zur Geistlichkeit aber sprachen sie in der gemeinsamen lateinischen Kirchensprache. Furchtlos und rücksichtslos traten Kolumban und seine Genossen dem gänzlich entarteten merowingischen Clerus gegenüber mit ihrer strengen Busspredigt und erregten natürlich bald den grössten Hass derselben, während das Volk ihnen mit der eifrigsten Verehrung zuströmte. Den vornehmen und mächtigen Prälaten der Franken war schon ihre blosse Anwesenheit im Lande ein Greuel, weil sie zu nachtheiligen Vergleichungen Anlass gab; die Könige aber nahmen sie mit Ehrfurcht auf und gaben ihnen Land, um Klöster zu gründen für sich und die zahlreich ihnen zuströmenden Franken und Romanen. Da bauten sie sich denn an nach ihrer heimischen Weise, indem sie einen weiten umschlossenen Raum mit ihren Hütten erfüllten, über welchen die Kirche sich gebietend er-

---

*) Ein Auszug daraus, von O. Abel, in den Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit. VII. Jahrhundert.

**) S. die Zusammenstellung von F. Keller, Bilder und Schriftzüge in den irischen Manuscripten der schweizerischen Bibliotheken. Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. VII. 1851. 4. Eine anschauliche Schilderung eines irischen Pilgers späterer Zeit giebt die folgende Erzählung des Abtes Samson von S. Edmunds in der Cronica Johannis de Brakelonda p. 35: Bene scitis quod multum laboravi propter ecclesiam de Wlpet, propter quam habendam in proprios usus vestros iter arripui versus Romam per consilium vestrum tempore scismatis inter papam Alexandrum et Octavianum, transivique per Italiam illa tempestate qua omnes clerici, qui portabant litteras domini pape Alexandri, capiebantur et quidam incarcerabantur, quidam suspendebantur, quidam truncatis naso et labiis remittebantur ad papam in dedecus et confusionem ipsius. Ego vero simulavi me esse Scottum, et Scotti habitum induens, et gestum Scotti habens, sepe illis qui mihi illudebant, baculum meum excussi ad modum teli quod vocatur gaveloc, de more Scottorum voces comminatorias proferens. Obviantibus et interrogantibus quis essem, nichil respondi nisi: Ride ride Rome, turne Cantwrberei. Sic feci ut me et propositum meum celarem,

Tucius et peterem Scotti sub imagine Romam.

Impetratis autem litteris a domino papa (12. Jan. 1161) pro voto meo, in redeundo transivi per quoddam castellum sicut via me ducebat ab urbe, et ecce ministri de castro circumdederunt me capientes et dicentes: Iste solivagus qui Scottum se facit. vel explorator est vel portitor litterarum falsi pape Alexandri. Et dum perscrutabantur panniculos meos et caligas et femoralia et etiam sotalares (Schuhe, souliers) veteres quos super humero portavi ad consuetudinem Scottorum, inieci manum meam in peram quam portavi cuteam. in qua scriptum domini pape continebatur positum sub parvo ciffo quo bibere solebam, et domino Deo volente et sancto Aedmundo simul extraxi scriptum illud cum ciffo, ita quod brachium extendens in altum, breve tenui sub ciffo. Ciffum quidem viderunt, sed breve non perceperunt. Et sic evasi manus eorum in nomine Domini. — Diese Stelle, nebst mehreren anderen Notizen, verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Jaffé.

hob; neben ihr der runde Glockenthurm, welcher in Zeiten der Noth zugleich zum Zufluchtsorte diente.*) Doch ihres Bleibens war hier nicht, da ihre strenge unerbittliche Predigt auch der Könige nicht schonte: lieber verliessen sie das Land und ihre herrlich erblühenden Klöster, als dass sie geschwiegen hätten zu den Greueln der Merowinger. Vor Brunhildens Zorn entwich Kolumban zu der Langobardenkönigin Theudelinde, der Freundin Gregors des Grossen, und stiftete hier das Kloster Bobio zur Bekämpfung der arianischen Ketzerei, während Gallus zurückblieb, um den noch heidnischen Alamannen das Christenthum zu predigen. In gleicher Weise müssen noch sehr viele seiner Landsleute in Deutschland thätig gewesen sein, aber nur von den hervorragendsten unter ihnen ist uns der Name, und ausserdem fast nichts, bewahrt worden. In den Rheinlanden werden zahlreiche Klosterstiftungen auf solche schottische Pilger zurückgeführt, aber an sicherer Ueberlieferung fehlt es durchaus, und nur das fest in der Erinnerung des Volks haftende Gedächtniss des Namens und die Verehrung desselben bürgen für eine bedeutsame Thätigkeit. So ist es auch in Franken, wo S. Kilians und seiner Genossen Wirksamkeit weniger durch die fabelhafte Legende, als durch die uralten Handschriften mit irischen Schriftzügen bezeugt ist, welche die Wirzburger Bibliothek bewahrt**), vor allem aber durch die in Uncialen geschriebene Lateinische Bibel, welche nach glaubhafter Ueberlieferung in S. Kilians Grab gefunden ist.

Mit dem Auftreten der angelsächsischen Missionare erlischt der Stern der Schotten. So mächtig ihre Predigt auch wirkte, so wenig waren sie doch im Stande, dauernde Schöpfungen zu errichten, da ihnen der feste Zusammenhang, die strenge Ordnung fehlte, durch welche die Angelsachsen so stark waren. Vielfach von der römischen Lehre und Kirchenzucht abweichend, vielfach auch entartet und verwildert, erschienen die irischen Prediger dem Bonifaz als Ketzer, und wurden von ihm siegreich bekämpft.

Mit der eigentlichen Missionsthätigkeit der Iren war es nun für immer vorbei; aber noch Jahrhunderte lang waren ihre Klöster in Irland hochberühmt als Stätten strenger Zucht und seltener Gelehrsamkeit, und noch durchzogen sie zahlreich die Lande, nicht mehr als Prediger, aber als fromme Pilger***), und auch noch häufig als Lehrer der fränkischen Geistlichkeit.

Als Karl der Grosse von allen Seiten Lehrer für seine Völker an sich zog, da kamen auch die Schotten, und Dungal erwarb sich als Lehrer an der Domschule zu Pavia einen berühmten Namen; unter Karl dem Kahlen glänzt der Name des Johannes Skotus durch eine Gelehrsamkeit und Geistesfreiheit, welche ihn weit über seine Zeitgenossen erhebt.

Zahlreich pilgerten seit Kolumbans Zeit irische Mönche nach den Gegenden, wo er gewirkt hatte; hier besonders finden sich Spuren ihrer Anwesenheit, ihr glänzendstes Denk-

---

*) Petrie p. 377 nach Mabillon's Iter Germanicum.

**) S. darüber Oegg, Korographie von Würzburg. Zeuss, Grammatica Celtica p. XX.

***) Den Grund ihrer Wanderung bezeichnen die Worte in Heinrich's IV. Privileg für S. Jakob: pro cruciando corpore salvandaque anima patria sua exularant, ac diu orationum loca visitantes Ratisponam tandem venerant.

mal aber ist das Kloster S. Gallen.*) Dort, am Grabe ihres frommen Landsmannes, liessen sie sich zahlreich in der schaurigen Wildniss nieder, bis allmählich aus den ärmlichen Hütten der Schotten das stattliche Kloster erwuchs, welches nun freilich überwiegend von alamannischen Mönchen bewohnt wurde, aber doch noch lange auch irländische Gäste beherbergte; darunter so gefeierte Lehrer wie Moengal, genannt Marcellus.

Man erkennt ihre Wirksamkeit an dem Studium des Griechischen, an der Liebe zur Musik, an der mannigfachen Kunstfertigkeit, welche S. Gallen vor anderen Klöstern auszeichnete. Fast kein anderes Stift war so berühmt durch die Schönheit seiner Handschriften, legte so viel Werth darauf, und bildete mit solcher Sorgfalt und Sinnigkeit die Verzierungen der Initialen aus. Darin besonders zeigen sich diese Mönche als gelehrige Schüler ihrer irischen Brüder, welche sie bald übertreffen und weit hinter sich lassen.

Denn die irländischen Handschriften sind ausgezeichnet durch eine sehr entwickelte Technik, durch herrliche Farben von nie verlöschendem Glanze, durch den Reichthum und die Schönheit der Verzierungen, zugleich aber durch eine seltsame Geschmacklosigkeit in der Darstellung von Naturobjecten, vor allem in der Behandlung menschlicher Figuren.**) Die beliebtesten Verzierungen sind Schlangengewinde, und an den Schlangenköpfen erkennt man den Einfluss irischer Kunst z. B. in dem Evangelienbuche Karls des Kahlen.***)

Unter fränkischen und alamannischen Händen aber entwickeln sich allmählich aus den Nachahmungen antiker Kunstformen, wie sie in Handschriften aus Karls des Grossen Zeit uns vorliegen, und aus den übermässig phantastischen und regellosen Gestalten der Schotten, die neuen und eigenthümlichen Kunstformen, welche die S. Galler Handschriften uns darbieten, und die sich dann von Schwaben aus nach allen Seiten verbreiten.

Und wie im Schreiben, so waren auch in der Musik und in allerlei Goldarbeit und Schnitzwerk die Schotten seit alter Zeit berühmt, und auch hierin sind sie die Lehrer der kunstfertigen Mönche von S. Gallen gewesen.†)

Auch Fulda wurde fleissig von ihnen besucht, nachdem der Gegensatz der englischen und schottischen Kirche sich so weit ausgeglichen hatte, dass sie auch Bonifaz, dessen Leib dort ruhete, als ihren Landsmann betrachten konnten, wie denn der Chronist Marianus ihn ausdrücklich einen Schotten nennt.

Ausserdem aber wurden auch eigene Klöster ausschliesslich für Schottenmönche gestiftet, von Bischöfen und Laien, die an ihrem frommen Wandel Wohlgefallen hatten. Da beteten sie für das Seelenheil des Stifters, und nahmen ihre pilgernden Landsleute auf der Wallfahrt nach Rom und Jerusalem gastfrei auf. In Frankreich und Lothringen waren manche solcher Klöster††), in Cöln Gross-S.-Martin, angeblich von Olger ge-

*) Siehe die oben erwähnte treffliche Abhandlung von F. Keller.

**) Vgl. Schnaase a. a. O. S. 456.

***) S. Westwood, Palaeographia sacra pictoria. Le Comte Bastard, Peintures et ornemens des Manuscrits. Jorand, Grammatographie du neuvieme siècle.

†) Petrie l. l. p. 200. Keller p. 69. Vgl. die Vasa Scottica, Vita Bernwardi c. 6. Mon. Germ. SS. IV, 760.

††) Schon im Concil. Meldense von 845 cap. 40 wird die Herstellung der verfallenen Hospitäler der Schotten in Frankreich verordnet.

stiftet, jenem Paladin Karls des Grossen, der in der karolingischen Sage als Ogier le Danois bekannt ist, Rolands Schwager, der Holger Danske der Dänen — kein anderer als jener Markgraf Otgar, der schon in der Erzählung des Mönchs von S. Gallen in sagenhafter Gestalt erscheint, und von dem dann die Tegernseer sowohl wie die Mönche von S. Faron bei Meaux behaupteten, er sei bei ihnen Mönch geworden.*)

Von diesem Kloster S. Martin existirt eine kleine fragmentarische Chronik aus dem XI. Jahrhundert**); in der Regel aber erfahren wir die Existenz dieser Stiftungen nur durch zufällige Erwähnungen anderer Schriftsteller. Einige Nachrichten sammelte Marianus Scotus, ein Schüler des ersten irländischen Geschichtschreibers Tigernach, der 1056 Irland verliess und in das Cölner Schottenkloster sich begab, darauf lange in Fulda, zuletzt in S. Martin bei Mainz als Klausner sich einmauern liess, und in völliger Abgeschiedenheit seine grosse Weltchronik ausarbeitete. Er starb 1082. Damals, oder etwas später, stand ein anderer gelehrter Irländer, David, der Domschule zu Wirzburg vor; diesen wählte Kaiser Heinrich V. zu seinem Kaplan, und nahm ihn 1110 als Historiographen mit sich nach Italien. Er hat auch wirklich des Kaisers Romfahrt beschrieben, und sein Geschick zum Hofgelehrten aufs glänzendste bekundet durch seine berühmte Vergleichung der Gefangennahme des Papstes Paschalis mit jenem Ringen Jakobs mit dem Engel des Herrn, den er nicht lassen wollte, er segne ihn denn. Das Werk selbst ist uns aber leider nicht erhalten.

Sonst ist mir von historischen Arbeiten dieser Schottenmönche nur die Klosterchronik von S. Jakob zu Regensburg bekannt, welche unter dem Namen der Vita S. Mariani Scoti erhalten, und in den Actis Sanctorum Feb. II, 365—372 gedruckt ist. Diese aber ist für uns von ganz besonderer Wichtigkeit, weil das Kloster S. Jakob nicht nur besonders kräftig erblühete, sondern auch das Mutterkloster zahlreicher Colonien wurde, die bald von allen Schottenklöstern allein übrig blieben, und nun eine geschlossene Körperschaft bildeten. Verfasst ist diese Chronik kurz vor dem Jahre 1185.***) Eine andere Geschichte des Ursprungs von S. Jakob ist noch ungedruckt, aber vermuthlich auch ohne Werth, indem darin die Schottenmönche sich ganz ihrer reichen Phantasie überliessen. Zu diesem Schlusse berechtigt uns nämlich der Origg. Guelf. II, 431—452 gedruckte letzte Theil dieses Werkes, welcher ganz verwirrte und mit der Geschichte unvereinbare Nachrichten über die Gründung des Convents in Memmingen enthält.†)

Ausserdem ist handschriftlich noch eine andere, ebenfalls höchst fabelhafte Geschichte vorhanden, welche den Ursprung der beiden Regensburger Schottenklöster auf Karl den Gr.

*) Leibnitii Annales Imperii Occidentis I, 82 ff.

**) Mon. Germ. SS. II, 218. Böhmer's Fontes III. 341.

***) Der Verfasser erwähnt am Schlusse, wo er die päpstlichen Privilegien aufzählt, die Bulle Alexanders III. vom Jan. 1177, aber nicht Lucius III. Bulle vom 10. April 1185. Er erwähnt den Tod des ersten Wiener Schottenabts, dessen Nachfolger Finan nach Mon. Germ. SS. IX. 617. im J. 1181 ordinirt wurde, und die Stiftung des Eichstedter Convents, welche nach Paricius 1183 geschah.

†) Handschriften in London und Pommersfelde. Pertz Archiv VII. 711. IX. 527.

zurückführt. Dieses Märchen widerlegte schon im Anfange des XV. Jahrhunderts Andreas aus dem Kloster S. Mang zu Stadt am Hof, dann Bruder Martin von S. Emmeram, Laurentius Hochwart und Aventin.*)

Es sind uns aber aus S. Jakob auch noch Urkunden erhalten, welche nicht nur die Geschichte des Stiftes selbst, sondern auch sein Verhältniss zu den Tochterklöstern aufhellen; nach diesen Urkunden und mit Benutzung anderer Klosternachrichten ist die Geschichte von S. Jakob verfasst in dem Werke:

Allerneueste und bewährte Historische Nachricht von allen in denen Ringmauern der Stadt Regensburg gelegenen Reichs-Stifftern, Haupt-Kirchen und Clöstern, von Johann Carl Paricio, Notar und Arithmeticus daselbst. 1753. 8.

Nur nach Urkunden, und auffallender Weise ganz ohne Kenntniss jenes Werkes, verfasste Thomas Ried seine

Historische Nachricht von dem im Jahre 1552 demolirten Schottenkloster Weyh Sanct Peter zu Regensburg. 1813. 8.

Die Vita Mariani aber hat weder er noch Paricius benutzt, und so wird es nicht überflüssig sein, nach diesen verschiedenen Quellen das Schicksal jener Kongregation von Schottenklöstern zu berichten.

Elf Jahre nach dem Chronisten Marian verliess auch ein anderer Marian Irland im Jahre 1067**) mit zwei Gefährten, Johannes und Candidus. Denn in der Regel pflegten diese Schotten neben ihrem fremdartigen einheimischen Namen noch einen lateinischen oder wenigstens lateinisch umgeformten oder übersetzten zu führen. Die Absicht jener Wallfahrer war, nach Rom zu pilgern; sie sollen aber längere Zeit in Bamberg verweilt, und dort im Kloster Michelsberg in den Benediktiner-Orden eingetreten sein. Weiter pilgernd finden sie in Regensburg bereite Aufnahme im Frauenstifte Obermünster: Marian schrieb hier und in Niedermünster in einer eigenen Zelle Gebetbücher und andere fromme Schriften in grosser Anzahl, wozu ihm seine Genossen das Pergament bereiteten. Im Obermünster fand er schon einen Landsmann vor, den Murchertac, der dort als Klausner nach der Weise dieser Irländer in einer vermauerten Zelle lebte, und ihn bewogen haben soll, anstatt nach Rom zu pilgern, da zu bleiben, wo ihm auf seiner Reise zuerst die aufgehende Sonne erscheinen werde. Es war bei der Peterskirche vor dem südlichen Thore von Regensburg, wo ihn der Strahl der aufgehenden Sonne nach vollbrachtem Gebete traf. Mit grosser Freude vernahmen es die Nonnen von Obermünster, und die Aebtissin schenkte ihm die Kirche mit dem anstossenden Platze; im Jahre 1076 liessen sich die Schotten hier nieder, wo ihnen die Bürger von Regensburg, besonders ein gewisser Bezelin, ein Klösterlein er-

*) Oefele SS. Rer. Boic. I. 34. 212 347. Aventini Ann. Boj. l. IV. c. 4, 9. Handschriften in London, Pertz Archiv VII. 711. und in Wien, ib. X. 155. Vermuthlich war es dieses Buch, welches der Kaplan des Grafen von Plaien den Wiener Schotten zum Geschenk machte. Zappert in den Sitzungsberichten der Wiener Akad. XIII, 183.

**) Aventini Annal. Bojorum l. V. cap. XI, 31. Laurent. Hochwart ap. Oefele SS. Rer. Boic. I, 184. Er schrieb einen Psalter für die Aebtissin Mathilde von Niedermünster a. 1074. anno septimo peregrinationis suae.

bauten, und 1089 nahm Kaiser Heinrich IV. dasselbe auf die Fürbitte der Aebtissin Hazecha in seinen Schutz.*)

Zahlreich strömten nun die schottischen Pilger herbei, besonders aus Marians Heimath, dem nördlichen Irland; von dort stammten seine sieben ersten Nachfolger, deren letzter, nach der Vita Mariani, was aber wegen der Kürze der Zeit kaum glaublich ist, Domnus mit Namen, das neue Kloster S. Jakob baute, dem Schutzpatron der Pilger zu Ehren.

Sehr bald hatten nämlich die Brüder keinen Raum mehr in dem alten Kloster Weih Sanct Peter, und sie erkauften deshalb vor dem entgegengesetzten Thore in der heutigen Stadt am Hof für 30 Pfund einen Platz vom Grafen von Frontenhausen. Noch in dem Privilegium von 1089 ist nur vom Peterskloster die Rede, allein schon in den nächsten Jahren muss die neue Gründung ausgeführt sein, denn es ist uns ein Brief der Brüder von S. Jakob an den König W. erhalten**), d. h. an den König Wratislaw von Böhmen, der von 1086 bis 1092 König war. Sie bitten ihn darin um Geleit für ihren Boten nach Polen: so ausgedehnt waren schon damals ihre Verbindungen. Von Marians Begleitern ging Johannes nach Götweih in Oestreich, wo er sich als Klausner einmauern liess***), Candidus aber nach Jerusalem. So finden wir überall die Aeusserung eines Mönches von S. Gallen aus dem IX. Jahrhundert bestätigt, dass diesen Schotten die Gewohnheit zu pilgern schon fast zur Natur geworden sei.†) Während das Jakobskloster gebaut wurde, wanderte einer von den Mönchen allein mit einem Burschen, bis er zum Könige von Russland nach Kiew kam; hier vom König und seinen Grossen reich beschenkt, belud er mehrere Wagen mit kostbaren Pelzen, 100 Mark Silbers an Werth, und kam in Gesellschaft von Regensburger Kaufleuten glücklich wieder nach Haus. Denn Russland war damals noch nicht so abgeschlossen wie jetzt, und namentlich von Regensburg aus wurde ein lebhafter Handelsverkehr mit Kiew unterhalten, dessen Herrlichkeit auch der Bischof Thietmar von Merseburg (VIII, 16) schon im Anfang des XI. Jahrhunderts mit lebhaften Farben schildert. Die Schotten aber scheinen sich diese Verbindungen besonders zu Nutze gemacht zu haben, denn wie wir später sehen werden, machte man im XV. Jahrh. den Wiener Schottenmönchen den Vorwurf, dass sie sich vorzugsweise mit Pelzhandel beschäftigten.

Als nun jener Mönch von S. Jakob heimkehrte, hatte der Abt Domnus bereits das Münster (monasterium) zu Ehren des heiligen Jakob und der heiligen Gertrud gebaut; die reichen Regensburger Bürger versahen die Mönche mit Lebensmitteln, und bezahlten die Steinmetzen, so dass der Abt das etwa 1090 begonnene Werk noch selbst zu Ende führen

---

*) Dass die Zeugen dieser Urkunde bei Ried Cod. Dipl. I, 167 späterer Zusatz, und aus Heinrichs V. Urkunde entlehnt sind, bemerkte schon Laurentius Hochwart bei Oefele SS. Rer. Boic. I, 185.

**) Pez, Thes. Anecd. VI, 1, 291. Boczek, Cod. Dipl. Morav. I, 184. Erben, Regesta Bohemiae I, 81. Der Brief scheint aus dem Jahre 1090 zu sein, vermuthlich während der Sedisvacanz geschrieben, so dass also die Uebersiedelung schon vor Domnus Statt fand, der vielleicht den Bau nur vollendete. Ein anderer Brief ist vom Abt Benedict, wohl Domnus Vorgänger, geschrieben, der sich aber noch nicht von S. Jakob nennt.

***) Vita Altmanni c. 38. Mon. Germ. SS. XII, 241.

†) quibus consuetudo peregrinandi iam paene in naturam conversa est. Miracula S. Galli, Mon. Germ. SS. II, 30. Vgl. Martyrium Arnoldi in Böhmer's Fontes Rer. Germ. III, 271.

konnte; doch war es wegen der grossen Eilfertigkeit weder schön noch fest geworden (incompositum et fragile). Von dem Erlös der Pelze wurden die Klostergebäude (claustri aedificia) errichtet und das Münster gedacht.

Im Jahre 1111 soll Bischof Hartwich die Kirche geweiht haben; am 26. März 1112 ertheilte Kaiser Heinrich V. dem Stifte ein Privileg, und 1120 erhielt es einen Schutzbrief vom Papst Kalixt. Der Hauptaltar soll jedoch erst im Jahre 1122 geweiht, und damals das Kloster völlig ausgebaut sein.

Domnus Nachfolger Christian begab sich nach Rom, wo er von Papst Innocenz II. die Weihe und eine Bulle erhielt, durch welche der Papst das Stift in seinen Schutz nahm; derselbe Abt erwarb auch noch eine zweite Bulle vom Papst Eugen, vom 29. Nov. 1148, und reiste dann nach Irland in seine Heimath, wo er herrlich aufgenommen wurde, und an Geschenken 200 Mark erhielt, die er nach Regensburg zurückbrachte. Hier kaufte er dafür liegende Gründe, und auch ausserdem erhielt das Kloster seines guten Rufs wegen die reichsten Geschenke an Geld und Gut.

Die Folge davon war natürlich, wie es in solchem Falle immer sich beobachten lässt, ein Neubau.

Abt Christian starb auf einer zweiten Reise nach Irland; die Verwaltung hatte er dem Prior Gregor übergeben, der ihm nun nachfolgte, nach 1148, und vor dem 19. März 1157, wo bereits eine Bulle vom Papste Adrian IV. für den Abt Gregor ausgefertigt wurde.

Dieser also brach das alte eilfertig gebaute und schon verfallene Münster nieder, mit Ausnahme der Thürme, und bauete es von Grund aus neu von behauenen Steinen (quadris ac politis lapidibus), deckte es auch mit Blei und belegte den Boden mit Fliesen (quadris lapidibus superficietenus laevigatis); er zierte auch die Kirche mit einem Kreuzgang (claustro capitellis sculptis ac basibus) und mit einer Wasserleitung darin, wobei man wohl an die damals in Oestreich erbauten Cisterzienserklöster denken darf, in welchen vom Kreuzgang aus ein gar zierliches Brunnenhaus in den inneren Hof vorspringt.

Dieser Abt Gregor soll am 6. Oktober 1204 gestorben sein, und er erscheint noch in einer Urkunde vom Jahre 1204 bei Ried S. 10. Da aber der Verfasser der Vita Mariani den Bau schon als vollendet beschreibt, so müssen wir diesen wohl in die Zeit zwischen 1150 und 1184 setzen, also etwas früher wie Herr v. Quast in seiner Abhandlung über die Bauwerke des Mittelalters in Regensburg.*) Uebrigens aber werden seine Schlussfolgerungen durch diese geschichtlichen Angaben vollständig erwiesen.

Ich habe mich deshalb, und weil die Jakobskirche zu den merkwürdigsten Denkmalen des romanischen Baustils in Deutschland gehört, etwas länger bei diesem Gegenstande aufgehalten, und füge noch einen Ueberblick der späteren Schicksale des Gebäudes hinzu. Feuersbrünste verzehrten wiederholt, was daran zu verbrennen war, aber Gregors Quaderbau mit dem überreich verzierten Portal der Kirche hielten jedem Angriff siegreich Stand.

*) Deutsches Kunstblatt 1852. No. 22.

Bis zum Jahre 1293 war das Kloster ausserhalb der Stadt gelegen, und dadurch vor mehreren verheerenden Bränden Regensburgs geschützt; doch belehrt uns eine bei Ried S. 16 excerpirte Urkunde vom 14. Juni 1278, dass es damals gänzlich abgebrannt war, so dass nichts anderes übrig blieb als das Gemäuer. Die Gläubigen wurden deshalb zu frommen Gaben aufgefordert.

Abermals betraf nach Paricius S. 308 im Jahre 1433 „der unglückliche Zufall das hiesige Closter S. Jacob, dass es sammt der so kostbar erbauten Kirche und etlichen Häusern durch eine grosse Feuersbrunst völlig in die Asche geleget worden.“

Ein Jahrhundert später brachte wieder der verhängnissvolle Reichstag von 1546, der Anfangspunkt des schmalkaldischen Krieges, auch unserm Stifte Gefahr, indem die Hälfte desselben in Feuer aufging, und zwar, wie Paricius S. 319 sich ausdrückt, durch die Schuld und Nachlässigkeit des damals in Regensburg anwesenden und einen Reichstag haltenden Kaysers Caroli V. seiner Bedienten.

Nach gänzlichem Verfall während des dreissigjährigen Krieges erholte sich das Stift unter dem Abt Alexander Baillie (1640—1655) und die Kirche wurde von ihm restaurirt: templo nitide ornato heisst es in seiner Grabschrift bei Paricius S. 330.

Endlich aber hat, wie derselbe berichtet, a. 1678 der Abt Placidus Flemming „das Kirchen-Gebäu aufs beste renoviret, mit schönen Altären ausgezieret, und das Closter selbst, wie es jetzo stehet, zum Theil etwas grösser gebauet, zum Theil aber repariret.“ Seine Grabschrift besagt, dass von seinen Thaten die Kirche zeuget, die er so verschönert habe, dass er fast für ihren Erbauer zu achten sei (templum quod ita ornavit, ut vix non extruxerit).

(Schluss folgt.)

MANNICHFALTIGES.

I. Kleinere Aufsätze und Notizen.

1. Baptisterien in Deutschland. — So wie noch jetzt in Italien, so lässt es sich wohl mit ziemlicher Gewissheit annehmen, dass auch in den anderen, ehemals dem Römischen Reiche unterworfenen Ländern, sogleich mit Stiftung des Christenthums neben den bischöflichen Cathedralen stets besondere Kirchen errichtet wurden, in denen es allein erlaubt war, das Sacrament der heil. Taufe zu verrichten. Erst spätere Zeiten erlaubten es, dass auch anderen Kirchen dies Vorrecht verliehen wurde, welches zuletzt auf jede Pfarrkirche überging. Wir versuchen es, im Folgenden in aller Kürze diejenigen Cathedralen auf ehem. Römischem Gebiete *) zusammenzustellen, neben welchen sich bis in neuere Zeiten herab besondere Taufkirchen oder doch Spuren derselben erhalten haben. Die Beweise dafür hoffen wir künftig beizubringen.

Bis jetzt sind folgende Baptisterien bei deutschen Cathedralen nachzuweisen:

1. MAINZ. Die ehemalige Stiftskirche S. Johannes, jetzige Evangelische Kirche, vor der Westseite des Doms.
2. WORMS. Die Taufkirche S. Johannes neben dem Dom ist erst in neuerer Zeit abgebrochen worden. Sie zeigte noch die alte Polygonform in reicher Ausbildung der Uebergangszeit des XIII. Jahrhunderts.
3. SPEIER. Die Kapelle S. Johannis neben dem südlichen Kreuze des Doms.
4. STRASBURG. Die S. Johannis-Kapelle des Münsters neben der Nordseite des Chors. Neben ihr fand Erwin von Steinbach sein Grab; auch gab dieselbe der Steinmetzenbrüderschaft, mit welcher sie in Verbindung stand, ihren Schutzpatron.
5. AUGSBURG. Dem Dome gegenüber lag auf der Südseite desselben, nur durch einen Hof von ihm getrennt, die S. Johannis-Kirche, bis dieselbe in neuerer Zeit abgebrochen wurde.
6. REGENSBURG. Die Taufkirche S. Johannes Baptista, mit einem Collegiatstift verbunden, lag bis zur Mitte des XIV. Jahrh. vor der Westfronte des Doms. Als letzterer aber nach dieser Richtung hin erweitert wurde, musste sie damals weichen und ward vor dem jetzigen Dome, nördlich des Vorplatzes erbaut, wo sie in moderner Erneuerung noch jetzt existirt.

---

*) Es bleibt hiebei zu erinnern, dass auch anderwärts in Deutschland und noch in späterer Zeit besondere Baptisterien vorkommen. So baut Bf. Bernward im J. 1022 zu Hildesheim die Kreuzkapelle zur Taufkirche, und auf Befehl des Erzbf. Eberhard von Salzburg (1147—1164) weiht der Bischof von Gurk in seinem Sprengel eine „ecclesia baptismalis" auf dem Berge Zozzen bei Friesach. — Es ist aber wohl zu bemerken, dass neuerlich sehr häufig namentlich Rundbauten als Baptisterien bezeichnet worden sind, denen dieser Name nicht im mindesten gebührt. So ist beispielsweise die in Boisserée's Denkmalen Bl. 1 als Taufkapelle publicirte ehemalige Rundkapelle S. Martin in Bonn, wie schon der Titel S. Martin lehrt, niemals ein Baptisterium gewesen.

7. MAESTRICHT. Nach der Zerstörung durch die Hunnen wurde der Bischofsitz von Tongern nach Maestricht verlegt, und verblieb daselbst bis zum Anfange des VIII. Jahrh., wo er definitiv nach Lüttich übersiedelte. Die Kirche S. Johann, südlich hart neben der des heiligen Servatius, der ehemaligen Cathedrale, gelegen, bewahrt noch das Andenken daran.

8. TRIER. Nach mündlicher Mittheilung eines hohen Prälaten soll die Liebfrauenkirche südlich neben dem Dome die Stelle der ehemaligen Taufkirche einnehmen. Hierdurch würde sich allerdings die eigenthümliche Centralanlage dieses ausgezeichneten Bauwerks erklären. Es würde aber der Beweis nöthig sein, dass sie ehemals den Titel des heil. Johannes des Täufers geführt habe, da solcher den Taufkirchen, wie auch obige Beispiele durchgehend zeigen, niemals fehlte.

9. CÖLN. Wenn neben dem Dome zu Cöln bisher keine Taufkirche nachgewiesen werden kann, so ist zu bedenken, dass die Cathedrale erst zur Zeit Karls des Grossen an die jetzige Stelle verlegt sein soll. Ursprünglich soll sie in S. Caecilien (ehemals S. Eugenia) gewesen sein. Neben der letzteren, nur durch einen kleinen bedeckten Gang von ihr getrennt, liegt die Pfarrkirche S. Peter, deren Ursprung als Taufkirche sich durch diese enge Verbindung sehr wohl erklären liesse, wenn der Name nicht widerspräche. Auf welche Weise vertauschte aber die ältere Cathedrale, welche nothwendig, wie das ganze Bisthum, dem heil. Petrus gewidmet sein musste, ihren Namen mit dem der heil. Eugenia und Cäcilia? Vorausgesetzt, dass dies bei Verlegung der Cathedrale geschah, so könnte man annehmen, dass damals der alte Titel auf die benachbarte Taufkirche übertragen wurde, welche zugleich Pfarrrechte erhielt, da sich solche für ein Frauenstift nicht wohl schickten. Sehr bemerkenswerth ist es, dass sie noch 1124 bei der Taufe eines Juden, des späteren Probstes Herman von Cappenberg, der Art als Baptisterium eingerichtet war, dass der Taufbrunnen zum Untertauchen eines Erwachsenen benutzt werden konnte. S. v. Mering: die Peters-Kirche und Cäcilien-Kirche in Cöln. S. 7.

Von einem Baptisterium neben der Cathedrale von Chur ist bis jetzt nichts bekannt geworden. Basel, Constanz und Passau sind durch Versetzung älterer Bischofsitze an ihre jetzige Stelle gekommen. Salzburg und Eichstaedt sind neue Stiftungen auf dem Boden des ehemaligen römischen Reichs.

Vor dem Vorhofe der karolingischen Münsterkirche zu Aachen befindet sich eine besondere Taufkirche; nicht minder in ganz ähnlicher Stellung vor der in offenbarer Nachahmung derselben errichteten Münsterkirche zu Essen. An beiden Orten ward, bis in neuere Zeiten, nur hier das Sacrament der heil. Taufe gespendet. Wir erkennen in beiden sehr alten Anlagen die Form, in welcher zuerst das Vorrecht der Taufe von den Cathedralen auf besonders ausgezeichnete Pfarrkirchen übertragen wurde, so dass bei denselben noch isolirte Nebenkirchen, den bischöflichen Baptisterien völlig entsprechend, errichtet wurden, was wohl noch mit dem Ritus des Untertauchens zusammenhing. Erst später, und als letzterer mehr und mehr verschwand, ward der Taufstein in die nunmehr zahlreichen Pfarrkirchen verlegt. Die ältesten bekannten dürften nicht über das XI. Jahrh. hinaufgehen. v. Q.

2. Orientirung der Kirchen. — Eine der bekanntesten Thatsachen ist die Richtung des Altarhauses der Kirche nach Osten, welche bei fast allen älteren Kirchen die Regel ist. Dennoch hat diese Regel zahlreiche Ausnahmen, indem die Längenaxe vieler Kirchen mehr oder weniger von der genauen west-östlichen Richtung abweicht. Es fragt sich nun, ob man die Abweichungen von der wahren Ostlinie dem Zufall oder der Absicht zuschreiben soll. Ersteres hätte Manches für sich, wenn man an die bekannte mittelalterliche Unbefangenheit denkt, die sich überall an den Bauwerken zeigt, wo es auf's Messen und Abwiegen ankommt. Allein man wird durch vorhandene Zeugnisse dennoch auf die Absichtlichkeit geführt. Johann Beleth nämlich, ein Liturgiker, welcher um die Mitte des XII. Jahrh. zu Paris lebte, bemerkt, indem er die ausdrückliche Vorschrift giebt, die Richtungslinie der Kirchen genau nach dem Ostpunkte zu bestimmen *),

*) Seit dem XIV. Jahrh. bediente man sich dazu wohl des Compasses, was für das Spätmittelalter fest steht. Vgl. A. Reichensperger, Vermischte Schriften S. 139, wo es in des Meisters L. Lacher Unterweisung von 1516 heisst: — so du wildt ein khor an das Hochwerkh anleg wo er stehn sol, der abmerckung, der sonen aufgang, so nimb ein Khumbast, setz den auf ein winckelmaass, vnd lass den magnad auf die mitdaglinie stehn u. s. w.

dass es Etliche gäbe, welche absichtlich die Längenaxe der Kirchen nach dem Aufgangspunkte der Sonne im Sommersolstitium regelten *), also eine nordöstliche Baulinie annahmen, und der bekannte DURANDUS schreibt ihm hundert Jahr später dieselbe Bemerkung nach **), es jedoch unbestimmt lassend, ob die von der rechten Ostlinie Abweichenden sich nach dem Sommer- oder Wintersolstitium richteten, ob sie sich also für eine nord- oder südöstliche Richtungslinie entschieden. Es kommt nämlich beides vor, wie schon ein Blick lehrt auf den Plan irgend einer an mittelalterlichen Kirchen reichen Stadt. Nehmen wir z. B. Münster; hier ist der Dom richtig, die Minoritenkirche nordöstlich, die Martinikirche südöstlich orientirt; oder Braunschweig, wo der Dom die Ostlinie, St. Andreas, St. Martin und St. Peter die nordöstliche, St. Aegidien dagegen die südöstliche Richtung inne hält. In Aachen ist das Münster richtig, St. Adalbert nordöstlich orientirt. In Breslau haben neben dem richtig orientirten Dom die Kirchen zum heil. Kreuz, Maria auf dem Sande und St. Elisabeth südöstliche Abweichung. In Cöln liegen der Dom und Maria auf dem Capitol z. B. richtig nach Osten, St. Pantaleon und St. Cunibert erstrecken sich gen Südost. Und so wohl mehr oder weniger wahrscheinlich überall, wobei allerdings möglicher Weise nicht gerade liturgische, sondern von dem Terrain, der Nachbarschaft etc. hergenommene lediglich locale Rücksichten den Ausschlag gegeben haben mögen. Indess die englischen Archäologen, unter welchen dieselben Wahrnehmungen in ihrem Lande schon vor länger als 150 Jahren lebhafte Discussionen erregten, sind über die Richtungslinie der Kirchen zu sehr ansprechenden Resultaten gelangt. Man hat sich nämlich dort — auf welche Gründe gestützt erhellt nicht — zu folgender Annahme geeinigt. ***) Wenn an einem Orte der Grund zu einer Kirche gelegt werden sollte, habe sich das Volk schon am Abend vor dem zur Grundsteinlegung bestimmten Tage auf der Baustelle versammelt (oft sei dies die Vigilie des dem erwählten Patron der betreffenden Kirche gewidmeten Festtages gewesen), man habe die Nacht unter geistlichen Uebungen hingebracht und sodann im Momente des Sonnenaufgangs die Richtungslinie der Kirche nach dem betreffenden Punkte des Horizontes festgesetzt. Wenn diese Annahme der englischen Archäologen mehr als blosse Hypothese sein sollte, so liesse sich die wichtige Folgerung daraus herleiten, dass die richtig orientirten Kirchen, wenn man bei der wahrscheinlichen Mehrzahl dieser Gebäude nicht strenges Einhalten der liturgischen, schon in den Apostol. Constitutionen enthaltenen Vorschriften annehmen will, im Frühling oder Herbst, die nach Nordost gerichteten im Sommer und die gen Südost gelegenen im Winter seien gegründet worden. Wie dem nun aber auch sein möge, so sei es doch gestattet, ein nicht uninteressantes Beispiel anzuführen. Es war am 12. Juli des J. 1030, als Kaiser Conrad II. b e i S o n n e n a u f g a n g den ersten Stein legte zu der Klosterkirche auf Limburg a. d. H.; hierauf begab er sich nach Speier, wo man bereits den Grund gegraben und alles zum Bau Erforderliche vorbereitet hatte, um noch an dem nämlichen Tage den Grundstein zu dem dortigen Kaiserdom zu legen. †) Letzterer ist fast genau richtig, also wahrscheinlich nach einer Mittagslinie durch Messung orientirt; allein die Klosterkirche zu Limburg schaut gen Nordost, ob etwa genau nach dem Punkte des Horizontes, von wo die Strahlen der aufgehenden Sonne den Morgen des 12. Juli begrüssen? — Die Morgenweite der Sonne im Solstitium beträgt (nach gefälliger Mittheilung des Herrn Director AUGUST in Berlin) bei 50° N. B. jetzt 38° 17′ und war im J. 1000 12 Minuten, d. i. ⅕ Grad grösser. O.

3. Cisterzienserkirchen. — Es darf nach den Ergebnissen der bisherigen Forschungen ††) und namentlich nach den Ergebnissen der auf den letztjährigen archäol. Versammlungen zu Münster und Ulm darüber gepflogenen Verhandlungen wohl als allgemeine Regel für die im XII. und XIII. Jahrh. erbauten Kirchen der Cisterziensermönche angesehen werden, dass dieselben an der Ostseite der Kreuzvorlagen mit je einem Paar kleiner Zwillingskapellen versehen sind, welche in Uebereinstimmung mit dem Chorende der

---

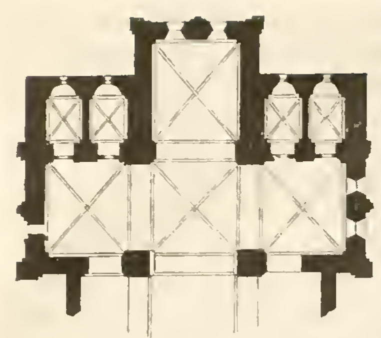
*) JOH. BELETH, Divini officii explicatio c. 12: *Ut aedificetur versus Orientem, hoc est versus solis ortum aequinoctialem, nec vero contra aestivale solstitium, ut nonnulli et volunt et faciunt.*

**) GUIL. DURAND. Rationale l. 1. n. 8: *Debet sic fundari, ut caput recte inspiciat versus orientem ---, videlicet versus ortum solis aequinoctialem .... et non versus solstitiale, ut faciunt quidam*

***) Vgl. z. B. R. HART, ecclesiastical records. 2d. ed. Cambridge 1846. p. 217. H. BLOXAM, principles of gothic ecclesiastical architecture. 9th ed. London. 1849. p. 313 sq.

†) Der Kaiserdom zu Speier und seine Gemälde. 1854. S. 5.

††) Vgl. den Aufsatz von F. v. QUAST im Organ f. christl. Kunst 1853. Nr. 7.



Oestlicher Theil der Cisterzienserkirche zu Loccum.

Kirche entweder, wie gewöhnlich, geradlinig, oder in einzelnen Fällen mit runden oder polygonen Apsiden (Bellaigue [Bella aqua] in Auvergne, gegr. 1126; Zinna bei Jüterbog) geschlossen sind *), und ist diese Anlage mit viereckigem Chorschluss und vier Nebenkapellen auch vom Grafen Montalembert (Bulletin monumental 17, 130) als der Regel des Ordens entsprechend festgestellt worden. Ausnahmen **) verdienen daher angemerkt zu werden: dahin gehört die jetzt in Ruinen liegende Kirche zu Heisterbach (1202—1233), deren Baumeister seinen eigenen Weg gegangen ist, und deren abnorme Anlage aus Boisserée's Denkmalen Taf. 39—44 als bekannt vorausgesetzt werden darf. Nebenkapellen, als in der Mauer der grossen Apsis und in den Mauern der Seitenschiffe ausgesparte Rundnischen, sind hier in beträchtlicher Anzahl vorhanden, allein die Andeutung der typischen Zwillingskapellen an der Ostseite des Querschiffes ist dennoch auch dabei nicht unterblieben. In liturgischer Beziehung wäre es interessant den gottesdienstlichen Zweck dieser Einrichtung zu kennen. Von der Klosterkirche zu Kappel in der Schweiz kennt man mindestens die Patrone dieser Kapellenpaare: die nördlichen Kapellen sind dem heil. Johannes (Bapt. — oder Ev.?) und dem heil. Nicolaus geweiht, die südlichen den beiden grossen Aposteln und dem heil. Stephanus. (Vgl. Mittheil. der histor. Gesellschaft zu Zürich 9, 15.)

Eine fernere, vielleicht nicht so allgemeine Eigenthümlichkeit der Cisterzienserkirchen scheint die übermässige Länge des Schiffes zu sein, welche um desswillen auffällt, weil die Kirchen dieses Ordens keine Volkskirchen und dem weiblichen Geschlechte überdies ganz verschlossen waren. Wesshalb also die grosse Ausdehnung des Langhauses?

Auf die Vorliebe der Cisterzienser für den schweren romanischen Spitzbogen, für häufige Anbringung von Consolen, für kleine Rundfenster und überhaupt für einfache Solidität der Bauten macht Schnaase im neuesten Hefte seiner Kunstgeschichte (V. 1, 1. Hälfte S. 176 u. 223) aufmerksam und zeigt (S. 155), dass man schon im XIII. Jahrh. auf die eigenthümliche Bauweise dieses Ordens auch ausserhalb desselben achtete, und sich derselben bewust war.

Die Filiation der norddeutschen Cisterzienserklöster aus dem Mutterkloster Morimond in der Champagne (gegr. 1115) und zwar durch Erzb. Friedrich von Cöln, welcher zuerst im J. 1122 Mönche von dort nach dem neu errichteten Koster Alt-Kampen bei Geldern berief, ist eine bereits von W. v. Raumer (in v. Ledebur's Archiv 8, 314 ff.) bewiesene Thatsache und hätte von Berghaus (Landbuch der Provinz Brandenburg 1, 511) nicht sollen übersehen oder gar grundlos bestritten werden. Hervorzuheben ist der Umstand, dass mehrere norddeutsche Cisterzienserklöster (z. B. Zinna, Alt-Zelle und Neu-Zelle) in Uebereinstimmung mit ihrem Mutterkloster Morimond und als Anspielung auf den Namen desselben die vier Majuskeln M. O. R. S., in die vier Ecken eines gleichschenkeligen Kreuzes eingeschrieben, im Siegel führen. (Vgl. Puttrich, Denkmale. Serie Jüterbog. S. 22.) Finden sich noch mehrere Cisterziensersiegel mit dieser Devise? O.

4. Messinggrabplatten. Herr Dr. Lisch in Schwerin hat nach einer Mittheilung des Hrn. Professor Deecke zu Lübeck eine Stelle aus dem Testamente des im J. 1365 gestorbenen Lübecker Burgemeisters Hermann Gallin im Deutschen Kunstbl. vom J. 1852 S. 370 veröffentlicht, in welcher der Testator verordnet, dass ihm die Vollstrecker seines letzten Willens über sein Grab legen lassen sollten „unum Flamingicum, auricalcum figurationibus bene factum lapidem funeralem", d. h. eine flämische mit Zeichnungen wohl gezierte Messingplatte. Wenn Hr. Dr. Lisch nun aber hieraus schliesst, dass Flandern das Vaterland des mittelalterlichen Messingschnittes sei, so scheint mir dabei die Möglichkeit übersehen, dass nur die Messingplatten als solche in den Niederlanden könnten verfertigt und von daher bezogen worden sein, die Gravirung selbst aber an jedem beliebigen anderen Orte ausgeführt, sehr wahrscheinlich allerdings wohl auch besonders an denjenigen Orten, wo man die Herstellung der dazu erforderlichen Platten verstand und im Grossen betrieb. — In England, wo namentlich in den an zur Sculptur geeigneten Hausteinen

*) Die Kirchen von Thoronet (du Var) und Senauque (Vaucluse), gegr. 1146—1148, haben zwar runde Chornischen, aber rechtwinkelige Nebenkapellen (vgl. Schnaase, Kunstgesch. V. 1, S. 176); ebenso Lehnin und Chorin in d. Mark.

**) In Oestreich sollen sich viele Ausnahmen finden — aber aus welcher Zeit?

Mangel leidenden östlichen Gegenden seit dem XIII. Jahrh. eine grosse Vorliebe für „monumental brasses" herrschte*), hiessen diese Messingtafeln im Mittelalter „Cullen plate", was die englischen Archäologen durch „Cölner Tafeln" erklären und die Beziehung dieser Messingplatten vom Niederrhein her um so mehr annehmen, als in England selbst Messing erst seit 1639 angefertigt worden sei. Bekannt ist, dass die übergrosse Mehrzahl der englischen Grabmäler dieser Art aus Steinplatten besteht, in welche die aus einer Messingtafel geschnittenen und gravirten figürlichen Darstellungen, deren vertiefte Linien auf farbig emaillirtem Grunde mit einer schwarzen Harzmasse ausgefüllt erscheinen, eingelassen sind. Alle Werke dieser Gattung sind nur von geringer künstlerischer Bedeutung, dagegen in Betracht der ununterbrochenen Reihe ihres Vorkommens von um so grösserem Werthe für die Geschichte des englischen Costüms, da sie mit Recht für einheimische Arbeiten gelten. Es finden sich jedoch ausnahmsweise (z. B. in Lynn, Newark etc.) einzelne Denkmäler, die ganz aus einer Metallplatte bestehen, von vorzüglicher Arbeit sind, und für das Werk niederländischer Künstler gehalten werden, weil sie in der ganzen Ausführung den in Brügge vorhandenen Platten gleichen sollen, und wei zum Theil niederländische Meister sich auf den Platten selbst als Verfertiger angeblich genannt haben.**) Eine besondere Klasse englischer Grabplatten bilden ferner die „Palimpsests", d. h. solche ältere, die man umdrehte, auf der Rückseite neu gravirte und auf diese Weise wieder benutzte. — Die im Dom zu Constanz vorhandene Platte auf dem Grabe des während des Concils im J. 1416 daselbst verstorbenen englischen Bischofs Robert Hallum von Salisbury soll ganz den englischen ähnlich und in England verfertigt sein.***)

In Italien ist den englischen Archäologen kein Denkmal dieser Art bekannt, doch werden einige in Spanien und auf Madeira angeführt. Frankreich hat den früheren Reichthum in der Revolution fast ganz eingebüsst.

In England, wo der Gebrauch metallner Grabplatten erst mit dem J. 1631 aufgehört hatte, hat man, angeblich mit grossem Erfolg, in neuester Zeit wieder Versuche mit Einführung derselben gemacht.

Eine vollständigere Zusammenstellung, als die bisher veröffentlichten, der in Deutschland glücklicherweise noch zahlreich vorhandenen metallnen Grabplatten, hoffen wir künftig in diesen Blättern zu liefern. O.

5. Über das Datum des dem Lucas Cranach ertheilten Wappenbriefes. — So oft auch der von Kurfürst Friedrich dem Weisen dem Lucas Cranach ertheilte Wappenbrief abgedruckt worden ist, so scheint doch auch dem neuesten, sonst diplomatisch genauen Biographen des Meisters (Schuchardt, Lucas Cranach des Aelteren Leben und Werke) der Widerspruch nicht aufgefallen zu sein, welcher in der am Schlusse der Urkunde stehenden Datirung enthalten ist. Wenn dieselbe nämlich lautet:

„Nürnberg am Dienstag der Heiligen Dreyer König Tag, nach Christi vnnsers lieben Herrn Geburt Funffzehnhundert vnnd im achten Jare"

so ist zu erinnern, dass der heil. Drei Königstag (6. Januar) im Jahre 1508 nicht auf den Dienstag, sondern auf den Donnerstag fiel, und es muss daher entweder die Jahreszahl 1508 unrichtig sein, oder der Wochentag Dienstag. Die Annahme, dass der Irrthum in der Jahreszahl stecke und der Wochentag richtig sei, könnte am nächsten liegend erscheinen, und in diesem Falle wäre, da der 6. Jan. im J. 1506 auf einen Dienstag fiel, letztere Jahreszahl zu substituiren, und zwar um so annehmbarer,

*) Es sind in England bereits über 2000 solcher Denkmäler nachgewiesen, diejenigen ungerechnet, welche untergegangen sind. Im J. 1612 lagen im Münster von York 120 mit Messingplatten eingelegte Grabsteine: jetzt ist davon nur noch ein einziger vorhanden. Die älteste Platte, von der man Kunde hat, befand sich in St. Paul zu Bedford aus der Zeit um 1208; die älteste erhaltene ist von 1277 zu Stoke D'Abernon in Surrey. — Vgl. den interessanten Aufsatz von Manning in Paley, Manual of gothic architecture, p. 264 sqq.

**) Die Legirung einer solchen Platte von niederländ. Arbeit (a flemish brass) ist im „Museum of Economic Geology" chemisch untersucht worden, und die Analyse ergab:

Kupfer . . .	64,00
Zink	29,50
Blei	3,50
Zinn	3,00
	100,00

Leider führt unsere Quelle (Fairholt, Dictionary of terms in art. p. 83) das Alter der betreffenden Platte nicht an.

***) Das Denkmal besteht aus einer grauen Granitplatte, in welche die Figur des Bischofs, die Evangelistensymbole und ein Spruchband, in Bronze vertieft gravirt, eingelassen sind. Vgl. Organ für christl. Kunst 1856. S. 19.

als gerade von diesem Jahre 1506 an das dem Cranach verliehene Wappenbild der geflügelten Schlange zuerst auf seinen Werken vorkommt, und es an sich viel wahrscheinlicher erscheint, dass der Künstler sich seit der Ertheilung des Adelsbriefes des ihm verliehenen Wappenbildes als Malerzeichen bediente, als umgekehrt, dass sich der Kurfürst veranlasst gesehen haben sollte, das dem Cranach bereits gewöhnliche Monogramm in den Wappenbrief aufzunehmen.

Was Reimer (Abhandl. über das Leben und die Kunstwerke des L. C. S. 62) bei der Beschreibung der bemalten Felderdecke in der Apotheke zu Wittenberg von einem alten und einem neuen Cranach'schen Wappen vorbringt, erweist sich als grundlos. Es heisst nämlich a. a. O., dass sich im sechsten Felde der Decke ein doppelter Schild befinde, welcher an der einen Seite das neue Cranach'sche Wappen, die geflügelte Schlange, und an der anderen Seite das alte, zwei aus den Wolken hervorgehende Hände, welche einen Kelch halten, enthalte; allein aus der unter dem Schilde befindlichen zwiefachen Inschrift:

1. Sei Gott unterthan und rufe ihn an. Ps. 38. Lucas Cranach, der Aeltere, Maler und Bürgermeister.

2. Gott wohnet in den Betrübten. Es. 57. Barbara Brengbirin, seine eheliche Hausfrau.

wird völlig klar, dass das beschriebene Doppelwappen die vereinigten Schilde des Cranach'schen Ehepaares enthält, und dass das s. g. alte Wappen das redende Wappen der Ehefrau, einer geborenen Brengbier, ist, nämlich das von zwei Händen gehaltene Trinkgeschirr.

Aeussere diplomatische Gründe machen es allerdings wahrscheinlicher, dass, wenn im Originale der Wochentag „Dornstag" gestanden haben sollte, ein späterer an diese Form für „Donnerstag" nicht mehr gewöhnter Copist dafür Dienstag geschrieben haben könne, in welchem Falle die Jahreszahl 1508 die richtige wäre. Obgleich mir Hr. Ritterschaftsrath von Cranach auf Craazen bei Pyritz, welcher als ältestes Glied der Familie im J. 1842 seiner Angabe nach den Originalwappenbrief besass, inzwischen aber verstorben ist, damals brieflich mitgetheilt hat, diese Urkunde sei vom J. 1507 datirt, so fragt es sich doch, ob hier kein Irrthum obwaltete, worüber vielleicht der etwaige jetzige Besitzer des Documents Auskunft zu ertheilen vermöchte. Oder könnte etwa Hr. Schuchardt aus dem Archive zu Weimar die Frage beantworten: Hat sich Friedrich der Weise im Januar 1506 oder 1508 in Nürnberg aufgehalten?

O.

6. Ein Anagramm. Im Museum zu Orleans befindet sich (nach Corblet, Manuel d'Archéologie. Paris et Lyon 1851. p. 255) ein angeblich uraltes Weihwasserbecken mit dem griechischen Anagramm:

ΝΙΨΟΝΑΝΟΜΗΜΑΜΗΜΟΝΑΝΟΨΙΝ

zu Deutsch: „Wasche deine Sünde, nicht das Antlitz allein." Dieselbe rück- und vorwärts zu lesende Inschrift kehrt (vgl. Hart, ecclesiastical records. p. 245) wieder auf dem Taufsteine in der Kirche von Hingham in Norfolk; es fragt sich, kommt dieses sinnreiche Anagramm auch sonst noch, und namentlich etwa auch in Deutschland vor? Oder sind wenigstens andere anagrammatische Inschriften von kirchlichen Denkmälern bekannt, und aus welcher Zeit?

O.

7. Die Evangelistensymbole auf Grabsteinen. Sehr häufig findet man in den vier Ecken der spätmittelalterlichen Grabsteine die bekannten Symbole der vier Evangelisten angebracht und zwar regelmässig so, dass oben Engel und Adler als Bewohner der oberen Regionen, unten Löwe und Stier, als Bewohner der Erde, erscheinen, und eine allgemein christliche Deutung derselben kann keine Schwierigkeit haben. Eine ganz specielle Beziehung finden die englischen Ecclesiologen in folgendem wunderschönen, unter der ländlichen Bevölkerung noch gegenwärtig gebräuchlichen Abendgebete:

„Matthew, Mark, Luke and John,
Bless the bed that I lay on;
Four corners to my bed,
Four angels round my head,
God within and God without,
Blessed Jesus all about."

Vgl. Paley, a manual of gothic architecture. London 1846, p. 300. Giebt es ein ähnliches lateinisches oder deutsches Gebet?

O.

II. Erhaltung und Zerstörung der Denkmäler.

1. Verordnungen der h. h. Ministerien.

Der der Conservation der Kunstdenkmäler in Preussen vorgesetzte Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten, Herr von Raumer, Excellenz, hat theils in dieser seiner Eigenschaft allein, theils in Gemeinschaft mit den Herren Ministern für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, so wie mit dem des Innern, neuerlich einige die Erhaltung der Monumente betreffende Verordnungen erlassen, welche allen Königl. Regierungen und sonstigen geeigneten Behörden zur Nachachtung mitgetheilt worden sind. Diejenigen, welche mit diesen Dingen vertraut sind, werden erkennen, wie wichtig dieselben sind, und wie wohlthätige Folgen sie für Erhaltung der Monumente haben müssen, wenn ihnen gehörig Folge geleistet wird. Wir theilen sie daher im Folgenden mit, in der sicheren Zuversicht, dass alle Freunde der Kunst und des Alterthums mit uns ihre Dankbarkeit für diese hohe Fürsorge bezeugen werden. Dies kann aber nicht besser geschehen, als wenn sie alle den lebhaftesten Antheil an Erreichung jener Zwecke nehmen und jeder bevorstehenden Zerstörung oder Verstümmelung auf den in Rede stehenden Gebieten, oder auch in Bezug auf noch andere Monumente dadurch zuvorkommen, dass sie die nöthigen Nachweise rechtzeitig an die betreffenden Behörden gelangen lassen. Namentlich ist der unterzeichnete Conservator zur Entgegennahme solcher Anzeigen stets bereit und wird nach Kräften, wie bisher, die Zwecke der Erhaltung der Kunstdenkmäler in geordneter Weise zu fördern sich pflichtschuldigst bemühen.

v. Quast.

In der Allerhöchsten Kabinets-Ordre vom 20. Juni 1830 (Gesetzsammlung Seite 113) und der dazu ergangenen Ministerial-Instruktion vom 31. Oktober 1830 sind nähere Anordnungen wegen Erhaltung der Stadt-Mauern, Thore, Thürme, Wälle und anderer zum Verschlusse sowohl, als zur Vertheidigung der Städte bestimmten Anlagen in polizeilicher, militairischer und finanzieller Beziehung, auch mit Berücksichtigung ihres Werths als Denkmale der Baukunst oder als historische Monumente (Nr. 1. 6 und folg. der Ministerial-Instruktion vom 31. Oktober 1830) getroffen.

Die Königliche Regierung wird darauf aufmerksam gemacht, dass diesen fernerhin sorgfältig zu beobachtenden besonderen Vorschriften in Ansehung der zum Verschlusse sowohl, als zur Vertheidigung der Städte bestimmten Anlagen die allgemeine Bestimmung im §. 50 Nr. 2 der Städte-Ordnung vom 30. Mai v. J. hinzugetreten ist, wonach

> zur Veräusserung und wesentlichen Veränderung von Sachen, welche einen besonderen wissenschaftlichen, historischen oder Kunstwerth haben, namentlich von Archiven, die Genehmigung der Regierung erforderlich ist.

Demgemäss hat die Königliche Regierung, ausser Beachtung der speciellen Vorschriften der Allerhöchsten Kabinets-Ordre vom 20. Juni 1830 und der Ministerial-Instruktion vom 31. Oktober 1830, überhaupt eine strenge Aufsicht wegen Erhaltung aller im §. 50 Nr. 2 der Städteordnung vom 30. Mai v. J. aufgeführten Sachen zu üben.

Zu diesem Zwecke wird es sich empfehlen, dass die Königliche Regierung, insoweit es nicht schon geschehen, sich eine möglichst vollständige Uebersicht der in den Städten des Departements vorhandenen, der öffentlichen Aufsicht unterliegenden Gegenstände, die einen besondern wissenschaftlichen, historischen oder Kunstwerth haben, verschafft, und dazu namentlich auch die Lagerbücher, welche nach §. 71 der Städte-Ordnung vom 30. Mai v. J. über alle Theile des Vermögens der Stadtgemeinde und die darin vorkommenden Veränderungen zu führen sind, angemessen einrichten und verwenden lässt.

Die durch den unterzeichneten Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten (zunächst als Versuch in zwei Regierungsbezirken) eingeleitete Inventarisation der im Staate vorhandenen Kunstdenkmäler wird in Zukunft die vorstehend bezeichnete Uebersicht noch weiter zu fördern geeignet sein.

Ferner wird die Königliche Regierung darauf zu sehen haben, dass die auf möglichste Conservation jener Sachen gerichtete Absicht des Gesetzes, namentlich in Ansehung älterer Bauwerke, nicht durch Vernachlässigung rechtzeitiger Reparaturen in dem ursprünglichen Styl vereitelt werde und nöthi-

genfalls Seitens der Königlichen Regierung auch bei Prüfung der Ihr nach §. 66 der Städteordnung einzureichenden städtischen Etats und der Ihr nach §. 78 zustehenden Ergänzung derselben die geeignete Einwirkung wegen Beschaffung der Mittel stattfinden könne.

Nicht minder ist es jedoch wünschenswerth, die im Privatbesitz befindlichen Bauanlagen, welche den Städten oder ganzen Gegenden einen geschichtlichen Charakter verleihen, oder auch nur als vereinzelte Beiträge zur allgemeinen kunsthistorischen Haltung zu betrachten sind, — mögen sie einen speciellen künstlerischen Werth haben oder nicht — erhalten zu sehen. Dahin gehören ganze Bauwerke der Vorzeit, wie einzelne Theile derselben, als: Erker, Freitreppen und andere Vorlagen, deren Anlagen bei Neubauten nicht mehr stattfinden, wesentlich aber dazu beitragen, in den Städten die uniforme Nüchternheit moderner bürgerlicher Architektur zu entfernen; massive Dachfenster, thurmähnliche Bauten, hohe mittelalterliche Dachgiebel im Rohbau, welche abzufärben, mit Kalkputz zu überziehen und zu modernisiren öfter Neigung vorwaltet, um den Häusern ein vermeintlich schöneres Ansehen zu geben; Ruinen auf Anhöhen, die oft um geringen Gewinn an Material abgebrochen werden, selbst Holzarchitektur des Mittelalters und dergleichen.

Die Veränderung oder gar Beseitigung derartiger Anlagen, welche die monumentale Geschichte des Landes bilden und mindestens nach dieser Richtung hin von Werth sind, möglichst zu verhüten, wird Aufgabe der Localpolizei sein.

Ist dies nicht innerhalb der polizeilichen Befugnisse zu erreichen, so wird soviel als möglich auf die Besitzer einzuwirken und erforderlichen Falles auch wohl eine Beihülfe zur Erhaltung zu beantragen sein.

Was endlich die Erhaltung städtischer Urkunden und Archive betrifft, so wird die Königliche Regierung auf die entsprechenden Bestimmungen des in v. Kamptz Annalen (A. XVI. 666 — 3. 50) abgedruckten Circular-Rescripts vom 3. März 1832 verwiesen.

Berlin, den 5. November 1854.

Der Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten. Im Auftrage: (gez.) v. Pommer-Esche.	Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. v. Raumer.	Der Minister des Innern. v. Westphalen.

Nach mir zugegangenen Mittheilungen ist neuerlich der Fall wiederholt vorgekommen, dass alte Leichensteine von den Kirchenvorständen veräussert oder anderweitig verwandt worden sind. Da diese Steine durch die auf ihnen befindlichen Inschriften häufig einen urkundlichen Werth haben, auch nicht selten durch künstlerische Ausstattung und Darstellung beachtenswerth sind, und nicht vorauszusetzen ist, dass die nächst betheiligten Behörden überall diese Beziehungen genügend zu würdigen im Stande sind, so bestimme ich hiemit: dass von jeder Veräusserung oder anderweitigen Verwendung von Leichensteinen Abstand genommen wird, bis darüber an mich berichtet und die Entscheidung meinerseits erfolgt ist. Die Königliche Regierung hat das hienach Erforderliche zu verfügen.

Auch sind mehrfach alte, ausser Gebrauch gekommene Taufsteine in ungeeigneter Weise beseitigt oder veräussert worden. Ich veranlasse die Königl. Regierung, dafür zu sorgen, dass derartige Taufsteine, wo solche noch vorhanden sind, in den kirchlichen Räumen in angemessener Weise wieder aufgestellt werden.

Berlin, den 12. Juni 1855.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.
gez.: v. Raumer.

2. Die Kirche zu Ober-Ernst bei Kochem an der Mosel. Ein nur 30 Fuss langes und 22½ Fuss breites und hohes Langhaus ohne Abseiten, dem gegen Osten ein noch schmaleres, aber in den Mauern nur wenig höheres polygones Altarhaus angebaut ist, an der Westseite, gegen Süden hin, ein einfach viereckiger Thurm, welcher fast die ganze Front des Langhauses einnimmt, gegen Norden nur den Raum zum Haupteingang in letzteres übriglassend, und neben diesem ein achteckiger Treppenthurm, der die Nordwestecke des Gebäudes abschliesst: dies ist die einfache Anordnung einer kleinen Kirche, welche der nur kleinen Gemeinde von etwa 400 Seelen wohl entspricht. Der mit einer acht-

eckigen Hauptspitze und vier kleineren Spitzen in Schieferdach an den Ecken gekrönte Thurm ist von Bruchsteinen ohne alle Ornamente aufgeführt, nur zu oberst durch gekuppelte Rundbögen innerhalb eines grösseren rundbogigen Umfassungsbogens geöffnet, statt deren die Westfront dieselbe Anordnung mit Spitzbögen zeigt. Zwei einfache Spitzbogenfenster ohne Detail schmücken jede Seite des Langhauses; ein gleiches mit Maasswerk jede der Seiten des Chorpolygons, bis auf die fünfte, nördliche Seite desselben, wo die Sakristei gegengebaut ist. Fügen wir noch hinzu, dass der Chor mit Netzgewölben überspannt ist, und im Dache etwas höher hinaufsteigt als das Langhaus, während letzteres mit einer verschaalten tonnengewölbartigen Decke versehen ist, welche bis an die hoch gehobenen Kehlbalken hinaufsteigt, nur durch einzelne Ankerbalken in Höhe der oberen Mauern zusammengehalten, so haben wir ein genaues Bild der sehr malerischen Erscheinung dieses Monuments. Abgesehen von der romantischen Umgebung in diesem schönsten Theile der Moselufer, trägt zu jener malerischen Wirkung selbst der Mangel an rechten Winkeln bei, den das Langhaus und dessen Anbauten zeigen. Leider nicht minder der schon ruinirte Zustand des Treppenthurms, dessen Krönung bereits herabgestürzt ist. Derselbe so wie das Langhaus sind nur aus Bruchsteinen, mit schlechtestem Mörtel, theilweise nur mit Lehm erbaut (was im Mittelalter leider sehr häufig geschah). Sollte dieser Bautheil auch so schadhaft sein, dass ein Einsturz zu besorgen steht, wie behauptet wird, so liegt doch keine Ursache vor, deswegen die übrigen gesunden Theile der Kirche gleichfalls abzubrechen. Man erneuere die schadhaften Mauern, mit angemessener Rücksicht der bisherigen Architektur, so wie der zu erhaltenden Theile; wenn es nöthig, füge man die nöthigen Verbesserungen und Erweiterungen hinzu; verschone die Kirche aber mit völliger Zerstörung. Will man durchaus eine neue, prächtigere Kirche haben, so erbaue man sie lieber an einer neuen Stelle, und erhalte die alte, oder deren werthvollere Theile, neben derselben als besondere Capelle, oder lasse sie, isolirt von derselben, als Ruine zusammenfallen, zum malerischen Schmucke der Umgebung, zum Andenken des ältesten Gotteshauses, das schon früher als Capelle bestand, seit 1377 mit Pfarrrechten versehen war. — Schliesslich bemerken wir, dass das Gutachten, auf dessen Grund hin die nur theilweise schadhafte Kirche aus obigem Grunde gänzlich zerstört werden sollte, von einem Wasserbaubeamten herrührt. Hoffen wir, dass ein wirklicher Sachverständiger, als welcher ein Wasserbaumeister für monumentale Bauten nicht anerkannt werden kann, ein für die Erhaltung der Kirche günstigeres Gutachten abgeben wird. Zur Erreichung dieses Ziels sind die nöthigen Anträge gemacht worden.

24. Jan. 1856.

3. **Die Kirche zu Hüsten in Westphalen.** In dem Organe für christl. Kunst, 1855, Nr. 21, war auf die Gefahr des Abbruchs der schönen Kirche zu Hüsten bei Arnsberg aufmerksam gemacht worden. Nach Lübke's Beschreibung in seiner Kunstgesch. Westphalens, S. 96, gehört sie zu den vorzüglicheren Bauwerken der in Westphalen so reich repräsentirten Kirchen des Uebergangsstyles, in welcher neueren Nachrichten in dem O. f. christl. Kunst, 1855, Nr. 24, zufolge, was bereits früher von Lübke a. a. O. S. 333 angedeutet ward, auch noch bedeutende Spuren sich erhalten haben, dass sie, wie die meisten Kirchen dieses Styls, im Innern ausgemalt war. Um so bedauerlicher wäre der Abbruch oder doch die Verstümmelung dieser Kirche. Augenblicklich ist, wie wir aus officieller Quelle mittheilen können, die Gefahr auf einige Zeit dadurch abgewandt, dass wegen der Beitragspflichtigkeit zum Baue der Kirche ein Prozess begonnen hat, der voraussichtlich einige Jahre währen wird. Es ist dringend zu wünschen, dass diese Frist benutzt werde, um solche Pläne zu fassen, welche geeignet sind, nicht nur das edle Bauwerk zu erhalten, sondern dasselbe auch von den späteren Verstümmelungen, wozu wir auch die Tünche rechnen, welche die Wandmalereien verdeckt, zu befreien. v. Q.

4. Die kunsthistorisch so merkwürdige **Münsterkirche zu Emmerich** soll dem Vernehmen nach restaurirt werden, wogegen uns mitgetheilt wird, dass die darauf abzielenden Vorschläge nichts weniger als zu loben sind. Namentlich wäre es sehr zu bedauern, wenn die schönen Chorstühle, wie verlautet, in ihrer alten so angemessenen Stellung im hohen Chore verändert, oder dieselben gar zersägt und unorganisch auseinandergerissen würden. Wir hoffen, dass der kunstsinnige Prälat, dem das Aufsichtsrecht über diese Kirche zusteht, dergleichen Verstümmelungen nicht zulassen wird. Auch auf Erhaltung und Herstellung der neuerlichst in der Krypta aufgefundenen Wandmalereien wäre Bedacht zu nehmen.

5. In der **Kirche zu Praest** bei Emmerich waren vor einiger Zeit bedeutende Reste von Wandmalereien zu Tage gekommen, doch hat man sie leider wieder übertüncht. Einen daselbst vorhandenen

schönen Schnitzaltar beabsichtigt der Pfarrer würdig herstellen zu lassen. Hoffentlich wird der glückliche Erfolg Veranlassung geben, auch jene Wandmalereien näher zu untersuchen, und wenn sie es würdig sind, sie wieder herstellen zu lassen. v. Q.

III. Historische und Alterthums-Vereine.

1. **Wissenschaftlicher Congress zu Toulouse 1852.** — Durch gütige Mittheilung des Herrn v. Caumont liegen uns 2 Bände der Verhandlungen der im J. 1852 zu Toulouse abgehaltenen 19. Versammlung des wissenschaftlichen Congresses von Frankreich vor. Obschon einige Jahre seitdem verflossen sind, dürften die Resultate unseren Lesern doch noch unbekannt sein, und theilen wir deshalb das für unsere Interessen Wichtige daraus mit. Die 6 Sectionen für 1) Naturwissenschaften, 2) Ackerbau, Handel und Industrie, 3) Medizin, 4) Archäologie und Geschichte, 5) Philosophie, Literatur und Schöne Künste, 6) Physicalische und Mathematische Wissenschaften, deren sich aber einige zweckmässig vereinigten, hielten 8 Tage lang eine jede täglich eine gesonderte, und alle zusammen eine Gesammtsitzung, letztere unter dem Präsidio des Grafen Peyronnet, ehem. Ministers unter König Karl X. Das von Herrn v. Caumont begründete und dirigirte „Institut des Provinces", welches diese überaus zahlreich besuchten Versammlungen veranlasst, hat es sich vorzugsweise zum Ziele gesetzt, im Gegensatze zu dem allein in Paris wirksamen „Institut de France", die literarischen Kräfte der Provinzen zu sammeln und zum gegenseitigen Austausche ihrer Erfahrungen zu bringen, und wie wir aus diesem Berichte wiederum sehen, mit dem günstigsten Erfolge. Für unsere Zwecke interessiren uns nur die Verhandlungen der 4. Section, denen wir einige Mittheilungen von allgemeinerer Wichtigkeit entnehmen.

1. Herr Leon Clos macht Mittheilung über die in den Engpässen der Pyrenäen zahlreich vorhandenen 4eckigen Thürme. Er glaubt, dass sie als Vertheidigungswerke von den Sarazenen zur Zeit Karls des Grossen gebaut seien. Die übrigen Mitglieder der Versammlung halten sie jedoch, nach Analogien, für einfache Signalthürme, welche sich in nichts von sicheren Bauten des XIV. und XV. Jahrh. unterscheiden. Herr Du Mège hat ihrer allein über 400 untersucht, namentlich im Arriège-Thale.

2. Von christlichen Mosaiken im südwestlichen Frankreich kennt der dort aufs genaueste bekannte Herr Du Mège nur einige sehr roh gearbeitete Reste in der Klosterkirche zu Moissac, in Quercy unweit Montauban, welche dem XI. oder XII. Jahrh. angehören dürften. Leider ist dieses Mosaik erst in neuerer Zeit zerstört worden.

   Noch bedauerlicher ist die im J. 1755 durch die Benediktiner erfolgte Zerstörung der Abtei-Kirche de la Daurade zu Toulouse. Sie war im Innern ganz und gar mit Mosaiken bedeckt, welche auf goldenem Grunde (daher der Name) Laubwerk und Personen des Alten und Neuen Testaments mit senkrecht beigeschriebenen Namen zeigten. Es war gewiss eine der reichsten Kirchen der Art und den italienischen wohl zu vergleichen.

   Herr Ricard theilt noch mit, dass die Kirche S. Guilhem-du-Désert in der Diöcese von Lodève im J. 1067 vom Pabst Gregor VII. einen daselbst noch vorhandenen Marmoraltar mit eingelegten Glasmosaiken zum Geschenke erhielt. Auch die Reste eines Mosaik-Fussbodens, aus verschiedenfarbigen Marmorwürfeln zusammengesetzt, hat man daselbst aufgefunden.

3. Herr Du Mège theilt mit, dass im J. 1295 der Beschluss gefasst worden sei, in jedem Jahre den Namen und die Geschichte der Magistratspersonen niederzuschreiben und deren Bildnisse und die Abbildungen der gleichzeitig errichteten Gebäude beizufügen. Mehr als 500 solcher farbiger Documente waren vorhanden, als die französische Revolution dieser Sitte und der kostbaren Sammlung selbst ein Ende machte. Die Commissäre des Convents wollten alle diese Monumente zerstören und gaben selbst das Beispiel; nur einige Fragmente sind gerettet und, nachdem sie die Besitzer gewechselt, zuletzt von der Stadt angekauft worden. Leider wird nicht berichtet, ob sich darunter

ältere werthvollere Theile befinden, und welche kunstgeschichtlichen Folgerungen man etwa daraus ziehen könnte.

Dieselbe Sitte herrschte auch zu Montpellier, wo auf der Stadtbibliothek noch jetzt ein Band in Folio mit den Abbildungen der Consuln aufbewahrt wird. Die Stadt besoldete deshalb bis 1789 einen eignen Maler. Leider fehlen auch hierüber nähere Mittheilungen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass dieser Gebrauch auch in den anderen Städten des Langued'oc galt, und dürften hiedurch neue Quellen für die Kunstgeschichte eröffnet werden.

4. Auch in Frankreich, wenngleich seit den Zeiten der Hugenottenkriege und der Revolution in unendlich geringerem Maasse als noch jetzt in Deutschland, findet man eine grosse Anzahl geistlicher Gewänder aus Seide, deren Muster auf das XII. und XIII. Jahrh. hinweisen. Nicht minder tragen sie den Stempel auswärtiger Fabrikation, namentlich der Orientalischen Kunst an sich. Durch Edrisi, welcher im XII. Jahrh. Spanien durchreiste, wissen wir, dass allein in dem kleinen Königreiche Jaen in mehr als 600 Städten und Dörfern die Seidenfabrikation blühte. Im folgenden Jahrhunderte zeichnete sich das Königreich Granada in derselben noch mehr aus. Einige der vorgefundenen Stoffe, mit den französischen und castilischen Wappenfiguren geschmückt, weisen nothwendig auf die Zeit des heil. Ludwig und seiner Familie hin. Herr v. Caumont fragt deshalb an, ob man sichere Nachrichten über die Herkunft und den Handel jener Seidenstoffe habe, welche, wegen ihrer Embleme, nothwendig auf Bestellung angefertigt sein müssen, und ob sie etwa in Sicilien, Spanien oder Italien angefertigt seien? Wenn diese Frage auch nicht zur schliesslichen Erledigung kam, so wies Herr Ricard doch nach, dass bereits seit dem XIII. Jahrh. in Montpellier eine zahlreiche und mächtige Zunft bestand, welche den Verkauf von Seidenwaaren und Seide, unter dem romanischen Namen der Cédiers, lateinisch Sederii, betrieb, und dass deren Mitglieder die Messen von Lyon, der Champagne und Brie häufig besuchten. Erst als in jenen Gegenden der Maulbeerbaum im XVI. und XVII. Jahrh. eingeführt wurde, verlor sich dieselbe.

2. Alterthümer zu Mainz. — Unter den zahlreichen Vereinen Deutschlands, welche der Erforschung und Erhaltung der Denkmäler der Vorzeit ihre Kräfte widmen, nimmt der „zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer" zu Mainz bestehende eine hervorragende Stellung ein, namentlich seitdem er sich der thätigen Mitwirkung einiger durch wissenschaftliche Tüchtigkeit hervorragender Mitglieder erfreut. Wir heben, zum Beweise dafür, aus dem so eben erschienenen, bei der Gen.-Vers. am 9. Mai 1855 erstatteten Berichte des ersten Direktors, Herrn Dr. med. Joh. Wittmann, nur hervor, dass die Erwerbungen für das Museum allein in dem vergangenen Jahre über 2000 Nummern betrugen. Auch die vielfachen Veröffentlichungen des Vereins verdienen besondere Beachtung. Dem Lokale angemessen sind sie vorzugsweise der Abbildung und Erklärung der fortwährend zahlreich aufgefundenen Trümmer des alten Magontiacum, der Hauptstadt der römischen Provinz Obergermanien, gewidmet, und verdanken wir diesen mit wissenschaftlichstem Geiste behandelten Aufsätzen eine bedeutende Bereicherung unserer Kenntnisse von der Bedeutsamkeit des religiösen wie Staats- und Privatlebens in diesem äussersten Römischen Grenzgebiete. Da diese Organisationen aber später die Basis der äussern Erscheinung des Christenthums bildeten, und noch später, nachdem das Frankenreich auf den Trümmern der Völkerwanderung sich erhob, die Anknüpfungspunkte zu neuer Gesittung unserer seitdem zum Christenthume bekehrten Vorfahren, so ist die genaue Erforschung jener fragmentarischen Trümmer auch für die Erkenntniss der Anfänge des Christenthums unter uns von Wichtigkeit. Wir werden daher uns nicht entbrechen können, jene vorchristliche Trümmerwelt, insoweit sie die Basis der christlichen Kunst unter uns bildet, in den Kreis unserer Untersuchungen und Beurtheilungen mit aufzunehmen.

Das jenem Berichte beigefügte VI. Heft der mit Erklärungen herausgegebenen Abbildungen von Mainzer Alterthümern giebt zwei grössere Aufsätze über die ehemalige stehende Rheinbrücke zwischen Mainz und Castel, und über die Ausgrabungen auf dem Kästrich zu Mainz, ersteren vom Architekten W. Heim, letzteren vom Stadtbaumeister J. Laske, beide durch nüchterne objective Darstellung des Gefundenen sich auszeichnend.

Die Brücke befand sich etwas unterhalb der jetzigen Schiffbrücke. Bei sorgfältigster Untersuchung mittelst Peilung während des letzten sehr niederen Wasserstandes ist es dem Herrn Heim gelungen, alle Pfeiler der Brücke aufzufinden, die Grösse, den Abstand derselben von einander und die

Beschaffenheit der Umgebung im Wesentlichen festzustellen. Es ergiebt sich hieraus, dass man sämmtliche Pfeiler noch in wesentlichen Spuren aufgefunden hat, so dass ein Gesammtbild der Brücke sich wohl erkennen lässt. Die einzelnen Pfeiler von etwa 18 bis 22 Rheinischen Fussen *) Dicke trugen eine hölzerne Fahrbahn von 30 Fuss Breite. Die 11 mittleren Abstände der Pfeiler betrugen im Durchschnitte etwa 90 Fuss, während die dem Lande zunächst befindlichen, je 12 auf jeder Seite, nur etwa die Hälfte dieser Entfernung hatten. Letztere erstreckten sich auf beiden Ufern weit über das jetzige Bett des Stroms hinaus, so dass, wenn dieses eine Breite von etwa 1700 Fussen hat, auf der Mainzer Seite noch eine Fortsetzung von etwa 350, auf der von Castel sogar von 750 Fussen, sich durch die in früherer Zeit daselbst aufgefundenen Pfeiler nachweisen lässt.

Zur Verbesserung der Schifffahrt wurde im J. 1812 ein mittlerer, im J. 1853 der dem jetzigen Casteler Ufer zunächst gelegene Pfeiler weggebrochen und hiebei die Construction derselben genau beobachtet. Ueber einen sehr vollständigen, mit Schwellen und Zangen regelmässig verbundenen Pfahlroste war die Umfassung der Pfeiler von grösseren Sandsteinen errichtet, theilweise auch durch eiserne Klammern verbunden, doch waren letztere meist schon durch Rost vergangen. Die Mitte bestand aus Kalksteinbruchstücken, nur noch wenig durch Mörtelschichten verbunden. Die Pfähle von Eichenholz waren vorzüglich, zum Theil noch mit der Rinde erhalten; die eisernen Schuhe mit ihren Lappen nicht minder. Vor allem merkwürdig waren aber die grossen Einfassungssteine, welche, theilweise bereits hinausgefallen, die Pfeiler umlagerten. Sie bestanden zum grossen Theile aus Architektur- und Sculpturstücken so wie aus Inschriftsteinen, sämmtlich römischer Zeit angehörig, deren vorzüglichere im Mainzer Museum deponirt und in vortrefflichen Abbildungen mitgetheilt sind.

Der Verfasser kommt durch Zusammenstellung der von den Alten mitgetheilten Zeugnisse zu dem Resultate, dass über das Vorhandensein einer stehenden Brücke zu Mainz zur Zeit der Römer nicht die mindeste sichere Nachricht vorhanden ist. Die Verwendung der Trümmer römischer Kunst beweise vielmehr, dass die Erbauung später geschehen sein müsse, also Karl dem Grossen das Verdienst ihrer Errichtung zufalle, da das Zeugniss Einhards ihm dies Verdienst zueignet.

Die sich daraus ergebenden Schwierigkeiten, dass die Angabe Einhards mehr auf eine gänzlich hölzerne Brücke als eine solche mit steinernen Pfeilern versehene schliessen lasse, sucht der Verfasser auszugleichen, und wir stimmen ihm gern bei, dass der Wortlaut sehr wohl auch auf den vorhandenen Bau anzuwenden ist. Wenn der Verfasser dagegen annimmt, Einhard habe sich einfach geirrt, wenn er die Länge der Brücke zu nur 500 Schritten angebe, während die gegenwärtige Schiffbrücke, welche kleiner sei, als die alte es war, bereits 650 Schritte messe, so können wir dem nicht beistimmen. Wenn man nämlich die volle nachweisliche Länge der alten Brücke auf etwa 2700 Fuss Rhein. annimmt, so stimmt dies mit 500 Römischen (Doppel-) Schritten ziemlich genau zusammen, und es ist nur die Annahme festzustellen, dass man zu Karls des Grossen Zeit noch den Römischen Begriff eines Schrittes zu 5 Fussen beibehalten hatte. Also auch in dieser Beziehung würde Einhards Zeugniss durch den Befund nur bestätigt werden.

Dennoch können wir uns der Ansicht nicht anschliessen, Karl der Grosse habe die jetzt noch vorhandenen Reste vom Grunde auf zuerst errichtet. Wenn wir seiner Zeit auch die bedeutende technische Fertigkeit zutrauen wollten, welche hiezu erforderlich war, worüber uns jedoch jedes Zeugniss mangelt, so sprechen doch die Fundstücke der Pfeiler gegen jene Annahme. Allerdings finden wir an denjenigen Orten, wo die Fragmente römischer Kunst mehr oder weniger zahlreich umherlagen, dieselben als Werksteine während des ganzen Mittelalters verwendet. Doch finden wir diese Bruchstücke dann doch immer, der Natur der Sache gemäss, nicht zu zahlreich verwendet. Wo man anderwärts dieselben in ähnlicher Weise gehäuft findet, namentlich in den Fundamenten der alten Stadtmauern, da kann man mit Sicherheit auf die letzten Zeiten der Römerherrschaft schliessen, wo die alten Tempel, welche damals dem Gottesdienste gar nicht oder nur noch vereinzelt dienten, bereits absichtlich gebrochen, oder mit den anderen Pracht- und Wohngebäuden durch die vereinzelten Einfälle der Barbaren bereits in Massen zerstört worden

*) Wir übersetzen hier überall die Maasse aus dem neufranzösischen Metermaasse, und dem daraus gebildeten noch moderneren grossherzogl. hessischen sogenannten Fussmaasse ($^{3}/_{4}$ anderer Fusse) in das für archäologische Publicationen fast allgemein adoptirte Rheinische Maass. Es ist sehr zu bedauern, dass man im Grossherzogthum Hessen von dieser fast allgemeinen deutschen Sitte abweicht, in der einst Moller vorangegangen ist.

waren. Damals erst wurden die gallischen Städte, welche bis dahin einer unnöthigen Ummauerung entbehrten, mit den Schutzwehren gegen die immer dringender werdende Gefahr ummauert, wie Herr v. Caumont solches so schön nachgewiesen hat, indem jene Trümmer die Basis aller Stadtmauern Galliens bilden. Wir werden durch diese Analogie also bewogen, auch die Gründung der Mainzer Brücke jener Römischen Spätzeit zuzuschreiben, wo die alte Technik noch in voller Tradition fortlebte, während sie zu Karls d. Gr. Zeit, nach dem Verlaufe mehrerer Jahrhunderte ohne alle Uebung im grossartigen Wasserbaue, nicht so leicht zu erklären wäre. Besonders bewegt uns zu jener Ansicht noch der Umstand, dass man innerhalb des Mauerwerks der Brückenpfeiler mehrfach Bronzemünzen gefunden hat. Allerdings waren sie so unkenntlich, dass sie nicht näher bestimmt werden konnten. Wichtig ist es aber, dass es antike Erzmünzen waren, welche um so weniger der Zeit Karls des Grossen zuzuschreiben sind, als das ganze Mittelalter bekanntlich keine Erzmünzen prägte. Die Erklärung, dieselben seien später, nach Zerstörung der Pfeiler, zufällig hineingefallen, ist unzulässig, da gerade das Vorkommen antiker, also nicht mehr cursirender Münzen, sich auf diese Weise nicht erklären lässt, am wenigsten bei zweien von einander entfernten Pfeilern, und dadurch allein schon die Annahme begründet wird, dass die Pfeiler zu der Zeit erbaut worden seien, als jene Münzen noch bei den Arbeitern cursirten. Wir bedauern deshalb, dass die Münzen nicht wenigstens nach Grösse, Metall u. s. w. näher beschrieben sind; ein Münzkenner würde daraus ziemlich sichere Schlüsse auf deren Zeit haben thun können. Der Einwurf, den der Verfasser gegen unsere Annahme dadurch erhebt, dass die gute Erhaltung der Rostpfähle wohl für einen Zwischenraum von 1000 Jahren spreche, während sie, wenn sie noch der Römerzeit angehörten, mehr zerstört sein müssten, trifft nicht zu, da Holz bekanntlich, wie das vorliegende Beispiel augenscheinlich beweist, stets unter Wasser gehalten, gar nicht verwest, 1500 Jahre also nicht mehr Effect machen als 1000, und bei den eisernen Schuhen und dergl. bei günstigen Umständen, wie hier, der längere Zeitraum nicht mehr Bedingungen erfordert als der kürzere, der bei weniger günstigen Verhältnissen auch keine Spur derselben übrig gelassen haben würde, wie solches die verschwundenen eisernen Klammern der Quaderumfassungen beweisen.

Wir sprechen uns also entschieden dafür aus, dass die Brücke zur Zeit der späteren Römerherrschaft errichtet wurde. Obgleich auch das letzte Drittel des III. Jahrh., als die innerhalb des Limes gelegenen Zehntlande noch nicht verloren waren, als Zeit für eine solche Verbindung beider Rheinufer günstig war, so scheint uns doch die zweite Hälfte des IV. Jahrh. noch annehmlicher, als nach den zahlreichen Einfällen der Barbaren bis tief nach Gallien hinein, die kräftigen Heerführer Julianus und Valentinian I., nachdem Mainz in den Jahren 355 und 368 von den Alamannen selbst eingenommen war, sie auf eine Zeitlang mit Erfolg zurückdrängten, und die Römerherrschaft selbst auf dem rechten Rheinufer wiederherzustellen suchten. Wenn diese Versuche, weil jene energischen Herrscher bald genug abgerufen wurden und ihre Nachfolger die Offensive nicht fortsetzten, vielmehr selbst in der Defensive unterlagen, auch schliesslich ohne weiteren Erfolg blieben, so ist doch die Voraussetzung nicht unangemessen, dass es jenen Kaisern mit erneuter Besitzergreifung des rechten Rheinufers und Zurückdrängung der Germanen voller Ernst war. Wie wichtig für beide Zwecke eine stehende Brücke bei dem Haupt-Castelle des Oberrheins, zu Mainz war, liegt zu Tage, und welcher Unternehmungen zu solchen kriegerischen Zwecken noch selbst Valentinian fähig war, beweist sein Unternehmen, den unteren Lauf des Neckars zu ändern, um das von ihm auf dem rechten Rheinufer errichtete Castrum besser zu decken. Die letzte Zerstörung von Mainz am letzten Tage des Jahres 406 und der dauernde Verbleib auch des linken Rheinufers in deutschen Händen wird dann auch die Zerstörung der Brücke verursacht haben, welche nun jedenfalls bis zu Karls d. Gr. Zeit in Trümmern liegen blieb. Ob die von letzterem erbaute Brücke nur in Herstellung der älteren mit neuem Oberbau bestand oder in Errichtung einer völlig neuen hölzernen kann zunächst noch nicht entschieden werden, bis etwa eine genauere Untersuchung der noch vorhandenen zahlreichen Pfeilerreste hierzu einen sicheren Anhalt geben wird.

Die Mittheilungen des Hr. Laske über die Aufdeckungen, welche man innerhalb eines Decenniums auf dem Kästrich gemacht hat, haben die Frage über die Lage des alten Castrums gefördert, indem sie die Richtung der alten Mauer innerhalb der jetzigen Mauer, am Rande der Höhe, zu grosser Wahrscheinlichkeit erheben, so dass die Spuren mehrerer alter Gebäude und Brunnen, welche man dort gleichfalls vorfand, noch innerhalb des alten Castrums gelegen hätten. Unter denselben zeichnet sich

der Grundbau einer sehr eigenthümlichen Architekturanlage aus. Fünf Mauern laufen parallel neben einander her, der mittlere Zwischenraum doppelt so breit wie jeder der 4 Seitenräume. Die Aussenmauern sind mit strebepfeilerartigen Vorsprüngen reichlich versehen. Die beiden Fronten waren völlig offen. Man würde die ganze Anlage für die einer fünfschiffigen Basilika, vielleicht sogar einer altchristlichen Kirche halten, wenn nicht der letztgenannte Umstand, noch mehr aber die sehr kleinen Abmessungen von nur 11 Fuss für das mittlere und 5½ für jedes der vier Seitenschiffe, dagegen spräche; denn wollte man diese geringen Maasse allenfalls für eine sehr kleine Basilika gelten lassen, so würde die sehr grossartige Anlage von 5 Schiffen, welche nur die mächtigsten aller alten Basiliken zeigen, dem nicht entsprechen. Herr Laske glaubt einen thorartigen Bau darin zu erkennen, dem es nur nicht zu entsprechen scheint, dass keine Strasse hindurchführt, eine solche vielmehr seitwärts hart daneben hinläuft.

Eine besondere Beachtung verdient noch die Entdeckung eines alten Befestigungsgrabens, welcher von dem nordöstlichen Punkte der supponirten alten Mauer des Castrums auf dem Kästrich aus, in fast rechtem Winkel abbrechend, gegen den Rhein zu hinablief. Derselbe war später ausgefüllt worden und mit einer Mauer versehen, vor der sich zu unterst Brandschutt und darüber Bruchstücke eines Daches und Römischer Ziegel fanden. Zwischen beiden fand man eine Münze des Magnentius mit dem Monogramme Christi aus der Zeit um 351. Die Mauer mag zu jenen späteren Verstärkungen der Festung gehören, welche auch die Brücke ins Leben riefen, und die Zerstörung der Mauer wird dann von einem der feindlichen Ueberfälle, am wahrscheinlichsten der völligen Zerstörung von 406/7 herrühren, seit welcher Zeit das alte Castrum und Municipium wüste liegen blieben. Der Neubau der Stadt erfolgte wohl erst zur Zeit der Frankenherrschaft, über 100 Jahre nach der Zerstörung, und an einer neuen, dem Rheine näher gelegenen Stelle. Die Ufer des letzteren waren seitdem eingeengt worden, was Venantius Fortunatus als ein besonderes Verdienst des in der 2ten Hälfte des VI. Jahrh. lebenden Mainzer Bischofes Sidonius hervorhebt. Auch hierdurch wird die weite Ausdehnung der Römischen Brückenpfeiler über die späteren Flussufer hinaus als ein Werk früherer Zeiten erwiesen. v. Q.

IV. Archaeologische und Kunst-Zeitschriften.

Mittheilungen der K. K. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler unter der Leitung des K. K. Sectionschefs und Präses der K. K. Centralcommission Karl Freiherrn v. Czörnig. Redacteur: Karl Weiss. I. Jahrgang. Jänner. Wien 1856, in Commission bei dem K. K. Hof-Buchhändler Wilhelm Braumüller. Aus der K. K. Hof- und Staatsdruckerei. (Der Jahrgang von 12 Heften 1 fl. Conv. M.)

Die erst vor wenigen Jahren ins Leben gerufenen Anstalten zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale in den östreichischen Staaten haben in der kurzen Zeit ihrer Existenz bereits die erfreulichsten Zeichen der Lebensthätigkeit gegeben. Als solches begrüssen wir das Erscheinen der Zeitschrift, deren erstes Heft uns so eben vorliegt. Es ist nicht zu sagen, wie viel ein solches Organ schon durch sein blosses Vorhandensein und regelmässiges Erscheinen wirkt, wie die Kenntniss der vorhandenen Monumente, welche sonst nur den wenigen Gelehrten, die sich mit solchen Dingen beschäftigen, bekannt wurden (oder nicht, je nach dem), oder welche sonst nur in officiellen Aktenstücken, behufs der nothwendigsten Herstellungen, vergraben blieben, nunmehr ein Gemeingut aller Gebildeten wird, und selbst dazu mitwirkt, solche Gebildete heranzubilden. Aber nicht nur die abstracte Kenntniss wird dadurch gemehrt: auch der Sinn für Erhaltung und Herstellung wird mit der Erkenntniss geweckt und gestärkt. Das Gouvernement, das die Herausgabe einer solchen Zeitschrift veranlasst, und, wenn es nöthig, die Kosten dafür anweist, verdient daher nicht nur den Dank der Kunst- und Alterthumsfreunde: es wird auch zugleich, pecuniär gesprochen, ein gutes Geschäft machen, indem durch den mehr und mehr geweckten und gestärkten Sinn für Erhaltung der Monumente auch die zunächst

Betheiligten nicht unterlassen werden, die dazu nöthigen Mittel bereitwillig herzugeben, und das Gouvernement, welches fast allein dafür einstehen musste, wird eines grossen Theils dieser Last enthoben sein, und vorzugsweise nur dahin zu sehen haben, dass die zu verwendenden Mittel auch stets in richtiger Weise verwendet werden.

Da im nichtöstreichischen Deutschlande die dortigen Ressort-Verhältnisse in Bezug auf die zur Erforschung und Erhaltung der Monumente verordneten Anstalten im Allgemeinen nicht als bekannt vorauszusetzen sind, so hätten wir wohl gewünscht, dass eine Einleitung uns von dem Wesentlichen derselben unterrichtet hätte. Wir sprechen die Bitte aus, dass dies in einem der folgenden Hefte geschehen möge; dem Leser bleibt sonst manches in den vorliegenden Artikeln undeutlich.

Anstatt dessen dient ein Aufsatz: „die Aufgabe der Alterthumskunde in Oesterreich" von R. v. Eitelberger, dem Ganzen als Einleitung. „Die Denkmale des österreichischen Kaiserstaates sind ein wesentliches Element seines Reichthums, ein sprechendes Zeugniss seiner Grösse und der geschichtlichen Kämpfe, welche sie hervorgerufen haben und unter deren Einfluss sie gestanden sind. An ihnen bewährt sich der geistvolle Ausspruch des Grafen Montalembert: „les longs souvenirs font les grandes nations". Die Erinnerungen, welche sich an die österreichischen Monumente knüpfen, sind alte, weit zurück in die Geschichte greifende, und auf das Innigste verwebt mit der Grösse der Nationen des österreichischen Kaiserstaates, die Eins ist mit der Grösse der Monarchie."

Wir können dem doch nur theilweise zustimmen. Allerdings rechnen auch wir die Monumente der dem östreichischen Kaiserhause unterworfenen Ländergebiete zu dessen wesentlichem Reichthume, als einen ganz besonders glanzvollen Schmuck desselben; aber als ein Zeugniss der Grösse Oestreichs können wir die Prachtmonumente Oberitaliens doch nur in sofern rechnen, als es werthvolle Eroberungen sind. Der Dom zu Mailand, S. Marco in Venedig, oder gar die Arena zu Verona sind so wenig Erinnerungen östreichischer Vorzeit und Grösse, wie die Pyramiden in Aegypten des gegenwärtigen Paschaliks, oder die Höhlen von Ellorah der Engländer. Mit der Grösse der einzelnen Nationen, denen sie ihr Dasein verdanken, sind sie allerdings innigst verwebt; inwiefern diese aber Eins ist mit der Grösse der Monarchie, vermögen wir nicht einzusehen.

Wenn dagegen Herr von Eitelberger im Verfolge hervorhebt, wie wenig bis jetzt die Monumente innerhalb der östreichischen Monarchie bekannt geworden, und wie nöthig es sei, diesem Mangel abzuhelfen, so stimmen wir dem wieder freudig bei und hoffen, dass die schon oben gerühmte offizielle Thätigkeit nicht wenig dazu beitragen werde, jenes Ziel zu erreichen. Wir stimmen völlig in seinen Ruf ein: „Es ist nöthig vorerst zu beschreiben." Wenn derselbe aber hofft, nach Sammlung des Materials werde eine Monumentalgeschichte Oestreichs möglich sein, so können wir nicht umhin, abermals unsere abweichende Ansicht auszusprechen, aus dem einfachen Grunde, weil es niemals eine östreichische Monumentalgeschichte gegeben hat, d. h. keine, welche den Umfang des jetzigen Kaiserstaats als eines Ganzen umfasste. Wenn der Kern der Monarchie, das alte Markgrafenthum, allerdings seinen eigenthümlichen Monumentalcharakter ausspricht, und weit umher bis tief nach Ungarn hinein maassgebend gewesen ist, so sind doch die dort vorhandenen Kunstdenkmäler, wie das Markgrafenthum selbst, eigentlich nur als eine Abzweigung Baierns, so wie dieses wieder von Süddeutschland zu betrachten. Auch Böhmen war ursprünglich von Regensburg, mithin von Baiern, in künstlerischer Hinsicht abhängig, ehe unter den Luxemburgern der französische Einfluss zur Geltung kam. In Salzburg besitzt Oestreich selbst ein gutes Stück Baiern. Mithin ist der baierische Einfluss, überhaupt der süddeutsche, allerdings in einem grossen Theile des Kaiserstaats vorherrschend und daselbst zu manchen eigenthümlichen Formenbildungen gelangt, die eben durch anzustellende Nachforschungen mehr und mehr festzustellen sind. Dagegen ist schon jetzt genugsam zu übersehen, wie die italienische Kunst in Norditalien und dem angrenzenden dalmatischen Litorale auf altrömischer Kultur basirend, und theilweise unter direct byzantinischem Einflusse stehend, mit jener süddeutsch-baierisch-österreichischen Kunstweise keinen anderen Zusammenhang hat, als den der occidentalisch-christlichen Kunst überhaupt. In den südöstlichen Donaugegenden springt sogar ein Stückchen echt byzantinische Kunst über die serbische Grenze herüber, und in ganz Ungarn haben die Türken in Bädern, Gräbern und Moscheen die Spuren ihrer langandauernden Eroberung zurückgelassen. Die Schriftsteller der Kunstgeschichte werden die in den einzelnen Provinzen vorhandenen Monumente (in Krakau kommt noch norddeutscher Ziegelbau hinzu), je nach ihrem inneren in sich sehr disparaten Charakter und der Geschichte ihrer Entstehung, theils der deutschen Schule,

theils der italienischen, byzantinischen oder türkischen oder noch anderen überweisen, und es der Zeit überlassen, in wie weit etwa künftig eine eigene nationalöstreichische Kunst das ganze weite Ländergebiet, vielleicht bis zum schwarzen Meere hin, überspinnen wird.

Dr. Heider beschreibt die Klosterkirche zu Neuberg in Steiermark. Ein einfaches Langhaus von 3 gleich hohen Schiffen, ohne Kreuz oder anderweitige Vorlagen, bietet die erst im XV. Jahrh. erbaute spätgothische Kirche nur ein mässiges Interesse dar. Nur ist hervorzuheben, dass auch hier, wie bei der Mehrzahl der Cisterzienserkirchen, das Altarhaus geradlinig geschlossen ist, und auf jeder Seite von einer, den Seitenschiffen entsprechenden, ebenso geradlinig geschlossenen Kapelle begleitet wird, während anderwärts, mit wenigen Ausnahmen, dieselben gedoppelt zu sein pflegen. Wenn der Herr Verfasser hierin, trotz der von ihm anerkannten Beispiele, gegen unsere Ansicht (Org. für christl. Kunst, 1853, Nr. 7), mehr etwas Zufälliges, und nicht etwas dem Orden Eigenthümliches erkennt, da andere Cistercienserkirchen auch andere Anordnungen zeigten: so haben wir stets anerkannt, dass jene Form keineswegs allgemeine Geltung gehabt habe, da uns eine hinreichende Anzahl von Cistercienserkirchen aller Zeiten und Style bekannt war, auf welche jene Regel keine Anwendung findet: da aber daneben eine nicht minder grosse Zahl hergeht, welche jenen Typus in sehr systematischer Weise befolgen, und zwar in den verschiedensten Ländern Europa's, so kann man doch nicht umhin, hierin eine feststehende Regel zu erkennen. Es fragt sich nur, und diese Frage ist noch zu lösen, welches die Gründe waren, welche zur Adoption jenes Grundrisses Veranlassung gaben, ob solche, die durch Vorschriften des Ordens, oder eines der 5 Mütterklöster veranlasst worden sind, oder einfach durch Nachahmung einer einzelnen hervorragenden Kirche, und welcher?

Interessanter als die Kirche ist der noch dem XIV. Jahrh. angehörige Kreuzgang. Die mit schönem Laubwerk und Skulpturen geschmückten Gewölbträger bieten dem sinnvollen Erklärer der Kirche von Schöngrabern Veranlassung, die auch hier zahlreich vorhandenen symbolischen Darstellungen zu erklären. Mit Hülfe eines von ihm selbst zuerst in dem von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Archive für Kunde österreichischer Geschichtsquellen (1850, II. Heft 3. 4.) bekanntgemachten Physiologus aus dem XI. Jahrh. aus dem Kloster Göttweih gelingt es ihm, den grössten Theil der z. Th. dunkeln Darstellungen*) lichtvoll zu erklären, ohne der Erklärung Zwang aufzulegen. Die Consolen sind in Holzschnitten dem Texte beigegeben, der Grundriss der Kirche nebst Kloster, und die Details des letzteren in einer Steindrucktafel.

Die übrigen Mittheilungen sind meist kleineren Umfanges, und berichten über Funde z. Th. aus Römischer Zeit: doch geben sie im Ganzen nicht viel Ausbeute. Es wäre meist eine prägnantere Beschreibung zu wünschen: so sind uns die Gründe nicht genügend erschienen, welche das auf einer Insel bei Altofen gefundene, auf Pfeilern ruhende Pflaster als zu einer Wasserleitung gehörig darstellen, während es ganz dem Charakter eines Hypocaustums zu entsprechen scheint. Wir wünschten auch, dass bei manchen Orten, namentlich mit ungarischen und slawischen Namen, eine speziellere Angabe der Gegend, wo sie sich befinden, gegeben würde, da man sich sonst in Deutschland schwer zurecht finden würde.

Eine statistische Zusammenstellung weist nach, wie viel in einem bestimmten Kronlande, dem von Venedig, innerhalb der Jahre 1853 und 1854 zur Herstellung der Monumente verwendet worden ist. Die Gesammtsumme beläuft sich auf 174740 fl.; doch befindet sich darunter ein Provinzialbeitrag von 31800 fl., so dass vom Gouvernement jährlich etwa 71470 fl. verwendet worden sind, was nach dem in Italien geltenden Zwanzigerfusse 50,000 Thlr. macht. Könnte man annehmen, dass in den anderen Provinzen ein ähnlicher Aufwand stattgefunden hätte, so würde dieser Beitrag nicht unbedeutend erscheinen. Bei dem Reichthume des Venetianischen Gebiets an Monumenten dürfte dasselbe aber doch schwerlich als Maasstab gelten. Auch ist wohl anzunehmen, dass ein grosser Theil der verwendeten Kosten den Gebäuden zur Erhaltung ihrer Nutzbarkeit als Kirche, öffentliches Gebäude u. dergl. zu Theil wurde, und keinesweges ausschliesslich zur Erhaltung der Monumente als solcher dienen sollte: was übrigens nur lobend anzuerkennen ist.

Den Beschluss macht eine empfehlende literarische Anzeige von Otte's Grundzügen der kirchlichen Archäologie.

v. Q.

*) Diese Darstellungen wiederholen sich übrigens auch auf anderen Denkmälern der Cisterzienser und lassen nach dem Geiste des Ordens sicherlich nur marianische Deutung zu. Q.

V. Literarische Anzeige.

Die Abteikirche zu Werden. Historisch architektonisch dargestellt von H. Geck, Kreisrichter, Mitglied des Ver. f. Gesch. u. Alterth.-Kunde Westphalens. Essen, Druck von G. D. Bädeker. 1856. 8.

Es giebt noch immer der Monumente nicht wenige in unserem Vaterlande, die unzweifelhaft zu den ausgezeichneteren gehören und dennoch in der Kunstgeschichte noch immer so gut wie keine Stelle gefunden haben, da sie, meist an weniger zugänglichen Orten gelegen, bisher einer genügenden Publication entbehrten. Auch die Kirche, der obiges Schriftchen gewidmet ist, gehört hieher. Der Verfasser motivirt seine Arbeit durch diesen Mangel, da selbst Kugler in der Kunstgeschichte unter „deutsch-romanischem Gewölbebau" von ihr sage: „Ausserdem sind aus dieser Zeit anzuführen die Kirche von Werden an der Ruhr", obschon sie die ebenbürtige Stelle unter den berühmtesten Denkmälern der romanischen Bau-Periode einnehme, neben den mehr oder weniger verwandten Kirchen der Abtei Laach, der ehem. Reichsstadt Gelnhausen, der Neusser Kirche und dem Bamberger Dom.

Wir schliessen uns diesem rühmenden Urtheile vollständig an, nur dass die Abtei Laach, als einer älteren Bauweise angehörig, nicht mit den spätestromanischen Architekturen verglichen werden kann, denen die zugleich genannten und noch viele andere Kirchen angehören, unter denen der Haupttheil der Kirche zu Werden, der grössere Theil des Langhauses, das Querhaus mit dem achteckigen Kuppelthurme und das Altarhaus angehören, während ein älterer Gebäudetheil gegen Westen vortritt und von einem zweiten Thurmbau überstiegen wird. Noch älter ist die gegen Osten ganz frei vortretende auf 4 Granitsäulen gestützte Krypta von quadratischer Grundform; am ältesten vielleicht die westlich davon gelegene Gruft, deren Tonnengewölbe und Mosaikfussboden sie so eigenthümlich erscheinen lassen, dass man wohl geneigt sein kann, sie in das Zeitalter des heil. Ludger, oder doch dessen nächster Nachfolger hinaufzurücken.

Der Verfasser beschreibt die Kirche in diesen ihren unterschiedenen Theilen, die elegante spätestromanische Architektur des Hapttheiles derselben mit besonderer Theilnahme in warmer Sprache hervorhebend, und so für dies zu lange vergessene Kunstwerk die Theilnahme in grösseren Kreisen erweckend. Wir können ihm hierin nur vollkommen beistimmen, und ihm daher für diese Hervorhebung unseren Dank aussprechen. Wie sehr dies schon früher anerkannt wurde, bezeugt er dadurch, dass in Folge der im Jahre 1833 erfolgten Besichtigung der Kirche durch den damaligen Kronprinzen, des jetzigen Königs Majestät, die vollständige Herstellung der Kirche mit bedeutendem Kostenaufwande erfolgte. Wenn er jedoch bedauert, dass die westlich vortretende grosse Halle, innerhalb deren gegenwärtig die grosse Freitreppe zum Westportale emporsteigt, als ein späterer Zusatz nicht abgebrochen sei, so freuen wir uns dagegen, dass dieser alterthümliche Bautheil, aus zwei rundbogigen Gewölbequadraten bestehend, erhalten worden ist, und einer uniformirenden Restauration, wie sie leider nur zu häufig vorkommt, und leider auch in Werden ihre Spuren hinterlassen hat, nicht zum Opfer gefallen ist. Schon an sich von interessanter Architektur, der älteste gewölbte Bautheil der Kirche und so eine Vermittlungsstufe zwischen dem westlichen Theile des Schiffs und dem Haupttheile der Kirche einnehmend, bildet sie gegenwärtig eine imposante Halle, mag man sie beim Aufsteigen der Treppe betrachten, oder beim Heraustreten aus der Kirche, wo sie die schöne Landschaft kräftig umrahmt. Noch interessanter wird sie aber dadurch, dass ihr gegenüber der Rest einer Nische vor den Gurten hervortritt und deutlich beweist, dass beide einst vereint einen Westchor bildeten, der unseren grösseren deutschen Kirchen so charakteristisch ist. Solche alterthümliche und architektonisch ausgebildete Formen darf man neuerem blossen Purismus zu Liebe nicht aufopfern.

Wenn wir in Würdigung des Gebäudes selbst dem Verfasser uns gern anschliessen, so weichen wir dagegen in Feststellung der Erbauungszeiten wesentlich von ihm ab. Zwar das Grab des heiligen Gründers der Abtei sind wir wohl geneigt, noch als ein Werk des IX. Jahrh. anzuerkennen, wahrscheinlich als Rest der im J. 875 geweihten Kirche, obschon ein so einfacher Bautheil ohne alles Detail an sich sehr schwer zu bestimmen, und uns wohl bewust ist, dass zwei Jahrhunderte später eine neue Deposition des Heiligen stattfand; nicht aber können wir ihm in Bezug auf die dahinter liegende grössere

Krypta, von welcher der Verfasser wenigstens die Umfassungswände derselben Zeit zusprechen möchte, beistimmen. Diese gehört vielmehr ganz und gar der Mitte des XI. Jahrh. an, und wurde im J. 1059 geweiht. Nach dem Brande von 1119 oder 1120 ist dann allerdings ein Neubau erfolgt, von dem jedoch nur die westlichen Theile des Schiffs, mit ihren Emporen, erhalten sind, alles noch im einfachsten Rundbogenstyle, ohne Gewölbe. Unser Verfasser will damals schon, als zur Zeit der höchsten Blüthe des romanischen Bausystems, den Bau des Haupttheils der Kirche vollführen lassen. Abgesehen davon, dass jene Blüthezeit für Deutschland erst am Ende des XII. Jahrhunderts anzunehmen ist, so ist der Charakter der spätromanischen Architektur zu Werden ein solcher, der bereits weit über diese Blüthezeit hinübergreift. Dem Schiffe der Kirche zu Neuss am nächsten verwandt, deren Grundstein bekanntlich erst 1209 gelegt wurde (d. h. der Krypta und des Chors, in denen noch ältere Formen herrschen, als in dem Schiffe), kann die Erbauung auch der Werdener Kirche nothwendig erst dem XIII. Jahrh. zugeschrieben werden. Wenn wir nun wissen, wie der Verf. selbst berichtet, dass die Kirche unter dem Abte Albert von Gor zwischen 1255—1257 abbrannte, und sodann innerhalb zwanzig Jahren vom Hochaltare bis zum S. Petersthurme hin neugebaut wurde, welches letztere unser Verfasser jedoch nicht mittheilt, so schwindet aller Zweifel über die wirkliche Erbauung der jetzigen Kirche in dieser späten Zeit. (S. des Ref. Aufsatz über die Münsterkirche zu Essen, oben S. 19, wo auch die Beweise beigebracht sind.) Wir müssen uns nachgerade an das Anerkenntniss gewöhnen, dass der romanische Baustyl in einzelnen Beispielen und namentlich in einzelnen Gegenden Deutschlands bis gegen das Ende des XIII. Jahrh. herabreicht. Die Kirche zu Werden ist eins der jüngsten, aber auch am besten datirten Beispiele, und erhält dadurch gerade eine besondere Bedeutsamkeit. Wenn unser Verf. dagegen einwendet, dass man bei dieser Annahme mit der ganzen Baukunstgeschichte in Conflikt komme, und man den gothischen Styl dieser späteren Zeit an der Kirche vergebens suchen würde; so muss vielmehr hervorgehoben werden, dass die Baukunstgeschichte erst durch die festgestellten Thatsachen gebildet wird, unter denen die oben besprochene Thatsache eine nicht unbedeutende Stelle einnimmt.

Das Titelblatt zeigt als Vignette eine fast von Osten genommene Ansicht der Kirche, wo sie sich mit ihrem Polygonschlusse, den verschiedenen Giebeln des Kreuzes, dem achteckigen, von acht Giebeln überstiegenen Mittelthurm und dahinter dem viereckigen älteren des Westbaues sehr malerisch darstellt. Die gewundene Form, in welcher der Helm des ersteren, wahrscheinlich in Folge einer Erneuerung nach dem J. 1622 sich zeigt, das niedrige Pyramidendach des anderen, seit der Erneuerung im J. 1846, stören allerdings einigermaassen den sonst so imposanten Eindruck dieser Kirche. Sollen wir noch einen Wunsch aussprechen, so ist es der, dass es dem Herrn Verfasser beliebt hätte, die vielen interessanten Data, die über den Bau der Kirche vorhanden sind, regestenartig aufeinander folgen zu lassen. Die Anwendung auf die einzelnen Bautheile ergiebt sich dann, so zu sagen von selbst. Möge es ihm gefallen, bei einer etwaigen neuen Auflage dieses nachzuholen. v. Q.

Berichtigung: S. 13 Zeile 20 lies ziemlicher statt zierlicher.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Die Kongregation der Schottenklöster
in Deutschland.

(Schluss. — Vrgl. Heft I. S. 21.)

So viel von den Gebäuden des S. Jakobsklosters; ich kehre zurück zu den Bewohnern desselben, und zwar zu den Kolonien, welche von dort ausgegangen sind.

Bereits 1134 stiftete Bischof Emmerich von Wirzburg, des heiligen Kilian dankbar gedenkend, den Schotten ein zweites S. Jakobskloster an seinem Bischofsitze in der Vorstadt Girberch. *) Die einheimischen Nachrichten erwähnen freilich keiner Verbindung dieser Stiftung mit dem Regensburger Kloster, aber die Abstammung aus diesem wird durch die späteren Beziehungen bewiesen. In dem Stiftungsbrief von 1140, der aber wohl sicher unecht ist, erzählt der Bischof nur, dass ihm in Mainz ein Mönch Namens Christian, ein Schotte von Abstammung, begegnet sei und ihn um die Stiftung eines Hospitals für schottische Pilger ersucht habe. Nach der Vita Mariani ist dieser Christian der Abt von S. Jakob, welcher einige seiner Mönche hinsandte, und mit ihnen als Abt den Macharius, der in ganz Irland wegen seiner Gelehrsamkeit hoch berühmt war. Nach Trithemius soll dieser auch den schon oben erwähnten Historiker David, den Wirzburger Scholaster, als Mönch in sein Kloster aufgenommen haben.

Macharius und auch sein Nachfolger Gregor starben innerhalb der nächsten Jahre; dann folgte Carus, bis dahin Prior der Regensburger Schotten. Diesen wählten König Konrad und die Königin Gertrud zu ihrem Kaplan, und übergaben ihm 1140 die St. Aegidienkirche zu Nürnberg, um auch an dieser einen Schottenconvent zu errichten. **)

Auch der Bischof Heinrich von Constanz folgte diesem Beispiele, vielleicht aus Verehrung für den heiligen Gallus, und auf sein Ansuchen ging 1142 eine Kolonie von Mönchen aus dem Regensburger Mutterkloster unter dem Abt Makrobius nach Constanz.

Unter den Wohlthätern von S. Jakob wird besonders des Burggrafen Heinrich Gemahlin Bertha gerühmt, die sanfte einfältige Taube (simplex sine felle columba), welche sich dort ihre Grabstätte erwählte und dem Stifte zwei Weinberge und sieben Pflüge Landes in Oestreich schenkte. Denn sie war eine Tochter des frommen Markgrafen Leopold. Ihr Bruder Heinrich, der von 1143 bis 1154 Herzog von Baiern war, hatte auf seinen Landtagen zu Regensburg ebenfalls Gelegenheit, die löbliche Einfalt (laudabilem simplicitatem) der Schottenmönche kennen zu lernen, und schon war in seinem Lande ein Landsmann

*) Trithemii Annales Hirsaug. I. 400. Nach Paricius 1136. Vgl. Gropp, SS. Wirzburg. I, 166. 809. Ussermann Episcopatus Wirzb. p. 279 ss.

**) Wölkern, Hist. dipl. Norimb. Prodr. p. 77.

von ihnen hochverehrt, der 1012 bei Stockeran erschlagene Pilger Kolomann, Schutzpatron von Melk und später von ganz Niederöstreich. Als daher der Herzog, da er Baiern nicht behaupten konnte, seine eigene Stadt Wien, die alte Römerstadt Vindobona, die er aber fälschlich für Faviana hielt, aus dem Dunkel hervorzog, in dem es so lange verborgen gewesen, als er fremde Kaufleute dorthin zog, sich selber eine Burg erbaute, und nun, wie es sich gebührte, auch ein Kloster für das geistliche Bedürfniss seiner neuen Pflanzung zu errichten gedachte, da übergab er dieses dem Abte Gregor von S. Jakob, und im Jahre 1159 nach Paricius S. 284 begab sich dahin eine Kolonie unter dem ersten Abte Sanctinus, der wegen seiner Frömmigkeit hoch gepriesen wird. *) Waren es doch ohne Zweifel grossentheils Regensburger Kaufleute, welche sich an dem neuen Marktplatze niederliessen, und diese mussten, um sich heimisch zu fühlen, auch ihre Schottenmönche wieder finden, denen ja Regensburger Bürger ihre ersten Klöster erbaut hatten. Es scheint überhaupt, dass diese armen Pilger, welche sich immer in Städten ansiedelten, den Bürgern in ähnlicher Weise nahe traten und lieb waren, wie später die Bettelmönche; sie füllten so zuerst die Lücke aus, welche durch die Entwicklung der Städte in der geistlichen Organisation fühlbar wurde, da bisher die Klöster, mit Ausnahme der Bischofsitze, nur in ländlicher Abgeschiedenheit errichtet waren.

Auch Herzog Heinrichs Feind, der alte Welf, dem die schreckliche Pest des Jahres 1167, welche dem Kaiser Barbarossa fast sein ganzes siegreiches Heer raubte, auch seinen einzigen Sohn entrissen hatte, stiftete zu dessen Andenken in Memmingen ein Kloster, wohin sich aus S. Jakob der Prior Maurus oder Mardach mit zwölf Brüdern begab, nach Paricius im Jahre 1178. **)

Auch der Propst Walbrun von Eichstedt übergab seine Kirche, welche er vor dieser Stadt in der Osten-Vorstadt zu Ehren des heiligen Kreuzes erbaut und mit 17 Pflügen Landes ausgestattet hatte, dem Abte Gregor und dem Volk der Schotten; dahin begab sich im Jahre 1183 Gerhard, der Prior von Weih S. Peter, mit sechs Gefährten.

Auch nach Erfurt scheint eine Kolonie von S. Jakob gegangen zu sein; es ist indessen über den Ursprung des dortigen Schottenstiftes nichts bekannt ausser einem Zusatz, der sich in späten Abschriften der Chronik des Lambert von Hersfeld findet, und besagt, das Kloster sei bereits im Jahre 1036 durch Walther von Glisberg gestiftet worden. Darauf kann man gar nichts geben; im Jahre 1211 aber finden wir den Abt Trinot von Erfurt auf einem Kapitel der Schottenäbte zu Regensburg, und 1225 bestätigt der Erzbischof Siegfrid von Mainz urkundlich die Unterordnung des Erfurter Schottenklosters unter den Abt von S. Jakob. ***)

---

*) Eine Aufzeichnung Mon. Germ. SS. IX, 615 setzt die Stiftung in das Jahr 1155. Die Stiftungsbriefe sind von 1161; s. A. v. Meiller, Regesten der Babenberger S. 41. 43. 227. Zappert l. l. p. 103. Die Urkunde von 1158 ist ohne Zweifel ganz zu verwerfen; doch könnte eine vernichtete Urkunde mit dieser Datirung zu der Fälschung als Muster gedient haben.

**) Paricius S. 286. Origines Guelficae III. 378. n. In der V. Mariani wird diese Stiftung nicht erwähnt. Hess bemühte sich in Memmingen vergeblich, mehr über die Schicksale dieses Stiftes zu erfahren. Mon. Guelf. p. 101.

***) Paricius S. 287. 290. Ebenso Erzbischof Wernher im J. 1276. Ried S. 16.

Etwas jüngeren Ursprungs ist das Schottenstift zu Kelheim, wo Herzog Otto von Baiern zum Seelenheil seines daselbst 1231 ermordeten Vaters Ludwig ein Kloster baute und es den Schotten übergab, so dass der Abt von S. Jakob die Aufsicht führen sollte. In späterer Zeit bestand diese Stiftung als S. Johannis Spital, auch Seelhaus genannt, aber nicht mehr mit Schotten besetzt. *)

Zu dem Kreise dieser Kolonien von S. Jakob gehört endlich aller Wahrscheinlichkeit nach auch das Schottenkloster zu Oels in Schlesien, welches im Jahre 1505 als ganz verfallen erwähnt wird, wo damals seit Menschengedenken kein Schottenmönch mehr zu sehen gewesen war. Auch der Berg, auf dem die S. Margarethenkirche bei Beuthen in Oberschlesien erbaut ist, heisst der Schottenberg, allein das mag vielleicht nur eine zufällige Namensähnlichkeit sein. Jenes Kloster zu Oels aber wird wohl von Regensburg ausgegangen sein, was auch glaublich genug erscheint, da schon um das Jahr 1090 die Brüder von S. Jakob einen Boten nach Polen sandten, und mit dem König von Böhmen einen ausserordentlich freundschaftlichen Briefwechsel führten, der auf lebhaften Verkehr schliessen lässt.

Die Blüthezeit dieser Mönche war das zwölfte Jahrhundert. Da entsandte noch Irland immer neue Schaaren von Pilgern, da waren sie auch noch erfüllt von der alten Frömmigkeit, Vorbilder strenger Enthaltsamkeit, und entflammt von dem Glaubenseifer, der sie hinaustrieb in die Ferne. Selbst in Bulgarien fand Friedrich Barbarossa auf seinem Kreuzzuge in der Burg Skribentium ein Kloster mit einem irländischen Abte **), das wohl zum Hospiz für die Pilger nach Jerusalem diente. Auch ihre Schreibfertigkeit übten sie damals noch und mancher der zuwandernden Brüder führte Bücher mit sich, mit denen er die Bibliothek des Klosters vermehrte. So brachten David, Malachias, Patricius, Maclan, Mailcolm den Wiener Schottenmönchen ausser einem Evangeliar und Messbuche Werke von Gregor dem Grossen und Beda, eine Unterweisung im Predigen, und die Vision des Wettin. Das ist verzeichnet in dem merkwürdigen, kürzlich von Zappert mitgetheilten Fragmente eines Verzeichnisses, worin die Geschenke an das Wiener Schottenstift eingetragen wurden***), und aus dem wir auch die mannigfachen Gaben aller Art ersehen, welche ihnen damals am Ende des zwölften und am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, von allen Seiten zu Theil wurden.

Alle diese Klöster blieben nun in Abhängigkeit von dem Mutterkloster in Regensburg, obgleich sie sich dieser Pflicht zuweilen zu entziehen suchten. So strebten z. B. die Wiener Schotten wiederholt nach Selbständigkeit, und in ihren Stiftungsbriefen, wie sie jetzt vorliegen, ist auch in der That gar nicht von Regensburg die Rede; dennoch bezeugt aber ein Erkenntniss des Passauer Chorgerichts von 1230, dass wirklich das Wiener

*) Paricius S. 290. Träger. Geschichte der Stadt Kelheim S. 91.

**) Ansbertus ed. Dobrowsky p. 48.

***) Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften XIII, 173. 177. 179. 181. 182. Des Bischofs von Passau Gaukler, Namens Wolfker, schenkte ihnen auch ein deutsches Buch, S. 178.

Kloster seinen Ursprung dem Kloster S. Jakob verdanke, also ein Filial desselben sei, und dass der Abt von S. Jakob bei jeder Vacanz persönlich oder durch einen Abgeordneten die Abtswahl geleitet habe. Das Gericht cassirt deshalb die letzte eigenmächtig vorgenommene Wahl der Wiener. *)

Schon Lucius' III. Privileg vom 10. April 1185 bestätigte dem Abte von S. Jakob die Oberaufsicht über die aus diesem Kloster hervorgegangenen Pflanzungen, und verordnete, dass die Vorsteher derselben sich dem bestehenden Herkommen gemäss jährlich in S. Jakob einfinden sollten, um die Entscheidung des Abtes über alle vorfallenden Unordnungen in Empfang zu nehmen.

Eine festere Regelung erhielt dieses Verhältniss 1215 auf dem Lateranensischen Concil, dessen zwölfter Kanon allen Klöstern befiehlt, Kongregationen zu bilden und regelmässige Versammlungen zu halten. Eine eigene Bulle, deren Text leider nicht bekannt geworden ist (Paricius S. 277. 288.) verordnete, dass die zwölf Schottenklöster in Deutschland **) eine Kongregation bilden, und alle drei Jahre ein Kapitel halten sollen. Darin hat der Abt von S. Jakob zu Regensburg, als dem Mutterkloster aller übrigen, den Vorsitz zu führen, und als General-Visitator dieser Klöster zu fungiren. So wurde dieser Prälat in seiner ansehnlichen Stellung feierlich bestätigt und befestigt, und auch vom König Heinrich erhielt er 1225 ein grosses Privilegium, worin ihm erlaubt wurde, als unmittelbarer Stand des Reiches im Wappen den halben Reichsadler zu führen. ***)

Von jenen zwölf Schottenklöstern nun kennen wir S. Jakob, Weih Sanct Peter, Wirzburg, Nürnberg, Constanz, Wien, Memmingen, Eichstedt, Erfurt, also nur neun †), zu denen bald darauf noch Kelheim kam. Auch Oels dürfen wir wohl dazu rechnen, aber auf den Kapiteln scheint der Abt nicht erschienen zu sein, wie denn überhaupt dieselben niemals vollzählig waren, so weit wir es nach den von Paricius benutzten Urkunden beurtheilen können.

Um so weniger konnte es gelingen, durch diese Kapitel auf die Dauer der Entartung zu steuern, der seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts fast alle Klöster erlagen, und der auch die Schottenmönche sich nicht zu entziehen vermochten.

Der erste Fall der Art, von dem sich Nachricht erhalten hat, ist schon aus dem Jahre 1233, und steht ebenso abgerissen und unklar da, wie so manche andere Notizen über diese Klöster. ††) Die Visitatoren des Constanzer Sprengels, heisst es in einem Schreiben Gregors IX. an Bischof und Kapitel daselbst, haben gemeldet, dass sie bei der

*) Ried S. 15. Ueber ähnliche Vorfälle S. 248 s. Mon. Germ. SS. IX, 642. Baluz. Miscell. VII, 434. 435. Höfler, Albert Beham S. 168. Ungeachtet Innocenz IV. damals jenen Passauer Spruch bestätigte, drang der Abt von S. Jakob doch nicht durch. 1337 versprachen aber die Wiener Schotten, ferner keinen Abt ohne Bewilligung des Abtes von S. Jakob zu wählen. Paricius S. 301.

**) Schmeller im Bair. Wörterbuch III, 416 spricht, wohl nur durch ein Versehen, von 15 Klöstern.

***) Böhmer, Regesten von 1198—1254. S. 221. Paricius S. 264 mit falschem Datum.

†) Von Heggbach wird gleich die Rede sein.

††) Manrique, Annales Cistert. IV, 467.

Visitation eines Schottenklosters in jenem Sprengel einen Abt dieses Stiftes vorfanden, der zu allgemeinem Aergerniss in erschreckliche Versündigung des Fleisches verfallen war. *) Sie haben diesen mit noch einem Mönche in ein anderes Kloster seines Ordens geschickt, und statt ihrer 70 Cisterzienser Nonnen in das Kloster eingeführt. Wie es scheint, haben jene beiden versucht, sich des Klosters mit Gewalt wieder zu bemächtigen, denn Bischof und Kapitel werden ermahnt, dieselben, die sich, wie behauptet werde, ungebührlicher Weise in das Kloster eingedrängt haben, hinaus zu werfen, und die Nonnen zu beschützen.

Der aus den päpstlichen Regesten entnommene Brief kann nicht wohl bezweifelt werden, aber das ganze Verfahren der Visitatoren erscheint höchst formlos und willkürlich; der Ordnung nach hätten sie doch den Abt von S. Jakob hinzuziehen und ihm die Reform durch andere Schottenmönche überlassen müssen. Dazu kommt, dass weder der Abt noch das Kloster genannt werden. Das Schottenstift in der Stadt Constanz kann nicht wohl gemeint sein, da dieses noch lange nachher als solches bestand, auch haben wir gesehen, dass noch einige Klöster der Schotten uns unbekannt bleiben. Da liegt es denn nahe, an das Kloster Heggbach zu denken, das als Cisterzienser Nonnenstift gerade in diesem Jahre 1233 gegründet sein soll, ein so bedeutendes Kloster, dass zu Zeiten an hundert Nonnen dort waren, von welchem aber keine Urkunden vorhanden sind. **)

Zu diesem so bald eintretenden und rasch überhand nehmenden Verfall der Schottenklöster trug ohne Zweifel auch die Unterjochung Irlands durch die Engländer bei, und die Erstickung des selbständigen Lebens im Volk und in seiner Kirche.

Denn von dort hatten bis dahin die Schottenklöster auf dem Continent immer frische Kräfte empfangen, dort in der Heimath waren noch immer ihre eigentlichen Lebenswurzeln. Aus zwei merkwürdigen Breven des Papstes Innocenz IV., vom ersten und sechsten December 1248, ersehen wir, dass der Abt von S. Jakob auch in Irland Priorate besass ***); zugleich aber auch, dass er schon damals die Befugniss sich erbitten musste, der dort eingerissenen Verwilderung durch Reformen zu steuern. Später scheinen diese irländischen Priorate verloren zu sein, wir hören nichts weiter davon; dagegen wird die Klage laut, dass nur wenige Mönche mehr von dort kommen, und zwar solche, welche der Abt zu entfernen wünscht, oder die sich der dortigen strengen Zucht zu entziehen streben. Unter solchen Umständen mussten natürlich die allein auf diesen Nachwuchs angewiesenen Schottenklöster in Deutschland bald in Verfall gerathen. Die neu ankommenden Mönche lernen nun nie mehr die Landessprache, und sind daher weder auf der Kanzel noch im Beichtstuhl zu gebrauchen; ihr Wandel gibt vielfach Anstoss, und die Güter der Stifter werden verschleudert, die Gebäude verfallen; einzelne dieser Klöster scheinen schon damals ganz eingegangen, oder doch aus Mangel an Mönchen zu einer blossen Pfründe herabgesunken zu sein,

---

*) Quendam abbatem ipsius lapsu carnis enormiter in multorum scandalum laborantem ac habentem plures incontinentie sue testes.

**) Stälin's Wirtemb. Gesch. II, 722.

***) Baluzii Miscell. VII, 433. 435.

wie die Abtei zu Oels, welche am Ende des 15. Jahrhunderts der Suffragan des Bischofs von Breslau in Besitz hatte; seit Menschengedenken waren keine Schotten mehr hingekommen, und ihr Name sogar so verschollen, dass die Herzoge Albrecht und Karl von Münsterberg gar nichts mehr davon wussten, sondern in dem Schreiben, durch welches sie um die Einverleibung der Abtei mit der Propstei des Sandstifts nachsuchen, von der Abtei reden, „so vorczeythen der Bruder der Wenden des Regels sancti Benedicti in der genanten vnnssir Stat Ollssen gewest.“ Wie die Wenden als Bewohner des Landes, so waren die Schotten unter den Mönchen verschollen, und nur die Erinnerung geblieben, dass sie einem fremden Volke angehörten. *)

Anderwärts jedoch erhielten sie sich länger, wenn auch in zunehmendem Verfall, und als nun im funfzehnten Jahrhundert überall der Ruf nach Reformen laut wurde, da griff man auch die Schottenmönche an.

In Nürnberg **) hielten diese in ihrem Kloster eine Schenke, und zechten in Weiber-Gesellschaft; im Sprüchwort hiess es, wenn jemand seine Frau vermisse, so möge er sie nur bei den Schotten suchen. ***) Da erschienen im Jahre 1411 oder 1412 Visitatoren bei ihnen, die dem Abte ernstlich zuredeten, und ihn nöthigten, wieder Brüder aus Irland kommen zu lassen. Wirklich langen auch drei dergleichen an, aber es waren junge Leute ohne Bildung und Kenntnisse, die sich bald wieder aus dem Staube machten. Die Mönche von S. Gilgen aber fuhren fort, wie die Nürnberger sagten, nach schottischer Weise zu gastiren (in conviviis Scotice) d. h. sie betranken sich so, dass sie Morgens nicht Messe lesen konnten. Jetzt wird ein neuer Versuch gemacht, sie zu bessern; man drängt ihnen fuldische Mönche auf, auch schickt der Abt noch einmal nach Irland, und erhält von dort vier Mönche, die aber freimüthiger Weise selbst erklären, sie seien durchaus nicht gekommen, um sich zu kasteien, sondern um recht gute Tage zu haben, und um frei leben zu können. †) Die Ermahnungen und die Gesellschaft der fuldischen Mönche wurden dem Abte aber endlich so zur Last, dass er sich um Schutz an den Burggrafen von Nürnberg wandte, was dem Rathe sehr zuwider war. Nun zogen sich die Mönche von Fulda zurück.

Da erscheinen 1416 neue Visitatoren im Kloster, und jetzt nehmen die drei Schottenäbte von Regensburg, Nürnberg und Wirzburg ihre Zuflucht zum Kaiser Sigismund, der sie aber an das Constanzer Concil verweist. Dieses verordnet ein Kapitel der Aebte aus den Sprengeln von Mainz und Bamberg, welches auch wirklich am 30. März 1417 gehalten wird. Die drei Schottenäbte protestiren aber gegen die Beschlüsse desselben, der Regensburger reist ab, die von Nürnberg und Wirzburg jedoch fügen sich endlich, und nun führen die Nürnberger 1418 Mönche aus Reichenbach in das Aegidienkloster ein. Der

*) Bischof Johannes Turzo gestattet die Incorporation am 13 Jan. 1505, und da heisst sie Abbacia quondam Fratrum Scotorum Ordinis S. Benedicti in Olsna. Repert. Heliae im Bresl. Prov. Archiv p. 689.

**) Vgl. Historia S. Aegidii Norimb. auct. Colomanno, bei Oefele SS. Rer. Boic. I, 342—344. Wölkern S. 873.

***) Convivia etiam pro mulieribus ibi fiebant, ut proverbium fieret: Uxor amissa in monasterio Scotorum queri debet. Vinum vendebatur uti in taberna.

†) Non propter abstinentiam, sed propter habundantiam et propter liberam voluntatem vivendi.

Zustand, welchen diese hier vorfanden, war entsetzlich; alles, selbst die Mitra und der Stab des Abtes, war versetzt, in der Bibliothek nur zwei Bücher, und zu Processionen mussten die Mönche die nöthigen Gewänder von den Dominikanern entleihen. Von nun an blieb das Stift in den Händen deutscher Mönche, und gehörte zur Bursfelder Kongregation.

Nicht besser erging es den Wiener Schotten. *) Sie hatten ebenfalls „alles verschwendet, die Glocken aus dem Thurn versetzt, die Geben lassen zu Grundt und Boden gehen," und waren „durch ihren ärgerlich gefiehrten Wandl dem Landsfürsten, der ganzen Stadt und ein meniglich molest worden."

Johann Rasch, Organist des Schottenstifts, der 1586 eine Schrift über die Geschichte desselben drucken liess, erzählt von ihnen **): „Die Minich seyen ainutzig (eigennutzig), dem Kloster unnutz und nit gemeinnutzig worden. Sie fiengen an von klosterlicher geistlicher Zucht und Ehrbarkeit sich zu begeben auf allerley unziemliche Werk und Yebungen, trieben Handtirung und Kramerey ***), bevor aber mit raucher Waar, Wild- Gfüll- oder Pelzwerkh und Judenstuck, hielten offentliche Däntz und Lustspiel mit Pallen schlagen, Stangen schupfen, verschwenten der Kirchen Gütter, versetzen die Kelch, Ornat, ja die Glocken im Thurn, liessen die Gebäu eingehen, hausten gar übl, wollten darzue kein Visitation leiden noch annehmen. Es mochte auch hernach solches der Schotten Minich böses verkehrtes Leben auf keinerley Weise mehr reformirt, viel weniger zu ihrer alten heiligen Einfalt gebracht werden; es ware auch sehr beschwerlich und von grossen Unkosten so fern übers Mör Schottenmünich herzubringen, dazu gemeinlich die heillosisten Noth- und Zwang-Münich, die man daheim nicht gern hätte, heraus in Deutschland geschickt wurden, als noch feindlich tun die Religiosi anderer Völker, die hie zu Land Klöster einnehmen und Pass haben Zuletzt als die Schotten gänzlich ausgeschlossen, aus dem Land und Bisthum abgeschafft wurden, gieng es mit ihnen wie wann man (Gott behuet uns!) Tewffel austreibt. Sie spreizten sich lang, taten der Obrigkeit vill Mie und Plag auf, lesterten, waren drohelich, einer begehrte dahin, der ander dorthin in ein ander Kloster zu fahren und was der Dinge mehr."

Bei solchem Zustande musste Herzog Albrecht, der damals ernstlichst auf eine Reform seiner Klöster bedacht war, das Schottenstift ganz besonders ins Auge fassen. Nikolaus von Dinkelsbühl, einer der berühmtesten Lehrer der Wiener Hochschule, bezeichnete daher in dem Gutachten, welches er dem Herzoge vorlegte †), als besonders nothwendig, eine päpstliche Vollmacht zu erlangen, damit man ungeachtet der entgegenstehenden Fundationsprivilegien auch andere Mönche in das Schottenstift einführen könne. Wirklich ertheilte Martin V. am 17. Januar 1418 mit Zustimmung des Concils eine solche Vollmacht ††),

---

*) Hormayr, Geschichte von Wien. II, 1. Urkunden p. CXXXIX.

**) Bei Hormayr II. 2, 152.

***) Im 16. Jahrhundert und von da an hin und wieder bis zur Gegenwart, finden wir die Bezeichnung Schotten als gleichbedeutend mit Krämer, Hausirer gebraucht. Schmeller's Bair. Wörterbuch III, 416, und das von Zappert angeführte Kyritzer Krämerprivileg von 1580, in Riedel's Cod. Dipl. I. p. 386.

†) Schramb, Chron. Mell. p. 311.

††) Hormayr's Wien. Band I, Heft 3. Urkunden p. CV. ff.

und nun erschienen auch im Wiener Schottenstift Visitatoren, und verlasen am 6. August jene Bulle. Der Abt Thomas aber und sein Convent erwiderten, fremde Mönche könnten sie nicht aufnehmen, weil entweder sie die Fremden, oder die Fremden sie erwürgen würden (quia nos interficeremus eos vel interficeremur ab eis). Man sieht, von der einst an ihnen gerühmten löblichen Einfalt hatten sie auch jetzt noch wenigstens eine schätzbare Offenherzigkeit bewahrt. Sie sähen wohl, sagten sie, dass man sie nicht mehr haben wolle, und deshalb begehrten sie nur Reisegeld und freies Geleite nach dem Mutterkloster zu Regensburg. So verliessen sie denn das Stift, und die Minoriten versahen indessen den Gottesdienst. In einer der folgenden Nächte aber, sagt Hormayr, überfielen die alten Mönche die Minoriten, trieben sie hinaus, rafften in Kirche und Kloster alles zusammen, und wollten sich gegen Kaiser und Papst und Volk darin behaupten, wichen aber denn doch endlich, und zogen nach Regensburg.

Im Jahre 1448 bestätigte Papst Nikolaus V. die Unabhängigkeit des reformirten Wiener Schottenklosters von S. Jakob.

Dagegen hielten sich die Irländer noch in Regensburg, Constanz, Eichstedt, Erfurt und Wirzburg. Hier, in Wirzburg, aber war ihr Kloster ebenfalls im tiefsten Verfall, und schon seit langer Zeit fand man wenige oder auch gar keine Mönche darin.*) Daher wurde nach dem Tode des Abtes Philipp 1497 auch dieses Kloster mit päpstlicher Vollmacht deutschen Mönchen aus S. Stephan in Wirzburg übergeben; der erste Abt war Kilian Kraus aus dem Kloster Ochsenfurt, der zweite der berühmte Trithemius, der auch eine Geschichte des Stiftes schrieb.

Das Eichstedter Schottenkloster kam ebenfalls ganz herunter, und lag schon lange wüst und öde, als Bischof Johann Konrad (1595—1612) es abbrechen liess. Den Neubau führte sein Nachfolger aus, und übergab dann das Kloster den Kapuzinern.

Anders entwickelten sich die Dinge im Mutterkloster zu S. Jakob. Auch dieses war freilich ganz heruntergekommen; da aber machten sich die Schottländer diese Verhältnisse zu Nutze. Sie behaupteten nämlich, gestützt auf den missverstandenen Namen der Schotten, dass von Anfang an diese Stifter nur ihrer Nation angehörten, und dass die Irländer sich widerrechtlich eingedrängt, und eben dadurch den Verfall dieser Pflanzungen verschuldet hätten. Dieser Umstand mag wohl dazu beigetragen haben, dass so wenig über die ältere Geschichte dieser Klöster erhalten und bekannt geworden ist; auch die Vita Mariani hat sich nicht in Regensburg, sondern nur durch einen glücklichen Zufall in östreichischen Legendarien erhalten. Das Meiste jedoch ist wohl durch die Verwahrlosung der Irländer selbst während der Zeit ihrer Entartung zu Grunde gegangen, wie z. B. die älteren Urkunden ihrer Klöster, und mit schriftstellerischer Thätigkeit müssen sie sich ausserordentlich wenig befasst haben. Ihre ganze Richtung ging auch während ihrer guten Zeit fast ausschliesslich auf fromme Askese; dem Lande blieben sie fremd, so dass nichts sie, wie

---

*) Gropp. SS. Wirzb. I. 165. Ussermann. Episc. Wirzb. p. 282.

doch später die Bettelmönche, zur Abfassung von Chroniken veranlasste, während diese ganz abgesonderte Stellung auch anderen keine Gelegenheit bot, ihrer zu gedenken. Daher wissen wir noch jetzt so wenig von ihnen, und Ried konnte noch, wie es scheint in gutem Glauben, vor Macbeth flüchtende Schottländer für die Urheber jener Klöster halten.

Papst Leo X. übergab denn wirklich 1515 den 31. Juli das Stift S. Jakob den Schottländern und ernannte zum Prälaten den John Thomson, „welcher damals eben in Rom und des gedachten Pabsts täglicher Tisch-Genoss gewest.“ Dieser vertrieb nun die Irländer von hier, und führte schottische Mönche aus dem Kloster Dumfermling ein. *) Der König Jakob V. von Schottland nahm sich ihrer lebhaft an. **) Später, im Jahre 1653, hat ein irländischer Benediktiner sich viele Mühe gegeben das Stift wieder für seine Landsleute zu gewinnen, und die östreichischen Kardinäle sollen ihn lebhaft unterstützt haben, allein Papst Innocenz X. entschied gegen ihn. ***)

Auch der noch bestehenden Klöster zu Constanz und Erfurt hatten die Schottländer sich bemächtigt; doch trieben sie es bald nicht besser wie die Irländer; wenigstens befand sich unter dem Abt Alexander Bog 1548—56 kein einziger Conventuale in S. Jakob. Unter ihm ging auch das älteste Mutterkloster Weih Sanct Peter verloren, indem es „a. 1552 den 25. May Abends in damalig entstandenem Schmalkaldischen Krieg auf Befehl oder Ordre des um selbige Zeit dahier gewesten Kays. Commendantens Philipp Grafens von Eberstein abgebrennet, dem Erdboden gleich gemacht, und andern Tags darauf der Thurn mit Stücken zu Grund geschossen worden.“ †) Und Leonhard Widmann erzählt in seiner Regensburger Chronik ††): „Am Mittwoch in der Kreuzwoche fieng man an die Kirche Weih Sanct Peter abzubrechen; nach der Vesperzeit stiess man sie mit Feuer an, und verbrannte sie. Den 28. Juli gieng ich das erste Mal zum Weih Sanct Petersthor hinaus, um zu sehen, wie das Klösterl war zerbrochen worden. Da sah ich grosses Herzeleid an dem alten Gotteshause! Hätten unsere Voráltern nicht so viele Kapellen gebaut, so hätte man jetzt zu den Pasteyen am Prebrunn, Ostnerthor etc. nicht genug Steine.“

Im Jahre 1577 nahm das Stift S. Jakob einen neuen Aufschwung, da Gregor XIII. den Ninian Winzet zum Abt ernannte †††), einen eifrigen Gegner der Reformation, der deshalb aus Schottland vertrieben war, und nun alle aus Schottland flüchtigen Katholiken zu sich berief. Sogleich streckte er auch seine Hand aus nach dem Besitz der übrigen Schottenstifter, von denen nur Erfurt noch im Besitz der Schottländer geblieben zu sein scheint, und bei diesen Bestrebungen unterstützte ihn ein merkwürdiger Mann, John Lesley, Bischof von Ross, früher der Königin Maria Stuart Bevollmächtigter in London, wo er unermüdlich Complotte zu ihren Gunsten anstiftete, und hauptsächlich die Verbindung

---

*) Paricius S. 315 ff.
**) Paricius S. 246. 248.
***) Paricius S. 328.
†) Paricius S. 319. 320.
††) Bei Ried S. 37.
†††) Paricius S. 321.

mit den katholischen Mächten unterhielt. Nach der Katastrophe des Herzogs von Norfolk hatte er 1573 England verlassen müssen, und setzte seine Bestrebungen in Frankreich fort; jetzt finden wir ihn in Deutschland, wo er ebenfalls als Gesandter der Königin von Schottland am kaiserlichen Hofe auftrat. Im Jahre 1578 kam er nach Nürnberg *), und verlangte die Restitution des Aegidienstifts, welches bei der Reformation eingezogen und in ein Gymnasium verwandelt war, ward aber abgewiesen, und ein zweiter Versuch des Abtes Ninian im Jahre 1581 blieb ebenso erfolglos. Auch in Wien bemühten sich beide, das dortige Schottenstift für ihre Landsleute zu gewinnen, allein es gelang ihnen auch hier nicht besser. **) Dagegen erreichte der Abt Johann Jakob Whyt 1595 wirklich die Einräumung des Wirzburger Schottenstifts ***); der Bischof Julius von Wirzburg hatte 1594 während des Reichstages bei ihm logirt, und auf seine Bitte die Herausgabe des säkularisirten und unter bischöflicher Administration stehenden Stiftes zugesagt; doch wäre diese vielleicht so rasch noch nicht erfolgt, wenn nicht der Bischof erkrankt wäre, und in der Todesangst die Herstellung des Schottenstiftes gelobt hätte.

Im Jahre 1624 machten dann die Schottenäbte noch einen Versuch auf das Schottenkloster in Wien †); aber der Kaiser Ferdinand II. liess sich von seinem Klosterrath ein ausführliches Gutachten über die Lage der Dinge erstatten, und wies sie demgemäss ab.

Im Jahre 1641 kam das Regensburger Kloster sogar noch einmal selbst in grosse Gefahr, da man es den Barfüssern übergeben wollte ††); allein es unterblieb auf den Einspruch des Papstes Urbans VIII., und die Ansprüche der irländischen Benediktiner wurden, wie schon erwähnt, durch Innocenz X. abgewiesen. Unter dem Abte Placidus Flemming 1672—1720 nahm endlich das Kloster einen neuen Aufschwung, und 1718 wurde auch ein Seminar „für die Schottländische adeliche Jugend" hier errichtet.

Das Erfurter Schottenstift ist auch zeitweise sehr verfallen gewesen, aber doch nie ganz aufgelöst; seit Errichtung der Universität gewann es durch seine Verbindung mit dieser einen neuen Halt, indem 1446 der Abt Protektor der Universität wurde, und mit den 4 Pfründen Professuren verbunden waren, bis endlich 1820 auch dieses Stift aufgehoben wurde.

In S. Jakob zu Regensburg aber sind die Schottländer noch heut zu Tage zu finden.

---

*) Wölkern S. 873.
**) Hormayr's Wien, Band II, Heft 1. Urkunden p. CXLII.
***) Paricius S. 327. Ussermann Ep. Wirzb. p. 284.
†) Hormayr, Wien I. 1. Urk. p. CXXXIX.
††) Paricius S. 328.

Wattenbach.

Nochmals Mainz, Speier, Worms.*)

Die Herren Schnaase und Kugler haben meine Schrift über die obengenannten drei Dome im deutschen Kunstblatte einer eben so freundlichen wie eingehenden Besprechung unterworfen. Beide mir persönlich so nahe stehenden Kunstforscher sind hierzu vorzugsweise berufen. Seit mehreren Decennien stehen sie mit an der Spitze unserer Kunstgeschichte, deren letzte Ausbildung ihrem Fleisse, ihrer Einsicht, vorzugsweise verpflichtet ist; beide hatten neben Herrn Wetter die Geschichte der obengenannten Dome, welche selbst einen Angelpunkt der ganzen deutschen Kunstgeschichte bildet, zuerst wissenschaftlich festzustellen sich bemüht. Als ich es unternahm die charakteristischen Theile jener grossen romanischen Gewölbebauten, der bisher fast durchgehend herrschenden Ansicht entgegen, dem XII. Jahrhundert zu überweisen, (was Kugler in Bezug auf den Dom zu Speier allerdings schon früher gethan,) war ich deshalb genöthigt jenen befreundeten Kunstforschern vorzugsweise entgegenzutreten. In der jetzigen Beurtheilung meiner Schrift führen sie nun die Discussion über den streitigen Gegenstand fort, theils die Differenz festhaltend, theils meiner Beweisführung zustimmend, theils auch den Standpunkt von einem neuen Gesichtspunkte aus betrachtend. Bei der Wichtigkeit der Sache ist die endliche Feststellung dieser Frage gewiss im höchsten Grade wünschenswerth, und ergreife ich deshalb nochmals die Feder, um die Gegengründe wiederum einer Prüfung zu unterwerfen.

Herr Schnaase, dessen zuerst erschienene Beurtheilung (Deutsch. Kunstbl. 1853 No. 45. 46.) ich hier zuerst ins Auge fasse, stimmt meiner Beweisführung nur in einem Punkte bestimmt bei, nämlich über das spätere Alter des Doms zu Worms, worüber er sich früher nicht ausdrücklich ausgesprochen hatte; er stimmt jetzt zu, dass die Weihe des J. 1181 sich auf den jetzigen Bau bezieht. Dagegen hält er an der Ansicht fest, dass die beiden anderen Dome dem XI. Jahrhundert angehören.

In Bezug auf den Dom zu Mainz macht er jedoch eine wesentliche Modification. Die Nachrichten der Vita Bardonis, (deren Vorhandensein ich gesprächsweise zuerst durch ihn erfuhr, ehe mir Dr. Wattenbach die Correcturbogen derselben zur Benutzung mittheilte, welche ich jedoch, da meine Schrift bereits abgeschlossen war, nur in einer Anmerkung anführen konnte,) mussten seine frühere Annahme, dass der jetzige Dom der im J. 1037 beendete Bau sei, als unmöglich erscheinen lassen. Um aber doch dem XI. Jahrhundert

*) Die vielfachste amtliche und ausseramtliche Beschäftigung des Unterzeichneten hatte die Vollendung dieser, in der grösseren Hälfte bereits vor 2 Jahren niedergeschriebenen Antikritik leider bisher verhindert. Die Wichtigkeit des Gegenstandes wird die so späte Wiederaufnahme entschuldigen. v. Quast.

treu zu bleiben, zieht er jetzt das Datum des Brandes von 1081 vor, in dessen Folge der jetzige Dom erbaut sei. Hiedurch ist er meiner Annahme der Entstehung desselben nach dem Brande von 1137 schon wesentlich näher gerückt, indem der Beginn des von Bardo beendigten Baues 1009 stattfand, Schnaase also bereits um 72 Jahre herabgerückt ist, so dass zwischen seiner jetzigen und meiner Annahme anstatt der ursprünglichen 128 Jahre jetzt nur noch 56 übrig bleiben.

Herr Schnaase äussert sich in Bezug auf den Brand von 1137, dass eine solche gewöhnliche Formel, wie das *combustum est*, dessen sich Dodechinus in Beziehung auf denselben bedient, bei Schriftstellern des Mittelalters, wenn sie ohne weitere, einen bedeutenden Schaden andeutende Zusätze vorkommt, keinesweges auf besondere Beschädigungen schliessen lasse; wobei er jedoch die Möglichkeit des Gegensatzes nicht verkennt.*) In der That haben wir keine Ursache, dergleichen Nachrichten zu stark oder zu wenig zu urgiren, sondern sie stets nur im Zusammenhange mit denjenigen Thatsachen zu betrachten, welche das Gebäude selbst darbietet.

Wenn Herr Schnaase also dem J. 1081 den Vorrang vor dem J. 1137 giebt, so liegt der Grund nicht in der besseren Nachricht (der Brand von 1137 wird von noch mehreren Schriftstellern und als nicht minder bedeutend als wie der von 1081 berichtet), sondern darin, dass ihm jenes Jahr gelegener erscheint; ich ziehe aber aus demselben Grunde das Jahr 1137 vor. Die Frage wird also wesentlich darauf reduzirt, für welches Datum die übrigen Gründe sprechen. Sie sind theils negativer, theils positiver Art.

Auch in der Entgegnung hat es mein verehrter Freund nicht möglich gemacht, ausser dem Dome zu Speier, der ja eben mit in Frage steht, einen andern Kirchbau des XI. Jahrhunderts in Deutschland anzugeben, der die Anomalie aufheben würde, die Dome zu Mainz und Speier als die einzigen ihres Jahrhunderts in Deutschland festzuhalten, welche gleich als Gewölbkirchen angelegt worden sind, nachdem er jetzt auch den Dom zu Worms davon ausgenommen hat. Zwar nennt er noch die Klosterkirche zu Laach, ohne jedoch gerade einen Gegenbeweis darauf zu gründen, aber doch so, dass er die Gründung dieser romanischen Gewölbkirche im J. 1093 noch innerhalb des XI. Jahrh., wenn das hier allein in Frage kommende Schiff auch erst nach 1112 fallen sollte, zu seinen Gunsten hervorhebt. Selbst dies vorausgesetzt, würde dieser Beweis schon deswegen an dieser Stelle besser wegbleiben, weil Laach einer wesentlich anderen Bauregion, der niederrheinischen, angehört, die ich, so wie überhaupt alle anderen nicht speziell oberrheinischen Schulen, absichtlich nicht berücksichtigt hatte, um den Blick nicht zu verwirren. In Wahrheit enthält aber, wenn man auch die Verschiedenheit der Schulen nicht beachten will, jene Kirche dennoch keinen Beweis gegen mich. Das Jahr der ersten Stiftung 1093 ist ohne alle Bedeu-

*) Der Vollständigkeit wegen möge hier aber bemerkt werden, dass jenes Zeugniss des Dodechinus nicht vereinzelt dasteht. So heisst es in dem gleichz. Chron. Erfurt. von einem Mönche in S. Peter das. bei Pertz VIII. S. 511: *Monasterium S. Martini in Magontia cum magna parte eiusdem civitatis igne crematur*, und in den Hildesh. Ann. bei Leibnitz I. p. 741: *MCXXXVII. Adelbertus Moguntinensis Archiep. obiit: post cuius obitum civitas una cum principali Templo igne concremata est.*

tung, weil zufolge der zweiten Stiftungsurkunde vom J. 1112 feststeht, dass bis dahin dieselbe völlig wirkungslos geblieben war, folglich erst nach diesem Jahre der Bau überhaupt begonnen haben kann, der dann zwischen demselben und 1156 fällt, wo die Kirche geweiht wurde. Ich will nicht hervorheben, dass möglicherweise nach Schnaase's eigenem Vorgange bei einem anderen, demnächst anzuführenden Beispiele, damals erst der Chor beendet worden sei und dann das Schiff begonnen habe: vielmehr bin ich überzeugt, dass die Kirche damals im Wesentlichen fertig war. Hieraus folgt aber nur, dass dieser Bau mit der Zeit zusammentrifft, in der ich auch den Bau des Mainzer Doms annehme, der ja 18 Jahre vor Beendigung der Kirche zu Laach begonnen wurde, ein Zeitraum, innerhalb dessen der Bau der Langhäuser beider Kirchen sehr wohl zu gleicher Zeit stattfinden konnte. Wenn in Laach der grössere Reichthum und die elegantere Ausbildung der Details als eine Eigenthümlichkeit der niederrheinischen Schule im Allgemeinen nicht zu verkennen ist, so ist doch gleichzeitig anzumerken, dass selbst dort die Mehrzahl der Profilirungen der Abaken und Kämpfergesimse des Innern auffallend an die harten Mainzer Formen erinnert; die bei Geier und Görz II Bl. VIII Y u. A' gezeichneten sind schon zu weich wiedergegeben und nicht die auffallendsten Formen der Art. Ich will auch bemerken, dass in Laach keinerlei Blendarkaden unterhalb der Oberlichter die kahlen Wände, wie in Worms, beleben, in denen Schnaase mit Recht schon den Gedanken an Triforien anerkennt; wenn er aber hinzufügt, dass neben Speier auch Mainz diesem Gedanken fremd sei, so erkenne ich denselben allerdings schon in den bis hart unter die Oberfenster hinaufgeführten Blendarkaden und wäre Mainz hienach sogar schon weiter avancirt als Laach. Doch hebe ich dies um so weniger hervor, als selbst in der gothischen Periode Deutschland nur selten die für die Blüthe der letzteren so charakteristischen und in Frankreich fast niemals fehlenden Triforien angewendet hat. Für Mainz hat jene Formbildung aber immer die Bedeutung, dass darin schon eine spätere Periode anklingt.

Schnaase sucht dann durch mehrere Beispiele darzuthun, wie in verschiedenen Theilen Europa's, neben jenen vereinzelt dastehenden Kirchen Deutschlands, am Ende des XI. und Anfange des XII. Jahrh. die Ueberdeckung des Mittelschiffs durch Kreuzgewölbe stattgefunden habe; so in Modena, wo der Dom 1099, das Langhaus desselben wahrscheinlich 1106 begonnen sei. Mir scheint die Baugeschichte dieses Bauwerks noch keineswegs abgeschlossen zu sein. Offenbar steht dasselbe in enger Beziehung zu den älteren Theilen des Doms in Ferrara, der sicher erst 1135 begonnen, und selbst in vielfacher Beziehung von dem Portalbaue der gleichzeitigen Kirche S. Zeno in Verona abhängig ist.*) Der Dom zu Modena wird also wohl gleichfalls in die Zeit fallen, in welcher, nach meiner Ansicht, der zu Mainz erbaut wurde. Uebrigens würde ein früheres Entstehen desselben, wegen der grossen Verschiedenheit der Cultur beider sehr von einander entfernter Localitäten,

---

*) In dem Aufsatze über letztere Kirche in Menzel's Jahrb. d. Bauk. II. S. 376. 1845. habe ich diesen Zusammenhang schon angedeutet, wo jedoch in der vorletzten Zeile, anstatt: „Das Verhältniss zum Dome ist" u. s. w. gelesen werden muss: „zum Dome in Modena" u. s. w.

weniger gegen meine Annahme von der Zeitstellung des deutschen Domes einen Beweis liefern, als dass er selbst dadurch eine ähnliche Anomalie innerhalb der italienischen Baugeschichte bilden würde, wie die Dome zu Mainz und Speier es, nach SCHNAASE's Annahme, in der deutschen wären.

Der Bezug auf die berühmten Abteien in Caen fällt schon dadurch weg, dass SCHNAASE selbst es nicht wagt, die Gewölbe des Mittelschiffs der Zeit des Eroberers zuzuschreiben. Da ich dieselben leider nicht aus eigener Anschauung kenne, so kann ich nur sagen, dass, den Abbildungen zufolge, die Krypta von Ste. Trinité mit ihren korinthischen Kapitälen einen viel alterthümlicheren, dem XI. Jahrh. wohl entsprechenden Charakter zu tragen scheint, während ich in allen übrigen Anordnungen und Details dieser Kirche nicht minder wie in St. Etienne und St. Nicolas nur den des XII. Jahrh. wieder erkenne. Herr v. CAUMONT, den ich während seines nur zu kurzen Besuchs in Nürnberg deswegen befragte, stimmte mir hierin bei.

Wenn diese Kirchen also wieder keinen Beweis gegen meine Ansicht über das Alter der Dome zu Mainz und Speier liefern können, so verkenne ich doch nicht, dass in Frankreich ältere Beispiele gewölbter Langhäuser vorkommen. Meines Erachtens bedarf zwar auch die französische Baugeschichte des XI. Jahrh. noch einer gründlichen, kritischen Bearbeitung, wie schon aus jenem obengenannten Beispiele erhellt; dennoch wird sie gewiss zu dem Resultate führen, dass die Neuerung gewölbter Langschiffe, welche die ganze Baukunst umzuändern vermochte, in jenem Lande zuerst Wurzel fasste, von wo aus sie sodann, nach Beendigung ihrer Umwandelung, als „gothische Baukunst" nach allen Richtungen hin verbreitet wurde.*) Aber nicht allein erst am Schlusse dieser Umwandelung fand eine Uebertragung in andere Länder statt, sondern stets, auch während der einzelnen Phasen, welche dahin führten, geschah dieses, wie wir schon an der sogenannten Uebergangsbaukunst Deutschlands erkennen können, und die Dome zu Mainz und Modena nicht minder, wie die Kirche zu Laach werden wohl mit als die ältesten Beispiele zu bezeichnen sein, an denen sich dieser Einfluss Frankreichs auf die Nachbarländer manifestirt. Wenn SCHNAASE also ein ziemlich gleichzeitiges Auftauchen derselben Idee an verschiedenen Orten annimmt, so möchte ich dies dahin modificiren, dass in einer etwas jüngeren Periode, als die von ihm bezeichnete, von einem bestimmten Mittelpunkte aus, und gewiss auch durch das Vorgehen einzelner bedeutender, obschon uns nicht dem Namen nach bekannter Persönlichkeiten veranlasst, eine Ausbreitung der in Frankreich bereits gewonnenen Resultate nach den verschiedensten Richtungen hin stattfand.

Wenn SCHNAASE in Bezug auf den Dom zu Worms mir völlig beigetreten und in seiner Ansicht über den zu Mainz jetzt wesentlich näher gerückt ist, so verharrt er dagegen beim Dome zu Speier auch jetzt bei seiner früheren Ansicht, dass das Langhaus nach der Einweihung d. J. 1061, welche er allein auf Beendigung des Chors bezieht, erbaut sei.

*) SCHNAASE selbst hat dies in dem neuerlich erschienenen IV. Bande 2. Abth. und V. Band 1. Abth. seiner Kunstgeschichte glänzend durchgeführt.

Die Entdeckung über die spätere Einfügung der die Gewölbe tragenden Pfeiler und Halbsäulen der Seitenschiffe erklärt er als Folge einer späteren Ergänzung, nach irgend einer Unterbrechung, noch während des Baues. Es ist nun zwar sehr unwahrscheinlich, dass man die fast 50 Fuss hohen Aussenmauern erst gänzlich aufgeführt haben sollte, ohne sie mit dem Mittelschiffe in Verbindung zu bringen und einzudecken; aber selbst die Richtigkeit dieser Annahme vorausgesetzt, würde hiedurch doch nur bewiesen werden, dass der Bau kein ursprünglich auf Gewölbe berechneter gewesen, diese vielmehr nur ein spaterer Zusatz zu dem ursprünglichen Basilikenbau seien — was ja gerade meine Behauptung ist; nur giebt Schnaase nicht mit Bestimmtheit an, ob die Pfeiler und Arkaden zwischen Mittel- und Seitenschiffen noch nicht existirten, als jene Mauern schon aufgeführt waren, und wenn sie existirten, ob mit oder ohne Gewölbträger. Nur die gleichzeitige Anlage der Gewölbträger würde für ursprüngliche Absicht der Gewölbe sprechen, dann aber im Widerspruche mit den Mauern stehen, denen sie fehlten. Schnaase wird also mit mir annehmen müssen, dass ursprünglich auch das Langhaus ohne Gewölbe beabsichtigt wurde, was ja gerade meine Behauptung ist. Nur über den Zeitpunkt, wann diese Umänderung geschah, sind wir noch in Differenz. Meine Ansicht und die Gründe, welche mich zu derselben bewogen, habe ich ausgesprochen; Schnaase lässt uns über die seinigen aber doch einigermaassen in Zweifel. Ja er giebt selbst zu, dass die oberen Gallerien des Mittelschiffs, und sogar die mittleren Kapitäle der Halbsäulen desselben einen so späten Charakter zeigten, dass sie erst der Restauration nach dem Brande von 1156 angehören möchten. Stimmen wir hierin also wieder zusammen, so bleibt die Differenz zwischen uns doch wahrlich keine bedeutende mehr, indem er mit mir die Gewölbe der Seitenschiffe nebst ihren Trägern als nicht ursprüngliche Zusätze und den Obertheil des Mittelschiffs, natürlich einschliesslich der Gewölbe, bis zu einer unbestimmten Grenze herab, und selbst die nur 40 Fuss vom Boden entfernten mittleren Kapitäle, die nicht einmal so hoch hinaufsteigen wie die schon genannten Aussenmauern der Seitenschiffe, mit mir übereinstimmend der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts zuschreibt. Es handelt sich also wesentlich nur noch um die Zeitbestimmung der Pfeiler und unteren Arkaden des Langhauses, die er consequenter Weise nicht älter als die auch nach seiner Ansicht späteren Gewölbe der Seitenschiffe annehmen kann. Ich füge noch gleich hinzu, dass eine unbefangene Beurtheilung meinen gegnerischen Freund gewiss auch nicht wird verkennen lassen, wie die reichen Details am Aeussern des Chorschlusses unverkennbar derselben Periode angehören wie jene von ihm jetzt selbst der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts überwiesenen oberen Gallerien des Langhauses, die sich ja um das ganze Gebände herumziehen, und oberhalb der Tribune ganz dieselbe Anordnung und Formbildung zeigen, wie am Langhause! Nimmt er doch selbst an, dass dergleichen Gallerien unter dem Dach nicht vor der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts vorkommen, dem ich mich nicht einmal ganz anschliessen kann, da das Beispiel der Gotthards-Kapelle beweist, wie diese Anordnung schon um einige Decennien älter ist. Er wird auch darin nachgeben müssen, dass die am Chore vorhandene Ummantelung eines älteren Kerns nicht der vom

Bischof Benno von Osnabrück (vor 1088) zur Verstärkung des den Einsturz drohenden Doms ausgeführte Bau sein kann, für welchen Zweck diese Ummantelung auch wenig geeignet sein dürfte, da sie vor den alten Mauern der Krypta nur verhältnissmässig sehr schwach ist, in den Obertheilen also verhältnissmässig nicht stärker sein kann, wenn dort überhaupt aein älterer Kern vorhanden ist, was noch nicht einmal feststeht.

Durch seine frühere Annahme, dass der jetzige Dom zu Mainz noch der i. J. 1037 geweihte Bau sei, konnte Schnaase der Schwierigkeit begegnen, dass von den beiden durch denselben Kaiser begonnenen und von ihm gleichmässig demselben Bischofe von Speier zur Ausführung übergebenen Kirchen zu Limburg und Speier, die eine eine Säulenbasilika, die andere aber ein Gewölbebau sei, indem er den Beginn des gewölbten Schiffes des letzteren bis nach 1061 verzögert annahm (als die Limburger Kirche bereits vollendet gewesen) und nun nach dem Muster des schon vollendeten Mainzer Domes ein gewölbtes Langhaus auch in Speier errichtet werden konnte. Er hat seine frühere, auch sonst allgemein von Anderen ausgesprochene und gewiss innerlich begründete Ansicht von der Priorität des Mainzer Doms nicht zurückgenommen*); wenn Schnaase nun aber den Bau des letzteren erst nach dem Brande von 1081 beginnen lässt, so konnte der Mainzer Dom dem um 20 Jahre früher begonnenen Langhause in Speier unmöglich zum Vorbilde dienen. Also auch in dieser Beziehung entstehen bei Schnaase's Annahmen Schwierigkeiten, deren Lösung nicht leicht sein dürfte.

Nach allem diesem wird unser verehrter Freund nicht verkennen, wie wenig festbegründet seine positiven Beweise für die Erbauung der gewölbten Langhäuser zu Mainz und Speier sind; daneben aber auch, in welche Schwierigkeiten er die gesammte deutsche Baugeschichte verwickelt, wenn er jene beiden vorzüglichen Bauwerke von allen verwandten Formenbildungen ablösen und sie allein dem XI. Jahrhundert überweisen will, wo sie ohne Vorgänger und Nachfolger inmitten einer ihnen fremden Generation stehen würden. Er selbst verhehlt sich diese inneren Schwierigkeiten nicht, ohne ihre Lösung zu versuchen, indem er einseitig nur die äusseren Gründe für deren Entstehen im XI. Jahrhundert aufs Neue zu verstärken sucht. Ich zweifle nicht daran, dass die vorstehende Entgegnung meinen verehrten Freund veranlassen wird, nochmals das Für und Gegen aufs Gewissenhafteste gegen einander zu stellen, um so einen sicheren Abschluss zu gewinnen.

Wenn wir keine zwingende Gewissheit für die nothwendige Annahme des einen oder des anderen Datums haben, so ist es gewiss der gerathenste Weg, wenn wir unter den vorhandenen denjenigen den Vorzug geben, welche alle vorhandenen Schwierigkeiten am leichtesten zu lösen im Stande sind. Ich glaube, dass die von mir vorgeschlagenen Daten dieses möglich machen. Wenn Mainz nach 1137 und Speier nach 1159 begonnen wurden,

*) In seiner seitdem erschienenen Gesch. d. bild. Künste IV. 2. S. 103. 112 erkennt Schnaase wiederholt die Priorität des Mainzer Doms an, während der Speierer genau dasselbe System zeige, jedoch mit einigen Verbesserungen oder Verschönerungen, und der Wormser Dom augenscheinlich nur eine Reproduction des Systems der beiden anderen sei, mit mancherlei willkührlichen und inconsequenten vermeintlichen Verbesserungen.

so stehen beide zu einander in dem richtigen Verhältnisse als Vorbild und Nachfolge. Die Vollendung des Doms zu Worms i. J. 1181 weist diesem jüngsten Sprossen derselben Wurzel seine richtige Stellung an. Die erst in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts in Deutschland herrschend werdenden Gewölbebauten schliessen sich jenen grossen Vorbildern in geordneter Weise an, während Kloster Laach neben dem Mainzer Dome hergeht, aus verwandter Quelle denselben Gedanken in zwar weniger grossartiger, aber mehr harmonischer Weise (der niederrheinischen Schule angemessen) wiedergebend. Im XI. Jahrhundert dagegen herrscht, ohne Ausnahme, noch die flache Decke der Mittelschiffe, wie, um uns auf die vorliegende Bauregion zu beschränken, die Kirchen zu Limburg, Speier, Höchst, Lorsch beweisen, in welcher letzteren, so wie in Ingelheim, diese ältere ungewölbte Baukunst bis ins XII. Jahrhundert hinüberreicht, wo dann mit dem Neubau des Mainzer Doms eine neue Aera beginnt.

Dies der innere Zusammenhang der ganzen Frage, der nun aber das sichere Datum der Gothards-Kapelle zu Mainz in vorzüglich bestätigender Weise zu Hülfe kommt. Zur Vollendung seiner Entgegnung war es nöthig, dass Schnaase die beweisende Kraft, welche diesem bemerkenswerthen Bauwerke inne wohnt, zu schwächen sucht. Er thut dies in doppelter Hinsicht, indem er sich bemüht ein älteres Datum desselben für möglich zu halten und sodann, ihre Formen für Nachbildungen, nicht, wie ich es that, für Vorbilder, derer des Doms zu halten.

Die Gründung der Gothards-Kapelle bis zu Anfang der Regierung Erzb. Adalbert I., bis 1111 resp. 1115 zurück zu datiren, wo er aus der Gefangenschaft Kaiser Heinrichs V. erlöst wurde, weil er in der Urkunde von 1136 (wo die Kapelle noch nicht vollendet war) sagt, sie sei von ihm gegründet, also anzunehmen, dass er über 20 Jahre an diesem räumlich so kleinen Bauwerke gebaut habe, ist doch im höchsten Grade unwahrscheinlich, was Schnaase indirect selbst mit den Worten zugiebt, dass sie ihrem Umfange nach wohl in wenigen Jahren vollendet sein konnte. Ich habe mich in Bezug auf Beginn des Baues der Kapelle i. J. 1135 allerdings auf Wetter's Angabe gestützt, dem man in Mainzer Daten gern auch da folgt, wo er seine Quelle nicht immer ausdrücklich anführt, da er sich überall stets als ein so gewissenhafter Forscher gezeigt hat.*) Wäre hierüber aber auch kein diplomatischer Beweis zu führen, so scheint er mir doch in der Sache selbst zu liegen. Wenn es im Mittelalter an der Menge von Beispielen nicht fehlt, dass man langsam, sehr langsam gebaut hat, so giebt es doch auch andere, wo das Gegentheil stattfand, wie ich solches z. B. an der Dominikaner-Kirche zu Regensburg nachgewiesen habe (s. D. Kunstbl. 1852 Nr. 23). Zwar lässt sich solches nur sehr selten urkundlich erweisen, weil man nur selten Veranlassung hatte über Bauten Urkunden auszustellen, und die ausgestellten noch seltener erhalten sind. Wir sind also auch in dieser Beziehung wieder vorzugsweise auf den inneren Charakter des Gebäudes verwiesen, wo Verschiedenartigkeit der Theile je nach

*) S. das mir erst später zugekommene Schreiben Wetter's in der Anlage. Dasselbe ist in mehrfacher Hinsicht für unsere Frage von Wichtigkeit.

Anordnung und Ausführung auf einen langsamen Bau, Gleichartigkeit in beiden Beziehungen auf einen beschleunigteren schliessen lässt. Auch wird, der Natur der Sache gemäss, ein grossartiger Bau, wie der grösserer Kirchen, namentlich der mächtigsten Kathedralen nur sehr langsam stattfinden, während der einer Kapelle keinen grossen Zeitaufwand voraussetzen lässt.

Machen wir hievon auf den Bau der S. Gothards-Kapelle Anwendung, so zeigt dieselbe, was mein verehrter Gegner nicht geleugnet hat und gewiss auch nicht leugnen wird, im Ganzen wie im Einzelnen eine so gleichmässige Anordnung und Durchführung, wie es nur selten vorkommt, so dass man schon hiedurch zu dem Schlusse berechtigt ist, die Kapelle sei das wohlüberlegte Werk eines gewiss nicht gewöhnlichen Baumeisters, der sein eigenes Werk mit Liebe bis zur letzten Vollendung durchgeführt hat. Die von Schnaase als Ansicht eines ungenannten Kunstforschers mitgetheilte Annahme, welche er zwar nicht adoptirt, aber auch nicht abweist, dass die Kapelle aus den vom Dombau übrig gebliebenen für denselben vorbereiteten älteren Materialien nachträglich errichtet sei, kann schwerlich Beifall finden. Der Erzbischof wollte seine Lieblingsschöpfung schwerlich nur aus dem Abhub einer aufgehobenen Tafel zubereiten. Noch mehr widerspricht dem aber die künstlerisch organische Verbindung des Ganzen mit allen seinen Theilen, was in dem Maasse nur bei einem Originalkunstwerke stattfindet, und bei dem Dome nicht in gleicher Weise zu rühmen ist. Wollte man auf diesen allerdings völlig singulären und unwahrscheinlichen Fall überhaupt eingehen, so würde das umgekehrte Verhältniss viel wahrscheinlicher sein, schon weil man die verwendeten Säulen der Kapelle nebst ihren Basen und Kapitälen wohl allenfalls zu Halbsäulen (die im Dome allein vorkommen) umwandeln kann, nicht aber umgekehrt. Nimmt man hiezu die nur geringen Maasse des Bauwerks, so würde es entschieden auffällig sein, wenn daran eine geraume Zeit von Jahren, nach Schnaase's Annahme resp. 23 bis 27 Jahre, hätte gebaut sein sollen, wo 3 bis 4 Jahre vollständig ausreichend erscheinen. Allerdings zeigt die Kapelle, trotz ihrer Einfachheit, einen gewissen Luxus in ihrer ganzen Anlage in 2 Geschossen, jede gewölbt und mit 3 Absiden geschmückt, das Ganze unter dem Gesimse mit einer äusseren Gallerie gekrönt und in höchst solider Konstruktion ausgeführt und in den Details mit grosser Sorgfalt vollendet (wogegen der schwerfällige Charakter der Profilirungen nicht streitet); aber dies sind Alles nur Beweise für die auch sonst bekannte Thatsache, dass der Erzbischof für diese seine Lieblingsschöpfung, in der er auch zu ruhen wünschte, eine ganz besondere Vorliebe hegte, und gewiss mit allem Eifer deren Vollendung betrieb. Von entschiedenem Gewichte dürfte es aber sein, dass der Bischof Godehard, dem die Kapelle gewidmet war, allerdings schon von 1022—1038 den Bischofstuhl von Hildesheim inne hatte, aber erst i. J. 1131 auf dem Concile zu Rheims vom Pabst Innocenz II. canonisirt wurde.*) Folglich konnte ihm auch früher keine Kirche oder Kapelle gewidmet werden.

---

*) S. die Hist. Canon. S. Godeh. etc. bei Leibnitz, SS. rer. Brunsv. I. S. 507.

Wenn wir im Allgemeinen die Regel festhalten müssen, dass da, wo keine anderen zwingenden Beweise vorliegen, diejenigen Thatsachen anzunehmen sind, welche die meiste innere Wahrscheinlichkeit für sich haben, so ergiebt sich hieraus schon, abgesehen von den übrigen Gründen für den vorliegenden Fall, dass die erst i. J. 1138 gänzlich vollendete S. Gothards-Kapelle erst in den letzten Jahren ihres 1137 gestorbenen Gründers begonnen sein kann, und dass jedenfalls die in ihr angewandten Bauformen für die bezeichnete Periode und Lokalität maassgebend sind.

Die Anwendung aber, welche man von diesen Formen auf die historische Feststellung anderer Architekturen machen kann, ist sodann eine weitere Frage. Die innere Verbindung, welche z. B. zwischen den Details der genannten Kapelle und des Doms stattfindet, wird weder von Schnaase verkannt, noch dürfte sie überhaupt von irgend einem Kennerauge geleugnet werden können; anders verhält es sich aber damit, welche von beiden Architekturen der anderen als Vorbild diente. Hierüber wird schwerlich ein absoluter Beweis möglich sein. Dergleichen beruht auf dem inneren Gefühle des Beschauers. Wie es oft schwer hält die Gründe anzugeben, welche für die Originalität eines Gemäldes im Gegensatze zu dessen Kopie sprechen, und man sich deshalb oft mit Worten, wie: „geistreiche Pinselführung," „Sicherheit der Darstellung," oder selbst: „Originalität" behilft, die eben nur das innere Gefühl des Beschauers ausdrücken, ohne dem, der nicht dasselbe fühlt, etwas beweisen zu können, so geht es auch ganz ähnlich bei architektonischen Kunstwerken. Für mich liegt in den strengen, sogar harten Profilirungen der Gothards-Kapelle eine Originalität, welche ich in den zwar verwandten, aber doch weniger prononcirten Formen des Doms nicht finden kann, welche mir mehr den Eindruck der Abschwächung wiedergeben, die eben den Charakter einer Kopie auszumachen pflegt. Wenn mein verehrter Freund dagegen den entgegengesetzten Eindruck empfindet, so wird es wohl für uns Beide schwer sein, den Anderen von der eignen Ansicht zu überzeugen, weil es eben vorzugsweise eine Sache des Gefühls ist. Doch möchte ich als wirkliche Beweise für meine Ansicht geltend machen, wie nicht nur jene schon genannte grössere Strenge, sondern mehr noch eine gewisse Absichtlichkeit in der Folge der Gliederungen und die zwar oft sehr herbe, aber doch nicht wirkungslose Profilirung in der Kapelle entschieden für die Originalität derselben sprechen. Namentlich tritt dies bei den Kapitälen der oberen Säulen sehr entschieden hervor, deren kräftige Bildung sich gegen die matteren, unentschiedenen der Halbsäulen des Doms sehr vortheilhaft auszeichnet. Dass die kleinen Zwergsäulen der Gallerien keinen Abakus haben, vielmehr unmittelbar von den auf der hinteren Wand hervorkragenden Steinen gedeckt werden, erkennt Schnaase als späteres Zeichen, das am Dome nirgend erscheine. Es ist zu beachten, dass, da die Rundbögen der Gallerie unmittelbar auf jenen Steinbalken als Tonnengewölbe aufruhen, dies eher als eine höchst einfache und deshalb alterthümliche Anordnung anzuerkennen wäre, welche den Pleonasmus doppelter Abaken verschmäht. Uebrigens würde Schnaase's eigene Annahme, dass dergleichen Gallerien unter dem Dache nicht vor der Mitte des XII. Jahrh. vorkommen, nicht nur die Kapelle

um einige Decennien herabrücken, was wir nicht annehmen, sondern auch den Dom, dessen östliche Absis dieselbe Anordnung zeigt. Ebenso dürfte hervorzuheben sein, wie die Kapelle in ihrer ganzen sinnreichen Anordnung nicht minder, wie in der organischen Durchbildung aller ihrer Theile nur einen künstlerischen Gedanken darstellt, wie es stets die Eigenthümlichkeit eines wahren schöpferischen Kunstwerks ist, während das Langhaus des Doms, abgesehen davon, dass es selbst nur ein Fragment eines verschiedenen Zeiten und Kunstweisen angehörigen grösseren Ganzen ist, bei aller Grossartigkeit der Anlage, doch keinesweges eine solche in sich geschlossene künstlerische Harmonie darbietet, vielmehr eine gewisse Unsicherheit nicht verkennen lässt.

Dass die Kathedral-Kirchen der Regel nach vorangehen und den Styl ausbilden, den die kleineren Kirchen sodann im weiten Umkreise befolgen, darin stimme ich meinem Gegner völlig bei. Derselbe wird aber mit mir anerkennen, dass es nicht wenige anderweitige Kirchen grösseren und kleineren Umfanges giebt, welche, weil die Gunst besonderer Fürsten, Prälaten oder Orden sich ihnen zuwendete, wiederum den Kathedralen vorangingen und diejenigen Architekturformen zuerst im Kleinen ausbildeten, welche an jenen grösseren Monumenten sodann sich reicher entfalten konnten. Die Kapelle zu Aachen war gewiss das vornehmste Bauwerk des grossen Karl, obschon dieser Kaiser nicht wenige Kathedralen in seinem weiten Reiche gründete oder neubaute. Die Abtei-Kirche zu Clugny war in weiten Kreisen und Ländergebieten nicht bloss für die Kirchen desselben Ordens mustergültig. S. Denys und S. Germain-des-Près waren vollendet, als Notre-Dame in Paris begonnen ward, dieser den Weg der Gothik vorzeichnend. Nicht an der letzteren, sondern an der Ste. Chapelle vollendete sich die gothische Architektur in Frankreich, und nicht der Dom zu Cöln bildet den Uebergang zur höchsten Blüthe derselben in Deutschland, sondern die kleine Liebfrauen-Kirche in Trier, und nächst ihr die der heiligen Elisabeth in Marburg. So war auch unzweifelhaft die S. Gothards-Kapelle zu Mainz die Lieblingsschöpfung des Erzbischofs Adalbert I., dessen kräftiger Geist in ihr sich manifestirt. Ihre Gesammtanlage wurde maassgebend für die im XII. und XIII. Jahrh. von Kaisern und Fürsten beliebte Form gedoppelter Schlosskapellen; ihre Architekturformen, selbst wieder auf älteren fussend (zu Höchst und Lorsch), zunächst für die des Doms, der gleichzeitig mit Vollendung der Kapelle wegen des durch den Brand erlittenen Schadens einer Erneuerung in seinen Haupttheilen bedurfte.

Noch bedarf der Einwand einer Entgegnung, wie es möglich sei, dass, wenn der Brand von 1137 das Schiff des Doms habe einäschern können, die unweit desselben gelegene Gothards-Kapelle davon nicht berührt worden sei. Hiegegen erwidere ich, wie ein massives, gewölbtes Gebäude, dessen Dachwerk ein Jahr vor Vollendung der Kapelle vielleicht noch gar nicht existirte, dem Feuer nicht die mindeste Nahrung darbot. Der Brand von 1191 war gewiss so verheerend wie irgend einer, welcher den Dom getroffen. Obschon das nördliche Kreuz, neben welchem die Kapelle unmittelbar liegt, durch denselben völlig zerstört wurde und jetzt nur noch in einem Neubaue existirt, so ist dieselbe doch

unverletzt geblieben, und niemand bezweifelt, dass der jetzige Bau der Kapelle älter ist, als wie jener Brand. In solchen Dingen lässt sich, wie wir aus eigenen Erfahrungen wissen, nicht alles erklären, da die Thatsachen oft sehr eigenthümlicher Art sind. Doch kann man sehr wohl annehmen, dass der Brand von 1137 vorzugsweise nur das Dachwerk und die hölzernen Decken des Doms betraf und mit dem Einsturze derselben auch der nur auf schwachen Bogenstellungen ruhende Fenstergaden herabstürzte, so dass die der Kapelle zugewandte Aussenmauer etwa stehen blieb, und erst später beim Neubaue, oder gar erst bei Hinzufügung der Seitenkapellen im XIII. Jahrhundert zerstört wurde. Das Feuer konnte dann schwerlich die Gothards-Kapelle erreichen, selbst wenn dieselbe brennbare Stoffe gehabt hätte. Höchstens konnte aber nur das Dach abbrennen, dessen Herstellung dann wenig Schwierigkeiten darbot. (Schluss folgt.)

Kelch der Kirche zu Werben in der Altmark.

Die ausgezeichnete Lage der Stadt Werben, am linken Ufer der Elbe, dem Einflusse der Havel gegenüber, gab derselben zur Zeit, als die Deutschen in die Slavenländer vordrangen, und wieder vertrieben, wenigstens das linke Ufer festzuhalten und von dort aus ihre früheren Eroberungen zu erneuen bestrebt waren, lange Zeit hindurch eine besondere Bedeutsamkeit. Namentlich im XI. Jahrhundert, wo jene Kämpfe vorzugsweise stattfanden, war die Veste Werben fast fortwährend der Mittelpunkt heissester Kämpfe, und befand sich bald in den Händen der deutschen Christen, bald in denen der slavischen Heiden. Nachdem jedoch Albrecht der Bär siegreich über den Strom vorgedrungen und die deutschen und christlichen Grenzen mit denen seiner Markgrafschaft weiter gegen Osten hin gerückt hatte, übergab er die Kirche zu Werben, nebst vielen Grundstücken umher, i. J. 1160 dem Johanniter-Orden, der dieselbe bis zu seiner in neuester Zeit erfolgten Säcularisation, anfänglich als Hauptsitz der Ballei Brandenburg, später als Commende besass.

Der im rundbogigen Ziegelbau aufgeführte mächtige Thurmbau dürfte noch dem XII. Jahrh. angehören, also bald nach Besitznahme durch die Johanniter erbaut worden sein; doch mit Ausnahme des Obergeschosses, welches den Uebergangsstyl zeigt. Die Kirche selbst wurde in zwei Abschnitten innerhalb des XV. Jahrh. an Stelle eines älteren Baues in elegantester Weise erneuert; sie zeichnet sich vorzugsweise durch eine Reihe von Glasgemälden aus, die, obschon bereits der zweiten Hälfte dieser Spätzeit angehörig, dem Vorzüglichsten beigemessen werden müssen, was uns von Glasmalerei erhalten ist. Sie wurden, laut der daran angebrachten Inschriften i. J. 1467 durch Churfürst Friedrich II. geschenkt, dessen Wappenschilder hier von der Kette des Schwanenordens umgeben erscheinen — beiläufig gesagt, unter den vorhandenen Darstellungen die älteste sicher datirte, die den For-

schern und namentlich dem neuesten Schriftsteller über diesen Orden, Freiherrn v. STILFRIED, der alle noch vorhandenen Abbildungen zu sammeln sich bestrebte, noch entgangen ist. Diesmal wollen wir uns aber mit einem anderen Schatze dieser Kirche beschäftigen, einem Kelche aus vergoldetem Silber, über dessen Form und künstlerische Ausschmückung die beifolgende Tafel IV. das Nähere ergiebt. — Der 6 1/4 Zoll Rhl. hohe und 5 3/4 Zoll in der oberen Schale und im Fusse breite Kelch, ebenso die dazu gehörige Patene, ist auf der vorstehenden Abbildung (Fig. 1. 2) im dritten Theile der wirklichen Grösse dargestellt: die Hauptform ist im Ganzen noch sehr einfach, nur im mittleren Buckel, welcher als Handgriff dient, etwas reicher ausgebildet. Die übrigen sonst ganz glatten Theile, Fuss und Becher, sind jedes nur durch vier Medaillons mit biblischen Darstellungen geschmückt. Während die des ersteren ganz isolirt auf dem glatten Grunde liegen, werden die des letzteren unter einander durch ein Ornamentband verbunden, das in flachem Relief mit verschiedenartigen Mustern des ausgebildeten romanischen Styls geschmückt ist. Diese Ornamentik nicht minder wie die noch sehr einfache Hauptform des Kelchs, ebenso der Styl der Zeichnungen jener gravirten Medaillons, welche im Folgenden näher betrachtet werden sollen, lassen es wahrscheinlich erscheinen, dass das Kunstwerk am Ende des XII. oder Anfange des XIII. Jahrh. angefertigt wurde, also bald nachdem die Kirche zu Werben in die Hände der Johanniter gekommen war. Wir würden kein Bedenken tragen diese Annahme noch bestimmter auf das XII. Jahrh. zu präcisiren, wenn nicht der Ornamentstreifen mit dem Vierblatt innerhalb eines Rhombenmusters doch schon einen etwas jüngeren Charakter andeutete, weshalb wir die genauere Feststellung vorläufig anheim geben. Ob das Kunstwerk in Werben oder dessen Umgegend angefertigt worden, oder von ausserhalb dorthin gekommen, darüber fehlt es an jeder Nachricht oder sonstigem Aufschlusse, weshalb wir auch hierüber uns nicht zu äussern wagen. Bemerkenswerth aber ist noch, dass ein zweiter Kelch derselben Kirche, nach Form, Ausschmückung und Inschrift der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. angehörig, die Gegenstände der Darstellung unseres älteren Kelches in damaliger Kunstweise wiederholt darstellt. Als Grund wird angegeben, dass, als die Stadt bereits die Reformation angenommen, der Comthur noch in der römischen Kirche verblieben sei und der Gemeinde den Gebrauch sowohl der Kirche wie des Kelchs nicht zugelassen habe, weshalb diese sich vorläufig mit der kleineren Kirche des heil. Geist-Hospitals begnügt und einen neuen Kelch habe anfertigen lassen, dem der ältere im Allgemeinen als Muster diente. Jetzt dienen beide vereint demselben Gottesdienste in derselben evangelischen Kirche. v. Q.

In ikonographischer Beziehung haben wir über die auf dem unserer Ansicht nach aus dem XIII. Jahrh. herrührenden Kelche befindlichen Darstellungen folgende Bemerkungen zu machen. Es umgeben zunächst die Cuppa desselben vier durch einen erhabenen Ornamentstreifen verbundene gravirte Medaillons, auf denen solche alttestamentliche Vorgänge dargestellt sind, welche als Typen des h. Abendmahles und des Opfertodes Christi betrachtet werden. Wenn sonst den alttestamentlichen Typen der neutestamentliche Antitypus gegen-



KELCH DER KIRCHE ZU WERBEN.



übergestellt zu werden pflegt, so war eine bildliche Darstellung des letzteren hier überflüssig, indem der Kelch selbst das neue Testament in dem Blute des Herrn substantialiter aufzunehmen die Bestimmung hat. Die einzelnen Typen (Fig. 3—6) sind:

1. Abraham und Melchisedek, mit dem Hexameter als Umschrift:

† MELCHISEDECH. RITE. DAT. ABRAM DVO MVNERA. UITE.

Abraham kommt aus dem Feldzuge gegen die neun Könige siegreich zurück; er bringt den Zehnten von der gemachten Beute dem Könige Melchisedek von Salem, dem Priester Gottes des Allerhöchsten, dar, welcher ihm seiner Seits segnend mit Brod und Wein entgegentritt. Es ist bekannt, wie im neuen Testamente selbst (Ebr. 7) dieser denkwürdige Vorgang (Gen. 14). als Vorbild des Hohepriesterthums Christi und von vielen Kirchenlehrern das Brod und der Wein als Typus des Messopfers aufgefasst wird. Melchisedek erscheint mit dem Hostienkelch in der Hand in der Tracht eines christlichen Priesters, angethan mit der alterthümlichen Casula (*inter brachia plicata*), die er mit den Armen emporhebt. Unter derselben trägt er die Alba mit übergehängter Stola, und die Kopfbedeckung allein erinnert an den alttestamentlichen Priester. Abrahams Gestalt ist nicht vollständig zu sehen; in späteren Darstellungen derselben Geschichte erscheint er in voller Ritterrüstung und ohne den Zehnten, welchen er hier auf einem unterbreiteten Tuche dem Melchisedek darbietet. Worin der Zehnte besteht, ist schwer zu sagen: es könnten Goldklumpen sein. — Die Scene selbst ist in eine Kirche verlegt; hinter Melchisedek erblickt man den Altar.

2. Die Opferung Isaaks, mit der Umschrift:

† ABRAAM IMMOLAT FILIVM SVVM YSAAC.

Abraham, der seines einigen Sohnes nicht verschonet (Gen. 22, 12) ist ein Vorbild Gottes, welcher auch des eigenen Sohnes nicht verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahin gegeben (Rom. 8, 32), Isaak also ein Vorbild des Opfers Christi. Diese Darstellung gehört seit den ersten christlichen Jahrhunderten zu den am häufigsten wiederkehrenden und entspricht auch hier dem gewöhnlichen mittelalterlichen Typus, von dem unser Künstler nur etwa in den verbundenen Augen des Isaak sich eine, aber sehr passende Abweichung erlaubt hat. Letzterer, der sonst fast als Jüngling dargestellt zu werden pflegt, erscheint hier in rührender Weise als ein zarter Knabe, zu schwach freilich, um das Holz zum Brandopfer tragen zu können. Die blosse Andeutung der Hecke, in welcher sich der Widder mit den Hörnern verfangen hat, wird durch den engen Raum des Medaillons motivirt.

3. Moses und die eherne Schlange, mit der Legende:

† MOYSES CVM. HEREO. SERPENTE.

Dieser Vorgang (Num. 21) ist von dem Heilande selbst (Joh. 3, 14) auf seinen Tod gedeutet worden und findet sich in der christlichen Kunst auch stets in diesem Sinne dargestellt. Die Auffassung unseres Künstlers ist völlig dem überlieferten Typus gemäss. Vor Mose steht ein israelitischer Mann in der jüdischen Tracht des Mittelalters mit Spitzhut und kurzem Mantel.

4. Elias und die Wittwe von Sarepta, mit der Umschrift:

† PAVPER. MVLIERCVLA. HELIAS. PROFE.

Wir sehen hier deutlich eine Darstellung des im ersten Buche der Könige 17, 10 ff. erzählten Vorganges. Der Prophet Elias kommt in der Zeit der Dürre auf Befehl des Herrn nach Sarepta und findet vor dem Stadtthor die ihm von Gott als Versorgerin bezeichnete Wittwe mit Holzauflesen beschäftigt. Er verlangt von ihr ein wenig Wasser zu trinken und einen Bissen Brods zu essen; sie aber erwidert: So wahr der Herr, dein Gott, lebet, ich habe nichts Gebackenes, ohne eine Hand voll Mehl im Kad und ein wenig Oel im Kruge, und siehe ich habe ein Holz oder zwei („*duo ligna*“ in der Vulg.) aufgelesen; und gehe hinein und will mir und meinem Sohne zurichten, dass wir essen und sterben. — Dies ist der Gegenstand der Darstellung: der Prophet steht bittend vor dem armen Weibe; diese, das gesammelte Holz in einem Bündel auf dem Rücken und die zuletzt aufgelesenen „*duo ligna*“ in den Händen, hört seiner Rede zu. Hier ist der Vergleichungspunkt mit dem Opfertode Christi schwer zu finden, zumal bei der Seltenheit der Darstellung gerade dieses Momentes aus der Geschichte des Elias und der Wittwe von Sarepta. Der Umstand, dass die Frau die beiden Hölzer, in offenbarer Absichtlichkeit des Zeichners, T förmig hält, liesse zunächst auf ein Vorbild der Kreuztragung Christi schliessen; es ist aber möglich, dass an eine künstlichere, weiter hergeholte, dem Mittelalter nicht fremde Allegorie im Sinne der Kabbalistik zu denken ist, wobei fest zu halten bleiben würde, dass die „*duo ligna*“ sicherlich als Typus des Kreuzes Christi aufzufassen sind. Der „*panis subcineritius*“, den Elias (Vs. 13) die Wittwe mit dem aufgelesenen Holze backen heisst, galt nachweislich für ein Symbol Christi nach seiner menschlichen Natur. *)

An den vier Seiten des Knaufes sind in kleinen Medaillons die Evangelistenzeichen angebracht, welche als Repräsentanten des neuen Testaments öfter gerade an den Kelchgriffen vorkommen (Fig. 7—10).

Am Fusse befinden sich wiederum 4 Medaillons (Fig. 11—14) mit gravirten Bildern, zwei neutestamentlichen und zwei alttestamentlichen. Als Hauptdarstellung ist zunächst die auch sonst auf Kelchfüssen häufige Kreuzigung Christi angebracht, mit der Umschrift:

† YHESVS NAZARENVS. REX. IVDEORVM

welche die Stelle des an dem Kreuze selbst fehlenden Titulus vertritt. Der Crucifixus ist nach dem späteren Typus mit geneigtem Haupte, übergelegtem rechten Fusse und mit drei Nägeln angeheftet dargestellt; die wagerechte Haltung der Arme, die mangelnde Dornenkrone und der volle, von den Hüften bis zu den Knieen reichende Schurz erinnern noch an die ältere Darstellungsweise. **) Die Gestalten der Maria und des Johannes unter dem Kreuze sind nach dem hergebrachten Typus aufgefasst; die Mutter jedoch nicht, wie der

---

*) Jordanus de Quedelinburg, Opus Postillarum (Argent. 1483.) CLXXV. A: *Secundum beatum Bernardum . . . panis subcinericius est deus homo.*

**) Obgleich eine specielle ikonographische Chronologie der Kreuzigung Christi noch keineswegs festgestellt ist, so kann doch die Darstellung des mit vier Nägeln angehefteten, lebenden Crucifixus, welche mit dem XIII. Jahrh. erlischt, mit Entschiedenheit als der ältere Typus betrachtet werden, im Vergleich zu der seit dem XIV. Jahrh. ausschliesslich herrschend gewordenen Darstellung des mit drei Nägeln an das Kreuz gehefteten, bereits verschiedenen Erlösers, welche früher nur vereinzelt vorkommt. Durand (Rationale l. 4 c. 77 n. 24), der zu Ende des XIII. Jahrh. lebte, kennt beide Darstellungsweisen.

Jünger, mit zur Wange erhobener Hand, sondern, was eben so oft vorkommt, mit emporgehobenen Händen. — Auf der entgegengesetzten Seite des Kelchfusses ist die Verkündigung Mariä angebracht, wohl nicht als im Zusammenhange mit dem heil. Abendmahle stehend *), sondern überhaupt nur als der Anfang des Standes der Erniedrigung Christi gegenüber der Kreuzigung als dem Ende desselben, wie auch die Sage, welche beide Ereignisse auf denselben Jahrestag (25. März) verlegt, die gegenseitige Beziehung derselben andeutet. Die Darstellung selbst hat in ikonographischer Beziehung nichts Bemerkenswerthes, und die Umschrift enthält den Gruss des Engels:

† AVE. MARIA. GRACIA. PLENNA. DOMINVS. TECVM T.

Die beiden noch zu besprechenden alttestamentlichen Bilder sind bekannte Typen der unbefleckten Empfängniss; zunächst Moses, zu welchem der Herr aus dem feurigen Busche redet (Exod. 3), in herkömmlicher bildnerischer Auffassungsweise; doch scheint die freilich nicht recht verständliche Umschrift:

† QVOD RVBVS VT FLAMMA. TV. PORTASTI. VIRGO. M. F.

nicht den sonst gewöhnlichen Vergleichungspunkt der Unversehrtheit des brennenden Busches und der leiblichen und geistigen Unversehrtheit der Jungfräulichkeit Mariä festzuhalten, sondern, in Uebereinstimmung mit der Ansicht vieler Kirchenlehrer, vielmehr anzudeuten, dass es derselbe gewesen, der sich im Busche dem Moses geoffenbart, und den Maria unter dem Herzen getragen: Gott der Sohn. — Das letzte Medaillon endlich stellt den Gideon dar, welcher vor dem durch Regen aus gestirntem Himmel wunderbar bethauten Vliesse betet (Richter 6, 36), und nach üblichem Typus in der Tracht eines mittelalterlichen Kriegers mit bewimpelter Lanze, mit Schwert und Schild erscheint. **) Die naheliegende Vergleichung des wunderbar durch Himmelsthau benetzten Vliesses mit der übernatürlichen Empfängniss Mariä scheint durch die nicht ganz vollständige Umschrift:

† FVSA CELI RORE TELLVS. FVSV̄. IEDEONIS VEL' V̄ITATIS P.

welche nur das zwiefache Wunder der abwechselnden Befruchtung des Vliesses und der Erde ausspricht, nicht besonders hervorgehoben.

Die zu dem Kelche gehörige Patene, welche auf dem Rande mit dem gewöhnlichen Weihekreuze bezeichnet ist, erscheint mit dem gravirten Kniestück des todten Christus, mit Alpha und Omega zu den Seiten desselben (Fig. 15), auf das würdigste geschmückt. Der Hexameter der Umschrift bezieht sich auf das Dogma von der Unendlichkeit des verklärten Leibes Christi und lautet:

EDITVR. HIC. HIESVS. ET PERMANET. INTEGER. ESVS.

Im Allgemeinen ist schliesslich noch auf die geschichtliche Genauigkeit hinzuweisen,

---

*) Die griechische Kirche allerdings findet gerade in der Empfängniss eine allegorische Hindeutung auf das gesäuerte Brot („*propter virginei uteri tumorem*“ vgl. Durand, a. a. O. l. 4 c. 41 n. 10), dessen sich dieselbe bei der Feier des heil. Abendmahles bedient.

**) Beiläufig mag bemerkt werden, dass der Schild und besonders die auf demselben angebrachte Verzierung buchstäblich übereinstimmt mit dem Schilde eines Ritters auf einer Pergamentmalerei, welche v. Hefner-Alteneck dem XI. Jahrh. zuschreibt und in seinem Trachtenbuche (I. Taf. 33) mitgetheilt hat.

welche der Künstler darin an den Tag legt, dass Moses vor dem feurigen Busch noch ohne die ihm erst durch die Theophanie auf dem Sinai zu Theil gewordene *„facies cornuta“* erscheint, deren Hörnerschmuck er auf dem Bilde der ehernen Schlange trägt. Ferner heisst Abraham in der Umschrift seiner Begegnung mit dem Melchisedek noch ABRAM, wird dagegen bei der Opferung Isaaks mit dem ihm seit der Beschneidung ertheilten Bundesnamen ABRAAM benannt. — Widergewöhnlich tragen sämmtliche alttestamentliche Gerechte, die auf dem Kelche dargestellt sind, mit alleiniger Ausnahme des Gideon, den Heiligenschein um das Haupt, der sonst nur den neutestamentlichen Heiligen zukommt.

In epigraphischer Beziehung ist die offenbar mit Absicht angebrachte Vermischung römischer und neugothischer Majuskeln zu bemerken, und das Vorkommen einiger Buchstaben, welche sich den Formen der eckigen Minuskel nähern: das ᴅ in der Umschrift des Gideon und das ɧ in dem Namen des Propheten Elias. Einzelne Ungenauigkeiten in der Sprache und Rechtschreibung deuten auf die mangelhafte Latinität des trefflichen Künstlers.

Otte.

Die Kanzel im Dom zu Merseburg.

Indem wir unseren Lesern die Abbildung einer Kanzel vorlegen, welche der letzten Ausbildungsstufe der Gothik angehört, gestatten wir uns, bei dieser Gelegenheit einige Bemerkungen voranszuschicken über die mit der äusseren Geschichte des Predigtwesens eng verbundene Archäologie des Predigtstuhls.

In der alten Kirche waren nur Bischöfe und Presbyter zur Ausübung des Predigtamtes befugt: letztere in bischöflichen Kirchen lediglich im Auftrage und unter Verantwortlichkeit des eigentlich allein berechtigten Bischofs. Der Bischof hielt die Predigt vor stehender Versammlung auf seiner hinter dem Altare im Grunde der Tribune befindlichen, Stufen-erhöhten bischöflichen Kathedra sitzend; oder es ward zur Abhaltung der Predigt ein Faltstuhl auf die Altarstufe hingestellt. — In Behinderungsfällen des Bischofs oder Presbyters waren die Diaconen mit Vorlesung einer Homilie der Kirchenväter beauftragt und verwalteten überhaupt unter besonderen Verhältnissen, doch stets nur stellvertretend, das kirchliche Lehramt. Das Vorlesen einer Predigt durch den Diaconus geschah indess nicht von dem Altare aus, sondern von einer für die zum Amte des Diaconus gehörigen kirchlichen Vorlesungen bestimmten bühnenartigen Erhöhung herab, welche Ambo genannt wurde und an der nördlichen Seitenschranke des Unterchores, die Frontseiten nach Nord und Süd gerichtet, befindlich war. Dieser erhöhte und überdies der im Schiffe der Kirche versammelten Gemeine näher gelegene Standpunkt war für den Zweck der Predigt besser geeignet, und, um sich leichter verständlich zu machen, hielten schon die Bischöfe Chrysostomus und Augustinus ihre Homilien von dem Ambo herab, was indess für eine Ausnahme galt.

Die Ambonen der alten Kirche hatten wahrscheinlich verschiedene Formen; doch scheint die Anbringung einer Doppeltreppe nach Osten und Westen hin, *gradus ascensionis* und *descensionis*, typisch gewesen zu sein. In Italien haben sich noch in vielen Kirchen Ambonen erhalten; sie kommen gewöhnlich in zwiefacher Anzahl zu beiden Seiten des Unterchors symmetrisch aufgestellt vor: der eine ist zur Vorlesung des Evangeliums bestimmt (*ambo evangelii*), auf dem anderen (*ambo epistolae*) wird die Predigt gehalten. — Der älteste bekannte Ambo befindet sich im Dom zu Ravenna und datirt aus dem VI. Jahrh.; als der jüngste gilt der Ambo in S. Pancrazio zu Rom mit der Jahreszahl 1249. *) — Abgesehen von weniger wesentlichen Abweichungen stimmen die italienischen Ambonen darin überein, dass sich auf einem länglich viereckigen Sockel auf beiden Langseiten ein Trapez erhebt, dessen Schrägseiten die Brüstungen der Treppen bilden, und dessen mittlerer, zuweilen mit einer runden oder polygonen Anskragung und stets mit einem Lesepulte versehener Theil den Standpunkt des Redners bezeichnet. Das Material ist Marmor; die Trapezflächen sind durch Pfeiler in symmetrische Felder getheilt und musivisch verziert. — Nach der Angabe Pelliccia's **) soll der Ambo seit dem IX. Jahrh. eine runde Form angenommen haben, was durch den vom Jahre 820 datirenden Bauriss des Klosters S. Gallen bestätigt wird; hier nämlich ist ausser zwei an der westlichen Schranke des Unterchores befindlichen Lesepulten mitten in dem von Schranken begrenzten östlichsten Quadrate des Hauptschiffes freistehend ein „*ambo*" von kreisrunder Grundfläche eingezeichnet.

Die vorbeschriebenen alt hergebrachten Einrichtungen werden sich im Hochmittelalter im Wesentlichen um so mehr unverändert erhalten haben, als, ungeachtet der Bemühungen Karl's des Grossen und seiner nächsten Nachfolger, die Predigt des göttlichen Wortes selten geworden war unter den neuen Völkern, welche sich auf den Trümmern des römischen Reiches niedergelassen hatten, und man es schon für einen Gewinn hielt, wenn in der Kathedrale monatlich zweimal und in den Pfarrkirchen bei den jährlichen Visitationen des Bischofs einmal das Wort des Heils verkündigt werden konnte. Die Bischöfe waren zu sehr von äusseren Geschäften hingenommen, und die Priester waren theils zu unwissend, theils suchten sie die ihnen unbequeme Predigtlast auf die Schultern der Bischöfe zurückzuwälzen. ***) Erst als sich seit dem neuen Schwunge des religiösen Lebens im Anfange des XII. Jahrh. das Bedürfniss der Predigt in den nun hinreichend ausgebildeten Landessprachen unter den Völkern so mächtig vernehmen liess, dass, obschon Papst Innocenz III., ungeachtet der ungeheueren Menge seiner Geschäfte, selbst eifrig predigend, dem übrigen Clerus das nachahmenswertheste Beispiel gab, dennoch die alte Organisation der Kirche zur Befriedigung desselben nicht mehr ausreichte, trat auch eine darauf hinzielende Aenderung, durch die Errichtung der ersten eigentlichen Predigtstühle oder Kanzeln, seit dem XII. Jahrh. hervor. Bisher war es der Kirchenordnung gemäss den Mönchen ver-

*) Vgl. Berty, der Lettner der Magdalenenkirche in Troyes, in Gailhabaud's Denkmälern Bd. III. No. 20. (Lief. XIV).
**) De christianae eccl. politia, ed. Ritter I, 135.
***) Neander, Kirchengeschichte 3, 170 ff.

boten gewesen zu predigen; als nun aber die zu Anfang des XIII. Jahrh. entstehenden Bettelorden die Predigt zu ihrem besonderen Berufe erhoben, so setzten die Dominicaner und Franciscaner, da dem Volke, für welches sie predigten, das Presbyterium der Kirche verschlossen war, ihren Predigtstuhl grundsätzlich in das Schiff mitten unter die zu lehrende Laiengemeine.

Die ältesten, dem XII. und dem Anfange des XIII. Jahrhunderts entstammenden Kanzeln finden wir wiederum in Italien: in Ravello, in S. Ambrogio zu Mailand, in Salerno, S. Bartolomeo in Pistoja (ältere Theile), Moscufo und S. Clemente in den Abruzzen, in S. Maria zu Toscanella, S. Miniato bei Florenz etc. In letzterer Kirche hängt die Kanzel noch mit den Chorschranken (*cancelli*, daher der Name Kanzel) zusammen: sie bildet auf der linken Seite des Chores eine geräumige viereckige Bühne, deren aus einer grossen Marmortafel bestehender Fussboden sich mit der hinteren Seite auf die Schrankenwand stützt, während die vordere Seite, in das Hauptschiff hineinragend, von zwei auf einem durch die ganze Breite der Kirche sich ausdehnenden erhöhten schmalen Raume stehenden Säulen getragen wird. Durch das an der mit der Längenaxe der Kirche parallelen Brüstungswand der Kanzel angebrachte Adlerpult, so wie durch die Verbindung mit den Cancellen, erscheint diese Kanzel noch in der Weise des antiken Ambo, von welchem sie sich indess durch ihre Erhöhung über die Cancellen, durch das Hervortreten nach dem Mittelschiffe zu und durch die freie Lage ihres Säulen-getragenen Fussbodens doch schon wesentlich unterscheidet. *) — In S. Maria zu Toscanella dagegen steht die sonst mit der vorbeschriebenen im Wesentlichen völlig übereinstimmende Kanzel, auf vier kurzen, durch Flachbögen verbundenen Säulen ruhend, bereits ganz frei im letzten Intercolumnium des Schiffes vor dem rechten Eckpfeiler des Chores. **) — Diesen Marmorkanzeln in Italien an Alter und in der Construction wesentlich gleich, dieselben jedoch durch den Reichthum und die Trefflichkeit ihres bildnerischen Schmuckes weit übertreffend, wenn auch nur aus bescheidnem vaterländischen Sandstein gefertigt, reihen sich, als die einzigen bekannten Beispiele von im romanischen Style ausgeführten Kanzelbauten diesseits der Alpen, auf das würdigste an die Kanzel in der Neuwerkerkirche zu Goslar und besonders die Kanzel in der Kirche des im Jahre 1174 gegründeten ursprünglichen Augustinerstifts Zschillen (jetzt Wechselburg) unweit Rochlitz in Sachsen. ***) Sie steht auf der Nordseite am östlichsten Pfeiler des Schiffs †), getragen von einem soliden Unterbau, welcher aus drei Mauern besteht, deren zwei von einem Flachbogen durchbrochen sind, während die vordere noch durch zwei Ecksäulen verstärkt ist,

*) Gailhabaud a. a. O. Bd. II Abth. V. No. 3 (Lief. XLIV).

**) Ebd. No. 4. (Lief. XXXI).

***) Puttrich. Denkmale Abth. I. Serie Wechselburg. E. Foerster, Denkmale. Bildnerei Bd. I S. 13 und Bd. II S. 19.

†) Die Kanzel in Goslar stand ehemals mit einem Lettner, also mit dem westlichen Chorabschlusse in Verbindung und ist erst neuerlich in das Schiff versetzt worden. — Obschon nun E. Foerster a. a. O. die Gleichzeitigkeit der Errichtung der Zschillener Kanzel und des Pfeilers, an welchem sie steht, ausdrücklich versichert, so können wir doch die Vermuthung nicht unterdrücken, dass diese Kanzel ursprünglich einen integrirenden Theil des jetzigen Altarbaues gebildet habe (in dessen so räthselhaften offenen Bogen dieselbe, zufolge der Puttrich'schen Zeichnungen, der Breite nach gerade hineinzupassen scheint) und mit dem letzteren verbunden ein Lettner gewesen sei, dessen ehemalige Stelle dann weiter gen Westen unter dem Triumphbogen zu suchen sein würde.

die ein stark vortretendes Gesims stützen. Die Brüstung hat durch Abschneiden der vorderen Ecken zwei schmale Flächen gewonnen, so dass sie polygonisch erscheint. Das vordere Hauptfeld zeigt im Hochrelief den von den Evangelistenzeichen umgebenen lehrenden Heiland und zu dessen Seiten auf den schmalen Eckfeldern die Mutter Maria und den Täufer Johannes; die Seitenflächen sind mit Flachreliefs aus der alttestamentlichen Geschichte geschmückt.

Der gothische Styl fasste, seinem verticalen Principe gemäss, die eine viereckige Masse bildende romanische Kanzel in die Polygonform zusammen, reducirte die vier Ecksäulen auf einen in der Mitte angebrachten Ständer oder kragte das ganze auf einer Console ruhende Gebäu dem Mauerwerke des Pfeilers oder der Wand vor. Wie es aber in dem Wesen der Gothik lag, nirgends mit der Horizontallinie abzuschliessen, wie um deswillen alle Bildernischen mit spitzauslaufenden Baldachinen gekrönt wurden, so erhielt auch die Kanzel in dem s. g. Schalldeckel einen pyramidalen, thurmartigen Ueberbau, allerdings nicht bloss als stylgemässen Zierrath, sondern auch zu dem praktischen Zwecke, um das Verfliegen der Stimme des Predigers in den weiten und hohen Gewölben zu verhindern und dem Auge der Zuhörer einen begrenzten Anhaltpunkt zu gewähren. — Gothische Kanzeln aus älterer Zeit sind äusserst selten: sei es dass sie aus Holz gefertigt wurden und deshalb nicht von langer Dauer sein konnten, oder dass man sich, wie noch jetzt in vielen katholischen Kirchen, nur tragbarer Predigtstühle bediente. Die wenigen monumentalen Kanzeln, die sich aus dem XIV. Jahrhundert nachweisen lassen, sind klein und niedrig, meist ohne bildnerischen Schmuck, überhaupt unscheinbar; wir nennen die unten in eine vielseitige bis auf den Fussboden reichende Spitze zusammengefasste, oben mit einem diesem Fusse conformen einfachen Hute gekrönte, lediglich mit Maasswerk bekleidete Kanzel bei den Karmelitern auf dem Platze Maubert in Paris *); die seltsamer Weise in einer Fenstervertiefung angebrachte Kanzel in S. Peter zu Avignon **), welche auf schlanker sich nach oben palmenartig ausbreitender Säule ruhend, mit Apostelfiguren geschmückt und mit einem pyramidalen Dache gekrönt ist, dessen mit Krappen besetzte Graten in eine Kreuzblume auslaufen; in Deutschland endlich die Ueberreste der Kanzel in der Ruine der Augustinerkirche zu Bernburg ***); sie ist mit der Hauptmauer der Kirche verbunden, hat keinen Schalldeckel und ruht auf einem gegliederten Kragsteine, dessen Spitze mit kleinen Kleeblattbögen verziert ist. Eben diese Kleeblattform zeigt der Deckbogen ihres (vermauerten) Einganges.

Dagegen bietet sich namentlich in Deutschland eine bedeutende Anzahl von Kanzeln aus dem XV. Jahrhunderte dar, die im reichsten Schmuck spätgothischer Decoration eine hervorragende Zierde der Kirchengebäude bilden. Dies führt uns noch einmal auf die Geschichte des Predigtwesens zurück. Die Wirksamkeit der Bettelmönche war seit dem XIII. Jahrhundert zwar eine namentlich Anfangs segensreiche gewesen, sie blieb indess so zu

*) Corblet. Manuel d'archéologie p. 256.
**) Gareiso. l'Archéologue chrétien Pl. VII No. 218. p. 144.
***) Puttrich a. a. O. Serie Anhalt No. 17.

sagen nur eine sporadische. Die Minderen Brüder zogen zwar in Genossenschaften zu sieben oder zehn überall umher und predigten an Sonn- und Festtagen in den Pfarrkirchen, aber an solchen Orten, wo keine Bettelklöster waren, blieben die predigenden Gäste zuweilen Jahre hindurch aus, und obgleich im Laufe des XIV. Jahrhunderts in allen städtischen Pfarren zahlreiche Altäre gestiftet und viele Kapläne zur Bedienung derselben bestellt wurden, so gab es doch noch keine eigentliche feste Predigerstellen, und der Pfarrer war bloss verpflichtet, für irgend einen predigenden Mönch Sorge zu tragen. Als nun im Laufe des XV. Jahrh. reformatorische Männer, wie Johann Gerson, Nicolaus von Clemangis, Nicolaus von Cusa u. A. mit lebendigem Eifer auf Belehrung des Volkes durch die Predigt des göttlichen Wortes drangen, so hatte dies den Erfolg, dass an vielen Orten die ersten festen Predigerstellen gegründet — und demzufolge in den Kirchen neue, schmuckvolle Kanzeln, vielleicht die ersten stabilen und monumentalen, errichtet wurden. Von der Kanzel des Strassburger Münsters ist es bekannt, dass der Schöppe Peter Schott dieselbe im Jahre 1486 zu Ehren Johann Geiler's von Kaisersberg ausführen liess, und dieser berühmte Redner selbst soll dem Werkmeister Johannes Hammerer einige Ideen dazu angegeben haben. *)

Diese spätgothischen Kanzeln wurden entweder aus Stein oder aus Holz, zum Theil aus beiden Materialien (namentlich die Schalldecken auch bei Steinkanzeln aus Holz) gefertigt; ihr Aufbau befolgt den Architekturstyl der Zeit, die figürlichen Sculpturen dagegen, mit denen sie reich geschmückt erscheinen, sagen sich bereits los von den conventionellen gothischen Formen und lassen den Einfluss der dem Realismus huldigenden damaligen Malerschulen erkennen. Wie alle Kirchenutensilien sind auch viele gothische Kanzeln, wo es an Geldmitteln nicht fehlte, in der Zopfzeit entweder beseitigt oder, falls man besonderes Interesse an ihnen nahm, doch ausser Gebrauch gesetzt worden **), zumal manche als zu hoch und eng und mit steilen, schmalen Treppen versehen sich unbequem erwiesen, was man den Renaissancekanzeln, so gering meist auch deren Kunstwerth sein mag, nicht nachsagen kann.

Der Grenze zwischen Gothik und Renaissance, wenigstens der letzten Ausbildungsstufe des Gothischen gehört die Kanzel des Domes zu Merseburg ***) an. Sie erhebt sich auf der Südseite des Schiffes am östlichsten Pfeiler desselben, theils ihn umgebend, theils sich an ihn anlehnend, ein reich geschmückter zierlicher Holzbau, und kehrt mit dem Schalldeckel, der sie nach oben schliesst und krönt, ihre kelchförmige Haupt- und Schmuckseite dem Mittelschiffe zu. Getragen von einer aus phantastischem Laubwerke und Engelfiguren, welche Wappenschilder halten, gebildeten Säule wendet sich der Aufbau von Osten nach Norden, indem Brüstung und Fussboden die Grundfigur des Achtecks verlassen und zur Bildung der gewendelten Treppe in eine den Pfeiler umfassende gekrümmte Linie übergehen.

*) Schreiber, das Münster zu Strassburg. S. 66 und 83. — Schneegans, der Strassburger Munster, in Ilgen's Zeitschrift für die hist. Theologie. Neue Folge II. 4, 129.

**) Dies ist z. B., wie im Dome zu Freiberg, der Fall mit der Kanzel zu S. Andreas in Eisleben (auf welcher Luther seine letzte Predigt gehalten), deren Treppe, bei einer Basis von nur 5 F. und bei nur 1½ F. Breite ihrer 12 Stufen in einem Winkel von 70° aufsteigend, wahrhaft halsbrechend zu nennen ist.

***) Vgl. die Ansicht derselben Bl. V und die Details Bl. VI.



KANZEL IM DOM ZU MERSEBURG.

1.



In den Pfeiler setzen die Stufen ein, während auf der anderen Seite die Wange von einer Holzsäule aufgenommen wird, zwischen welcher und dem Pfeiler sich die Thür befindet, die den Anfang der Treppe verschliesst, die 4—5 unteren Stufen indess freilässt. Leider ist das Ganze mit weisslicher Leimfarbe übertüncht und macht nur durch eine nicht ohne Geschmack angewendete theilweise Vergoldung der Gliederungen und Ornamente einen erträglichen Eindruck.

Bei aufmerksamerer Betrachtung zerfällt die Kanzel nicht nur technisch in zwei Haupttheile, Schalldeckel und Empore; sondern auch nach Conception und Durchbildung historisch. Der Schalldeckel nämlich, welcher einige Fuss hoch über der Empore an dem Pfeiler aufgehängt schwebt, erscheint beträchtlich jünger als das Uebrige. Derselbe ist von achteckiger Grundform, baut sich in drei Absätzen pyramidalisch auf und wird als Spitze mit einer Christusfigur bekrönt, welche die rechte Hand erhebend in der linken die Erdkugel trägt. Die wunderbar vielwinkeligen Frontons, die architektonischen Gliederungen, die Engelfigürchen mit ihren Attributen, das bunte Ornament, sprechen deutlich dafür, dass wir es hier mit einer Arbeit des XVII. Jahrhunderts zu thun haben, ohne Zweifel aus den Jahren 1663—1666, in denen ein neuer Ausbau der Kirche (und überdies auch die Gründung einer neuen Hofpredigerstelle) durch Herzog Christian I. stattfand. Ob bloss das Streben nach vermeintlicher Verschönerung, oder etwa der Umstand, dass der ältere gothische Baldachin nicht weit genug ausladend construirt und deshalb zur Zurückwerfung des Schalles nicht ausreichend war, jene Neuerung verursachte, muss dahin gestellt bleiben. Gleichzeitig wird auch das Ganze seine Tünche und Vergoldung erhalten haben.

In hohem Grade anziehend dagegen ist der andere Hauptheil, die eigentliche Kanzel mit ihrer kelchförmigen Brüstung und ihrem reichcomponirten Fuss. Die Brüstung, welche die achtseitige Grundform nach den Seiten verlässt, ist in 7 Felder getheilt, welche auf den Ecken durch Verticalstreifen getrennt sind. Unten ist das Getäfel von einem zierlichen Fussgesims eingefasst, welches anmuthig in einem freien Ornamente sich endigt; das Kranzgesims oben, ein Wulst, erweist sich eben so reich. Die einzelnen Felder sind umrahmt mit auf Basamenten stehenden, baumartigen Säulchen, welche, sich oben in einen Spitzbogen reich zusammenrankend, die Einfassung der darin angebrachten figürlichen Reliefs bilden. Ausserdem erhebt sich vor jedem der gedachten verticalen Eckstreifen, auf der Wasserschräge stehend, ein Säulchen mit reichem Knauf als Träger einer Heiligenstatuette unter einem bekrönenden Baldachin. — Der Fussboden der Empore ist an der Unterfläche mit einem aus Stäbchen gebildeten Sterne verziert. — Von ganz besonderer Anmuth zeugt die Bildung des säulenartigen Kanzelfusses, dessen Basis aus mehreren ineinandergeschobenen achtseitigen Prismen besteht. Auf derselben erhebt sich pyramidalisch aufsteigend der vierseitige Schaft, an dem sich vier Thiergestalten mit den Köpfen nach unten arabeskenartig hinaufziehen, und der einen vielfach verschlungenen und durchbrochenen Blätterknauf trägt, auf welchem vier Engel mit den Händen Wappenschilder halten, während die Flügel derselben einen ähnlichen, jedoch grösseren Knauf unterstützen, auf welchem, die Last der Empore auf die Säule gleichsam als Abacus vermittelnd,

ein achteckiger Deckel liegt. — Die Brüstung der Treppe zeigt Füllungen mit einem gewöhnlichen spätgothischen Stabwerke ornamentirt; sie schliesst nach oben mit der Handhabe und unten mit einem Fussgesimse. Der Thürpfosten ist reich durch Nebenpfeilerchen, Nischen und ineinandergeschobene prismenartige Figuren gebildet; er verjüngt sich nach oben und endigt in einem Knopf. — Die Thür hat zwei Füllungen; über ihr ruht eine aus drei spätgothischen Rundbögen bestehende und ähnlich mit Knöpfen verzierte Bekrönung.

Gleiche, ja noch höhere Beachtung als das beschriebene, zierlich reiche und nirgends überladene architektonische Gerüst der Kanzel verdient der ganz vorzüglich anmuthige bildnerische Schmuck derselben. Das mittlere Hauptfeld der Brüstung zeigt die heil. Jungfrau mit dem Kinde; in den Feldern zu ihren Seiten die vier Evangelisten und auf den beiden äussersten Feldern, rechts eine blosse Laubwerkfüllung, links den heil. Laurentius mit dem Rost als Patron des Bisthums Merseburg. Dass statt der Laubwerkfüllung nicht der auf allen übrigen Denkmälern des Doms stets neben dem heil. Laurentius erscheinende Compatron Johannes der Täufer angebracht ist, bleibt auffallend. — Die Evangelisten sind durch ihre Symbole kenntlich bezeichnet: sie schreiben ihre Bücher; nur Lucas, der in höchst naiver Weise auf seinem Stiere sitzt, ist mit Portraitirung der heil. Mutter beschäftigt. Der Geist einfacher Frömmigkeit durchweht diese genremässig gehaltenen Bildwerke, und daneben ist namentlich auch in dem scenischen Beiwerke der Figuren, vorzüglich in der wohl ausgestatteten Malerwerkstatt des Lucas, das realistische Streben des Künstlers ersichtlich. Weniger bedeutend sind die Heiligenstatuetten (Katharina mit Schwert und Buch, Magdalena mit der Salbbüchse, Petrus mit dem Schlüssel, Sixtus mit dem Almosenbeutel, Jacobus mit dem Pilgerstab, Barbara mit dem Hostienkelch, Bartholomäus mit dem Messer), dagegen vorzüglich die vier Engelfiguren am Fusse, in denen der Künstler bei glücklicher Beachtung der Natur ein ideales Streben an den Tag legt.

Fragen wir nun zum Schluss nach der Entstehungszeit unseres Denkmales, so geben die Wappen auf den von den Engeln gehaltenen Schilden den erwünschten Aufschluss: zwei der letzteren sind leer, der dritte enthält nur das Kreuz des Merseburger Bisthums, der vierte aber zeigt den auf Schrägzinnen schreitenden Anhaltischen Bären und deutet somit auf den Merseburger Bischof Adolf von Anhalt, welcher in der Zeit von 1514—1526 den Hirtenstab führte und im J. 1517 die Weihe des von seinem Vorgänger neu erbauten Langhauses vollzog.*) Er war „gelahrt, ein guter Prediger vnd Theologus, lebet keusch, Gottfürchtig, straffet die Sünde der Ehebrecherey vnnd Hurerey geschwinde, an den Geistlichen vnd weltlichen, hielt ein züchtig, from, Gottfürchtig Hofgesinde, den frommen war er gütig vnnd freundlich, den Bösen ernst vnd strefflich, hielt gut Regiment, pflegete jedermann mit grossem Fleiss Rechts, liess in Rechtssachen niemand vorziehen, trug grosse Liebe zu Friede vnd einigkeit, vertrug viel alter böser sachen vnd Faiden seines Vorfahren“**). — Als ihm auf dem Sterbebette seine Geistlichen das Verdienst aller ihrer guten Werke anboten und

*) Vulpius, Megalurgia Martisb. S. 28.

**) Brotuff's Chronik, Ausgabe von Hahn S. 661.



KANZEL IM DOM ZU MERSEBURG.

2



namentlich auch die Intercession des heil. Laurentius, rief er: *Facessite! Spes mea sola Christus. Jesus Christus est testamentum ac justitia mea.* *) So bleibe denn die von ihm zuerst betretene und geweihte Kanzel noch lange ein Denkmal der erleuchteten Frömmigkeit und des evangelischen Sinnes dieses trefflichen Kirchenfürsten.

Zur Geschichte der Merseburger Kanzel gehört noch die Bemerkung, dass zwei Geistliche auf derselben tödtlich vom Schlage getroffen worden sind, nämlich die Hofprediger Elias Pistorius am Sonntage Septuagesimae 1668, und E. Ch. Philippi, Reminiscere 1736. **)

Otte.

MANNICHFALTIGES.

I. Kleinere Aufsätze und Notizen.

1. Mittelalterliche Glocken im Stift Merseburg. — Zu denjenigen mittelalterlichen Kirchenutensilien, deren Anzahl mit jedem Jahre mehr und mehr abnimmt, deren baldige Inventarisirung mithin um so wünschenswerther erscheint, gehören die Glocken, deren freilich meist unbequeme gründliche antiquarische Untersuchung, abgesehen von ihren noch gänzlich unerforschten akustischen Eigenschaften, durch die auf denselben befindlichen Inschriften und Siegelabgüsse nicht bloss für äussere und innere Epigraphik, sondern auch für Sphragistik, nicht bloss für Localhistorie, sondern auch für allgemeine Culturgeschichte oft zu anziehenderen Ergebnissen führt, als man nach den Resultaten der bisherigen meist planlosen und gelegentlichen Forschungen vielleicht glauben möchte. Was ältere Localchroniken in dieser Beziehung bieten, ist grösstentheils unbrauchbar; dagegen findet sich in den Schriften der historischen Vereine (z. B. des Meklenburgischen) vieles Gute, aber leider zu sehr vereinzelt. Um so dankenswerther sind daher solche, bis jetzt nur sehr seltene Beiträge und Notizen, welche das Vereinzelte wenigstens für bestimmte Kreise zusammenfassen und so einen allgemeineren Ueberblick ermöglichen. Dahin gehört zunächst eine in v. Ledebur's Allgem. Archiv VIII, 71 ff. enthaltene Mittheilung über die Glocken im Fürstenthum Minden und in der Grafschaft Ravensberg, welche der Herausgeber des Archivs auf einer im J. 1825 gemachten Kunstreise durch jene Gegenden zu untersuchen Gelegenheit nahm. Es werden hier zwei datirte Glocken aus dem XIII. Jahrhundert nachgewiesen (beide auf dem Dom zu Minden, von 1251 und 1270), 6 Glocken aus dem XIV., 8 aus dem XV., 23 aus dem XVI., 36 aus dem XVII., 59 aus dem XVIII., 8 aus dem ersten Viertel des laufenden Jahrhunderts. Die grosse Anzahl der aus dem vorigen Seculum stammenden Glocken erklärt sich aus dem für die dortigen Glocken sehr verderblichen Jahre 1679, wo die Franzosen bei ihrer Invasion mehrere derselben fortführten und zu Geschütz umschmolzen, während zu dem kostspieligen Ersatz dieses Verlustes nur sehr allmählich geschritten worden sein mag.

*) Ludewig, Reliquiae Mss. 4, 465.
**) Handschriftliche Nachricht.

SIT. DVQ. CLIN No 1 SÆ.

SONÆT. TVRB No 2 O.

Fig. 8.

PROCVL·HOST No 3 IS.

ET. IGNIS No 4

Fig. 9.

GLOCKENINSCHRIFTEN IM STIFT MERSEBURG. I.

Schätzenswerth ist ferner die in Heydenreich's Kirchen- und Schulchronik der Ephorie Weissenfels den Glocken dieses Kirchenkreises gewidmete sorgsame Aufmerksamkeit. Wir lernen hier 6 Glocken kennen mit Majuskelinschriften, welche also der Zeit bis zur Mitte des XIV. Jahrhunderts angehören, 16 aus dem XV., 11 aus dem XVI., 20 aus dem XVII., 31 aus dem XVIII., und 7 aus dem jetzigen Jahrhundert, während 42 zum Theil als sehr alt bezeichnete Glocken aus verschiedenen Gründen unbestimmbar geblieben sind.

So lehrreich für Glockenstatistik solche Mittheilungen und Zusammenstellungen aber auch sein mögen, so ungenügend müssen dieselben bleiben, wenn sie nicht von Abbildungen der Inschriften begleitet sind. In dieser Beziehung hat daher höheren Werth eine Sammlung von mittelalterlichen Inschriften (grösstentheils von Glocken) aus den Grafschaften Mansfeld, Hohenstein, Stolberg etc., welche der Maler und Lehrer Varges zusammengetragen und vielleicht freilich in manchen Fällen mehr künstlerisch schön als ganz getreu in bunten Farben ausgeführt hat. Diese Sammlung, wovon sich ein Exemplar im Königl. Museum zu Berlin, ein zweites im Besitze des Herrn T. O. Weigel in Leipzig befindet, enthält 27 Majuskel- und 54 Minuskelinschriften, und ist über dieselbe der in den N. Mittheil. des Thüring.-Sächs. historischen Vereins (VII. 1, 197 ff.) gegebene ausführliche Bericht zu vergleichen. — Eine ähnliche, zum Theil aus Papierabdrücken, zum Theil aus Abzeichnungen bestehende, die Inschriften auf den Glocken des Stifts Merseburg umfassende Sammlung liegt uns aus dem Nachlasse des Domküsters Otto zu Merseburg vor. Dieselbe enthält 11 Majuskel- und 33 Minuskelinschriften. Die ersteren sind sämmtlich undatirt, nämlich: 2 auf dem Dome, 1 in S. Maximi, 1 von S. Sixti in Merseburg, ferner auf den Dörfern Bendorf, Corbetha, Eisdorf, Göhlitz, Grossgöhren, Kirchdorf und Krakau. Die von S. Sixti zu Merseburg ist die einzige in deutscher Sprache und in der Zeitschrift des Thüringisch-Sächs. Vereins V. 2, 142 im Holzschnitte bereits publicirt, sie lautet:

† O MARIA. CVM. CZU. TROSTHE. VNDE. CZU. GNADEN ALLE DEN DI DA HAN XPI NAM.

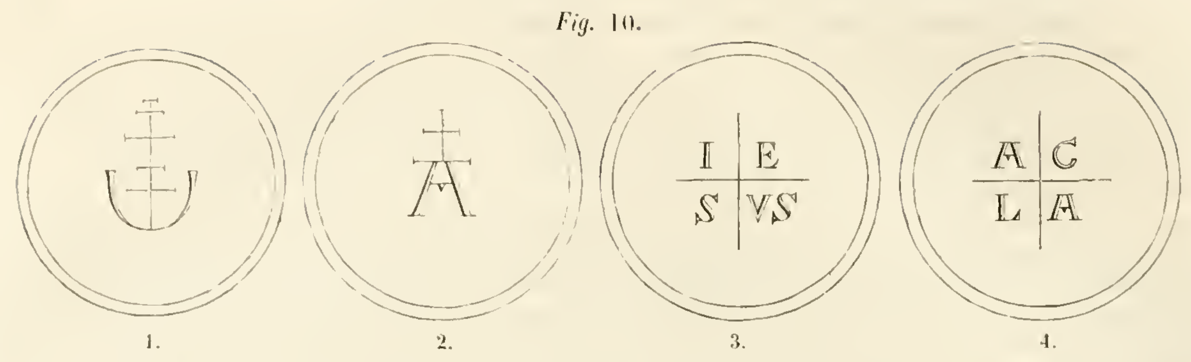
Die Glocke, auf welcher dieselbe stand, ist bei dem durch den Blitz veranlassten Ausbrennen des Sixtithurmes im J. 1845 zu Grunde gegangen. Bei weitem die interessantesten aber sind die Inschriften auf den beiden grössesten Glocken des Domes, welche wir in auf ein Drittel der Originalgrösse reducirten Abbildungen hier mittheilen. Zunächst die Inschrift (Fig. 8), welche sich auf der im nördlichen Westthurme aufgehängten Sturmglocke, und zwar in einer Zeile oben herum angebracht, befindet. Sie ist leicht zu lesen und enthält den Hexameter

SIT. DVM. CLINSA. SONAT. TVRBO. PROCVL. HOSTIS. ET. IGNIS.

Die erhabenen Buchstaben erscheinen klar und scharf, in den Mantel der Glockenform eingegraben, mit gratigem Querdurchschnitt; also nicht *au trait,* wie sie der Holzschnitt zierlicher darstellt, sondern ausgefüllt. Die schlanke und magere Gestalt des grösstentheils noch römischen Ductus derselben mit seltener Einmischung einiger einfachen neugothischen Elemente deutet auf ein sehr hohes Alter; ebenso die fast bienenkorbförmige Gestalt der Glocke selbst mit ihrer hochgewölbten Haube, ihrer noch sehr gradlinigen Schweifung und ihrem noch nicht innerhalb abgeschrägten, sondern in voller Breite endenden Bord. Der Name *CLINSA* (d. i. Klingerin) derselben ist, wie von Wiggert in der mehrerwähnten Thüring.-Sächs. Zeitschrift VI. 1, 161 nachgewiesen, wohl vom deutschen klingen abzuleiten, wie auch *clingere* für *sonare* gebraucht wurde, und erinnert an ähnlich componirte schallmalende Glockennamen aus alter Zeit, z. B. an die *CANTABONA,* welche Bischof Azelin von Hildesheim († 1054) für den dortigen Dom giessen liess.*) — Die Aufeinanderfolge der Zahlbuchstaben *(Du) M. CLI (nsa)* in den beiden ersten Worten der Inschrift ist wohl ein blosses Spiel des Zufalls, kann aber, da hinter dem *C* eine kleine Erhöhung wie ein Punkt befindlich ist, und die betreffenden Zeichen gerade an der am meisten in die Augen fallenden Stelle der Glocke stehen, zusammengenommen mit dem ungewöhnlichen, sonst wohl nicht weiter vorkommenden Worte *Clinsa,* leicht dazu verführen, dass man an die Jahreszahl 1151 denkt. — Die Inschrift wird an den vier, im Holzschnitte mit No. 1—4 bezeichneten Stellen von folgenden symmetrisch angebrachten Medaillons unterbrochen:

*) Chron. Hildesh. bei Leibnitz, SS. rer. Brunsv. I, 745.

Fig. 10.



Die beiden ersten zeigen das mit Kreuzen überhöhte, oft vorkommende apokalyptische *A* und *Ω*, das dritte enthält den Namen *IESVS* in die vier Winkel eines Kreuzes geschrieben, und das vierte das von Wiggert (a. a. O. VII. 2, 88) als kabbalistischer Gottesname nachgewiesene, aus den vier Anfangsbuchstaben der hebräischen Wörter *Attah Gibbor L'olam Adonaj* (d. i. Du bist mächtig in Ewigkeit, Herr) componirte Notarikon *AGLA*, ebenfalls in die Winkel eines Kreuzes eingeschrieben. Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir diese vier Medaillons für geheimnissvolle magische Zeichen erklären, von denen man glaubte, dass sie beim Läuten der nach dem Inhalt ihrer Umschrift schon ursprünglich zur Sturmglocke bestimmten *CLINSA* zur Abwendung der Gefahr sich wirksam erweisen würden, indem es sich namentlich von dem geheimnissvollen Tetragrammaton *AGLA*, welches nicht bloss auf Glocken, sondern auch auf Schmucksachen*) öfter vorkommt, nachweisen lässt, dass man damit abergläubische Vorstellungen verband, welche selbst noch in einem officiellen Document aus neuerer Zeit auftauchen. In Goeze's Natur, Menschenleben und Vorsehung II, 387 findet sich nämlich ein Befehl des Herzogs Ernst August zu Sachsen, d. Weimar 24. Dez. 1742, ohne Angabe der Quelle abgedruckt, in dem es wörtlich heisst: „— — Wie nun durch Brandschaden viele in grosse Armuth gerathen können, daher dergleichen Unglück zeitig zu steuern, wir in Gnaden befehlen, dass in einer jeden Stadt und Dörfern verschiedene hölzerne Teller, worauf schon gegessen gewesen, und mit der Figur und Buchstaben, wie der beigefügte Abriss**) besagt, des Freitags zwischen 11 und 12 Uhr mit frischer Tinte und neuen Federn beschrieben vor nöthig sei." „Bei auskommendem Feuer," wird weiter verordnet, „solle dann ein bemerkter Maassen beschriebener Teller mit den Worten: im Namen Gottes, ins Feuer geworfen, und bei weiterem Umsichgreifen des Brandes dreimal solches wiederholt werden, „dadurch denn die Glut ohnfehlbar gedämpft wird." Schliesslich werden die regierenden Bürgermeister, Schulzen und Schöppen angewiesen, dergleichen Teller anzuschaffen, zu verwahren und betreffenden Falls zu gebrauchen, jedoch solches bei sich zu behalten, „weil dieses jedem Bürger und Bauer zu wissen nicht nöthig ist."

Die Fig. 9 abgebildete Inschrift

* DVM * BENEDICTA * SONAT * SIT * IN * HIS * BENEDICTIO ° SIGNIS

steht auf der grössesten im südlichen Westthurme befindlichen Glocke des Doms, in einer Zeile um den oberen Theil derselben umlaufend. Die geschmackvollen, zum Theil verzierten, ausgebildet neugothischen Majuskeln haben einen bandartigen Querschnitt und nur flaches Relief; sie sind aus Wachsmodellen gebildet, dem Glockenmodell aufgeklebt worden und im Gusse meist trefflich gerathen. Aus Unkunde des Giessers ist das **n**, welches fünfmal vorkommt, verkehrt aufgelegt worden, eben so wie das nur einmal vorkommende **h**. Dass mehrere Buchstaben, z. B.: S, I, T, in verschiedenem Ductus vorkommen, erklärt sich aus der in der gothischen Ornamentistik überall ersichtlichen Vorliebe für Abwechselung der Form, und man wird daraus keinen Beweis gegen die Anwendung von Modellen herleiten dürfen. Auf der Schweifung der sich in der Form den noch jetzt gewöhnlichen Verhältnissen nähernden Glocke ist ein

*) Den in Didron's Annales archeol. VI, 345 f. angeführten Beispielen kann ich jetzt noch (aus Arneth. Beschreibung der Thurmglocken zu St. Florian) zwei Glocken zu St. Florian vom J. 1319 und eine Glocke zu Feldbach in Untersteiermark hinzufügen.

**) Am Fusse des merkwürdigen Edicts ist im Holzschnitt ein solcher Zauberteller abgebildet. Derselbe enthält ein Kreuz mit zwei Querbalken, auf denen die Buchstaben *AG* und *LA* stehen; an der Spitze des Kreuzes ist ein Z, und unten steht: *Cosummatum est.* XXA. — Das aus Joh. 19, 30 entnommene *Consummatum est* kommt ebenfalls auf Glocken aus der Majuskelzeit vor und ohne Zweifel ebenso im magischen Sinn, vom Erlöschen des Feuers.

Brustbild Christi angebracht, nicht nach dem Modell, sondern nach der in den Mantel der Glockenform eingerissenen Zeichnung gegossen; von demselben ziehen sich zwei Perlenschnüre im Bogen nach rechts und links abwärts und verbinden das Christusbild mit den Buchstaben *A* und *Ω*. Letztere finden sich nach gleichem Modelle auf einer sonst inschriftlosen Glocke des Dorfes Krakau (2 Stunden westlich von Merseburg) wieder, woraus man schliessen darf, dass derselbe Meister beide Glocken gegossen hat. — Ausserdem befindet sich unterhalb der Inschrift auf den vier Seiten der *BENEDICTA* viermal übereinstimmend ein Medaillon in der Form eines parabolischen Siegels von 2½ Z. Längendurchmesser, auf welchem ein Bischof in sitzender Stellung, mit der Rechten den Stab, mit der Linken ein geschlossenes Buch haltend, ziemlich sauber dargestellt ist; mit der Majuskelumschrift:

† S. HEINRICI DEI GRACIA MERSEBVRG. ECCLESIE EPIS.

Welcher von den sechs Merseburger Bischöfen, die den Namen Heinrich führten und in der Zeit von der Mitte des XIII. bis zur Mitte des XIV. Jahrhunderts lebten, hier gemeint ist, und zugleich das Alter der Glocke, wird sich nur dann näher bestimmen lassen, wenn an Urkunden ein übereinstimmendes Siegel aufzufinden sein sollte.

Zum Schluss noch die Bemerkung, dass, wenn der um die Mitte des XVI. Jahrhunderts lebende Merseburger Chronist Brotuff (Ausgabe von Hahn S. 585) berichtet: „Es hat auch Kaiser Heinrich der andere die zwo grossen Glocken, so noch heute vorhanden sein, giessen lassen," dies in Beziehung auf die *BENEDICTA* offenbar unrichtig ist, und in Beziehung auf die *CLINSA*, wegen der schwerlich über die Mitte des XII. Jahrhunderts hinaufreichenden Form ihrer Buchstaben (namentlich auch des M in dem Worte DVM), mindestens höchst unwahrscheinlich. Auf die beiden jetzt vorhandenen Glocken passt daher die Brotuff'sche Nachricht nicht und ist vielleicht überhaupt auch nur insofern nicht ohne Grund, als sie auf die ursprünglich gleichzeitige Erwerbung beider grossen Glocken hindeutet. Es scheint nämlich der schwerlich zufällige Umstand, dass die Hexameter beider Glocken auf einander reimen und ganz nach einerlei Zuschnitt gemacht sind, dafür zu sprechen, dass die *BENEDICTA* der Umguss einer älteren, mit der *CLINSA* gleichzeitig gewesenen Glocke ist, mit Beibehaltung der früheren Inschrift, — von welcher Sitte sich auch anderweitig Beispiele finden.

Ausser den drei oben angeführten besitzt die Stadt Merseburg noch eine vierte Glocke mit Majuskelschrift; es ist die Missale zu S. Maximi mit den Namen der vier Evangelisten

Fig. 11. MATEVS+ MARCVS+ LVCAS+IOHAN

in verzerrten Zügen des XIV. Jahrhunderts von bandartigem Querschnitt. — Auch vorstehender Holzschnitt giebt die Buchstaben in ⅓ der Originalgrösse wieder. Otte.

2. Steinbecken zu Coeselitz. — Im Pfarrgarten zu Coeselitz bei Cammin in Pommern ist kürzlich beim Aufräumen des Abflussgrabens der dort befindlichen offenen Quelle ein Granitstein von der neben gezeichneten Form aufgefunden worden. Da in dieser Provinz, welche sich sonst durch Kirchlichkeit auszeichnet, die unkirchliche Sitte herrscht, dass die Taufen fast ausschliesslich in den Häusern geschehen (nur die unehelichen Kinder pflegen in der Kirche getauft zu werden, da dieselben kein Vaterhaus haben), so sind hier nur zu häufig die alten Taufsteine schon seit langer Zeit aus den Kirchen entfernt, und liegen theils in der Nachbarschaft ohne Zweck umher, theils hat man sie „nützlich" zu machen sich bestrebt, theils sind sie ganz verloren. In den Baltischen Studien XIV, 1 habe ich über solchen Fall, wo die einzelnen Theile eines höchst merk-

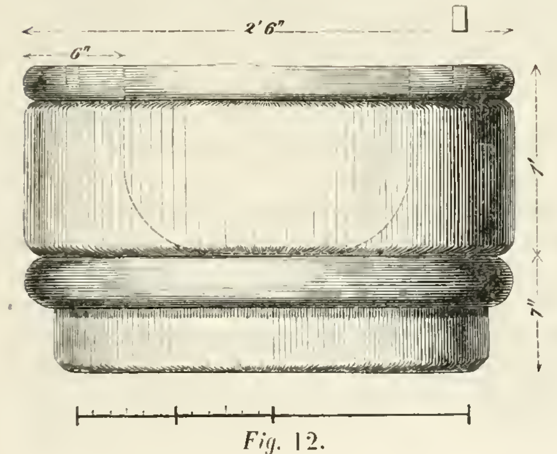


Fig. 12.

würdigen Taufsteines zu Treptow a/T. glücklich wieder in der Kirche vereinigt worden sind, nähere Mittheilung gemacht. Es liegt also die Annahme nahe, dass auch das obige Steingefäss ursprünglich als Taufstein in der Pfarrkirche gedient habe, wozu es wohl passt, dass die kleinen Löcher, welche, mit darüber gezeichnetem Grundrisse, auf jeder Seite des Randes sich befinden, zum Eingreifen des Deckels vorhanden sind. Die nur rohe Bearbeitung des Granits würde auch nicht widersprechen, da sich dieselbe bei Taufsteinen dieses harten und schwer zu bearbeitenden Materials häufig findet; die nur geringe Höhe von wenig über 1½ Fuss würde aber voraussetzen, dass der runde Kessel auf einem Untersatze gestanden habe, von dem indess jede Spur des Ansatzes fehlt. Es ist also doch fraglich, ob der Stein als Taufstein der Pfarrkirche gedient habe. Die nicht bedeutenden Maasse würden der Annahme nicht entgegen sein, dass er als Weihwasserbecken gedient habe; doch hätte er dann gleichfalls einen Untersatz haben oder in der Wand eingemauert gewesen sein müssen, wogegen die kreisrunde Ausarbeitung des Aeusseren spricht.

Im Orte nimmt man an, er sei vom Anfange an bestimmt gewesen, das Wasser der Quelle aufzunehmen, welche auf einem verhältnissmässig hochgelegenen Punkte dicht am Abhange über einem Bruche zu Tage tritt und mineralische Bestandtheile, sonst aber sehr klares Wasser enthält, und dass hier die Taufe der Heiden vollzogen wurde. Lässt sich eine solche Annahme durch die kirchliche Sitte des XII. Jahrhunderts irgend wie begründen, oder ist diese Sage als eine moderne Hypothese einfach zu verwerfen? Die Profilirung des Steins dürfte dem XII. Jahrhundert nicht entgegen sein, wenngleich sie, besonders mit Rücksicht auf das harte Material, auch der Annahme, dass sie erst 100 Jahre jünger sein kann, nicht widerspricht. In solchen Dingen haben wir leider bisher sehr wenige sichere Anhaltspunkte.

Nachträglich finde ich in dem I. Jahresberichte des Vereins für Meklenb. Gesch. u. Alterthumskunde von 1836 S. 3—5 ein Analogon zu unserem Funde. Zu Hohen-Vicheln, am Nordende des Schweriner Sees, befindet sich ein alter Taufstein von Granit, bestehend aus zwei Stücken, dem Fussgestelle und dem Kelch. Die Arbeit ist einfach: nur das eigentliche Becken hat an seiner äusseren Seite unterwärts Verzierungen, die aus Blättern mit 4 in gleichen Zwischenräumen zwischen ihnen angebrachten Köpfen bestehen. Er steht gegenwärtig auch hier im Pfarrgarten, doch ward er, wie glaubwürdige Augenzeugen berichteten, erst am Ende des vorigen Jahrhunderts hieher gebracht. Bis dahin lag er in einem kleinen benachbarten See, die Döpe genannt, ward zufällig beim Fischen entdeckt, auf Veranlassung des Pfarrers bei starkem Eise mittelst eiserner Ketten aus dem Wasser gewunden, und zunächst in die Kirche gebracht, durch seinen Nachfolger, dessen Nachfolger über das Ganze berichtet, aber von dort wieder entfernt und an die jetzige Stelle versetzt.

Die allgemeine Sage fügt nun hinzu: Es seien zur Zeit Heinrichs des Löwen daselbst viele Wenden getauft worden und zwar gewaltsamer Weise. Der Stein habe damals seinen Stand unweit der Döpe gehabt, sei aber nach und nach, da der See immer grösser geworden, endlich ganz und gar in denselben hineingerathen. Nach Einigen soll er von dem durch die gewaltsame Taufe aufgeregten Volke in den See hineingeworfen worden sein. Dies steht in Verbindung mit einer anderen weitverbreiteten Sage, welche sich auch bei mehreren Schriftstellern des XVI. und XVII. Jahrhunderts wiederfindet (S. v. Lützow, Vers. einer pragmat. Gesch. v. Meklenb. I. S. 232 ff.): „dass zu derselben Zeit, da diese geistliche Stiftung (des Bisthums) zu Zwerin ihren Ursprung erhalten, mehrere Tausend heidnische Wenden durch den Herzog Heinrich selbst auf eine gewaltsame Weise zur Taufe gebracht worden seien, indem sie schaarenweise in den Schwerinschen See getrieben worden wären, und dass davon die Stelle, wo dieses geschehen sei, den Namen der Töpe oder Taufe erhalten habe.“ Dass nicht ein Theil des Schweriner Sees diesen Namen trägt, vielmehr ein davon gesonderter, nahebei gelegener kleinerer mit ihm durch Gräben verbundener See würde zwar an sich den Werth der Sage nicht aufheben; wohl aber spricht für ihre spätere Entstehung, dass der Name Döpe, der zwar, wie Lisch (Jahrb. des Vereins für Meklenb. Gesch. V, 123) nachweist, schon 1462 vorkommt, nicht mit dem Worte Taufe zusammenhängt, sondern seinen Ursprung einer ehemals an dem kleinen See belegenen wendischen Burg Dobin verdankt. — Vergegenwärtigt man sich überdies die Umstände bei den Massentaufen unter jenen slavischen Völkerschaften, so wird an eigentliche Taufsteine nicht zu denken sein. Als im J. 1124 in Pyritz in wenigen Tagen 7000 Pommern die Taufe empfingen, wurden grosse Fässer mit Wasser in der Erde vergraben und mit einem Vorhange umgeben; hinter demselben wurde die Taufe durch Untertauchung verrichtet (Neander, Kirchengesch. V, 10).

v. Q.

3. Schnitzwerke zu Tammendorf. — Es ist bekannt, wie reich unsere Dorfkirchen, namentlich in Norddeutschland, glücklicherweise noch an geschnitzten Altären sind. Kugler's Kunstgeschichte von Pommern und Lübke's von Westphalen, die einzigen Werke unserer Literatur, welche ganze Provinzen einigermaassen vollständig behandeln, geben hiervon Zeugniss. Auch die Mark ist nicht weniger reich daran. In dem Dorfe Tammendorf bei Crossen fand der Reg.- und Baurath Flaminius zwei dergleichen Kunstwerke. Das eine derselben, jetzt seitwärts an einer Wand hängend, die Maria mit vielen Nebenfiguren, in der gewöhnlicheren, bemalten und vergoldeten Weise der späteren Zeit darstellend, ist bereits mehrfach verstümmelt, indem namentlich der eine Seitenflügel nur noch theilweise und mit nur wenigen Figuren versehen erhalten ist. Das andere Werk aber, auf dem Altare stehend, ist ein vollendeteres Kunstwerk. Etwa 5 Fuss lang, bei 3 Fuss Höhe, enthält es in runder Arbeit die Grablegung Christi, so dass der Körper desselben im Vorgrunde liegt, und hinterwärts von der Maria, Magdalena und Salome, sowie von Joseph von Arimathia und Nicodemus umstellt wird, welche in halber Figur darüber hervortreten. Der Charakter der Köpfe, die Technik des Schnitzwerks und die ganze Composition sind nach dem Urtheile des Herrn Flaminius von seltener Schönheit und erheben das Kunstwerk über die grosse Mehrzahl ähnlicher Bildungen. — Die beiden Kunstwerke sind aus der älteren Kirche, welche 1690 zerstört wurde, in die neue hinüber gesiedelt worden, welche erst um 1700 neu erbaut worden ist.

4. Steinmetzzeichen zu Halle und Merseburg. — Die Zeit, wo man aus den Steinmetzzeichen baphometische und theosophische Mysterien zu enthüllen hoffte, liegt hinter uns, und nur dies hat die neuere der älteren Forschung wieder zugestehen müssen — was man eine Zeitlang in Abrede stellte —, dass die Steinmetzzeichen nicht bloss bis zum Anfange des XIII. Jahrhunderts, sondern anscheinend selbst bis ins XII. Jahrhundert hinaufreichen: denn an der Schottenkirche S. Jakob zu Regensburg, deren Bau nach Wattenbach (oben, [Heft 1] S. 29) zwischen 1150 und 1184 fällt, kommen dergleichen Zeichen auf allen Quadern vor. — Einen wirklichen Fortschritt auf diesem speciellen Gebiete bezeichnet die (aus den N. Mittheil. des Thüring.-Sächs. Vereins VIII. 3 und 4 besonders abgedruckte) Abhandlung von C. Brandt in Magdeburg über die allmähliche Ausbildung der Steinmetzzeichen, in welcher ein wesentlicher Unterschied zwischen den älteren aus Majuskel- und Runenalphabeten etc. entnommenen und den späteren aus geometrischen Linien componirten Zeichen dargethan wurde. Der inzwischen leider verstorbene treffliche Melly hat freilich in einer Rec. meiner Archäologie behauptet, dass sich diese Unterscheidung nicht durchführen lasse, und zugleich auf eine bevorstehende Publication darüber verwiesen. Möchte es den Oestreichischen Fachgenossen gefallen, diese Sache nicht ausser Acht zu lassen! Sollten sich freilich an dortigen spätromanischen Gebäuden etwa Steinmetzzeichen der späteren Periode vorfinden, so dürften dadurch die Mertens'schen Ansichten, die man nur mit grossem Unrecht ganz verwerfen kann, vielleicht doch wieder zu Ehren kommen. Inzwischen beschäftigen wir uns besser mit der gleichfalls von Brandt durch die Entdeckung, dass das aus dem Regensburger Dome bekannte Zeichen Conrad Roritzers (1430—1465) nebst mehreren anderen im dortigen Dome vorfindlichen Steinmetzzeichen sich am Lettner des Domes in Magdeburg von 1445 wiederfinde, angebahnten vergleichenden Untersuchung der Steinmetzzeichen, zu welcher hier ein kleiner Beitrag folgen mag.

Einer von Dr. Schwetschke in Halle im vor. Jahre herausgegebenen maurerischen Jubelschrift ist eine Tafel mit Steinmetzzeichen angehängt, welche in der dortigen Moritzburg gesammelt sind; wir finden unter denselben folgende

Fig. 13.

die ebenfalls im Langhause des Domes von Merseburg vorkommen. Da nun die Gleichzeitigkeit beider Bauwerke bekannt ist, so wird man, zumal bei der nahen Nachbarschaft von Halle und Merseburg, schliessen dürfen, dass bei beiden Gebäuden zum Theil dieselben Arbeiter beschäftigt waren, woraus umgekehrt wieder zu folgern ist, dass, wenn an einem Gebäude (etwa von unbekannter Erbauungszeit) Steinmetzzeichen vorkommen, die sich übereinstimmend an einem anderen Gebäude (etwa von bekannter Erbauungszeit) nachweisen lassen, beide Gebäude aus demselben Menschenalter herrühren müssen. Vorsicht dürfte indess deshalb anzurathen sein, weil die Möglichkeit zufälliger Identität einzelner Zeichen nicht ausgeschlossen bleibt. O.

5. Melanchthon als Zeichner. — In Schuchardt's Biographie des Lucas Cranach, einem Buche, von dem auch anderweitig schon bemerkt worden ist, dass in demselben gar manche anziehende Notiz enthalten sei, welche man darin nicht leicht suchen, und welche deshalb in grösseren Kreisen gar leicht unbekannt bleiben möchte, kommt (I, 81) die Hinweisung auf einen Brief Philipp Melanchthon's an Johann Stigel vor, aus welchem erhellt, dass der grosse Reformator sich mit Entwürfen biblischer Bilder zu beschäftigen pflegte. Da der Brief, welcher sich im Corpus Reformat. V, 557 unter No. 3099 abgedruckt findet, nur kurz und das Citat aus demselben bei Schuchardt nicht ganz genau ist, theilen wir ihn bei dem besonderen Interesse seines Inhaltes hierunter vollständig mit.

Clarissimo viro, Joanni Stigelio, amico suo,

S. D. Boni ominis loco ducebam heri, quod ingresso mihi in oppidum mox in foro quispiam exhibuit illos Angelorum piorum Hymnos. Delectatus sum tuo carmine, in quo velut vivis coloribus illuminasti sententiam a me extremis tantum lineis designatam. Venit mihi in mentem pictoris Lucae, cui interdum praeformatas imagines tradere solebam in Bibliis. Nec iudico, meum Poema illis rudibus picturis meis pulchrius esse. Sed gaudeo, te idem argumentum venustius tractasse. Bene vale (die 20. Sept.) 1541.

Philippus.

Mit welcher hohen Achtung für bildende Kunst Melanchthon erfüllt war, und welch ein liebevolles Verständniss künstlerischer Bestrebungen ihm einwohnte, war schon früher aus der in Kugler's Gesch. der Malerei (II, 229) abgedruckten Briefstelle bekannt. O.

6. Ueber das von Albrecht Dürer für die Deutschen in Venedig gemalte Altarblatt, welches sich jetzt in Prag befindet. — Eines der schönsten Werke des grossen Meisters aus Nürnberg befindet sich in der Gemäldesammlung des Prämonstratenser-Klosters Strahow auf dem Hradschin in Prag. Die reiche Komposition dieses Bildes zeigt die heil. Jungfrau unter einem Baldachin sitzend, von zwei kleinen Engeln gekrönt, das nackte Christkind auf ihrem Schoosse haltend und dem vor ihr knieenden Kaiser Maximilian einen Rosenkranz auf das Haupt setzend. Das Christkind dagegen ist im Begriff, den vor ihm knieenden Papst eben so zu krönen. Dieser ist sehr portraitartig dargestellt, jedoch nicht nach dem damals lebenden Papst Julius II. Hinter ihm knieen ein Kardinal und andere Geistliche, von denen ersterer durch den h. Dominicus bekränzt wird. Zwei Engelknaben halten weitere Rosenkränze oder krönen damit. Gegenüber knieen ebenso Ritter, Räthe und schöne Frauen, meist Portraite. Vor Maria sitzt ein musizirender Engel und hinten im Grunde rechts steht Wilibald Pirkheimer bei dem Meister Albrecht Dürer, der ein Blatt Papier mit folgender Inschrift hält: *Exegit quinquemestri spatio Albertus Durer Germanus MDVI.* [AD] Die reiche Landschaft ist, wie überhaupt alles in diesem Gemälde, mit der grössten Sorgfalt ausgeführt. Die Färbung der Gewänder erinnert sehr an die des Giovanni Bellini und eben so der musizirende Engel an dessen Darstellungsweise. Auch die Zeichnung des Nackten am Christkinde ist schöner als gewöhnlich bei Dürer. Die Tafel hat beiläufig 6′ Breite, auf 4′ Höhe.

Die ältesten Nachrichten über dieses herrliche Bild finden wir bei Dürer selbst; nämlich in seinen Briefen vom Jahre 1506 aus Venedig an seinen Freund und Gönner Wilibald Pirkheimer in Nürnberg. So meldet er ihm am h. Dreikönigstag 1506: „Ich hab den Teutschen (für ihre Kirche zum h. Bartholomäus) zu malen ein Thafell, dafür geben sie mir 110 Gulden rheinisch. Darauf geht nicht fl. 5. Kostung. Die werd ich noch in acht Tagen verfertigen mit weissen (grundiren) und schaben; dann will ich sie von Stund anheben zu malen, auf dass sie mag ob Gott will ein Monat nach Ostern auf dem Altar stehen.“ — An dem Tag der Lichtmess schrieb er: „heute hab ich erst meine Tafell angefangen zu entwerfen, denn meine Hände sind so grindig gewest, dass ich nicht arbeiten konnte, aber ich hab es vertreiben lassen.“ — Auf den Tag vor Palmtag berichtete er weiter, „Ihr sollt auch wissen, dass ich viel Goldes hätte gewinnen können, wenn ich der Teutschen Tafell nicht angenommen hätte zu malen, aber es ist eine grosse Arbeit daran und ich kann sie vor Pfingsten nicht fertig machen, auch gibt man uns nicht mehr als 85 Dukaten, und Ihr wisst was auf Zehrung geht.“ — Zuletzt noch gedenkt er der Tafel an unserer Frauen Tag im September 1506 wie folgt: „Item wisst dass mein Tafell sagt, sie wollt einen Dukaten darum geben dass Ihr sagtet sie sei gut und schön von Farben. Ich hab grosses Lob dadurch überkommen, aber wenig Nutzen. Ich wollt wohl 200 Dukaten der Zeit gewonnen

haben, und hab grosse Arbeit ausgeschlagen auf dass ich heim möcht kommen, und ich hab auch die Maler all gestillt (zum Schweigen gebracht) die da sagen im Stechen wäre ich gut, aber im Malen wist ich nicht mit Farben umzugehen. Jetzt spricht jedermann sie hätten schönere Farben nie gesehen."

Der Gegenstand des Bildes wird hier von Dürer nicht angegeben; dagegen erfahren wir ihn durch Francesco Sansovino in seiner „Venetia descritta" vom Jahre 1581, S. 48. 6, wo es heisst: *„Fu nobilitata (La chiesa di san Bartolomeo) pochi anni sono da Christoforo Foccari* (Fugger) *Tedesco, il quale vi condusse una palla di Nostra Donna, di mano d'Alberto Duro di belezza singulare per disegno, per diligenza e per colorito."* — Es ergiebt sich daraus, wie irrig die Angabe ist, dass Dürer für jene Kirche die Marter des Apostels Bartholomäus gemalt habe, welcher noch Heller und Nagler gefolgt sind, obgleich schon Hirt in seiner Recension von Dürer's Leben in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, 1829. S. 571, darauf aufmerksam machte, dass das Gemälde eine von Engeln gekrönte Maria darstelle, und dasselbe sei, welches nach Sandrart vom Kaiser Rudolph II. um hohen Preis ist gekauft, und, auf dass es nicht verletzt würde, in Baumwolle wohl verwahrt, auf den Schultern von Männern bis nach Prag gebracht worden.

Dieses ausgezeichnete Werk Dürer's blieb wohl erhalten bis auf unsere Zeiten, wurde aber unverantwortlicher Weise von einem Maler durchs Reinigen nicht nur sehr verletzt, sondern auch soweit übermalt, dass er selbst den Kopf der Maria ganz nach seinem Gutdünken erneute. Einen Stahlstich danach fertigte Battmann im Jahr 1835; und lithographirt wurde es von Arkoles 1837 und von Paul Alois Kiar.

In dem Museum zu Lyon befindet sich von diesem Bilde eine alte Copie mit einigen Abänderungen in den die Maria umgebenden Personen; hauptsächlich knieet statt des Papstes die h. Katharina vor ihr. Die von Dürer gehaltene Inschrift ist dieselbe wie im Original. Auch diese Copie ist stark hergestellt. J. D. Passavant.

7. Zur Erklärung der „duo ligna" in den Händen der Wittwe von Sarepta (s. oben S. 71) sind noch zwei Stellen nachzutragen; erstens aus Durandus, Rationale div. offic. l. VI. c. 77 n. 24: *„Habuit crux Christi lignum erectum in longitudinem, alterum transversum in latitudinem, quasi in modum potentiae seu martelli, quae duo significata sunt per illa duo ligna, quae paupercula mulier in Sarepta collegit"*, und aus Didron's Iconographie. Hist. de Dieu p. 378: *„Lorsqu' Élie rencontra la veuve de Sarepta, cette femme ramassait deux morceaux de bois qu'elle tenait croisés, et c'est pour cela que Dieu multiplia la farine et l'huile dans sa maison et fit resusciter son fils par le grand prophète. Sur les monuments figurés, les morceaux de bois sont disposés tantôt en croix ordinaire, comme sur les vitraux de Bourges et du Mans, tantôt en forme d'X ou de croix Saint-André, comme sur un vitrail de Chartres et une sculpture de Reims"*. Wir haben gesehen, dass auf dem Medaillon des Werbener Kelches die beiden Hölzer ein Antoniuskreuz bilden. O.

II. Erhaltung und Zerstörung der Denkmäler.

1. **Die Stiftskirche S. Castor zu Carden an der Mosel** ist, wie den Lesern aus Kugler's Kl. Schriften, II. S. 215 und 240, bekannt sein wird, ein interessantes Bauwerk. Chor und Kreuz mit den zwischen ihnen jederseits über Nebenkapellen sich erhebenden viereckigen Thürmen sind in spätromanischer Weise mit Spitzbögen und Gewölbrippen erbaut. Die sehr anspruchslose Architektur, welche es an den Pfeilerstellungen der Kreuzesecken nur zu einfachen Profilen der Kämpfer, nicht einmal zu Kapitälen bringt, zeigt nur an der Zwerggallerie der Absis mit dem Feldergesimse darunter, und einem schönen Blattgesimse unter den Fenstern derselben, einen etwas ausgezeichneten Schmuck. Die Giebelwände des Kreuzes werden von einfachen sechstheiligen Rosetten durchbrochen. Interessanter ist das nur drei Joch lange Schiff in frühgothischer Architektur (Fig. 14). Die Pfeiler von kreisrunder Hauptform, denen sich vier kleinere Dreiviertelsäulen anschliessen, sind ungewöhnlich niedrig, selbst niedriger als die sie verbindenden stumpfen Spitzbögen, welche sich in die deshalb gleichfalls nur niederen Seitenschiffe öffnen. Neben den mit edlem Blattwerk geschmückten Kapitälen erheben sich die gegliederten Wandsäulen mit ähnlichen Kapitälbildungen, um die nach alterthümlicher Weise hochstrebenden Gewölbe aufzunehmen, in deren Schildbögen die Fenster liegen, die meist mit einfacher Kreisrosette oder auch mit einem Dreipass geschmückt sind. Die ganze noch sehr strenge Anordnung, nicht minder die einfache Bildung der Details, lassen auf die Frühzeit der Gothik in diesen Gegenden am Ende des XIII. Jahrh. schliessen. Wenn daher Mertens in seinen chronographischen Tabellen unsre Kirche mit der Jahreszahl 1420 belegt, was doch nur auf deren jüngsten Theil, das Langhaus, bezogen werden kann, so dürfte anzunehmen sein, dass ihm die Architektur desselben nicht näher bekannt war. Zutreffender wäre die von ihm für die Einweihung des Chores gegebene Jahreszahl 1247; doch ist uns nicht bekannt, ob sie auf alter Nachricht, oder nur auf Combination beruht. Der mit einer schlechten Spitze versehene Westthurm, eine einfache Mauermasse ohne alles Detail, scheint späterer Entstehung zu sein; nicht minder der meist ruinirte Kreuzgang. Da die Kirche selbst, seit Auflösung des Stifts, einem schnellen Verfalle entgegeneilte, so haben des Königs Majestät eine Beihülfe von 1000 Thlr. zur Herstellung zu bewilligen geruht. Es ist Grund, zu hoffen, dass letztere unter Leitung des jetzigen Kreis-Bauinspektors Hrn. Uhrig in befriedigender Weise ausgeführt werde, namentlich auch in Bezug auf die innere Bemalung und Vergoldung einzelner Architekturtheile, von denen der genannte Baubeamte nicht unbedeutende Spuren aufgefunden hat. v. Q.

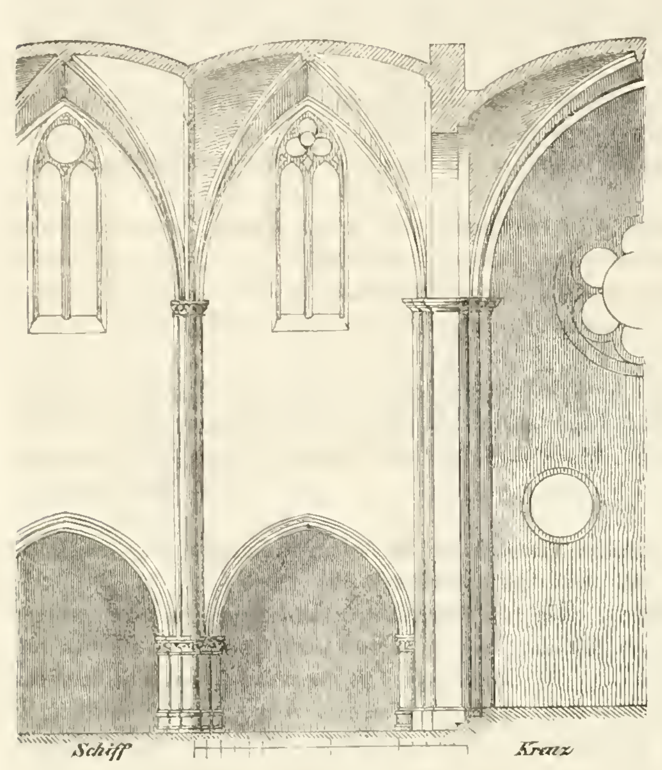


Fig. 14.

2. Es ist bekannt, wie auf Befehl Sr. Maj. des Königs die alte **Abtei-Kirche zu Laach**, eine der vorzüglichsten des Rundbogenstyls in Deutschland, durch huldreiche Bewilligung der hiezu erforderlichen nicht unbedeutenden Kosten, wieder völlig hergestellt worden ist. Nachdem sie in ihren den Einsturz drohenden Gewölben gesichert, die Mauern von der Erdfeuchtigkeit des umgebenden Terrains

befreit worden, sodann die mehrere Fuss betragende Erdaufhöhung des Innern entfernt, und der Fussboden im alten Niveau hergestellt werden konnte, so dass nun die alten Basen der Pfeilergruppen wieder hervortreten, und die ganze Kirche zugleich an mächtigem Eindruck wesentlich gewonnen hatte, blieb nur noch die Herstellung der Krypta und des schönen Vorhofes übrig, welcher der Westseite der Kirche vorliegt. Nachdem auch das Kirchgebäude von dem Brandunglücke, das die modernen Klostergebäude vor Jahr und Tag betroffen, glücklich bewahrt worden, ist die Herstellung jener Bautheile wiederholt aufs dringendste in Antrag gebracht worden, und wird der hergestellte Friede hoffentlich verursachen, dass die hiefür nöthigen Gelder nunmehr bewilligt werden können.

Bei den Vorarbeiten zu den betr. Anträgen hat Herr Bauinspektor Uhrig eine interessante Entdeckung gemacht. Der Vorhof besteht bekanntlich aus einer gewölbten Halle, welche einen kleinen offenen Hof auf 3 Seiten umgiebt, während auf der vierten die westliche Absis der Kirche in denselben vortritt, zu deren Seiten jederseits ein Portal aus den Hallen in die Seitenschiffe der Kirche führt. Während die Schildbögen der Kreuzgewölbe und deren Wände nach dem Hofe zu von je drei oder vier kleineren Rundbögen durchbrochen werden, deren Endpunkte stets von kleinen gekuppelten Zwergsäulen aus schwarzem Schiefermarmor mit den zierlichsten Blattkapitälen getragen werden, zeigten die Aussenwände gegen die Hallen zu zwar eine ähnliche Anordnung, mit etwas grösseren Säulchen, auf ein Drittel Höhe mit einem Ringe umschlossen: nach aussen aber erschienen die Wände voll, nur mit Lissenen und Rundbögen geschmückt. Doch war es auffallend, dass hier an der West- und Nordseite, gleichfalls innerhalb jedes Joches, einzelne Rundbogengruppen hervortraten. Eine gründliche Untersuchung hat nun gezeigt, dass es genau dieselben Bögen sind, welche im Innern über den Säulchen sich befinden, und dass die jetzige Wand dahinter erst ein späterer Zusatz ist, während nach der ursprünglichen Anordnung auch hier die Bogengruppen von Doppelsäulchen getragen wurden. Die beiden der Kirche zunächst befindlichen Joche, welche auch nach dem Hofe zu nur Blendbögen zeigen, und die ganze Südwand sind jedoch, letztere ohne dass man den Grund einzusehen vermag, gleich ursprünglich mit vollen Rückmauern aufgeführt worden, während das mittlere Feld der Westseite von dem prachtvollen Portale eingenommen wird. Natürlich ist der Antrag auf Herstellung auch dieser ursprünglichen Anlage gerichtet worden. Es ist zu erwarten, dass deren Vollendung eins der poetisch reichsten Beispiele mittelalterlicher Baukunst darstellen wird, wenn aus den äusseren Gartenumgebungen der Blick durch die doppelt offenen Hallen, jedesmal von dem Linienspiel der doppelten Marmorsäulen unterbrochen, in den innern, gleichfalls gartenmässig geschmückten Hof fällt. In Deutschland existirt nichts dem Aehnliches. Die Analoga finden wir sonst nur in den Schmuckhöfen und Gärten der Alhambra. v. Q.

3. Des Königs Majestät haben gnädigst die Kosten zur gründlichen Herstellung der Kirche des ehemaligen **Klosters Augustiner Chorherren zu Hamersleben** bei Halberstadt anzuweisen geruht, und ist der Bau bereits in Angriff genommen. Diese der ersten Hälfte des XII. Jahrh. angehörige Säulenbasilika steht, was edle Anordnung und regelrechte Durchführung betrifft, in erster Reihe der schönsten romanischen Kirchen Niedersachsens. Das Schiff wird nur von Säulen mit Würfelkapitälen getragen, deren mit Ornamenten geschmückte Halbkreisflächen für jene Zeit charakteristisch sind. Später über den Chorschranken des Kreuzes hinzugefügte Säulen zeigen dagegen Kapitäle mit dem edelsten Blatt- und Figurenschmuck. Viereckige Rahmen umfassen mehrfach die Rundbögen des Innern und Aeussern und schmücken namentlich die sehr reiche Altarnische von aussen. Zwei Thürme zur Seite des Kreuzes gehören, wie bei der Marienkirche in Halberstadt, nicht der ursprünglichen Anordnung an, obschon sie gleichfalls noch zur Zeit des romanischen Styls ausgeführt wurden. Die Herstellung derselben, welche den Einsturz und dadurch der Kirche selbst Gefahr drohten, war vorzugsweise nothwendig. Als sehr eigenthümlich nennen wir noch die Skulptur des Bogenfeldes der südlichen Seitenthür: zwei Löwen zur Seite einer mitteninne aufgestellten Säule. Man wird unwillkührlich versucht sie mit der Skulptur des Blendsteins über dem Löwenthore zu Mykenae zu vergleichen, nur dass hier die Löwen stehen, während sie in Hamersleben liegend dargestellt sind, beides dem gegebenen Raume angemessen. Wir empfehlen den Symbolikern sowohl die Vergleichungspunkte als auch die Unterschiede beider hervorzuheben und zu entwickeln.

4. Die Stadt **Pasewalk** in Vorpommern hat, ein seltener Fall, ausser ihren Mauern und deren Thürmen (unter denen sich der Kiek in de Mark durch originelle Anlage und malerisches Aussehen her-

vorthut) bisher noch alle alten Thore erhalten (eins derselben noch mit dem Aussenthore), unter denen das Mühlen-Thor durch schöne Gesammtanlage sich auszeichnet: unten ein kubischer Unterbau, mit schlanken Spitzbogenblenden rundum geschmückt; darüber ein Achteck mit achteckiger Spitze, die letztere, wie häufig in Pommern und der angrenzenden Mark, ganz massiv von Ziegeln errichtet. Die übrigen Thore zeigen viereckige Hauptformen. Doch gegenwärtig schämt man sich fast, so lange das Gepräge einer mittelalterlichen Stadt erhalten zu haben: man wünscht dieses lästigen Harnisches auch erledigt zu sein, und gleich so vielen unschuldigen Landstädtchen Idylle zu spielen, d. h. man will die Thore sämmtlich abbrechen. Die betr. Provinzialbehörde hat diesem Ansinnen im Wesentlichen widersprochen, und es handelt sich zunächst nur noch darum, ob etwa die beiden architektonisch am wenigsten bedeutenden, das Anclamer und das äussere Prenzlauer Thor abgebrochen werden dürfen. Wenn zur Begründung des Abbruchs hervorgehoben wird, dass sie architektonisch unbedeutend und in den Dächern bereits baufällig seien, so ist dagegen hervorzuheben, wie die architektonische Bedeutsamkeit zunächst sich nicht auf das Thor allein bezieht, sondern auf den ganzen Mauerpanzer einer Stadt, in welchem das einzelne Thor nur einen Knotenpunkt bildet; mit Zerstörung desselben fehlt dem Ganzen ein wesentliches Glied. Namentlich trifft dies den etwaigen Abbruch des Aussenthors, welches gegenwärtig das einzige jener Art ist, welches dort noch existirt, dessen Erhaltung deswegen eine Art innerer Nothwendigkeit ist. Sodann kommt es bei solchen Befestigungsmonumenten nicht allein auf den architektonischen, sondern fast mehr noch auf den historischen Werth derselben an. Die in Rede stehenden Thore sind dieselben, um deren Besitz es sich oft in den ehrenwerthen Kämpfen zwischen den Markgrafen von Brandenburg und Herzögen von Pommern handelte, welche sie wechselsweise vertheidigten und belagerten, als Märker und Pommern noch sich gegenseitig im Kampfe übten, den sie dann, nun schon seit geraumer Zeit vereinigt, seitdem mit kräftiger Hand gegen ihre gemeinsamen Feinde kämpften. Die theilweisen Verstümmelungen jener Thore sind den Fahnen zu vergleichen, welche unsere tapferen Bataillone um so höher schätzen, je mehr sie zerfetzt und zerschossen sind. Es sind die ehrenvollen Narben, welche das Andenken jener Jugendkämpfe den künftigen Zeitaltern erhalten sollen; die nicht sehr kriegerischen Ausbesserungen späterer Zeiten das Siegel, dass friedlichere Jahrhunderte den früheren Stürmen gefolgt sind. Diese Thore allein gewähren ein treues Bild der wechselnden Zeiten unseres Vaterlandes. Verschonen wir sie mit dem nachträglichen Abbilde einer schon vorübergegangenen Periode, der der völligen Zerstörungssucht; vielmehr mögen sie sogleich zu der neuesten, der der Konservation und Restauration, übergehen, und so einer Garantie für eine fernere Zukunft entgegensehen. Hoffen wir also, dass die neueren Schäden an Dächern u. dergl. wieder ausgebessert werden mögen, füge man die zerstörten Zinnenkrönungen und anderen Schmuck wieder hinzu, und der ehrsame Bürger, der jetzt mitleidsvoll auf die Barbarei des Mittelalters herabsieht, wird plötzlich des Staunens vor den erhabenen Werken seiner eigenen Vorfahren sich nicht erwehren können. Wir haben diese nicht eben sehr kostbare Metamorphose schon mehr als einmal erlebt.

v. Q.

III. Literarische Anzeige.

Die sogen. Römischen Bäder zu Trier als Vorbild der Chor- und Kreuzconchenanlage der Kirche St. Marien im Kapitol zu Köln. Von Baron DE ROISIN, der Rechte und der Philosophie Doktor. Abgedr. aus den „Mittheilungen des christlichen archäologisch-historischen Vereins für die Diözese Trier". Trier 1856.

Durch die Güte des Herrn Verf. liegt uns obige Abhandlung vor (die Zeitschrift selbst ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen), und zeigen wir sie gern an, weil sie in neuer Weise eine Eigenthümlichkeit mehrerer altchristlichen Kirchen zu erklären sich bestrebt, die vorzugsweise am Niederrhein wurzelt, aber auch in andre Gegenden sich verbreitete, und bis in späte Zeiten hinein fortgebildet wurde. Es ist die

Eigenthümlichkeit, dass die Kirchen nicht nur am Altarhause mit einer halbkreisförmigen Nische geschlossen wurden, wie solches sonst in der ganzen Christenheit seit den ältesten Zeiten her Sitte war, sondern auch die beiden Seitenarme des Kreuzes eine gleiche Ausbildung erhielten.

Herr Vitel suchte diese Eigenthümlichkeit, welche er auch bei der Kathedrale von Noyon vorfand, in seiner Beschreibung der letztern, durch Einfluss des Orients zu erklären, da dieselbe dort vorzugsweise und seit ältesten Zeiten einheimisch, erst später, meist durch Handelsverbindungen, in den Occident verpflanzt worden sei, und sich deshalb vorzugsweise in den Städten vorfinde, deren Handelsbeziehungen mit dem Oriente besonders hervorragend seien, Cöln und Tournay. Mit Recht verwirft Herr v. Roisin diese Annahme, da die italienischen Städte, und hier besonders Venedig, welche jenen Verkehr doch erst vermittelten, zwar häufig, und namentlich letztgenannte Stadt, byzantinischen Einfluss verrathen, niemals aber jene Grundform annahmen. Es liesse sich überhaupt erst der Beweis fordern, weshalb jene beiden Städte so vorzugsweise vor anderen durch den Handel mit dem Orient emporgekommen sein sollen und deshalb auch vorzugsweise dessen Kunsteinfluss in sich aufgenommen hätten, was bei andern deutschen Städten, und wohl noch in höherem Grade bei ausserdeutschen, noch mehr vorauszusetzen wäre. Er schliesst sich vielmehr der von dem Unterzeichneten (Zur Chronol. d. Geb. Cölns in dem Jahrb. d. Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. X. 1847. S. 189. 209.) aufgestellten Annahme an, dass auch im Rheinlande, wie anderwärts und namentlich im Oriente, eine solche eigenthümliche Formbildung in lokaler Weise aus altchristlicher Zeit herstamme, auf den reichen Konfigurationen spätrömischer Kunst basirend, und dieselben bis in spätgothische Zeiten fortführend, indem gleiche Ursachen in den verschiedensten Gegenden des weiten Römerreiches auch gleiche Formbildungen zu schaffen im Stande waren, ohne dass eine der andern direkt nachgeahmt wäre. Herr v. Roisin sucht nun in den drei Absiden des grossen Hauptsaales der Bäder zu Trier (wir behalten diesen Namen absichtlich bei, da die neuerlich, namentlich vom Architekten Schmidt dagegen erhobenen Bedenken, keinesweges erheblich genug scheinen, um eine andre Benennung zu bevorzugen) das Vorbild jener Kirchenanlage zu finden, im Anschlusse an eine frühere Aeusserung des jüngst verstorbenen französischen Cultusministers Fortoul in dessen Werke über die Kunst in Deutschland (II, 340.), welcher sie geradezu als Vorbild der Kapitols-Kirche in Cöln bezeichnet hatte, so wie derselbe sie andererseits, gleichfalls unter Zustimmung des Herrn v. Roisin, als Muster der westlichen, vom Erzbischof Poppo errichteten Abside des Doms zu Trier annimmt. Letzteres widerlegt sich einfach dadurch, dass diese Westabside wesentlich nicht von andern Absiden abweicht, wie sie überall seit den ältesten Zeiten vorkommen, und daher nicht erst speziell ein besonderes Vorbild zu haben braucht. Im Uebrigen können wir allerdings nur darin zustimmen, dass die Nachbildung einer Eigenthümlichkeit irgend eines weltlich-bürgerlichen Gebäudes bei einer Kirche nicht an sich unglaublich sei: denn wo konnten die alten Christen ihre Muster hernehmen, als gerade von weltlichen Bauwerken, da sie die Nachbildung heidnischer Tempel absichtlich vermieden?

Der Verf. fühlt dagegen die Schwierigkeit, welche darin liegt, dass ein weltliches Gebäude in Trier gerade einer in Cöln befindlichen Kirchengruppe und anderen fernen Kirchen als Vorbild gedient habe, während es doch natürlicher gewesen wäre, in derselben Stadt und ihrer näheren Umgegend dieses vorzufinden. Ohne diese Schwierigkeit gerade speziell zu urgiren, sucht er sie doch zu lösen, indem er den damals sehr regen Verkehr, sowohl der materiellen wie geistigen Interessen wegen, weitläufig auseinandersetzt, wodurch Pilger zu den heiligen Stätten in Trier hingezogen worden wären, zu dem Schauplatze des thebäischen Marterthums, zu den Erinnerungen an Konstantin, Helena, Athanasius, Ambrosius, Hieronymus u. s. w., dass seit dem Tode des heil. Maximin (351) und unter Bischof Ratbod (883—917) beständig Pilger aus Aquitanien gekommen, die Kreuzfahrer und Pilger zum heil. Lande auch wohl Trier berührt hätten u. s. w. Doch dürften alle diese Gegenbeweise nicht genügen, um die Thatsache der direkten Nachahmung eines Trier'schen Vorbildes zu beweisen, wenn solches nicht etwa durch die Sache selbst beglaubigt erscheint. Dass Pilger nach Trier zum Besuche der dortigen heiligen Stätten zogen, würde auch ohne alle weitere Nachrichten glaublich sein, da im Mittelalter jeder heilige Ort seine Pilger anzog, und Trier deren viele enthielt, obschon für die thebäischen Märtyrer nicht gerade diese Stadt besonders berühmt war (gerade Cöln und Umgegend trat in dieser Beziehung viel mehr hervor), und wir nirgend finden, dass die übrigen genannten christlichen Fürsten und Kirchenväter daselbst eines besonderen Cultus genossen, der allein solches zu bewirken im Stande gewesen wäre. Nur Helena ward mit jener Stadt in eine engere Verbindung gebracht, doch wohl erst zu einer Zeit, als der

Typus der Kapitols-Kirche in Cöln bereits feststand. Das angezogene Beispiel der Pilger aus Aquitanien würde folgern lassen, dass gerade in diesem Lande vorzugsweise sich Nachahmungen jener drei Absiden des Thermensaales in Trier vorfänden. Aber es gelingt dem Verfasser nur höchstens ein bis zwei Beispiele solcher Anlage in ganz Aquitanien aufzufinden, wie sie denn überhaupt in Frankreich nur sehr selten ist. Wir brauchen dieselben indess um so weniger zu urgiren, als Baron v. Roisin selbst gesteht, nicht viel Gewicht auf diesen Umstand zu legen, gegentheils sich bemüht, das vereinzelte Vorkommen dieser Form in Frankreich von Cöln aus herzuleiten. — Die andere Schwierigkeit, welche Herr v. Roisin, ohne sie aufzuwerfen, zu beseitigen sucht, liegt darin, dass Trier eben selbst keine Kirche in Nachahmung jener Thermen nachweist, welche etwa die Vermittlung zu den anderwärts vorkommenden Nachbildungen abgeben könnte. Er hebt deshalb eine Nachricht der Gesta Trevirorum hervor, wonach auf Befehl der Helena im J. 328 eine Kirche zu Ehren des heil. Kreuzes und in Form desselben errichtet worden sei. Allerdings wagt er nicht, auf diese sehr wenig authentische Quelle hin, die Urheberin und die Jahreszahl als sicher anzunehmen; doch will er die Thatsache selbst gern als durch gute Tradition überliefert festhalten. Es ist aber auch dieses nicht zuzugeben, da der Titel dieser Kirche nirgend in Trier aus alter Zeit her bestand, und sein Untergang, selbst während der Stürme der Völkerwanderung, nicht wahrscheinlich ist, welche selbst die Mauern der Kathedrale und so viele andre alte Titel nicht zu vernichten vermochte; wie hätte sich allein jene Nachricht retten können? Ihren Ursprung scheint sie allein dem späteren Bestreben zu verdanken, überall die so schwachen Spuren der Helena aufzufinden und durch vorausgesetzte Stiftungen, namentlich von Kreuzeskirchen, lebendiger darzustellen. Aber auch, die Thatsache selbst vorausgesetzt, welche Nachricht verbürgt es, dass diese vermeintliche Kirche mit drei Absiden geschmückt war? Noch einen Schritt weiter geht sodann unser Verfasser, indem er möglicher Weise den grossen Absidensaal der Thermen selbst als diese Kirche voraussetzt, welchen die Kaiserin als Theil ihres Hauses hiezu eingerichtet habe. Wir sehen ganz davon ab, dass er hiedurch in Widerstreit mit einer andern Tradition geräth, welche die jetzige Kathedrale als Theil des kaiserlichen Palastes der Helena von ihr zur Kirche umgewandelt sein lässt; vor allem ist aber hervorzuheben, dass ein solcher, auf so hohem Ursprunge beruhender Kirchentitel um so weniger hätte verschwinden können, als die Mauern zum grossen Theile nicht nur die Zerstörungen der Barbaren älterer, sondern selbst die neuerer Zeiten überdauert haben. Als man in ihren, im Mittelalter noch so viel mehr erhaltenen Mauern, die Kirche der heil. Dreieinigkeit einrichtete, wäre der frühere Name so völlig vertilgt gewesen, dass man es wagen konnte, seiner nicht mehr zu gedenken? Es ist dies allen Vorkommnissen entgegen, und daher völlig unwahrscheinlich.

Es bleibt also die Schwierigkeit übrig, dass ein römisches Vorbild in Trier, wo ja, laut authentischer Nachricht, schon zur Zeit des Constantin mehrere Kirchen erbaut wurden, denen gewiss fortwährend neue hinzugefügt worden sind, in dieser Stadt nicht einem einzigen kirchlichen Gebäude als Muster gedient hätte, wohl aber einer grossen Anzahl von Kirchen anderer Gegenden, welche namentlich in Cöln und dessen Umgegend sich zahlreich gruppirten. Es bleibt auch die Schwierigkeit ungelöst, dass jener Thermensaal zwar auf dreien Seiten Absiden zeigt, diese aber von sehr verschiedener Grösse und nicht sehr regelrechter Stellung der Seitennischen, während sie bei jenen Kirchen stets in gleichen Maassen und regelrechter Stellung, der ganzen Breite des Schiffs oder Kreuzes entsprechend, vorkommen. Nicht minder dürfen andre Schwierigkeiten nicht verschwiegen werden, wie die queroblonge Gestalt des grossen Mittelraumes, dem jene Nischen angefügt sind, im Gegensatz zu dem quadratischen Kreuzesmittel der Kirche, der Mangel an Gurtbögen vor den Nischen, die Nichtwölbung der letzteren, die doppelten Fensterreihen innerhalb derselben: alles Eigenthümlichkeiten, welche diese Anlage von der der genannten Kirchen unterscheiden. Der grösste Unterschied findet aber darin statt, dass jenem viereckigen Saale mit seinen Absiden gegen Westen kein Langhaus angefügt ist, vielmehr eine andere kleinere Nischenkonfiguration. Hätte man jenen Thermensaal in bewusster Weise nachgeahmt, so würde man einzelne oder mehrere jener Eigenthümlichkeiten nicht vermissen, da es gerade im Wesen der Nachahmung liegt, nicht blos das Wesentliche und Bedeutendere nachzubilden, sondern auch das Nebensächliche nicht zu verschmähen, wie man solches beispielsweise bei den Wiederholungen der Architektur des karolingischen Münsters in Aachen zu Essen, Otmarsheim und der Kapitolskirche zu Cöln nachweisen kann.

Es wird also nichts übrig bleiben, als die Annahme, dass das erste Vorbild dieses ganzen Systems dort zu suchen sei, wo wir es von Anfang an heimisch und in grösster Entwicklung finden, und

zugleich seit der Mitte des XI. Jahrh. sicher datirt, d. h. in Cöln. Ausser der Marienkirche auf dem Kapitole, zeigen sich in dieser Stadt allein noch vier Nachbildungen. Neben den schon anderwärts genannten von S. Aposteln, S. Martin und S. Andreas (der Umbau des XV. Jahrh. zeigt in den unteren Theilen der Conchen noch Reste aus dem Anfange des XIII. Jahrh. in spitzbogig romanischer Weise) füge ich jetzt noch S. Georg hinzu. Ein in der Kirche vorhandenes Modell derselben zeigt auch hier dieselbe Formbildung als ehemals vorhanden gewesen, und eine genauere Untersuchung der Giebelfronten des Kreuzes lässt erkennen, dass sie ehemals gegen eine Vorlage, die nicht mehr existirt, geöffnet waren; nur würde die Polygonform der Absiden des Modells auf eine Erneuerung derselben aus späterer Zeit hinweisen. Die Hauptanlage selbst aber gehört gewiss schon der ursprünglichen Erbauung im XI. Jahrh. an, als zweites Beispiel derselben neben der Kapitolskirche, und lässt dadurch die Vermuthung um so wahrscheinlicher werden, dass beide schon ältere Muster derselben Stadt vor Augen hatten, welche, oder besser deren vorausgesetzte Vorbilder, eben bis in die Anfänge des Christenthums in diesen Gegenden hinaufsteigen werden. Nehmen wir an, im IV. Jahrh. etwa sei ein solches in Cöln aufgerichtet worden, so ist es keineswegs nothwendig, für diese Form eine direkte Nachahmung irgend eines anderen, etwa bürgerlich-weltlichen Monuments vorauszusetzen. Derselbe Geist, welcher letztere erschuf, konnte auch sehr wohl einen Kirchenplan bilden, der demselben weder in der Komplication des figurirten Grundrisses, noch in anderen Formen nachstand. Wenn daher sehr wohl in der alten Colonia Agrippina, die sich ihres kaiserlichen Ursprungs bewusst war, weltliche Gebäude von ähnlichen Grundrissbildungen vorhanden sein mochten, wie sie die Bäder von Trier zeigen, wobei wir letzteren immer einen grösseren Luxus der Durchbildung zugestehen wollen, so wäre eine solche Annahme immer noch wahrscheinlicher, als die direkte Kopie eines in Trier befindlichen Monuments. Herr v. Roisin giebt selbst den Grundriss einer neuerlich am Fusse der Pyrenäen ausgegrabenen Villa, und erkennt in ihr eine grosse Analogie der Anlage mit der des Hauptsaales der Thermen zu Trier; doch würde dies weniger hervortreten, wenn er die anderen seitlichen Anbauten mit ihren Absiden nicht weggelassen hätte. Wir selbst vermögen in dem blossen Hervortreten von mehreren Absiden nach verschiedenen Richtungen hin dies nicht in demselben Maasse anzuerkennen. Nur das gestehen wir zu, dass die Vorliebe spätrömischer Architekturen, Nischen und Vorsprünge der verschiedensten Form, namentlich aber halbkreisförmige, den Gebäuden der verschiedenartigsten Grundformen und Formverbindungen vorzulegen, sich in beiden manifestirt. Nicht minder geschah dies aber auch anderwärts, wovon namentlich die grossartigsten aller römischen Anlagen, die der Thermen in Rom, die auffälligsten Beispiele liefern. Ganz besonders aber verweisen wir auf die bei Montfaucon (*Antiq. expl.* II, 1.) abgebildeten Grundrisse, welche Soria in der Umgegend Roms aufgefunden hatte, unter denen die auf Pl. 34. 41. 46. 48 abgebildeten namentlich auch die Dreiconchen-Anlage zeigen, z. Th. in grösserer Uebereinstimmung mit den niederrheinischen Kirchen, als der Thermensaal in Trier.

Aber auch die direkte Nachahmung eines solchen in Cöln etwa vorhanden gewesenen weltlichen Gebäudes möchten wir nicht annehmen. Muss man für die Anlage des im IV. Jahrh. in Trier erbauten Doms ein weltliches Gebäude derselben Stadt zum Vorbilde annehmen, das vielleicht nur wenige Decennien älter, oder demselben selbst gleichzeitig war? Eben so auch in Cöln. Derselbe Geist spätrömischer Architektur, welcher die Absidenbildungen der Thermen schuf, bildete, vom Geiste Gottes verklärt, den Christen auch gleichzeitig die reicheren Kirchenformen. Daher darf es nicht auffallend sein, dieselbe Dreiconchen-Anlage gleichzeitig zu Bethlehem wie zu Cöln zu finden. Auch die constantinische Hauptkirche zu Antiochien war mit Absiden reichlich versehen, und noch jetzt erkennen wir dieselbe Eigenthümlichkeit bei der, wohl auch noch im IV. Jahrh. errichteten Kirche S. Lorenzo in Mailand. Erst das von Rom aus veranlasste Ueberhandnehmen der reinen Basilikenform verdrängte im Occidente die abweichenden Bildungen, oder beschränkte sie doch auf ein geringes Maass, wie bei den Dreiconchen-Kirchen; während im Oriente gegentheils die anfänglich auch hier nicht seltene Basilikenform mehr und mehr zurücktrat, um den figurirten Centralanlagen der byzantinischen Periode das Feld zu überlassen. Doch wollen wir gern zugestehen, dass diese dem späteren Rom, namentlich seit den Zeiten des Caracalla so charakteristischen Bildungen, wohl selbst erst vorzugsweise der seit jener Zeit besonders mächtigen Einwirkung orientalischer Formen ihren Aufschwung verdanken, und deshalb in Palmyra und Baalbek ihre früheste und üppigste Entfaltung zeigen. Wenn der christliche Orient also später diese Form besonders begünstigte, so ist dies nur als eine orientalische Reaction anzuerkennen während gegentheils

der Occident sich je mehr und mehr dieser Bildungen, die der Entfaltung einer strenger durchgebildeten Konstruction widerstrebten, entäusserte.

Der Ausführung des Verf. über den Gang, den die Ausbreitung dieser Grundrissformen von Cöln und dessen Umgegend aus, wo Bonn, Neuss und Schwarzrheindorf besonders hervortreten, nach den Maasgegenden hin genommen hat, wo Ruremonde und Herzogenrath (bei Aachen) den Cölner Typus unwidersprechlich zeigen, der dann nach einer Lücke, welche ehemals vielleicht durch nicht mehr vorhandene Monumente ausgefüllt war, in Tournay wieder hervortritt, von wo aus er nach Frankreich hinein nach Noyon und Soissons übertragen wurde, können wir uns nur vollständig anschliessen. Ebenso, dass auch nach der anderen Seite hin er in Deutschland beliebt war, wovon Marburg ein glänzendes Beispiel liefert. Interessant ist auch ein vom Verf. nach Heideloff's Vorgange gegebenes Beispiel einer grossen gothischen Kathedrale mit Polygonvorlagen der Kreuzesarme, welche aus der Nürnberger Bauhütte stammt, und zeigt, wie grossartig man noch in späterer Zeit diese Grundanlage auszubilden bestrebt war. Die Zahl der in Deutschland noch vorhandenen ähnlichen Anlagen ist damit keineswegs abgeschlossen. Wir nennen aus romanischer Zeit noch die kleine Heil. Grabkirche in Mainz (im Hofe des Preuss. Ingenieurkommando's), die Allerheiligen Kapelle im Kreuzgange des Doms zu Regensburg (Aufs. des Refer. im D. Kunstbl. 1852 No. 21), die Kapelle S. Joh. in vado in Prag (Mertens in der Wiener Bauzeitg. 1845. S. 20) und besonders die ehemalige S. Marienkirche auf dem Harlungerberge bei Brandenburg, mit ihren 4 Absiden, deren östliche selbst wieder sich in drei figurirt. Aus gothischer Zeit ist vor allen die Liebfrauenkirche in Trier zu nennen, das Urbild der Marburger Kirche für diese Grundform wie für so vieles Andere, und der nördliche Kreuzarm des Doms in Paderborn. Die Liste wäre leicht noch zu vergrössern, aber eben deswegen schwerlich durchgehend auf gemeinsamen Ursprung zurückzuführen. Es wundert uns nur, dass der verehrte, in Trier lebende Verfasser die Liebfrauenkirche daselbst nicht zu Gunsten seiner Hypothese angeführt hat; doch dürfte hier der Ursprung ein wesentlich anderer sein, nämlich die Reminiscenz eines alten Baptisteriums, an dessen Stelle die jetzige Kirche getreten sein soll. Auch Italien zeigt diese Form mehrfach, so in Mailand neben S. Lorenzo noch S. Satino und aus der Renaissance-Zeit S. M. delle Grazie; natürlich ohne Zusammenhang mit Deutschland. Und so kann man auch in den übrigen Orten, wie zu Pisa der Dom, vielfach derselben Anordnung begegnen, ohne eben stets eine Uebertragung vorauszusetzen. In S. Frediano (fälschlich als S. Trediano angeführt) zu Lucca aber, welche der Verfasser nach der Mittheilung des Herrn Schayez zu Brüssel noch nennt, ist keine Andeutung solcher Anlage vorhanden. Dagegen heben wir noch die grossartige Kirche der Consolazione hervor, welche Bramante mit vier Conchen in Todi erbaute, und die Dreiconchen-Anlage der von ihm begonnenen Peterskirche. Während die Anlage hier ihren höchsten, wenn auch nicht künstlerischen, doch kirchlichen Triumph feiert, fügen wir schliesslich hinzu, dass sie andererseits durch Nehring, wohl in direkter Nachbildung der Kirche zu Todi, nach Berlin verpflanzt wurde, wo die Parochialkirche einen der grossartigsten Räume moderner evangelischer Kirchen darstellt.

Wenn unser Verfasser in seiner Sprache nicht immer den Regeln nachkommt, welche unsere Grammatik festgestellt hat, so ist zu bedenken, dass er sie, als geborner Welscher, erst gelernt hat, und können wir gegentheils ihm unser Anerkenntniss nicht versagen, dass er sich ihrer auch zu wissenschaftlichem Gebrauche bedient. Noch mehr aber kann dies der Art und Weise nicht entzogen werden, wie er auf das Umsichtigste den Prinzipien, welche die christliche Kunst schufen und ausbildeten, nachforscht.

v. Q.

Berichtigung zu S. 70.

Der Kelch und die Patene (Taf. IV. Fig. 1 u. 2) sind auf dem Stahlstiche nicht auf ein Drittel, sondern auf ein Sechstel reducirt, sämmtliche bildliche Darstellungen dagegen in der Originalgrösse wiedergegeben.

Ueber byzantinische Miniaturen.

Ein byzantinisches, erst in der Versteigerung von Borell im J. 1853 für das britische Museum erworbenes Manuscript, in 4to, welches den Psalter und kirchliche Gesänge mit der Bezeichnung des Jahres 1066 enthält, gehört in Betreff der darin vorhandenen Miniaturen zu dem Interessantesten, was mir von dieser Art zu Gesicht gekommen ist. Verschiedene derselben erweitern nämlich durch ihre Vorstellungen den so wichtigen Bilderkreis byzantinischer Kunst, zugleich aber geht daraus hervor, dass nach der Mitte des XI. Jahrhunderts die byzantinischen Maler noch sehr häufig mehr oder minder an der, der rein antiken Malerei so eng verwandten Kunstweise der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung fest hielten, während allerdings im Allgemeinen in der Auffassung das Strenge und Ascetische, in den Formen das Verlängerte und Vertrocknete, in den Falten der Gewänder das Mechanische, in den Farben das Düstere angetroffen wird, welches Alles für die lokalbyzantinische Kunst charakteristisch ist. Nur der Auftrag der Farbe ist noch durchweg breit, impastirend und dabei doch sorgfältig. Der 208 Blätter enthaltende Text ist in einer Columne in einer genährten Minuskel geschrieben. Nur die drei ersten Seiten, so wie die Ueberschriften sämmtlicher Abschnitte, sind in goldner Kapitalschrift, und, wie abgefallene Stellen zeigen, zuerst in Purpurroth, und darüber erst in Gold geschrieben worden. Die hübschen, farbigen Gewinde, welche in acht Feldern auf Goldgrund die Ueberschrift *῾ΥΜΝΟϹ ΤΟΥ ΔΑΥΙΔΟΥ ΠΡΟΦΗΤΟΥ*, umgeben, zeigen nicht, wie die Mehrzahl der Ornamente in byzantinischen Manuscripten nach dem Jahr 1000, einen arabischen Einfluss, sondern beruhen noch auf der Tradition der antiken Kunst. Dasselbe gilt auch im Wesentlichen von zwei Greifen neben einem, über jener Inschrift befindlichen, Altar. Leider haben die zahlreichen Miniaturen, welche die Ränder schmücken, meist sehr gelitten. Bisweilen ist selbst ein Theil durch ein Beschneiden des oberen Randes, welches der Codex erfahren, verloren gegangen. Welch ein Gewicht auf die Bilder gelegt ist, geht aus rothen Zeichen im Text hervor, denen ähnliche bei den betreffenden Bildern entsprechen. Sehr verdorben sind gleich die Miniaturen auf der ersten Seite, welche am Seitenrande wahrscheinlich die drei Personen der Gottheit in menschlichen Figuren dargestellt haben. Wenigstens lehrt die Ueberschrift der obersten, in blauer Mandorla thronenden Figur „*ὁ παλαιος ἡμερων*", dass sie Gott Vater vorstellt. Der Rock ist von dunklem Purpur mit den Motiven der Falten in Gold, der Mantel zinnoberroth. Der Kopf ist verwischt. Dass die Figur darunter Christus dargestellt, erhellt aus der Beischrift $\widehat{IC}$ und $\widehat{XP}$. Von der dritten Figur kann man nur

noch erkennen, dass sie ebenfalls menschlich gewesen. Bei einigen, sehr verdorbenen Vorstellungen, z. B. der Geburt Christi und der Verkündigung der Hirten, Blatt 2 a., sieht man wenigstens noch, dass sie in der Auffassung ganz mit anderen byzantinischen Bildern derselben Gegenstände übereinstimmen. Sehr merkwürdig als Beispiel, wie die aus dem heidnischen Alterthum überkommenen Personificationen in der Form christlicher Kunst ausgebildet werden, ist eine Vorstellung Bl. 3 a. Durch die Beischrift, *ὕπνος*, lernen wir nämlich, dass ein Engel, welcher dem schlafenden David mit einem runden, goldenen Wedel Kühlung zufächelt, den Schlaf vorstellt. Besonders beachtenswerth ist, dass jene byzantinische Weise sich vorzugsweise bei byzantinischen Heiligen, deren künstlerische Darstellung nothwendig erst in eine etwas spätere Zeit fällt, in allen Theilen ausgebildet findet. So erscheint der vor einem Singepult mit einer brennenden Kerze in der Rechten stehende heil. Basilius, Bl. 3 b., ganz in jener vertrockneten Form, in jener braunen Farbe. Mir neu ist die Darstellung der Engel, Bl. 8 a., zu den Seiten des in Purpurrock und blauem Mantel thronend segnenden Christus. Aus den vier grossen, nach oben und unten zusammengeschlagenen, theils schönfarbigen, theils goldenen Flügeln, ragen nur die Köpfe mit goldenen Nimben, und die zierlichen Hände und Füsse hervor. An den Schultern haben sie Thierköpfe, aus deren Rachen Feuer fährt. Am wahrscheinlichsten sollen sie die Ordnung der Engel darstellen, welche die byzantinische Kirche die *τετράμορφοι* nennt, weil sie die vier Attribute der Evangelisten vereinigen. Hiernach sind die Thierköpfe an den Schultern die von Löwe und Ochse. Der Adlerskopf, welchen sie zwischen den beiden oberen Flügeln haben sollen, mag hier verwischt sein. Der erhaltene Kopf des einen ist fein in der Form, würdig im Ausdruck. Unter den öfter vorkommenden Vorstellungen des vor Gottvater im Gebet hingeworfenen David zeichnet sich die Bl. 11 b. durch die gute Erhaltung und durch den sehr gelungenen Ausdruck der Verehrung in dem Köpfchen des in königlicher Pracht, einem zinnoberrothen Rock mit goldnem Saum, einem Purpurmantel und einer flachen goldenen Krone, erscheinenden David besonders aus. Grosse Beachtung verdient die Darstellung der Apostel und Evangelisten Petrus, Paulus, Johannes, Matthäus, Marcus, Lucas, Simon, Andreas, Jacobus, Philippus, Thomas und Bartholomäus mit beigeschriebenen Namen, auf den Bl. 19 b. und 20 a., deren jeder, thronend, einer Anzahl von vor ihm stehenden Zuhörern mit erhobener Rechten das Evangelium predigt. Bei dem Thomas sind diese, in Beziehung seiner Bekehrung der Mohren, schwarz. Petrus erscheint hier in dem bekannten Typus, indess, nach der früheren Weise, noch ohne Glatze, obwohl schon mit weissem Haar. So ist auch das des Paulus weiss. Leider ist der untere Theil seines Gesichts verwischt. Johannes ist als Greis aufgefasst, Jacobus hat einen langen, braunen Bart. Die Gewänder des Petrus bestehen hier schon, wie später, in einer blauen Tunica und einer gelben Toga, welche nur hier mehr gegen das Orange zieht, die des Paulus in einer hellblauen Tunica und einer Toga von dunklem Purpur. Sehr eigenthümlich ist es Bl. 21 a. ausgedrückt, dass Hezekias von Gottes Gnaden den Juden zum König gesetzt worden. Von drei Kriegern auf einem stählernen Schilde mit goldenem Rande emporgehoben, in eine

Tunica von Purpur mit breitem goldenen Streif gekleidet, setzt ihm ein aus einem blauen, bekanntlich den Himmel bedeutenden, Kreissegment herabschwebender Engel eine hohe, goldene, mit rothen Steinen besetzte Krone auf. In der Rechten hält der König ein langes Scepter, welches oben in einem Quadrat, mit vier kleinen Kreisen an den Ecken, endet. Ganz eigenthümlich ist zunächst die Vorstellung der Himmelfahrt Christi Bl. 25 b. Oben sieht man nämlich, in einem grossen, blauen Kreise mit vier rothen Sternen, zwei Engel, welche prächtige goldene Teppiche mit Mustern in lichtem Purpur halten. Die Beischrift, *αἱ πυλαι του οὐρανου,* belehrt uns, dass hiermit die Pforten des Himmels gemeint sind. Zu diesen wird der mit einer Tunica von dunklem Purpur bekleidete Christus in einer blauen Mandorla von zwei Engeln, von guten Motiven und mit den hellfarbigen Gewändern antiker Malereien angethan, emporgetragen. Zu den merkwürdigsten Vorstellungen gehören indess die auf Bl. 27 b. befindlichen. Oben zwei Heilige mit den Beischriften *Νικηφορος ὁ πριαρχος* (d. h. *πατριάρχος*) und *Σοπηρος,* welche zwischen sich ein Rund mit dem Brustbilde Christi halten. Der letzte ist von ungemein strenger, aber edler Würde. Mehr unten dieselben Heiligen, welche sich bei einem thronenden, byzantinischen Kaiser offenbar für den Bilderdienst verwenden. Daneben drei alte Priester, zum Theil mit vielem Erfolg in jene hellfarbenen Gewänder gekleidet, von denen der eine mit seinem Stabe nach einem ähnlichen Brustbilde Christi schlägt. Die Beischrift, *οἱ εἰκονομαχοι,* belehrt uns überdem, dass hierin die Bilderstürmer dargestellt sind. Dieses ist die einzige Vorstellung dieser Art, welche mir bisher in byzantinischen Miniaturen vorgekommen ist. Auf Bl. 28 a. sieht man den stehenden David, als schlanken Jüngling, in kurzem hellblauen Rock und hellpurpurner Chlamys, mit nackten Ober- und bewickelten Unterbeinen und Füssen, in der Rechten den Hirtenstab, auf der Linken eine Lyra von sehr einfacher Form. Fünf Ziegenböcke und Widder, welche seine Heerde bilden, sind im Verhältniss zu ihm zu gross und rühren offenbar, eben so wie ein Wolf, welcher einen Widder fortschleppt, und ein ihn verfolgender Hund, beide von trefflichen Motiven, wie schon der schwere und dunkle Ton der Farbe zeigt, von einer anderen Hand her. In der Auferweckung des Lazarus, Bl. 31 b., ist ganz die älteste Darstellungsweise der Katakomben beibehalten, nur sind seine Verhältnisse sehr lang, seine Gesichtszüge ganz jugendlich. Bl. 32. a enthält zweimal Christus und David nebeneinanderstehend im Gespräch. Auch die Auferstehung, Bl. 32 b., ist sehr bemerkenswerth. Die Auffassung des heiligen Grabes, als ein thurmartiges Gebäude, ist offenbar das Vorbild einer ähnlichen Auffassung in Miniaturen der Abendländer. Neu aber war mir, dass aus dem bekannten Kreissegment ein in Blau gekleideter Engel seine Hände zu dem noch auf der Erde stehenden Christus herabstreckt, um ihn emporzuheben. Von zwei ruhenden Kriegsknechten ist der eine, welcher, sich auf einen runden, goldenen Schild stützend, emporblickt, sehr lebendig und wahr. Basilius, Chrysostomus und ein dritter Heiliger, Bl. 35 b., sind in der mürrischen Strenge des Ausdrucks, in dem schweren Braun des Fleisches und der Gewänder wieder wahre Musterbilder der späteren byzantinischen Kunstweise. Die Steinigung des Stephanus, Bl. 38 a., ist die älteste, mir bekannte, byzantinische Darstellung dieses Vor-

gangs. Während drei Juden beschäftigt sind, den Knieenden zu steinigen, sitzt der schon im Typus des Paulus gehaltene Saulus auf einem Felsen von der bekannten, conventionellen byzantinischen Form, und streckt die Hand ermunternd aus. Sehr sprechend ist das Motiv in dem renigen Petrus, Bl. 47 b., welcher, hier abweichend in einer hellblauen Tunica, die Toga, von rosigem Schillerstoff, vor den Mund hält. Neben ihm ist ein grosser Hahn; über ihm, als Zeichen, dass ihm seine Reue Vergebung erlangt, die aus dem Kreissegment hervorragende, segnende Hand Gottvaters. Bei der leider sehr beschädigten Darstellung des Abendmahls, Bl. 50 a., vielleicht der ältesten von byzantinischer Kunst, welche auf uns gekommen, ist es merkwürdig, dass noch die antike Sitte des Liegens beim Mahl beibehalten worden, und dass Christus ganz auf der rechten Seite des Tisches, von halbkreisförmiger Gestalt, befindlich ist. Der Anfang des Psalms, „Wie der Hirsch nach dem Wasser schreit etc.“, Bl. 51 a., gewährt ein Beispiel, wie der den Griechen eigenthümliche Sinn den Inhalt des Textes möglichst durch die Kunst zu veranschaulichen, selbst im XI. Jahrhundert noch nicht erstorben war. Wir sehen nämlich hier einen Hirsch von recht guter Bewegung an dem, durch einen blauen Streifen angegebenen Wasser; ja durch einen purpurnen Felsen und Gesträuch ist auch die sonstige Landschaft leicht angedeutet. Darüber David, welcher diese Worte an den, als Brustbild in einem goldenen Rund, dem Himmel, ihm erscheinenden Gottvater richtet, welcher hier, wie gewöhnlich, im Mosaikentypus Christi erscheint, und, wie öfter, sogar von den Buchstaben IC und XC begleitet wird. Bei der Himmelfahrt des Elias, Bl. 51 b., ist der von vier Pferden gezogene Wagen, um den feurigen Glanz auszudrücken, zinnoberroth. Der ganz in den lichten Farben angezogene Elias ist trefflich bewegt. Bl. 55 b. zeigt uns eine eigenthümlich byzantinische Darstellung der Dreieinigkeit. Oben ertheilt die aus einem dunkelblauen Kreissegment hervorragende Hand Gottvaters in byzantinischer Weise den Segen. In einem breiten, hellblauen Strahl, welcher von ihr ausgeht, der heilige Geist als Taube. Unten, in einem goldenen Rund, Christus als Kind auf dem Schoosse der, in streng byzantinischer Form, im dunkelpurpurnen Gewande mit goldenen Falten, aufgefassten Maria. Bl. 56 a. gewährt in dem jugendlichen Typus des thronenden Christus von sehr gutem Motiv ein Beispiel, dass dieser, obwohl von abendländischem Ursprung, gelegentlich selbst in der byzantinischen Kunst in Anwendung gekommen ist. Dagegen erscheint auffallenderweise der ebenfalls jugendlich genommene David unter ihm, eine sehr gute Gestalt, schon völlig in dem überladenen und geschmacklosen Kostüm eines byzantinischen Kaisers. Die Verkündigung Mariä, Bl. 56 b., gehört zu den glücklichsten Darstellungen. In der, mit hellblauer Tunica und dunkelpurpurnem Mantel, auf einem goldenen Sessel sitzenden Maria sind die Worte der Erwiderung auf die Anrede des edel gefassten Engels: „Welch ein Gruss ist das?“ durch die Bewegung der Hände sehr sprechend ausgedrückt. Durch den hinter ihr stehenden Stammvater David, welcher sie segnet, wird die ganze Auffassung eine symbolische. In der Himmelfahrt Christi, Bl. 58 b., wird er, sehr klein, in einer blauen Mandorla, von vier Engeln emporgetragen, unten, unter Bäumen, in der Mitte Maria, zu den Seiten die leider sehr verdorbenen Apostel, an welchen die eigen-

thümlich breite, antike Behandlung in den leidlich erhaltenen Köpfen auffällt. Sehr merkwürdig ist die ausführliche Darstellung des Sonnengottes mit der Beischrift ὁ ἥλιος, Bl. 61 b., welche auffallend an die bekannte in dem „hortus deliciarum“ der HERRAD VON LANDSBERG erinnert, nur dass hier Alles noch der Antike ungleich näher steht. Eine jugendliche, von Strahlen umgebene Gestalt, ganz von vorn genommen, ragt er hinter dem, einen Halbkreis bildenden, Wagen hervor. In der Rechten hält er die Peitsche, in der Linken die Sonnenscheibe, einen Kreis, von dem Strahlen ausgehen. Die vier Pferde springen, je zu zwei, zu den Seiten vor. Unten sieht man die strahlenden Räder mit ihrer Verbindung. Um aber auch die Wärme des Lichts auszudrücken, ist die ganze Vorstellung in hellrother Farbe ausgeführt. Darunter befindet sich in der Mitte, in einem goldenen Rund, Christus, zu den Seiten der Prophet Habakuk und David. Der Besuch der drei Engel bei Abraham, Bl. 62 b., überrascht durch die höchst edlen Motive derselben, von denen zwei an dem Tische stehen. Leider ist der grösste Theil des Abraham zerstört. Die Beischrift des Bildes, Bl. 63 b., „ὁ Δαυίδ ἐλεγχόμενος“, belehrt uns, dass eine vor dem thronenden David stehende Gestalt der Prophet Nathan ist, welcher ihm im Namen Jehovahs sein Vergehen in Betreff des Urias vorhält. Hinter David ein Engel, in Gestalt, Motiv und Farbe von grosser Schönheit. Bei dem Christus, welcher den Aposteln die Füsse wäscht, der ältesten mir bekannten byzantinischen Darstellung dieses Vorgangs, befindet sich bereits jene bedeutende Gebährde des Petrus, dass er mit der Rechten nach seinem Kopf deutet, welche man, wie ich an einer andern Stelle nachgewiesen, bei den Darstellungen dieses Gegenstandes bis zum XVII. Jahrhundert verfolgen kann. Der flehende, heilige Makarios mit weissem Bart, Bl. 67 b., so wie ein andrer Heiliger, Bl. 75 b., sind wieder von jener strengen, düsteren Ascese byzantinischer Kunst. Bei der Erlösung der Vorväter aus der Vorhölle, Bl. 82 b. und 83 a., erscheint Christus in einer blauen Mandorla, welche den herabstürzenden Satan, von dunkler Farbe, aber rein menschlicher Gestalt, berührt. Ein sehr alter Mann und eine Frau neben Christus sind wahrscheinlich Adam und Eva. Bei der Taufe vom Kämmerer des Mohrenkönigs, Bl. 85 a., steht dieser bis an den Hals in einem Wasserberge, wie dieses bei den ältesten Vorstellungen der Taufe Christi vorkommt; der Apostel ist in Purpur gekleidet. Daneben sieht man beide in einem Viergespann, in vollstem Laufe wegfahrend. Ein jugendlicher Heiliger zu Pferde mit der Beischrift ὁ ἅ προκος (d. h. Prokopos), dem in der Luft aus dem Kreissegment ein goldenes Kreuz erscheint, zeichnet sich durch die sehr edle Auffassung aus. Bei der Darstellung Christi am Kreuz, Bl. 87 b., ist es sehr bemerkenswerth, dass sich die byzantinische Auffassung zwar schon in der grossen Länge und Magerkeit, keineswegs aber in dem gesenkten Haupte und ausgebogenen Leibe vorfindet. Der Heiland erscheint hier vielmehr ganz aufrecht und noch lebend. Hieraus geht hervor, dass jene, zuerst von Hrn. v. RUMOHR als charakteristisch für die byzantinische Schule hervorgehobene Auffassung nach der Mitte des XI. Jahrhunderts noch keineswegs allgemein in derselben angenommen war. Uebrigens finden sich hier die vier Nägel und das ungewöhnlich grosse Fussbrett. Ausserdem ist Christus bis auf die Arme und Füsse in einen Purpurrock mit

Faltenmotiven in Gold gekleidet. Am Kreuz sieht man nur, rechts den mit dem Speer die Seite öffnenden Longinus und links den Juden, welcher Jesum mit dem Schwamme tränkt. Auf Bl. 88 a. finden sich noch einmal zwei Figuren, welche mit einem Stabe, den sie beide anfassen, nach einem Bilde Christi schlagen, mit der Beischrift *εἰκονομάχοι*. — Sehr merkwürdig ist Bl. 91 a. der jugendlich, aber sehr ernst und stattlich aufgefasste Salomo, welcher einerseits schon in dem Kostüm eines byzantinischen Kaisers erscheint, andererseits aber noch die Hände nach der antiken Weise zum Gebet erhebt. Der englische Gruss darunter ist dadurch eigenthümlich, dass die Jungfrau vor dem Hause mit der Spindel dargestellt ist. Bei der Anbetung der drei Könige, Bl. 92 b., lehrt schon die Beischrift, *μάγοι*, dass sie hier noch als Weise aufgefasst sind; auch haben sie, statt der späteren Kronen, noch Mützen, was offenbar mit der ältesten antik-römischen Auffassung aller Ausländer zusammenhängt, wo sie in phrygischen Mützen erscheinen: denn auch die, dieser eigenen, Beinkleider, welche hier purpurroth, die kurzen Kleider und die, hier bläulichen, Reisestiefel sind noch beibehalten. Das ziemlich grosse, sehr magere Kind ist bekleidet. Unter dieser Darstellung die drei Weisen, welche im Galopp fortreiten, wobei der ihr Gepäck tragende Esel hinter ihnen nicht vergessen ist. Bei einer zweiten Darstellung der Kreuzigung, Bl. 96 b., ist Christus wie oben lebend, doch mit geringer Ausbiegung des Körpers und mit grossem, weissem Lendentuche dargestellt. Dem Longinus, zu seiner Rechten, entsprechen Johannes und Maria zu seiner Linken. Mir ganz neu ist darunter die Darstellung des, von einem Flusse, welcher, aus Mangel der Perspective, zu beiden Seiten emporzulaufen scheint, eingeschlossenen Paradieses, als eines Gartens. An den Enden des Flusses zwei Flussgötter von der Farbe des Wassers, mit goldenen Kronen von seltsamer Form auf den Häuptern. Hierdurch soll wahrscheinlich ausgedrückt sein, dass das durch die Erbsünde verlorene Paradies durch den Tod Christi wiedererworben worden ist. Eine, die ganze Seite einnehmende, Darstellung der Ertheilung des alten Gesetzes auf Sinai, Bl. 99 b., ist ohne Zweifel eine Wiederholung eines viel älteren Vorbildes. Der ganz im Mosaikentypus Christi dargestellte Jehovah in Tunica und Toga von blauer Farbe, mit unbekleideten Füssen, die Rechte segnend erhoben, ist höchst würdig und edel in Ausdruck und Motiv. Auch Moses, dessen Gewänder hellblau und rosenroth, macht den Eindruck einer antiken Malerei. Die Tafeln des Gesetzes finden sich nicht vor. An der Spitze der Psalmen des Assaph, Bl. 100 a., erscheint dieser thronend als Greis, welcher auf ein Buch deutet. Zu den Seiten stehen je drei Zuhörer. Oben, seitwärts in einem Rund, das Brustbild des Gottvaters in dem unbärtigen Typus Christi. — Moses auf einem Berge, Bl. 101 b., ist jugendlich aufgefasst, von dem von ihm erhobenen Stabe fliesst ein Strom herab, aus dem unten drei Männer trinken. Höchst eigenthümlich ist die Sendung des Mannah, Bl. 102 a. In einem sehr gut bewegten Engel, welcher einem Manne das Mannah in der runden Form einer Hostie reicht, findet sich sowohl noch die, im Geiste antiker Kunst, personificirende und vereinfachte Auffassung, als die Hindeutung auf das Abendmahl. Dagegen ist derselbe Gegenstand daneben durch ein blaues Halbrund mit den zwei goldenen Flügelthüren des Himmels, aus dem es grünliche Flecken regnet, welche

von vier Männern, unter denen der eine mit grossem, schwarzem Bart den jüdischen Typus trefflich ausdrückt, aufgefangen werden, als historischer Vorgang dargestellt. In einer sehr vereinfachten Weise sind, Bl. 104 a., die ersten sechs Plagen Aegyptens dargestellt. So die Verwandlung des Wassers in Blut, durch zwei röthliche Flussgötter, welche, durch Hörner das Ansehen von Teufeln habend, aus einer Urne einen rothen Strom ausgiessen. Neben einem dieser Flussgötter, mit den Gebährden des Leidens, drei Männer. Vier Frösche, acht Mücken und, unter dem Strom, sechs Heuschrecken über einem Kornfelde, bezeichnen die betreffenden Plagen. Darunter ein dunkelgrünliches Kreissegment, woraus Hagel und Regen auf einen Ochsen, ein Pferd, zwei Widder und eine Weinrebe fällt. Bei der 7ten Plage, der Schlagung der Erstgeburt, Bl. 104 b., tritt wieder, obschon in christlicher Form, die antike Sinnesweise der Darstellung durch Personification hervor. Wir sehen hier nämlich zwei schwebende Strafengel, welche mit Speeren zwei Menschen durchbohren. Eine Vorstellung, Bl. 106 a., hat ohne Zweifel eine symbolische, mir nicht ganz klare Bedeutung. Oben, in streng byzantinischer Auffassung, Maria mit dem Kinde in halber Figur vor einem Gebäude. Unter ihr ein Fels, und zu unterst David, welcher von Samuel aus einem goldenen Horn zum König gesalbt wird. Zur Andeutung seines Hirtenstandes eine Heerde von sechs Thieren und ein bellender Hund. Mir neu ist ebenso, Bl. 107 b., der zwischen zwei Engeln thronende Gottvater, neben ihm, als ein Greis im Purpurgewande, Jakob, vor dem Joseph mit Benjamin an der Hand steht, wie aus den beigeschriebenen Namen hervorgeht. Auch Abraham, Bl. 109 b., als würdiger Greis im Purpurkleide mit den Faltenmotiven in Gold, welcher sich in Verehrung vor dem ihm den Segen ertheilenden Gottvater bückt, ist ebenso bemerkenswerth, als, Bl. 110 a., der segnende Christus auf einem Felsen, aus dem das Wasser des Lebens hervorquillt, woraus zwei Personen trinken. Hinter Christus, stehend, ein jugendlicher Heiliger. Zu den interessantesten Darstellungen aber gehört der zwischen zwei grossen Engeln mit rothen Sceptern thronende, jugendliche, segnende Christus, Bl. 110 b., welcher eine auffallende Aehnlichkeit mit dem auf der berühmten Kaiserdalmatica in der Peterskirche zu Rom, bekanntlich ebenfalls ein Werk byzantinischer Kunst, hat, und drei auf Säulen stehende bewaffnete Männer von bläulicher Farbe, mit der Beischrift *„οἱ θεοι των ἐθνων“*. Diese beweisen nämlich, in welchem Grade sich die Tradition der Darstellung der antiken Götter schon damals bei den griechischen Künstlern verloren hatte. Hier befindet sich auch, Bl. 113 a., die älteste, mir bekannte Vorstellung des Zachaeus, welcher als alter Mann in purpurner Tunica und zinnoberrother Toga auf einem Baum sitzt, dessen Blätter dem Epheu entlehnt sind. Unten der zu ihm emporschauende Christus. Das Mahl Christi bei Zachaeus ist darunter, dem Raume gemäss, sehr vereinfacht dargestellt, denn man sieht nur ihn und Petrus an dem Tische liegend, zwei andere Personen hinter dem Tische, und den aus einer Thür mit einer Schüssel eintretenden Zachaeus. Die Heimsuchung, Bl. 114 a., wobei Maria in blauer Tunica und purpurnem Mantel, Elisabeth in hellbraunem Rock und dunkelbraunem Mantel erscheint, zeichnet sich durch die Innigkeit der Umarmung beider aus. Zugleich erkennt man in den Formen spätantiker Architektur, worin

die Begegnung vorgeht, das Vorbild der architektonischen Form, welche in den abendländischen Miniaturen vom VIII. Jahrhundert ab die vorherrschende ist, und selbst auch noch im XII. Jahrhundert, mithin zu einer Zeit vorkommt, in welcher die romanische Architektur schon völlig ausgebildet war, und daher Muster in unmittelbarer Umgebung gewährte. Hierin liegt ein neuer Beweis der Zähigkeit des byzantinischen Einflusses. Ueber diesem Bau befinden sich in symbolischer Beziehung, als Knaben, der segnende Christus und der ihn knieend verehrende Johannes (Beischrift *„ὁ πρόδρομος“*). Auf der Darstellung des Brustbildes Christi, Bl. 115 a., hat folgende Form, -ф-, des Kreuzes ohne Zweifel eine besondere Bedeutung. Neben dem Kreuz der stehende David in Verehrung. Auch die Grablegung, Bl. 116 a., ist sehr eigenthümlich aufgefasst. Joseph von Arimathia und Nicodemus, wie die beigeschriebenen Namen lehren, tragen den sehr kleinen, ganz als Mumie eingewickelten Leichnam nach der thürartigen Oeffnung eines braunen Felsen, auf welchen ein aus dem Kreissegment herabschwebender Engel deutet. Unten, in sehr sprechenden Gebährden des Schmerzes, Maria und zwei andere Frauen (*„αἱ γυναῖκες“*). Bl. 118 a. enthält wohl eine der ältesten Darstellungen der Verklärung Christi (Beischrift *„ἡ μεταμόρφωσις“*), welche, ohne Zweifel schon früh von den byzantinischen Künstlern erfunden, für alle Zeiten, selbst für Raphael, typisch geworden ist. In der Mitte, in einem Rund von dunklem Stahlblau, Christus. Zu seiner Rechten, als Greis mit weissem Bart, Elias, zu seiner Linken, jugendlich genommen, Moses, beide das Haupt in Verehrung neigend. Viel tiefer, auf einem Felsen knieend, die drei Jünger. Petrus in dem bekannten Typus, doch schon als Greis, ein andrer, wahrscheinlich Johannes, jugendlich, der dritte, also Jacobus, mit braunem Bart. Bei der Flucht nach Aegypten, Bl. 121 a., ist mir neu, dass vor dem Esel, worauf Maria mit dem Kinde in sehr feierlicher Auffassung, ein Mann in kurzem rothen Kleide und purpurnen Hosen, mit der Beischrift „Jacobus“ einherschreitet.*) Welche Person dieses Namens gemeint sein kann, ist mir undeutlich. Joseph, welcher der Maria folgt, ist als Greis, doch im antiken Kostüm in blauer Tunica, purpurner Toga und mit nackten Füssen dargestellt. Bl. 125 a. enthält wieder zwei Flussgötter als blaue Männer mit Kronen, mit der Beischrift *„οἱ ποταμοί“*.

*) In dem Malerhandbuche vom Berge Athos (französ. herausgegeb. von Didron, deutsch von Godeh. Schäfer) wird unter den Typen der Flucht nach Aegypten der Leiter des Esels ebenfalls erwähnt, aber nur anonym, also den späteren Verfassern nicht mehr bekannt, als „ein Jüngling, welcher das Fullen an dem Zaum führt, hält einen Korb und sieht zurück auf die Heiligste“. Didron bemerkt dazu die Entlehnung dieses Jünglings aus einer jetzt unbekannten Legende und weist darauf hin, dass auf italienischen Darstellungen der Flucht ein Engel es sei, der die Flüchtlinge leitete. Vergl. S. 176 der deutschen Ausgabe des Handbuches. In byzantinischen Bildern finden wir den Jüngling öfter wieder, z. B. auf den einer griechischen Schule des XI. Jahrh. zugeschriebenen Fresken der Kirche S. Urbano alla Caffarella bei Rom (d'Agincourt, Peinture. Taf. XCV) und in einem Menologium der vatikanischen Bibliothek (gedruckt: Urbini 1727; s. Tom. II, tab. 274. p. 59. — Vergl. d'Agincourt a. a. O. Taf. XXI n. 18), indess ohne jede nähere Auskunft über seine Person, indem der Text des Menologiums nur lautet: *In Aegyptum Deipara fugit cum Infante et Josepho duabus ex causis etc. etc.* — Das Evangelium infantiae (Thilo, Cod. apocr. N. T. I) c. 17 ff. gesellt der heiligen Familie als Reisebegleiterin eine von dem Christkinde geheilte „puella leprosa“ hinzu, und in dem alten Passional des XIII. Jahrh. (herausgegeben von Hahn, S. 37 V. 25) begiebt sich die Familie auf die Flucht *„mit vie vnd mit gesinde“*. Zu diesem Gesinde dürften wir jenen Jüngling, Jacobus mit Namen, den späteren Apostel Jacobus Minor, zählen, da er einer Sage zufolge ein Sohn Joseph's aus einer früheren Ehe gewesen sein soll (Petrus de Natalibus, Catalogus sanctorum l. III. c. CCIX). — Beiläufig noch die Bemerkung, dass über die königliche Frau, welche auf dem erwähnten Bilde des Menologiums der heiligen Familie aus offenem Burgthore entgegentritt, das Evangelium infantiae a. a. O. nähere Auskunft giebt. O.

Ganz einzig ist aber die Darstellung der Prophezeiung Christi über Jerusalem, Bl. 134. b. Vor dem segnenden Christus ragt nämlich aus der architektonischen Andeutung der Stadt mit der Beischrift, *CIΩN*, ein weiblicher Kopf vom Ausdruck der Trauer mit einer flachen, purpurnen Krone, also offenbar die Personification derselben, hervor. Ihr zukünftiger Untergang ist aber vollends noch ganz in der Anschauungsweise der antiken Welt ausgedrückt. Ein mehr unten befindliches, schwarzes Feld hat nämlich die Beischrift, *ὁ ἄδης*, also die Unterwelt, und eine innerhalb desselben hingeworfene Figur, von der man leider nur noch die Umrisse erkennen kann, soll ohne Zweifel Jerusalem vorstellen. Zu dem Merkwürdigsten dieses reichen Codex gehört indess ohne Zweifel, auf Bl. 135. b., der Versuch, das Weltall in einer Figur, von der ich hier eine ungefähre Abbildung gebe, darzustellen. In dem äusseren, blauen Ringe dieses Kreises sind Sterne angegeben. Innerhalb desselben befindet sich die Inschrift, *ὁ οὐρανος*, so wie die Sonne von rother, der Mond von blauer Farbe. Im Centrum des Kreises aber die Erde. Unter den beiden Köpfen, welche durch Streifen mit der Erde zusammenhängen, sind, wie die Inschrift, *ἀντιποδες*, lehrt, die Gegenfüssler gemeint. Eine Darstellung eines Sterbenden, Bl. 137. a., aus dessen Munde ein nacktes Kind, mit der Ueberschrift, *ψυχη του ἀμͅ* (Abkürzung von *ἀμώμου*, des Fleckenlosen, oder, wie wir sagen, des Gerechten), hervorkommt, welches ein herabschwebender Engel im Begriff ist in Empfang zu nehmen, während ein andrer Engel zu den Häupten des Lagers steht, beweist, dass die Art der Darstellung der Seele, welcher man so vielfach in Denkmälern der abendländischen Völker begegnet, ursprünglich in der byzantinischen Schule erfunden worden ist. Wenigstens ist mir keine andere so alte Vorstellung dieser Art anderweitig bekannt. Auf Bl. 138 a. begegnen wir noch einmal einer sehr ähnlichen Darstellung der Antipoden, nur befinden sich hier ausserdem noch drei ganze, nackte Figürchen. Bl. 140 a. zeigt Petrus im Kopf, wie in der Tracht, ganz nach der ältesten Tradition, Johannes den Evangelisten aber beinahe im Typus des Paulus, nur dass Haar und Bart grau sind. Wie beachtenswerth auch die Darstellungen auf Bl. 143 und den folgenden, aus der Geschichte des Moses, wie der Durchgang durch das rothe Meer, die Verehrung des goldenen Kalbes u. s. w., sind, begnüge ich mich doch mit der Bemerkung, dass darin Moses stets jugendlich, Aaron immer als Greis aufgefasst ist. Dagegen muss ich die Himmelfahrt Christi, Bl. 149 a., sowohl wegen der Auffassung, als wegen des besonders reinen, antiken Farbengefühls und des breiten Vortrages hervorheben. Wir sehen hier nur Christus, welcher, ohne Zweifel um den himmlischen Glanz auszudrücken, in zinnoberrother Tunica und purpurner Toga, mit Faltenmotiven in Gold, die Rechte segnend erhoben, innerhalb einer blauen Mandorla, worin drei goldene Sterne, von zwei, in dem Motive sehr schönen, Engeln an der unteren Spitze der Mandorla emporgetragen wird. Auch der Tod des Judas, Bl. 150 a., ist in merkwürdiger Weise dargestellt. Seine geistige Verworfenheit ist hier nicht, wie meist anderweitig, durch seine

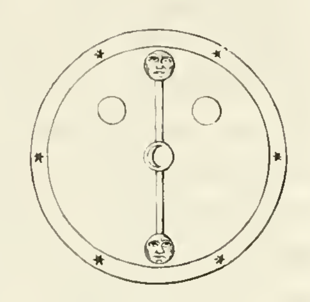


Fig. 15.

äussere Erscheinung ausgedrückt. Sein Kopf ist jugendlich, seine Gestalt fein, sein Kostüm, von zarten Schillerstoffen, noch ganz römisch. Er wird von einem schwarzen Teufel, mit einem schwarzen Bande um den Hals, emporgehoben, um ihn an einen Baum zu hängen. Eine würdige Gestalt mit einem Nimbus auf dem Rande gegenüber mit der Beischrift „*ματ*", soll wohl Matthaeus, als den Erzähler seines Todes, darstellen. Hier befindet sich auch, Bl. 151 a., die älteste, mir bekannte Vorstellung der Versuchung des heil. Antonius. Leider kann man von ihm fast nur in dem Kopf den recht guten Ausdruck des Flehens erkennen. Hinter ihm ein schwarzer, geflügelter Teufel von colossaler Grösse, und vor ihm her, entfliegend, zwei kleinere von ähnlicher Bildung. Zu den wichtigsten Vorstellungen des Codex gehört aber das Abendmahl, Bl. 152 a. Unter einem, von Säulen getragenen Schirmdache, wie dergleichen in den alten Basiliken über dem Altar befindlich ist, nur dass sich hier als Decke eine Art Kuppel befindet, steht in der Mitte Christus und reicht mit der Rechten eine fleischfarbige Hostie einem der Jünger, welcher, sich neigend, im Begriff ist, sie mit beiden Händen zu empfangen. In der Linken hält er noch eine ähnliche Hostie. Vor ihm steht ein Alter mit einer schönen rothen Decke. Hinter jenem Apostel noch fünf andere mit erhobenen Händen. Zur Linken Christi die sechs übrigen, von denen der vorderste aus dem Kelch trinkt, welchen er von Christus erhalten. Hinter ihnen, wie aus der Beischrift erhellt, Melchisedek, eine jugendliche Gestalt, mit einer Krone, eine goldene Schaale, worin eine goldene Giesskanne, haltend. Ihm entsprechend, auf der andern Seite, ebenfalls mit dem Namen, David, gleichfalls jugendlich. Die Motive sind durchweg gut, das Kostüm der Jünger ganz antik, desgleichen die Art der Färbung. Das ganze Ansehen ist ungleich alterthümlicher, als auf der, in vielen Stücken sehr ähnlichen, Darstellung auf den Aermeln der schon erwähnten Kaiserdalmatica, und ein neuer Beweis für die spätere Zeit derselben. Bl. 152. enthält das Vorbild für die Darstellung des h. Onuphrius, als nackter, nur um die Schaam mit Blättern versehener Greis, welcher knieend zu dem Kreissegment, woraus die segnende Hand Gottvaters hervorragt, emporfleht. Der Palmsonntag ist in sehr vereinfachter Weise dargestellt. Ausser Christus auf dem Esel, sieht man nur Petrus, einen kleinen Juden, welcher sein Purpurgewand ausbreitet, und in dem Thor, von antiker Bauform, einen Greis, mit einem sehr grossen Palmenzweige, und einige Begleiter. Bl. 158 a. zeigt uns fünf Heilige in guten und lebhaften Bewegungen der Verehrung des, in der Luft, in einem Kreis erscheinenden, Brustbildes des segnenden Christus. Die Beischrift, *οἱ ἅγιοι πέντε*, lehrt uns, dass diese die unter dieser Angabe gemeinten Märtyrer, Eustratius, Auxentius, Mardarius, Eugenius und Orestes vorstellen. Sehr beachtenswerth ist die Erschaffung des Adam, Bl. 162. Gottvater, ganz im Mosaikentypus Christi, und von sehr würdigem Ausdruck, in purpurner Tunica, gedämpft blauer Toga, die Füsse mit Sandalen bekleidet, bückt sich zu dem am Boden liegenden Adam herab und berührt mit der Linken sein Haupt, während er ihn mit der Rechten segnet. Das Paradies ist durch blühende Bäume angedeutet, welche ihn umgeben; dessen Thor durch ein rothes Feld, worin sich ein Cherub befindet. Sehr charakteristisch für die, gegen die männlichen, ziemlich seltenen weiblichen Heiligen

im streng byzantinischen Styl ist die noch mit erhobenen Händen, also in antiker Weise, betende, heilige Euphemia, Bl. 163 b., und die heilige Thecla, Bl. 165 b., beide in braunen Gewändern. — Die Trauer der Juden zu Babylon, Bl. 176., ist wahrscheinlich die älteste, auf uns gekommene Darstellung dieses Gegenstandes. Zwei Flussgötter, mit denen ohne Zweifel der Euphrat und Tigris gemeint ist, sind wie oben gestaltet, nur dass hier, eine unschöne Neuerung, die Ströme aus dem Munde hervorkommen. Daneben Palmen, woran goldene Harfen gelehnt sind. Einige ruhende Juden sind leider sehr verdorben, vier stehende besser erhalten. Zwei Männer mit goldenen Helmen sollen ohne Zweifel babylonische Krieger vorstellen, welche die Juden bewachen. Viel Interessantes enthält eine Reihe von Bildern aus der Geschichte des David. Auf Bl. 183 sehen wir den schleudernden David. Goliath, im rothen Panzerkleid mit goldenen Schuppen, sticht nach ihm mit der Lanze in lahmer Weise. Bl. 189 b. zeigt uns den zwischen zwei Engeln thronenden Gottvater, welcher den zu seiner Rechten zu David absendet. Darunter derselbe Engel, und David bei seiner Heerde, welcher die Flöte ganz in der Art bläst, wie dieses heut geschieht; ganz unten, wie er dem Engel folgt. Auf dem Bl. 190 a. finden wir ihn noch einmal bei der Heerde im Gespräch mit dem Engel, in Folge dessen, darunter, denselben, dem, als Greis aufgefassten, Samuel mit grossem Salbhorn gegenüber, und, ganz unten, die Salbung selbst in Gegenwart seines Vaters Jesse und Andrer, in denen das Erstaunen sehr wohl ausgedrückt ist. Bl. 190 b. in ähnlicher Weise dieselbe Handlung, wo die Zuschauer ausdrücklich als Jesse und die Brüder Davids bezeichnet sind, und, in ungleich grösseren Verhältnissen, der thronende, von einem bösen Geist besessene Saul, von fünf Kriegern umgeben, mit der Beischrift *„θαυμαζονται οἱ ἀρχοντες“*. Bl. 191 a. zeigt in ähnlicher Grösse den auf Goliath knieenden David, in einer Tunica von lichtem Purpur und mit einer ihn umflatternden blauen Chlamys, wie er, ihn beim Schopf haltend, ihm den Kopf abhaut. Daneben die fliehenden Philister; darunter drei Jungfrauen, welche durch Harfen-, Geigen- und Trommelspiel David feiern. Bl. 192 a. enthält eine merkwürdige, wie die Mosaiken angeordnete, doch durch den Zustand der Figuren und Beischriften nicht mehr deutliche Vorstellung. Bl. 199 gewährt ein recht schlagendes Beispiel, wie in der frühesten Zeit byzantinischer Kunst erfundene Vorstellungen im Laufe der Zeit verändert, und auch in der Ausführung schwächer geworden sind. Allen Kunstfreunden ist die in D'AGINCOURT's Werk veröffentlichte Darstellung des Propheten Jesaias zwischen den antiken Personificationen der Nacht und des Morgenlichts bekannt, welche derselbe einem, in der vaticanischen Bibliothek befindlichen, byzantinischen Manuscripte des 10. Jahrhunderts entlehnt hat. Von einem anderen, noch schöneren, aber wesentlich mit jenem übereinstimmenden Exemplar in dem berühmten byzantinischen Manuscript des Psalters in Paris habe ich im Jahre 1839 ausführlich Rechenschaft gegeben.*) Beide deuten auf ein gemeinsames, älteres und mit Recht sehr geschätztes Urbild. Hier finden wir nun zwar diese Vorstellung mit Benutzung derselben Motive, ja der Knabe hat noch die Beischrift,

*) Kunstwerke und Künstler in Paris. S. 223 f.

ὄρθρος, doch ist die Gestalt der Nacht ganz unterdrückt, und an die Stelle der aus dem Kreissegment hervorragenden, segnenden Hand Gottvaters, in einem goldenen Rand dessen Brustbild in dem Mosaikentypus Christi getreten. Endlich ist die Ausführung im Vergleich zu jenen, besonders zu dem Bilde im Psalter zu Paris, von sehr barbarischem Ansehen. Auf Bl. 202 a. und den folgenden ist in besonderer Ausführlichkeit die Geschichte der drei Männer im feurigen Ofen behandelt, welche hier, wie schon in den Katakomben, jugendlich dargestellt sind und auch in der Beischrift, παιδες, genannt werden. Sie werden in dem Ofen von einem Engel beschirmt. Sie erheben die Arme betend zum Himmel, einem grossen, blauen Halbkreise, worin in Weiss und in Roth rohe Profile, mit den Beischriften, σελήνη und ἥλιος. Ihre Köpfe sind von gutem Ausdruck. Bl. 206 b. enthält endlich eine besonders stattliche, echt byzantinische, Darstellung der stehenden Maria mit dem Kinde.

G. F. Waagen.

Die Statue Kaiser Otto's des Grossen

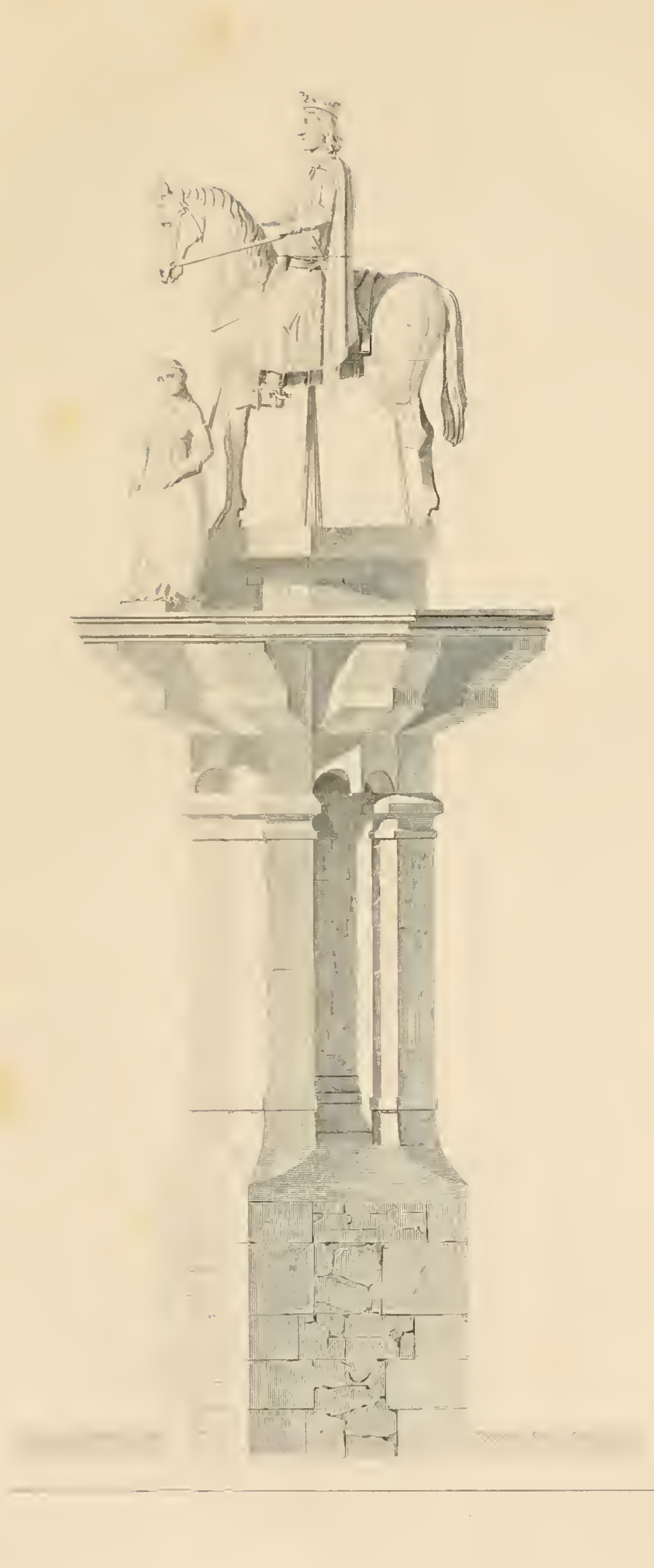
zu Magdeburg.

Auf dem Alten Markte zu Magdeburg, hart vor dem Rathhause, und gegen dasselbe hingerichtet, befindet sich ein Denkmal, das in Deutschland ganz einzig in seiner Art ist, und daher die Aufmerksamkeit der Kunst- und Alterthumsfreunde in hohem Maasse in Anspruch nimmt; um so mehr, als es sich gerade gegenwärtig um eine Restauration desselben handelt, welche die ursprüngliche Anordnung möglichst wiederherzustellen beabsichtigt.

In Folge des sehr anzuerkennenden Vorsatzes der Stadtverwaltung, diese Herstellung in würdigster Weise zu vollführen, hat sich der Herr Stadtbaumeister Grubitz einer sehr genauen Untersuchung des Monuments unterzogen. Das Resultat, nebst den dazu gehörigen Aufnahmen, liegt uns vor. Auf Grund derselben im Vereine mit den von uns selbstständig vorgenommenen genauen Untersuchungen, sind wir im Stande, Folgendes hierüber mitzutheilen, indem wir gleichzeitig auf die Zeichnungen auf Bl. VII, VIII u. IX verweisen.

Nach Beseitigung eines erst 1817 in sehr rohen Formen errichteten 5½ Fuss hohen und an jeder Seite 8 Fuss breiten viereckigen Sockels, aus welchem in unorganischer Weise die eigentliche Basis des Monuments emporstieg, zeigte es sich, dass letztere sich ursprünglich über einer niederen, etwa ½ Fuss hohen weit vorgeschobenen Plinthe erhob, welche 1 Fuss unterhalb des jetzigen Pflasters liegt.*) Sie hat eine achteckige Grundform, doch so, dass die Hauptseiten etwas grösser als wie die übrigen sind. Die Lokalität ist noch nicht genugsam untersucht worden, um zu entscheiden, ob etwa noch eine oder mehrere Stufen

*) Bl. VII zeigt den Aufriss des Monuments in seiner älteren Gestalt, Bl. VIII. Fig. 9. den dazu gehörigen Grundriss; die vollen Striche zeigen die Vorsprünge des unteren Theils an, die punktirten die des oberen.



15 Rh

STATUE KAISER OTTO'S I. ZU MAGDEBURG.

von derselben Grundform unter der aufgedeckten sich befanden. Letztere tritt um 2 ½ Fuss auf jeder Seite vor dem viereckigen Sockel vor, welcher selbst 4 ½ Fuss Breite auf jeder Seite bei etwa 5 ½ Fuss Höhe hat. In der Mitte desselben erhebt sich ein, bei 7 Fuss Höhe, nur wenig über einen Fuss breiter Mittelpfeiler, welcher auf den 4 Ecken von anderen gleich hohen Pfeilern umgeben ist, die einen achteckigen Kranz von 4 ½ Fuss Durchmesser tragen. Hier ist nun die eigenthümliche Anordnung zu beachten, dass diese äusseren übereck gesetzten Pfeiler von fünfseitiger Grundfläche stets die 2 aneinanderstossenden Seiten des Achtecks zur Hälfte als ihre Fronten darstellen, neben welchen die Seiten dadurch gebildet werden, dass von jenen Halbirungspunkten aus nach dem Mittelpunkt des Pfeilers hin Linien gezogen, und hinterwärts, in geringem Abstande von den Ecken des Mittelpfeilers, durch eine Querlinie begränzt werden, wie solches aus dem Grundrisse näher zu ersehen ist. Der obere achtseitige Kranz liegt nun der Art auf den Pfeilern auf, dass die Flächen desselben denen der Frontseiten der äusseren Pfeiler stets parallel liegen, mit den je zwei nebeneinander liegenden, in eine Spitze zusammenlaufenden Hälften aber, welche durch die Pfeiler nicht unterstützt werden, jedesmal eine Spitze bilden, die nun vor den vier Hauptseiten des Pfeilers vortreten. Der Zwischenraum zwischen diesen Spitzen und dem Auflager wird stets durch einen kleinen Rundbogen geschmückt, der einwärts in kegelförmiger Gestalt aus dem Steine herausgearbeitet ist. (S. Bl. VIII. Fig. 5.) Die Basis des Mittelpfeilers ist, wie Bl. VIII. Fig. 6. zeigt, sehr eigenthümlich der Art gebildet, dass zunächst, durch eine Bogenlinie vermittelt, eine Platte vortritt, der eine zweite quadratische Basis übereck untergelegt ist. Der Uebergang des einen Vierecks zum andern geschieht durch von den Ecken ausgehende steiler oder flacher geschwungene Curven, die denen der Pflugschaaren ähnlich erscheinen. Das Gesims des Mittelpfeilers besteht aus einer stark vortretenden Schmiege mit darüberliegender Deckplatte. An der Schmiege erkennt man schwache Spuren einer Inschrift, welche jedoch durch einen späteren Oelfarbenanstrich bis zur Unkenntlichkeit verdeckt ist, so dass es mindestens zweifelhaft ist, ob durch Ablösung des letzteren die Aufdeckung der ersteren gelingen wird. Bei den Aussenpfeilern wird die Basis, ohne Vermittelung einer Plinthe, aus einer steilen Schräge gebildet, die unmittelbar aus der Gesammtbasis des Monuments emporsteigt, und gegen oben von einer vortretenden Plinthe überdeckt wird. Das Kapitäl beginnt gleichfalls mit einer solchen vortretenden Plinthe, über welcher eine Kehle erst etwas einbiegt und dann stark vortritt, um einer stärkeren Deckplinthe sich unterzulegen, die mit einer Abschrägung den oberen Abschluss zu dem achtseitigen Kranze vermittelt (Bl. VIII. Fig. 5.). Die Ecken des unteren Monumentsockels zu den Basen der Pfeiler hin sind gleichfalls durch Abschrägungen vermittelt, doch so, dass von der Ecke des Sockels zu der Ecke der Pfeilerbasis eine erhöhte Kante emporsteigt, während von derselben Sockelecke aus zu den Seitenecken jener Pfeilerbasen hin niedrigere, etwas concave Seitenkanten hinlaufen, weshalb die schrägen Flächen, welche hierdurch gebildet werden, gleichfalls etwas ausgehöhlt, und, wie jene an der Basis des Mittelpfeilers, den Pflugschaarencurven ähnlich erscheinen.

Diese im Ganzen über 14 Fuss hohe Gesammtbasis trägt nun mittelst 8 vortretender Kragsteine die Platte, auf welcher die Statue selbst ruht. Jeder Kragstein besteht aus 2 fast gleichen Abtheilungen von zusammen $1^3/_4$ Fuss Höhe bei $2^1/_4$ Fuss Vorsprung. Jede Hälfte wird durch eine sehr vorgestreckte Schräge mit darüber befindlicher Plinthe gebildet, doch so, dass die obere Schräge ein wenig steiler gehalten ist. Dieses Profil ist nur nach vorne zu gebildet, während die Seiten völlig senkrecht sind. Ueber jeder Ecke des oberen Sockelkranzes befindet sich ein Kragstein in der Art, dass sich dieselben rückwärts berühren und parallel mit der durch die Ecken gelegten Axe vortreten, indem die Profilfronten der betreffenden Seiten des Kranzes stets parallel liegen. Jede Console hat also zwei dergleichen, in einer Spitze zusammentreffende Profilfronten. Man kann sich diese ganze Consolenkrönung auch der Art gebildet vorstellen, als wenn das genannte Doppelprofil oberhalb des Architravkranzes im gleichlaufenden Achtecke rundum vorträte, und auf jeder Seite ein im Grundrisse dreieckiger Ausschnitt gemacht worden wäre, dessen Spitze senkrecht oberhalb der Mitte einer jeden Seite des Kranzes, also auch senkrecht über dem Seitenabschlusse eines jeden Aussenpfeilers liegt, und dessen von dort ausgehende Seiten mit den genannten Axenlinien des Kranzes parallel sind. Diese Consolen endlich tragen eine regelrecht achtseitige Platte, deren vortretendes Profil in jetziger Form einer modernen Zeit angehört.

Auf dieser oberen Platte, abermals durch eine Basis erhöht, steht die Reiterstatue des Kaisers, in etwas mehr als Lebensgrösse, mit dem Rosse 8 Fuss hoch. Schräg vor ihm, gegenwärtig ohne alle Plinthe, hart am Rande der achteckigen Deckplatte, steht auf jeder Seite eine weibliche Figur, jede nur $4^1/_2$ Fuss hoch. Beide Figuren zeigen lebenvolle, der Natur nachgebildete Gesichter; sie sind mit Stirnbändern geschmückt, unter welchen die Haarflechten auf den Rücken herabfallen. Die langen, hoch an den Hals hinaufgehenden und gürtellosen Kleider sind mit Aermeln versehen, welche bis zum Handgelenke hinabreichen, und auf der sehr markirten Brust mit Agraffen geschmückt. In einfach ruhigen Faltenlinien bis zu den Füssen herabwallend lässt das Gewand den Körper in sehr edler und stylvoller Weise hervortreten. Die Gestalt zur Linken des Kaisers hält einen grossen dreieckigen Schild vor sich, auf dessen äusserer Fläche die kugelförmigen Niete sichtbar sind, mit denen die zur Handhabe des Schildes nöthigen Riemen auf der Innenseite befestigt waren. Jetzt ist die Fläche des Schildes leer; nach einer alten Abbildung war, wenigstens am Ende des XVI. Jahrhunderts, ein Doppeladler darauf gemalt. In der linken Hand der andern Figur entdeckt man jetzt nur den Trumm einer Stange. Jener alten Abbildung zufolge trug sie ehemals eine Fahne.*)

Der Kaiser selbst sitzt in aufrechter, ruhiger Haltung auf einem stillstehenden Pferde; sein den historischen Zeugnissen entgegen jugendliches und bartloses Gesicht zeigt einen sehr edlen Ausdruck, voll jugendlicher Energie mit Grossmuth gepaart. Auch dieser Kopf

*) Bl. VIII. Fig. 2. zeigt den Kopf der Figur mit dem Schilde, und Fig. 13. die Agraffe derselben; Fig. 11. die der Fahnenträgerin.



1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13

Maassstab für Fig. 9

0 10' Rh.

STATUE KAISER OTTO'S I. ZU MAGDEBURG.

2.



(Bl. VIII. Fig. 1.) ist zweifellos unter Einwirkung eines lebendigen Naturstudiums gearbeitet, ohne dass der Künstler deshalb die Idealbildung derselben zum Opfer gebracht hätte. Die Linke zieht den Zügel des Pferdes an, wie um es am Weiterschreiten zu hindern; die Rechte streckt ihre zwei Schwurfinger vor und zeigt nach unten, gleichsam als wolle er die Anweisung des Platzes bekräftigen, auf welchem die Stadt Magdeburg erstehen und daselbst in seinem Namen Recht gesprochen werden solle. Das Haupt, von herabwallenden Haaren umgeben, bedeckt eine einfache, oben offene Zackenkrone aus vergoldeter Bronze, deren Zacken leider durchgehend verstümmelt sind. Von den Schultern hängt ein langer Mantel nur wenig gefaltet herab. Der Oberkörper des Kaisers ist von einem langen, bis über die Kniee reichenden weiten und faltigen Rocke mit langen enganliegenden Aermeln bekleidet und von einem Gürtel umschlossen. Unter diesem Gürtel befindet sich noch ein besonderes Wehrgehenk, in welchem das mit einem einfachen kreuzförmigen Griffe versehene Schwert steckt, dessen Scheide mit dem Wehrgehenk umwickelt ist (Bl. VIII. Fig. 7.). Die Bekleidung der Beine liegt eng an; die der Füsse (Bl. VIII. Fig. 10.) besteht aus Schuhen, welche über die Knöchel hinaufreichen und weder Sohlen noch Absätze haben. Ueber ihnen sind mit Riemen und Schnalle die Sporen befestigt, deren Räder, mit einzelnen und kurzen Stacheln bewaffnet, hart an der Ferse ansitzen. Sattelzeug und Zäumung des Pferdes sind sehr einfach. Das Kopfzeug (Bl. VIII. Fig. 8.) ist mit Stirn- und Halsriemen, nicht aber mit einem Nasenriemen versehen. Der mittelst Brust- und Bauchriemen, aber ohne Schwanzriemen befestigte Sattel zeigt hohe Vorder- und Rücklehnen, erstere (Bl. VIII. Fig. 7.) mit einer Ausbiegung der Enden nach aussen. Ueber dem Sattel liegt noch ein besonderes Sattelkissen und eine mässig grosse Satteldecke. Die Füsse des Kaisers stehen in Steigbügeln (Bl. VIII. Fig. 10.) der noch jetzt gebräuchlichen Form, von denen der auf der Südseite aus Sandstein gearbeitete der ursprüngliche, der auf der Nordseite ein in Eisen ergänzter ist. Das Pferd ist auf den 4 Füssen mit Hufeisen versehen. An den verschiedensten Theilen der Reiterstatue, namentlich an der Bekleidung, und hier wieder am Mantel, doch auch am Rocke, den Schuhen u. s. w. erkennt man die deutlichsten Spuren der Vergoldung, welche auf einem rothen Untergrunde aufgetragen war. Hieraus hat man fälschlicherweise auf eine farbige Bemalung mit Vergoldung geschlossen. Da aber ausser jenem rothen Untergrunde keine andere Färbung als wie die Vergoldung zu erkennen ist, diese aber nicht nur an der Bekleidung des Kaisers, sondern auch vielfach am Pferde deutlich erscheint, so ist kein Zweifel darüber vorhanden, dass ehemals die ganze Statue, einschliesslich des Rosses, vergoldet war, obschon letzteres in einer späteren Nachricht ausdrücklich als ein weisses bezeichnet wird.

Die Reiterstatue wird gegenwärtig noch von einem Baldachin überstiegen, der von 8 korinthischen Säulen getragen wird, eine jede auf hoher Basis oberhalb einer Ecke der oberen achteckigen Platte sich erhebend, und alle untereinander durch gedrückte Rundbögen mit einander verbunden. Die Seiten der Stylobate, so wie die Bogenzwickel der Krönung sind in reicher Renaissance-Ornamentik geschmückt, jene mit Wappenbildern, diese vielfach

mit Masken, Genien u. dergl. Oberhalb dieses bis zum Gesimse $12\frac{3}{4}$ Fuss hohen Baldachins wird das Ganze noch in doppelter Schwingung von einer mit Kupfer eingedeckten welschen Haube überstiegen, welche bis zur Krönung des Doppeladlers oberhalb eines vergoldeten Knopfes noch $18\frac{1}{2}$ Fuss hoch ist, so dass das ganze Monument hierdurch die bedeutende Höhe von 48 Fussen erhält.

Dieser Anordnung tritt gegenwärtig noch folgende Umänderung der Basis hinzu. Vor jeder Ecke eines jeden der vier Aussenpfeiler ist ein Verstärkungspfeiler vorgestellt, welcher die darüber vortretende Console mit unterstützt und an seiner Fronte jedesmal durch eine Ritterfigur von fünf Fuss Höhe geschmückt ist, welche auf sehr verwitterter gothischer Console frei vortretend oberhalb durch einen polygonen Steinklotz überstiegen wird, der wohl die Stelle eines gothischen Baldachins einnimmt, oder zu einem solchen ausgearbeitet werden sollte.

Nur zwei dieser Figuren sind alt; eine gehört einer früheren Erneuerung an, die vierte aber erst der neuesten nach 1817. Jene beiden älteren stellen die Ritter mit dem kurzen Panzerhemde angethan dar, das aber nur an den Armen, am Halse und unter den Helme, sowie über den Knieen sichtbar ist, da ein enganliegender ärmelloser Rock, anscheinend aus Leder gearbeitet, die übrigen Theile verdeckt. Die Unterbeine sind geharnischt, die Hände mit Handschuhen versehen. Den untern Rand des offenen Helms bedeckt eine kronenartig gebildete Verzierung, während ein bewegliches Visir in die Höhe gestellt ist. (S. den Kopf der zuerst beschriebenen Figur auf Bl. VIII. Fig. 12.) Ein hinten lang herabfallender Mantel wird vorn durch zwei Agraffen zusammengehalten. Das Wehrgehenk sitzt tief auf den Schenkeln, in der Mitte durch einen grossen Buckel zusammengehalten. Mit der Linken halten sie einen kleinen dreieckigen Schild. Bei der am besten erhaltenen Figur erkennt man darauf das Wappenbild des Adlers dargestellt. Dieselbe hält die Rechte am Schwertgriff, als im Begriffe das Schwert zu ziehen; am Wehrgehenke hängt ihr, zur Rechten, noch eine herzförmige Tasche, in welcher ein Dolch befestigt zu sein scheint. Auf der Brust des Waffenrocks dieser, wie der andern Figur ist jederseits ein verzierter Knopf in Gestalt einer Krone angebracht*), wohl um Turnierhelm, Schwert oder Dolch durch Ketten damit zu verbinden. Diese zweite Figur hat eine ruhige Haltung, den Kopf nur wenig auf die Seite gewendet. Der Schild derselben zeigt das sächsische Wappen der Balkentheilung mit dem schrägüberliegenden Rautenkranze. Beide Ritter tragen Schnurrbärte. Die später angesetzten Postamente mit ihren Zuthaten standen auf dem schon genannten viereckigen Untersatze, der in seiner letzten Gestalt erst 1817 errichtet worden war.

Der Beschreibung der Formen des Monuments, wie es sich gegenwärtig darstellt, schliessen wir noch die der Construction desselben in seinen einzelnen Theilen an. Das Material zu allen Theilen des Denkmals, mit Ausnahme des Baldachins und des Kerns des Unterbaues, ist ein feinkörniger, ziemlich weicher Sandstein, von derselben Art, wie solcher

---

*) S. Bl. VIII. Fig. 3. bei der ersteren, Fig. 4. bei der zweiten Figur. Zugleich sind daselbst die dem Lederkoller anscheinend eingepressten, bei einer jeden verschiedenen, Kreisverzierungen angegeben.

noch jetzt in der Gegend von Gr. Salze (bei Magdeburg) gebrochen wird. Zum Baldachin und zu der erst 1817 erneuerten Umkleidung des Unterbaues scheint Sandstein von Seehausen (im Magdeburgischen) verwendet worden zu sein. Am ursprünglichen viereckigen Sockel sind nur die Eckquadern aus Sandstein, während das übrige Mauerwerk aus Bruchsteinen von Grauwacke besteht. Beide liegen jedoch in einer Fläche, weshalb ein Ueberzug des letzteren durch Putz wohl nicht beabsichtigt wurde. Zu allen älteren Theilen des Monuments sind nur ziemlich kleine Sandsteinwerkstücke zur Verwendung gekommen, woraus man schliessen darf, dass man an grossen Sandsteinquadern zur Zeit der Errichtung noch Mangel hatte; beim Bau des Sockels ersetzte man dieselben, wie wir eben sahen, theilweise sogar durch Bruchsteine.

Am auffallendsten tritt dies aber bei der Reiterstatue hervor. Die Breite des Steins reichte für die des Pferdekörpers nicht hin, vielmehr sind auf die Hinterbacken dünne Platten aufgelegt, um diese herausmodelliren zu können. Der Oberkörper des Kaisers ist ein besonderer Stein, an welchen aber die am weitesten vortretenden Falten des Mantels wieder besonders angesetzt sind. Die Füsse und das unterste Bauchstück sind unter den Körper des Pferdes untergeschoben u. s. w. Um den hieraus folgenden constructiven Uebelständen möglichst zu begegnen, hat man auf Mittel denken müssen, diese einzelnen Steinstücke zu einem Ganzen zusammen zu halten und dieselben zu tragen. Zu diesem Zwecke ist ein eiserner Bock vorhanden. Derselbe wird durch einen horizontalen Balken gebildet, den theils senkrechte, theils schräge Stützen tragen, deren vorn und hinten je eine, in der Mitte drei sich befinden; vier Hülfsstützen sind in späterer Zeit so vorne wie hinten hinzugefügt worden. Der Bauch des Pferdes ist zu einer Rundung seiner Unterfläche erst durch eine besondere Steinplatte gelangt, welche unterhalb des erwähnten horizontalen Balkens liegt, und zum Theil durch den in der Zeichnung angedeuteten Bügel umfasst und getragen wird. Es konnte nicht fehlen, dass durch dieses Ansetzen dünner Steintafeln, die, indem sie sich den gewünschten Formen anschliessen sollten, zum Theil in scharfen Schneiden auslaufen mussten, die Haltbarkeit des Monuments wesentlich beeinträchtigt ist. So findet man denn auch an den Zusammensetzungsflächen klaffende Fugen und an den scharfen Schneiden der Ergänzungstafeln vielfältige Scharten. Der Schweif des Pferdes ist gleichfalls aus einem besonderen Stein gearbeitet.

Wir gehen nunmehr zum Geschichtlichen des Denkmals über. An urkundlichen und selbst an sehr alten Nachrichten über dasselbe fehlt es gänzlich. Die erste bekannte Erwähnung findet sich in Alb. Krantz († 1517) Metropolis, wo es, nachdem von Otto's I. Tode gesprochen ist, heisst: „*Magdeburgensis, memor conditoris sui, statuam ei insignem cum geminis uxoribus, grati animi signa, usque in hodiernum conservat in foro publico suae civitatis.*“

Ferner berichtet Pomarius in seiner sächsischen Chronik: „Im Jahre Christi 973 den 7. Mai ist Kaiser Otto ... seelig im Herrn entschlafen ..... Nach seinem Todt hat die Stadt Magdeburg ihm ein steinern Bildt zum ewigen Gedechtniss auff'n markt, gleich

gegenüber dem Rathhause, aufrichten lassen, welches noch heute zu tage steht, und Kaiser Otto geheissen wirt, auf einem steinern pfeiler in einem artigen durchsichtigen steinern geheuse reitet Kayser Otto auf eim weissen Pferde, neben ihm zur rechten und zur linken stehen seine beiden Ehegemahl, Editta und Adelheit, und umbher etliche gerüste und wohlgezierte menner, welche die wapen seiner fürnehmsten erblender in henden halten."

Pomarius giebt in seiner Chronik auch eine mit der Jahreszahl 1588 versehene Abbildung des Denkmals, welche der vorstehenden Beschreibung entspricht. Wir werden auf dieselbe zurückkommen. Ausserdem finden wir bei ihm noch folgende Nachrichten: „1540 liess der Rath auch das Rathhaus, den Ruland und Kaiser Otto aufs neue wieder machen und setzte sechs neue Kupferne Erker darauf, die wogen 2 Centner und 5 Pfund."

Sodann heisst es in der sächsischen Chronik bei Beschreibung des 1579 erfolgten Einzuges und der Huldigung des Administrators, Markgrafen von Brandenburg: „Nach geschehener Predigt ist der Herr Administrator sampt den Fürsten, Graffen und Thumbherren vor dem Thumb zu Ross gesessen, vorn und hernachen mit der ganzen Ritterschaft herrlich beleitet in einer feinen ziemlichen Ordnung mit den Trabanten den breiten Weg hinab auf den Markt, da der Roland und Statua Ottonis und der Hirsch aufs neue renoviret gestande, zu der Huldigung gezogen u. s. w."

Heuser sagt in seinem Berichte über dieselbe Festlichkeit: „Nach geschehener Predigt ist M. G. H. sampt den Fürsten, ... den Breitenweg hinunter auff den Markt, darauf die alten monumenta, als der Roland, Statua Ottonis Primi, schön renoviret und ganz volles Volks gestanden u. s. w."

Da nach der Zerstörung der Stadt im Jahre 1631 auch unser Denkmal unzweifelhaft gelitten hatte, so beweist die auf dem Baldachin eingehauene Jahreszahl 1651 wie eifrig man schon damals auf Herstellung des Monuments bedacht war, zu einer Zeit, wo noch der grösste Theil der Stadt in Schutt und Asche lag.

Im Jahre 1721 fehlte, nach Ausweis einer in der Stadtbibliothek vorhandenen alten Handschrift, eine der vier den Unterbau umstehenden Ritterfiguren, welche jedoch auf dem Rathhause aufbewahrt wurde, und deren Wiederanbringung man laut eines Protocolls vom 5. Sept. 1750 beabsichtigte. Dieselbe, so wie einige andre gleichzeitig beschlossene Arbeiten an dem Denkmale sind aber unterblieben, mit Ausnahme einer Herstellung der Haube, zufolge einer an der innern Seite ihrer Verschalung angenagelt gewesenen Notiz ihres Verfertigers „E. E. Raths Bauknecht Johann Heinrich Bammel, eines Braunschweigers von Geburt," im Jahre 1750. Die erwähnte alte Figur ist bis jetzt nicht wieder aufgefunden worden.

Endlich hat 1817 eine letzte nothdürftige Herstellung stattgefunden, bei welcher auch die fehlende vierte Ritterfigur ergänzt worden ist.

Bei diesen spärlichen Nachrichten sind wir genöthigt, die bereits geschilderten Eigenthümlichkeiten des Monuments genauer ins Auge zu fassen, um wenigstens zu annähernden Resultaten zu gelangen, wenn eine völlige Sicherheit über die Zeit der Entstehung u. s. w.



STATUE KAISER OTTO'S I. ZU MAGDEBURG.

3.



zu erlangen mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft sein dürfte. Zunächst springt es ins Auge, dass ausser der modernen Basis auch der ganze gegenwärtige Baldachin nebst der ihn übersteigenden, mit Kupfer überzogenen welschen Haube erst ein späterer Zusatz ist. Wie schon gesagt worden, bezeichnet die eingehauene Jahreszahl 1651 die Zeit der Entstehung; nicht minder geschieht dies durch die an den Vorderseiten der Stylobate angebrachten Wappen der damaligen Rathsherren, unter denen das des berühmten Burgemeisters Otto von Guerike, im oberen getheilten Felde ein wachsender Löwe, im unteren eine Rose, besonders zu erwähnen ist. Dieselben Wappen derselben Männer sieht man auf dem an der südöstlichen Ecke des ehemaligen Gerichtsaales im Rathhause, der jetzt als Registraturzimmer dient, befindlichen Erker. Dass die im Ganzen würdige, im Einzelnen reiche Architektur dieser Zeit der entwickelten Renaissance entspricht, bestätigt der erste Anblick. Als Ursache jener, wie wir sahen, unmittelbar nach dem furchtbaren Tillyschen Verhängnisse beeilten Herstellung darf man wohl annehmen, dass die Stadt, welche in diesem Standbilde ihres Gründers mit Recht ein Denkmal ihres kaiserlichen Ursprungs erblickte, auch dann noch die Reichsunmittelbarkeit anstrebte, als sie durch den westphälischen Frieden bereits einem bestimmten Herrn erblich überwiesen worden war. Da aber durch voraussichtlich längere Dauer des Interimistikums während der Lebenszeit des bisherigen Administrators die Stadt nicht alle Hoffnung auf Erlangung der Reichsunmittelbarkeit aufgeben wollte, so beeilte sich der Rath, jenes Symbol des kaiserlichen Ursprungs in würdiger Weise herzustellen, und durch Anbringung des Doppeladlers auf der Spitze der Krönung ihm den bezeichnendsten Ausdruck zu geben. Man sah damals noch nicht voraus, welche bedeutenden Kräfte grade ein mächtig aufblühender Staat dieser seiner neuen Erwerbung zuwenden werde, um derselben zu der Blüthe zu verhelfen, welche die so schmerzlichen Wunden des dreissigjährigen Krieges heilen und neuen Glanz dem alten hinzufügen sollte.

Dieser Baldachin ersetzte einen wahrscheinlich 1631 zerstörten älteren, den uns der Holzschnitt in der Chronik des Pomarius vorstellt, wie er sich am Ende des XVI. Jahrhunderts darstellte. Zwar sind in der Abbildung desselben einzelne Verzeichnungen und Unrichtigkeiten nicht zu verkennen, insofern wir die noch erhaltenen Theile mit dem Holzschnitte vergleichen können: dennoch wird sie im Wesentlichen treu sein, und können wir auf Grund derselben namentlich den früheren Baldachin uns wohl vergegenwärtigen. Wir haben es auf Bl. IX versucht, die Gesammterscheinung des Monuments kurz vor jener theilweisen Zerstörung wiederherzustellen, wobei uns sowohl jener Holzschnitt, wie das Denkmal selbst als Anhaltspunkte dienten.

Der Oberbau zeigt entschieden gothische Formen. Die Deckplatte des Sockels ist mit einer ornamentirten zinnenartigen Krönung abgeschlossen, aus welcher Säulen und Säulenbündel auf jeder Ecke des Achtecks emporsteigen, um sich oberhalb in gothischem durchbrochenen Maasswerke mit einander zu verbinden. Ueber den Consolen, welche durch die Strebepfeiler mit den Ritterfiguren verstärkt werden, sind die mit Ecksäulchen versehenen dünnen Pfeilerbündel angeordnet; die einfachen Säulchen oberhalb der Zwischenconsolen;

beide sehr schlank und mit Kapitälen versehen. Ein profilirter achtseitiger Kranz schliesst das Ganze oberhalb ab, und wird von einer schlanken Spitze überstiegen, welche durch einen Knopf und darüber durch eine Ritterfigur mit Schild und Fahne, welche wohl zugleich als Wetterfahne diente, gekrönt wurde. In ihr ist unzweifelhaft der heilige Mauritius, Schutzpatron des durch Otto gegründeten Stifts, zu erkennen. Auf mittlerer Höhe der Spitze sieht man drei Wappenschilde angebracht, deren mittlerer das sächsische Wappen, das heraldisch linke den Adler, das rechte einen Löwen zeigt. Wie viele und welche Wappen sich etwa noch auf der Rückseite des Monuments befanden, ist nicht zu ersehen. Vor der Basis der Spitze, oberhalb des Gesimses, erhebt sich auf jeder Ecke ein thurmartiger Aufsatz, der an den Seiten durch Kleeblattbögen geöffnet, zu oben durch eine vorkragende Zinnenkrönung überstiegen wird. Oberhalb der vier Ecken, welche durch die einfachen Säulchen gestützt werden, sind diese Aufsätze der Art angeordnet, dass sich die Ecke derselben senkrecht über der Ecke des Baldachins befindet, während die Seiten denen des letzteren gleichlaufend zu sein scheinen. Die Aufsätze oberhalb der Ecken der Bündelpfeiler aber sind übereck gesetzt; sie scheinen quadratisch im Grundrisse zu sein, an der Frontseite mit einer grösseren Bogennische, worin sich eine Halbfigur befindet, und auf allen Seiten über einer geringeren Basis durch verschiedene Gliederungen erkerartig vortretend. Bei diesen letzteren Aufsätzen steigen auch noch besondere Spitzen mit ihren Krönungen aus den Zinnenkränzen hervor, während dies bei den vier anderen nicht der Fall ist.

Das Postament erkennen wir auf dem Holzschnitte schon wesentlich in der Art, wie es bis auf unsere Zeiten gekommen ist, dargestellt. Die beiden vorderen Ritterfiguren, welche allein deutlicher hervortreten, erscheinen auch hier mit dem sächsischen Wappen und dem Adler auf ihren Schilden, wenngleich die Figuren im Verhältnisse zum Ganzen etwas zu klein gehalten sind, und auch in der Haltung etwas abweichen. Die Rundbögen der Pfeilerkrönung sind ausserdem mit spätgothischen Wimpergen geschmückt und die Flächen des viereckigen Mittelpfeilers mit einem Rankenornament belegt, was aber Beides sehr wohl, wie auch bei anderen alten Abbildungen, der Phantasie des Zeichners angehören kann. Dagegen ist es bemerkenswerth, dass auch hier schon der untere Sockel als grosses Viereck erscheint, im Wesentlichen dem jetzigen ähnlich, das also wohl die traditionelle Form beibehalten hat. Nur ist die Krönung mit einer gothischen Hohlkehle und einem abgeschrägten zinnenartigen Schmucke darüber, wie solcher in der Gothik nicht ungewöhnlich ist, hervorzuheben, wodurch dem Ganzen eine edlere Gestalt verliehen wird. Die unterste Basis des Sockels ist, wie die des ursprünglichen Monuments, achteckig, und nicht unwahrscheinlich ist damit diese ursprüngliche Basis selbst dargestellt. An der Vorderseite des grossen Würfels lesen wir die Inschrift: *Divo Ottoni I. Imperat: Inuictiss: Vindici Libertatis Patri Patriae Senatus populusq. Magdeburgensis posuit. Anno* 937 (973) und darunter am Rande 1588, in der Mitte durch ein aus 3 X und einem Kreise zusammengesetztes Monogramm getheilt. Der Inhalt und die Form dieser Inschrift klingt an keine Zeit des Mittelalters an, wohl aber an die gezierte Gelehrsamkeit des XVI. Jahrhunderts; sie dürfte

daher als eine auf das Monument übertragene Erklärung des Herausgebers zu betrachten sein. Die darunter geschriebene Jahreszahl entspricht dieser Zeit vollkommen und wird daher eben so wenig auf eine damals geschehene Renovation des Monuments zu beziehen sein.

Die gegenwärtig unternommene sorgfältige Untersuchung der Basis hat die ursprüngliche Anordnung sicher gestellt. Hiernach ist nicht nur die viereckige Ummantelung des unteren Theils, in ihrer modernen Erneuerung, sondern auch deren, nur aus dem Holzschnitte bekanntes älteres Vorbild ein späterer Zusatz. Nicht minder gilt dies von den vier Verstärkungspfeilern mit den auf Consolen vortretenden Ritterfiguren. Ausser der unorganischen Anfügung derselben an die ohne dieselben (und durch sie aufgehobene) ursprünglich so organische Bildung des Sockels erkennt man dies auch daran, dass hinter denselben die ursprünglichen Steine durch Wetzen scharfer Instrumente mehrfach verletzt worden sind, was auf ein längeres Freistehen ohne jene Zuthaten schliessen lässt; nicht minder wird es durch das Verstümmeln der ursprünglichen Pfeilerkapitäle bewiesen, wo deren Profile den Hinzufügungen hinderlich waren.

Wenn hiedurch allein schon ein längerer Zwischenraum zwischen der ursprünglichen Errichtung des Monuments und dieser Verstärkung der Basis angenommen werden muss, so lässt sich aus den Costümen der Ritter der Zeitpunkt, wann dies geschehen, annähernd bestimmen. Man erkennt an ihnen den Uebergang aus der älteren, durch Kettenpanzer und sodann durch Lederpanzer charakterisirten Bewaffnung in die spätere Plattenrüstung. Erstere ist im Ganzen noch vorherrschend, während letztere vorzugsweise an den Beinschienen hervortritt. Diese Umwandlung geschah am Ende des XIV. und am Anfange des XV. Jahrhunderts, in dessen Mitte die volle Plattenrüstung meist überall vollendet war. Es ist aber nicht zu übersehen, dass die Zeit der Uebergänge und Fortschritte auch hier, wie in allen übrigen Dingen, je nach der Gegend und sonstigen Verhältnissen verschieden war, so dass dieselben häufig um ein halbes Jahrhundert und mehr variirten. Namentlich kann man wohl annehmen, dass im westlichen Deutschland, noch mehr aber in Frankreich ein früherer Maasstab anzulegen ist, als im nordöstlichen Deutschland. Wir glauben aber im Ganzen nicht fehlzugreifen, wenn wir die Costüme unserer Figuren und somit die Umänderung der Basis ans Ende des XIV. Jahrhunderts setzen.

Das sächsische Wappen des einen, das mit dem Adler des andern Ritters lassen keinen Zweifel darüber, dass durch dieselben der Herzog von Sachsen und Markgraf von Brandenburg vorgestellt sein sollen. Es liegt die Annahme sehr nahe, dass die beiden anderen Plätze durch die zwei anderen weltlichen Churfürsten, den König von Böhmen und den Pfalzgrafen, eingenommen wurden, was aber jetzt nicht mehr zu bestimmen ist; doch stimmt damit das schon genannte Löwenwappen an der Spitze des Oberbaues wohl überein, indem es für den einen wie für den andern passen würde, vorausgesetzt, dass der Doppelschweif des böhmischen Löwen in Bezug auf die vorliegende Zeichnung nicht zu streng urgirt wird. Seit dem Erlasse der goldenen Bulle finden wir das nunmehr festgestellte

Churfürstensystem häufig in monumentaler Weise bei öffentlichen Denkmälern angewendet. Dennoch dürfen wir nicht verschweigen, dass die vierte erst 1817 erneuerte Figur einen Schild mit dem anhaltischen Wappen führt; ob auf irgend eine Autorität hin, ist uns unbekannt. Sollte dies wirklich der Fall sein, so könnte man die Annahme stellen, dass man die grösseren Fürsten der Umgegend von Magdeburg hier habe versammeln wollen, und wirklich hätte deren langdauerndes Verhältniss zum Erzbisthum mehr als eine Veranlassung dargeboten, dieselben hervorzuheben. Es ist aber doch festzuhalten, dass diese Fürsten hier nicht in ihrer Beziehung zum Erzbischof dargestellt werden sollten, sondern zum Kaiser, und zwar zu dem Kaiser, welcher der Stifter der Stadt war, die nur zu häufig, wie andre bischöfliche Städte, mit ihren geistlichen Oberherren in Feindschaft stand, und gegen dieselben ihre unmittelbare Reichsangehörigkeit zur Geltung brachte. Wir sahen schon oben, wie noch unter Otto Guerike diese Tendenz die Herstellung des Monuments und die Ersetzung des heil. Mauritius auf der obersten Spitze durch den Reichsadler veranlasste. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass auch in früherer Zeit bereits die Versammlung der Churfürsten um ihren Kaiser eine ähnliche Tendenz hatte. Ausserdem hatte diese Hinzufügung allerdings gewiss zunächst eine äussere Veranlassung, nämlich die der besseren Stütze der oberen Theile des Monuments, sei es, dass die obere Last gleichzeitig verstärkt worden wäre, sei es, dass für die schon vorhandene Last die bisherigen Stützen als nicht ausreichend erschienen. Wirklich zeigt die Basis mehrfache Zerstörungen der ursprünglich verwendeten Steine durch Spaltungen derselben, wie solche durch zu starken Druck zu entstehen pflegen, wobei allerdings ein directer Beweis, dass solches schon vor Hinzufügung der Verstärkungen geschehen sei, nicht vorliegt. Auch liegt die Annahme nahe, dass die Hinzufügung des gothischen Baldachins gleichzeitig mit der der Pfeilerzusätze erfolgt sei. Leider existirt aber von jenem früheren Baldachin gegenwärtig nicht ein Stein mehr, aus dem wir durch Vergleichung der Details ein genaueres Urtheil zu fällen im Stande wären; jener Holzschnitt allein dient uns zum Maasstabe. Wenn wir das Ungenügende desselben, namentlich in Bezug auf das Detail, durchaus nicht verkennen, und schon oben uns darüber geäussert haben, so ist doch festzuhalten, dass sich dies vornehmlich in der Art äussern wird, dass der Zeichner die ursprünglichen Formen mehr im Geiste seiner eignen oder einer ihm naheliegenden Zeit aufgefasst habe, wie solches an der in spätgothischer Weise veränderten Rundbogenkrönung des Postaments sich zeigt. Nicht aber ist es auf diese Weise zu erklären, dass der Baldachin mit seinem Zubehör im Wesentlichen altgothische Formen zeigt, wenn solche nicht wirklich vorhanden gewesen wären. Ich rechne dahin die sehr organische Anordnung der wechselsweise freistehend und in Bündeln zusammengefassten Säulen mit ihren ordnungsmässigen Kapitälen, welche in späterer Zeit nur ausnahmsweise gefunden werden; ferner die eigenthümlich strenge, fast an die Uebergangszeit erinnernde Art des Maasswerks darüber, die, ähnlich wie in der kleinen freistehenden Polygonkapelle des Doms, das Steinwerk nur mässig und in einzelnen isolirten Formen, namentlich dem Kleeblatt, durchbricht, und noch nichts von reicheren Gruppirungen zeigt. Auch die Anord-

nung der thurmartigen Aufsätze auf das Gesims erinnert an die frühesten Baldachinbildungen, wie solche namentlich bei älteren französischen Monumenten erscheinen. Alle diese für die altgothische Architektur sehr charakteristischen Bildungen wären sowohl für die Entstehungszeit am Ende des XIV. oder Anfang des XV. Jahrhunderts, noch mehr aber als Veränderung eines Zeichners am Ende des XVI. Jahrhunderts nicht wohl zu erklären und lassen daher mit grosser Wahrscheinlichkeit auf ein ähnlich gestaltetes Urbild schliessen, das dann allerdings auf die am Ende des XIII. Jahrhunderts in Deutschland übliche Bauweise altgothischer Bauformen hinweisen würde. Wenn dagegen die obere Spitze einwärts gebogen ist, so könnte man dies sehr wohl als eine Veränderung des Zeichners anerkennen (weshalb in unserer Herstellung die Spitze auch mit graden Linien gezeichnet wurde), wenn man nicht die Annahme vorzieht, dass diese Spitze, etwa gleichzeitig mit den Umänderungen der Basis, verändert worden wäre. Dieser Zeitstellung würde dann auch die Hinzufügung der schon genannten Wappen auf mittlerer Höhe jener Spitze entsprechen, die jedenfalls erst der Zeit der Errichtung der entsprechenden Churfürstenstatuen angehören können. Die Annahme einer solchen Umänderung der Spitze ist um so annehmlicher, als sie wahrscheinlich, so wie auch die jetzige, von Holz mit Metallbekleidung gewesen sein wird. Aber nicht nur die Spitze, sondern auch die obengenannten erkerartigen Aufsätze des Gesimses werden von Metall gewesen sein, da die schon genannte Mittheilung des Pomarius, dass der Rath im Jahre 1514 sechs neue kupferne Erker darauf habe aufsetzen lassen, kaum anders gedeutet werden kann. Wenn solche damals so schadhaft gewesen waren, dass ihre Erneuerung sich als nothwendig zeigte, so ist kein Grund vorhanden, dies nicht schon für eine frühere Zeit anzunehmen. Die leichten Formen des Baldachins, wie sie der Holzschnitt andeutet, würden es selbst nicht als unwahrscheinlich erscheinen lassen, dass derselbe ganz und gar von Holz mit Metallbekleidung angefertigt gewesen wäre, ähnlich wie die zahlreichen und doch oft so zierlichen gothischen Dachreiterthürmchen, wenn nicht derselbe Pomarius bei Beschreibung des Monuments ausdrücklich sagte, dass der Kaiser in einem „durchsichtigen steinernen Gehäuse“ sich befinde.

Wenn wir also geneigt sind, die Errichtung des gothischen Baldachins bereits am Ende des XIII. Jahrhunderts anzunehmen, so würde er wahrscheinlich der Errichtung der jetzigen Statue gleichzeitig sein. Denn dass letztere nicht minder wie die beiden weiblichen Gestalten frühestens jener Zeit, wenn nicht gar etwa dem Anfange des XIV. Jahrhunderts angehört (bis wohin auch die Formen des Gehäuses herabgerückt werden könnten), ist keinem Anstand unterworfen, wenn man sowohl die künstlerische Conception und Durchbildung im Ganzen wie im Einzelnen, in der Haltung wie in den einzelnen Zügen und Falten beachtet, nicht minder, wenn man die Costüme genau beachtet, welche hierüber gar keinen Zweifel lassen. Es ist namentlich lehrreich, unsere Skulpturen mit denjenigen zu vergleichen, welche der Dom in so reicher Weise uns aufbewahrt hat. Die unzweifelhaft der besten Zeit des XIII. Jahrhunderts angehörigen Statuen desselben Kaisers mit seiner Gemahlin, beide in einer altgothischen Polygonkapelle auf Thronen sitzend, sind höchst sorg-

sam, doch weniger wie unsre Reiterstatue, nach dem Leben gearbeitet; sie zeigen einen entschieden älteren Typus. Letzteres gilt auch von den heiligen Ritterfiguren, welche zwischen anderen Heiligen vor den inneren Bündelpfeilern des hohen Chors in kolossaler Grösse vortreten — nur dass sie in fast abschreckender Rohheit gearbeitet sind; man bezeichnet sie irrthümlicherweise mit dem Namen Otto I. und II. Sie gehören der Zeit der Errichtung des Chors, um die Mitte des XIII. Jahrhunderts, an. Dagegen sind die wunderlieblichen klugen und thörichten Jungfrauen, welche das nördliche Portal des Kreuzes innerhalb der offenen Vorhalle schmücken, den weiblichen Nebenfiguren der Reiterstatue im Costüme nicht minder wie in der ganzen künstlerischen Conception und Durchführung sehr nahe verwandt, nur dass sie diese in jeder Weise, wenigstens jetzt, wo die Witterung und Unbill der Zeit letztere arg mitgenommen haben, übertreffen, und durch Erhaltung ihres alten Farben- und Goldschmuckes noch eines besonderen Reizes sich erfreuen. Auch diese Statuen dürften mit dem dazu gehörigen Portale der genannten Zeitstellung entsprechen.

Es käme nun nur noch darauf an, das Alter des ursprünglichen Postaments festzustellen. Die sehr eigenthümliche Gesammtanordnung, die einfachen Formbildungen der Details sind der Annahme einer frühen Errichtungszeit wohl günstig, wozu die sparsame Verwendung und zwar verhältnissmässig sehr kleiner Quadersteine wohl passend erscheint. Natürlich sehen wir von der Zeit des Kaisers oder der unmittelbar darauf folgenden Jahrhunderte ab, wo von Errichtung solcher Monumente eben so wenig die Rede sein kann, als von einem *Senatus populusque Magdeburgensis,* dessen die Inschrift des XVI. Jahrhunderts erwähnt; der am wenigsten kritischen Zeit, die wir kennen. Wohl aber deuten die Kapitälprofile der Pfeiler und die kleinen Rundbögen des Kranzes auf eine Zeit hin, wo der romanische Styl noch nicht durch den gothischen verdrängt war. Allerdings erkennen wir in der ganzen sehr eigenthümlichen Zusammenstellung keineswegs sehr alterthümliche, vielmehr schon abgeleitete Formen, wie solche dann einzutreten pflegen, wenn durch eine längere Praxis begünstigt sich reichere Bildungen entwickeln, wogegen einfache Details keineswegs streiten, die, wie z. B. in den sehr einfachen romanischen Bildungen der Gewölbträger der Liebfrauen-Kirche zu Halberstadt, in einzelnen Fällen noch sehr spät auftreten; denn letztere fallen, wie ich anderwärts bewiesen habe (Kunstbl. 1845, Nr. 53 f.), erst in die Spätzeit des XIII. Jahrh., zwischen 1270—1284. Ich halte es daher keineswegs für unwahrscheinlich, dass auch die Formen unseres Postaments dieser Spätzeit angehören können, wenn die übrigen Bedingnisse solches wahrscheinlich machen sollten. Da ist es nun nicht zu verkennen, dass namentlich die geschwungenen Flächenübergänge der Abschrägungen des unteren Sockels sowohl als der Basis des Mittelpfeilers schon einen überkünstelten Charakter zeigen, der nicht nur der Uebergangszeit entspricht, sondern sogar schon Verfallsformen der Gothik andeutet; es ist dies aber keineswegs als eine spätere Umänderung, vielmehr als eine Anticipation anzuerkennen, wie solche in mehreren Fällen nicht zu verkennen ist. Es würde hier die Auseinandersetzung zu weitläufig sein, wie der Magdeburger Dom, der bekanntlich erst seit dem Brande von 1207 errichtet wurde, trotz seiner gothischen Gesammtconception

und vielfachen gothischen Durchbildungen, daneben fortwährend von romanischen Bildungen so zu sagen erfüllt ist: wie solche an dem gewiss keine älteren Theile enthaltenden Kreuzgange fast allein zu Tage treten, nicht minder an den ganz gleichzeitigen romanischen Theilen des Kreuzes und Chors von S. Marien daselbst, und namentlich am Thurmbau der Hauptpfarrkirche zu S. Johannes, die unmittelbar neben dem Rathhause und unserer Statue liegt. Abgesehen von der künstlerischen Unmöglichkeit, dass unser Monument bereits vor dem XIII. Jahrhundert errichtet sein könnte, so werden wir jedenfalls in die Zeit nach jenem Brande zurückgedrängt. Es liegt nahe, dass man die Herstellung damals nicht in ähnlicher Weise, wie nach den Verheerungen des 30jährigen Krieges, sogleich mit Errichtung der Statue begonnen habe, da keine drängenden Gründe wie damals vorlagen. Wir sind der Ansicht, die Idee der Errichtung jener Statue könne vielmehr wesentlich erst der Zeit angehören, wo die Städte anfingen, ihr Gemeinwesen mehr und mehr als ein selbständiges anzusehen, und allerdings liegt es nahe genug, dies mit der auch im XVII. Jahrhunderte die Erneuerung derselben leitenden Idee zusammenzustellen, die Stadt möglichst von dem Erzbischof abzulösen und unmittelbar auf den Kaiser zurückzuführen. Wir bescheiden uns hier allerdings, den mit der Spezialgeschichte der städtischen Entwicklung der Metropolis des nordöstlichen Deutschlands Vertrautern die nähere Ermittlung anheimzugeben, welchem Zeitpunkte dieses Selbstgefühl der städtischen Verwaltung Magdeburgs am angemessensten entsprechen würde, sind aber der unvorgreiflichen Ansicht, dass dies nicht um ein Bedeutendes den wilden Ausbrüchen vorangehen wird, welche zu Anfange des XIV. Jahrhunderts zur Einkerkerung und Ermordung des Erzbischofs führten.

Wenn also das Postament im Wesentlichen noch romanische Formen zeigt, allerdings zum Theil mit Formbildungen, welche schon die spätere Gothik andeuten, die Statuen und deren Gehäuse aber altgothische, so können beide sehr wohl als im Wesentlichen gleichzeitig betrachtet werden, d. h. wie sich von selbst versteht in der Art, dass das Postament nothwendig zuerst errichtet sein musste, bevor die Statue und der Baldachin darauf gesetzt werden konnten. Möglicherweise konnte, durch irgend einen Umstand hervorgerufen, der uns nicht mehr bekannt ist, ein kürzerer oder längerer Zeitraum zwischen inne liegen, welcher die Stylunterschiede beider Theile erklären würde. Einfacher erklärt sich beides aber schon durch die auch im ersteren Falle gleichfalls nothwendige Annahme, dass der Verfertiger des Postaments noch der altüberlieferten romanischen Bauweise anhing, der des Baldachins aber bereits das neuimportirte französisch-gothische System adoptirt habe, wie in Halberstadt, gleichzeitig mit dem romanischen Bau in der Liebfrauen-Kirche, am Dome bereits gothisch gebaut wurde: natürlich durch einen gleichfalls einem andern Systeme anhängenden Baumeister. Dennoch lässt sich obige Vermuthung nur als die in sich wahrscheinlichere hinstellen, nicht aber zu absoluter Gewissheit erheben, vielmehr bleibt die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass nicht nur das Gehäuse später sei, sondern auch die Statue, welche dann eine am Ende des XIII. oder Anfange des XIV. Jahrhunderts angefertigte Erneuerung einer etwa der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts angehörigen älteren wäre. Eine so

schnelle Erneuerung ist aber an sich nicht wahrscheinlich (da die jetzige doch schon mehr wie sechstehalbhundert Jahre steht), weshalb wir die andre Annahme vorziehen. Die Gleichzeitigkeit des Postaments und der Statue wird auch noch dadurch bestätigt, dass beiden die Herstellung aus nur sehr kleinen Quadern gemeinsam ist. Wäre die präsumirte ältere Statue etwa wegen einer solchen schlechten Construction so frühe zu Grunde gegangen, so würde man diesen Fehler gewiss bei der Erneuerung vermieden haben; vielmehr hat man aber denselben vorzugsweise bei der Reiterstatue begangen.

Die beiden weiblichen Figuren werden gewöhnlich als die beiden Gemahlinnen des Kaisers Otto bezeichnet, und wie wir bereits oben sahen, schon in früherer Zeit. Abgesehen von anderen Gründen scheint es uns aber wenig passend, dieselben bloss als Träger von Schild und Lanze hinzustellen, ohne irgend eine Andeutung ihres hohen Standes durch Kronen oder andre Beigaben; namentlich wäre dieser Mangel bei der Adelheid gradezu unpassend, da ihr Gemahl erst durch sie die Kaiserwürde erlangte. Es wird also nur übrig bleiben, sie als symbolische Figuren zu betrachten, wie solche in der Kunst des Mittelalters so häufig zur Anschauung gebracht wurden. Wir möchten ihnen daher gern die Bezeichnung als Virtus und Fortitudo geben, wenn wir nicht fürchten müssten, hierdurch irgend einer anderen Kardinaltugend zu nahe zu treten, weshalb wir es vorziehen, den Symbolikern von Fach die speziellere Erörterung des Weiteren anheimzugeben. Zu erwähnen ist aber noch, dass der Schild, zufolge des alten Holzschnitts, mit einem Doppeladler versehen war, der, da im Steine jede Spur davon fehlt, mit Farben gemalt gewesen sein wird. Doch kann die dort dargestellte Form unmöglich bis auf die Zeit der Errichtung des Monuments hinaufreichen, da der Doppeladler als kaiserliches Wappen bekanntlich erst späterer Entstehung ist; soll derselbe also einen älteren Ursprung haben, so müsste ihm nothwendig früher ein einköpfiger vorangegangen sein.

Wenn wir aber annehmen, die Statue sei von der Stadt zu der Zeit errichtet worden, als sie angefangen, ihre Macht zu fühlen und ihre kaiserliche Stiftung gegen die Erzbischöfe hervorzuheben, so soll damit doch nicht gesagt sein, dass dies der alleinige Grund ihrer Errichtung gewesen sei. Das Mittelalter hat zwar Monumente in unglaublicher Zahl errichtet, aber kaum eins, ohne ganz bestimmten Zweck. Die Heiligen unter ihren Baldachinen sollten die Kirche und die Stadt, in denen ihre Reliquien lagen, nicht minder vor Unglück schützen, wie letztere selbst. Die Statuen auf den unzähligen Grabmonumenten, mit denen der Fussboden und die Wände der Kirche bedeckt waren, forderten fortwährend die Gläubigen zur Fürbitte auf; nicht minder jedes Kreuz, das die Stelle bezeichnete, wo ein Mord oder sonstiges Unglück geschehen, u. s. w. So wird auch der Kaiser Otto auf dem Markte zu Magdeburg kein einfaches Ehrenmonument gewesen sein, sondern neben der abgeleiteten Bedeutung, um die Würde der Stadt durch ihren Stifter zu heben, auch noch eine directere Bestimmung gehabt haben. Wir glauben, dass die Statue des Kaisers, in ähnlicher Weise wie die Rolande, ein Symbol der Gerichtsbarkeit war, welche man als ein Geschenk von dem Stifter der Stadt herleitete. Es ist nicht ohne Bedeutung, dass die Statue

nach Osten, nach dem Rathhause, hin sah, denn in gleicher Weise mussten Diejenigen, welche Recht sprachen, sitzen.

Es ist dagegen einzuwenden, dass neben dem Kaiser Otto kein anderes Beispiel der Art bekannt sei, und dass, laut der oben angezogenen alten Beschreibungen, noch neben ihm ein wirklicher Roland auf dem Markte sich befand. In Bezug auf ersteren Einwand ist zu entgegnen, dass in dem nahegelegenen, zum Stifte gehörigen Neuhaldensleben allerdings eine Reiterfigur, die man als einen Herzog bezeichnet, den Namen eines Rolands trägt und auch als solcher anzuerkennen ist. In Bezug auf den anderen Einwurf ist dagegen anzuführen, wie kein Grund vorhanden ist, diesem jetzt nicht mehr existirenden Rolande ein höheres Alter wie allen anderen noch existirenden zuzusprechen, deren keiner über das XV. Jahrhundert hinanfreicht. Wie in allen anderen Dingen, welche später in systematisch geordneter Weise sich darstellen, als ob es niemals anders gewesen sein könnte, wird auch die Form der Rolandssäulen erst nach und nach sich ausgebildet haben, um allmählich die späterhin stereotype Gestalt eines gewappneten stehenden Ritters mit erhobenem Schwerte anzunehmen. Es ist nicht unmöglich, dass grade Magdeburg, von wo aus der ganze Nordosten Deutschlands bis tief nach Polen und selbst nach Russland hinein mit Stadtrecht versehen wurde, auch in dieser Beziehung mit Aufstellung eines Symbols vorangegangen ist, wozu eben kein Bild geeigneter schien, als das des hohen Stifters der Stadt und ihres Rechts. Auch der eherne Löwe auf dem Burgplatze zu Braunschweig gilt als ein ähnliches, den Herzog Heinrich repräsentirendes Symbol, womit gleichfalls seine gegen Osten gerichtete Stellung in Verbindung gebracht wird (S. SCHILLER's mittelalt. Arch. Braunschw. S. 8). Wie keine andre der von Magdeburg aus rechtnehmenden Städte eines gleich hohen Ursprungs sich rühmen konnte, so schickt sich für sie auch nicht ein gleich hoher Patron ihrer Rechte. Die stehende gewappnete Gestalt eines Fürsten oder anderen Edlen, den Nebengestalten am Postamente des Kaisers ähnlich, schien hierzu viel geeigneter zu sein. Später als diese Figur gäng und gäbe geworden und der stereotype Rolandsname von ihr nicht mehr zu trennen war, mochte man vielleicht auch in Magdeburg einer solchen nicht entbehren wollen, und errichtete sie gleichfalls vor dem Rathhause neben der des Kaisers. Dieser Deutung entgegen könnte man aber auch annehmen, dass jede der beiden Magdeburger Statuen einen besonderen Bezug auf ein gesondertes Gerichtsverfahren gehabt haben möge, so dass vor jeder derselben ein verschiedenes Gericht gehegt worden sei. In dieser Ansicht werden wir noch besonders durch eine mündliche Mittheilung des Herrn Dir. WIGGERT, des genauesten Kenners der Magdeburger Geschichte, bestärkt, wonach der von dem Chronisten mit jenen anderen Statuen zugleich genannte Hirsch, welcher, gleichfalls vergoldet, südlich vom Kaiser Otto aufgestellt war, wie der Roland auf dessen Nordseite, gleichfalls ein Gerichtssymbol war, indem vor ihm das Schöffengericht gehalten wurde. Möchte es unserm so kenntnissreichen wie verehrten Freunde gefallen, diese Angelegenheit weiterer Nachforschung zu würdigen und uns das Ergebniss derselben mitzutheilen.

Nachtrag.

Nachdem der obige Aufsatz geschrieben, hat Herr Bildhauer Holbein die Statue behufs deren Herstellung einer genauen technischen Untersuchung unterzogen. Seinem Gutachten zufolge ist die Figur des Reiters aus sieben, die des Pferdes aus zehn Stücken zusammengesetzt, und zwar in folgender Weise:

A. Zusammensetzung des Reiters:

1. Kopf und Rücken bis zum Gürtel; am Kopfe fehlen aber die Nasenspitze und die vorderen Parthien der Haare.
2. Die Brust bis zum Gürtel mit der daran nachträglich gearbeiteten linken Hand, welche die früher ebenfalls in Stein gearbeiteten Zügel des Pferdes, die jetzt durch eiserne ersetzt sind, hält.
3. Untertheil des Körpers des Reiters; bildet auch zugleich den Rücken des Pferdes.
4. Der rechte Schenkel mit dem Fusse, dem daran gearbeiteten Steigbügel, und den darüber hinweghängenden Falten des Mantels; der Fuss ist abgebrochen und wieder angesetzt.
5. Der linke Schenkel mit den Falten des Mantels, wie der rechte; auch hier ist der Fuss abgebrochen und wieder angesetzt.
6. Der rechte Arm; auch hier ist die Hand abgebrochen und wieder angesetzt.
7. Der linke Arm zwischen der Schulter und der an der Brust sitzenden Hand.

B. Zusammensetzung des Pferdes:

1. Kopf und Hals.
2. Rücken.
3. Hintertheil des Körpers.
4. Schwanz.
5. und 6. Verstärkung der Hüfte der linken Seite.
7. und 8. Desgl. der rechten Seite.
9. Die rechte Unterhälfte des Körpers mit dem Vorder- und Hinterfusse.
10. Die linke Unterhälfte mit dem Vorder- und Hinterfusse.

Nach Ansicht des Herrn Holbein sind daran erneuert, beim Reiter: der ganze rechte Arm mit der Hand, der linke Arm von der Schulter bis zum Handgelenke und der linke Fuss mit dem daran angebrachten eisernen Steigbügel. Vom Pferde aber wären nur alt: der Kopf und Hals bis zum Widerrist, der Rücken und vielleicht auch der Hintertheil des Körpers; alles Uebrige wäre spätere Ergänzung. Wir können dieser Ansicht um so weniger beistimmen, als Herr Holbein selbst ausdrücklich bevorwortet, es sei nicht leicht, mit Sicherheit die Restaurationsarbeiten von der Originalarbeit zu unterscheiden.

v. Quast.

Nochmals Mainz, Speier, Worms.

(Schluss. — Vergl. Hft. II. S. 59.)

Kugler hat seine neueste Ansicht über die drei Dome in dem Aufsatze: „Pfälzische Studien" im Deutschen Kunstblatte 1854, Nr. 2—4 niedergelegt, und denselben sodann in seinen Kleinen Schriften II. 722 ff. wieder abdrucken lassen. Während eines Aufenthalts in der Pfalz im Sommer 1853 hatte er die Kirchenruine zu Limburg, nicht minder wie die Dome zu Speier und Worms wiederholt gesehen; letzteren jedoch nur sehr flüchtig. Da meine Schrift über die genannten Kirchen aber damals noch nicht erschienen war, so hatte er die darin besonders hervorgehobenen technischen Fragen nicht besonderer Aufmerksamkeit unterzogen, und namentlich hatte er es unterlassen zu untersuchen, in wie weit etwa bei den beiden genannten Domen die als Gewölbträger dienenden Vorlagen der Pfeiler des Mittelschiffs mit denselben organisch verbunden oder erst nachträglich hinzugefügt sein mögen. Mainz hatte er diesmal nicht gesehen.

Kugler stimmt mir nun in allem Wesentlichen der Beweisführung zu. Alles dasjenige der betreffenden Dome, was dieselben zu Gewölbkirchen stempelt, lässt auch er erst ein Werk des XII. Jahrhunderts sein. Wenn er bei Speier dies selbst bereits früher gethan, so stimmt er mir nun auch in Reconstruction dieses bedeutenden Bauwerks in der ursprünglichen Anlage des XI. Jahrhunderts als einer mächtigen Basilika bei; auch darin, dass dieselbe, nach Art mehrerer anderen, namentlich süddeutschen Kirchen des XI. Jahrhunderts, wahrscheinlich von Pfeilern anstatt von Säulen getragen sei, schon wegen der grösseren Tragfähigkeit der ersteren bei einem so mächtigen Bauwerke. Wenn ich es, bei dem nicht genügenden Resultate einer sorgfältigen örtlichen Besichtigung, dagegen zweifelhaft liess, ob die gegenwärtigen Pfeiler (natürlich des im XVII. Jahrhundert nicht zerstörten Theils der Kirche) noch die ursprünglichen des XI. Jahrhunderts seien, denen erst nachträglich die Gewölbträger vorgelegt wären, so geht mein Freund muthig noch einen Schritt weiter und nimmt dies, wie er selbst zugiebt, ohne eine erneuerte Untersuchung, als sicher an, wodurch allerdings manche Fragen, wie die wegen Einfachheit des ganzen Pfeilersystems, das Vorhandensein des so sehr einfachen Gesimses oberhalb der Arkadenstellungen u. dergl. eine sehr einfache Lösung finden. Wenn ich dies bereits früher als an sich nicht unwahrscheinlich hinstellte, deshalb es auch vorzog, selbst wenn die Pfeilerstellungen nicht ursprünglich seien, die ursprüngliche Kirche als nach ihrem Muster gebildet vorzustellen, so

liess mich aber stets der für mich nicht ganz genügend durchzuführende Beweis von der vollen Adoption dieser Lösung abstehen.

Es ist nicht zu verkennen, dass dieselbe doch nicht ganz so einfach ist, und noch andre Schwierigkeiten damit zusammenhängen. Es kam nicht allein darauf an, die Halbsäulenvorlagen nach dem Mittelschiffe hin den an sich nicht sehr starken Pfeilern vorzubinden, sondern auch die der Seitenschiffe, was für die ganze Anlage eine keineswegs sehr solide Construction ergiebt. Wollte man aber annehmen, die Seitenschiffe seien etwa schon ursprünglich überwölbt gewesen, was man, mit Rücksicht auf die Zeit der Entstehung, etwa am Ende des XI. Jahrhunderts, in vereinzelten und ausgezeichneten Fällen wohl zugeben kann (in S. M. in Capitolio zu Cöln bereits in der Mitte desselben), so steht dem wieder die Schwierigkeit entgegen, dass die entsprechenden Halbsäulen der Aussenwände, wie die von mir mitgetheilte Untersuchung lehrt, offenbar beweisen, dass dieselben ohne jene Zusätze bereits ihre volle Höhe hatten, ehe man ihnen die Halbsäulen nachträglich einband. Mein Freund hält allerdings die Beispiele von Bremen und Augsburg entgegen, wo Aehnliches geschehen. Ich erwidre aber darauf, dass bei diesen beiden Kirchen schon der Umstand abweisender Art ist, dass die Pfeileröffnungen bis zum Kämpfer hinauf nur etwa 1 ½ mal so hoch wie breit sind, während die drei rheinischen Dome das doppelte Maass und darüber zeigen; ferner dass in Speier nicht minder wie bei den beiden anderen die von mir besonders hervorgehobenen flachen Wandvorsprünge, welche oberhalb der Kämpfer beginnen und den Blendbögen als Stütze dienen, den Arkadenbögen bereits gleichzeitig sind, für sich aber schon auf einen hochstrebenden, den Verhältnissen der jetzigen Gewölbkirchen verwandten Bau hinweisen, dessen Höhenverhältnisse diejenigen der übrigen sicher datirten Basiliken des XI. Jahrhunderts bei weitem übertreffen, und deshalb als nicht wahrscheinlich erscheinen lassen. Auch ist zu beachten, dass der obere Fenstergaden, einschliesslich der Fensterumfassungen, aus schöngefügten Werksteinen erbaut ist, während die älteren Mauern der Seitenschiffe, wie alle bekannten Bauwerke des XI. Jahrhunderts, nur von Bruchsteinen errichtet sind.

Wenn am Dome zu Speier die Frage nicht mit Entschiedenheit gelöst werden konnte, ob in den jetzigen Arkaden des Mittelschiffes noch etwa ein Rest der ursprünglichen Anordnung des XI. Jahrhunderts übrig geblieben sei, so hat mich dagegen das Mauerwerk des Mainzer Doms davon überzeugt, dass die Arkadenstellung nur einer und derselben Zeit angehört, d. h. dem Neubaue des XII. Jahrhunderts. Wenn mein verehrter Freund einmal Gelegenheit haben wird, den Dom in allen fraglichen Theilen, im Aeussern wie im Innern und unter den Dächern (namentlich auch der Seitenschiffe), so genau zu untersuchen, wie es mir möglich gewesen, so zweifle ich nicht daran, dass er auch zu demselben Resultate kommen werde, wie ich, der ich vor jener Untersuchung dieselbe Ansicht hegte, wie er noch gegenwärtig. Die von ihm für möglich gehaltene Umänderung der Kämpferprofile nach Hinzufügung der Gewölbträger hat wenig innere Wahrscheinlichkeit, und wird durch den Anblick keineswegs bestätigt, der das Ganze wie das Einzelne als wie aus einem Gusse gearbeitet

erscheinen lässt. Wenn das Schmiegenprofil, das im Langhause theilweise vorkommt, allerdings im XI. Jahrhundert nicht ungewöhnlich ist, so erscheint dasselbe auch überall noch im Laufe des XII. und XIII. Jahrhunderts, wie zu Mainz selbst am westlichen Kreuzbau, über den Halbsäulen der Eckpfeiler, welchen Bau Kugler mit mir und allen früheren Forschern erst nach dem Brande von 1191 ausgeführt sein lässt. Auch mache ich darauf aufmerksam, wie die entschieden älteren Theile der westlichen Thürme, welche ich Bl. II. Fig. 3 meiner Schrift mitgetheilt habe, mag man sie für Reste irgend welchen Baues des XI. Jahrhunderts halten, doch einen viel alterthümlicheren Charakter zeigen.

Die auch von Kugler (Kl. Schriften II. 345) hervorgehobenen „eigenthümlich hohen Verhältnisse der einfach viereckigen Schiffpfeiler im Innern" stimmen nicht wohl zu jener älteren Zeit, ebensowenig die auch hier auf denselben sich aufsetzenden flachen Wandpfeiler mit ihren Bogenverbindungen, welche bereits eine den Triforien verwandte Anordnung zeigen und deshalb auf eine spätere Zeit hindeuten. Wenn er, zur Vertheidigung seiner Ansicht, hinzufügt, die Stellung der oberen Fenster, um der Gewölbe willen schief gegen die unteren Arkaden, deute auf eine verschiedene Zeit der Entstehung, so wird ihm bekannt sein, wie häufig im Mittelalter dergleichen Unregelmässigkeiten sind, so dass, namentlich in der vorgothischen Zeit, eine regelmässige Anordnung der obern Fenster eher zu den Ausnahmen gerechnet werden kann. Hier aber ward sie, wie er selbst sehr richtig bemerkt, der darüber gespannten Gewölbe wegen zur Nothwendigkeit; er hätte noch hinzufügen können, dass auch die Anordnung des Aeussern, wo Lissenenstreifen den inneren Gewölbeträgern entsprechen, wesentlich zu dieser Anordnung mitgewirkt habe, während die unteren Arkaden, welche von jenen Bedingnissen nicht berührt wurden, auch in der regelrechteren Bogenstellung verblieben.

Wenn ich also, mit Ausnahme einiger innerer Bedenken, dem Ausgleichungsvorschlage Kugler's, im Mainzer wie im Speirer Dome noch einen alten Kern zu erkennen, der auf flache Eindeckung berechnet war, während Alles, was die Gewölbe betrifft, erst im XII. Jahrhundert hinzugefügt worden sei, sehr wohl meine Zustimmung geben könnte, wenn nur die technische Untersuchung dem günstig wäre, was jedoch beim ersteren Bauwerke sehr zweifelhaft ist, beim letzteren aber entschieden verneint werden muss, so kann ich dagegen in Bezug auf den Wormser Dom auch nicht einmal so weit gehen. Allerdings hätte ich nicht das Mindeste der Annahme entgegenzusetzen, dass auch hier der 1118 geweihte Bau etwa eine ähnlich mächtige Pfeilerbasilika gewesen sein möchte: nur fehlt es uns an aller Nachricht darüber. Dagegen muss ich Kuglern entschieden entgegentreten, wenn er auch hier dieselbe Theorie durchführt und in den Arkadenstellungen einen älteren Rest verborgen hält. Schon die ungleiche Stärke der Pfeiler widerspricht dem; noch mehr aber der Charakter der Details, welche, wie Kugler sehr richtig bemerkt, in denjenigen Theilen, die mit dem auch von ihm als später erkannten Gewölbebaue zusammenhängen, und in denen der vermutheten Pfeilerbasilika, ganz identisch sind. Diese Details sind nun aber keineswegs so ursprüngliche, wie sie die beiden anderen Dome zeigen. Allerdings stehen sie mit denen

in Mainz, im Dome wie in der Gothards-Kapelle, herrschenden in innerem Zusammenhange, aber doch nur so, dass die dort als die jüngsten anzuerkennenden alterthümlich zu nennen sind im Gegensatze zu denen, die in Worms herrschen. Alle Details haben hier bereits einen spielenden Charakter, und namentlich das grosse Wulstkapitäl, welches in S. Gothard, obschon roh, doch in ergreifender Mächtigkeit erscheint, im Mainzer Dome wenigstens noch mit einer gewissen einfachen Strenge, ist hier bereits, trotz der rohen Hauptform, einigermassen mit Zierlichkeit behandelt, und, was charakteristisch, nicht allein als Kapitäl der ganz- und halbrunden Säulen, sondern auch der viereckigen Pfeiler, wo diese Form, welche den Uebergang vom runden Schafte zum viereckigen Auflager der Bogen vermitteln soll, ohne innere Bedeutung ist, und daher nur um so willkürlicher erscheint. Auch wird Kugler, der ja das sämmtliche Säulenwerk des Mainzer Doms mit mir als nach d. J. 1137 entstanden annimmt, also gleichfalls jünger als die Gothards-Kapelle, nicht verkennen, dass das Wormser Kapitäl jedenfalls unter allen diesen die jüngste Bildung verräth. Wenn ich verwandte Profilirungen allerdings bereits zu Ende des XI. oder Anfang des XII. Jahrhunderts zu Höchst und Lorsch nachwies, so habe ich nicht unterlassen, auch die ältere strengere Weise der dortigen Bildungen hervorzuheben, weshalb sie nicht zum Beweise dienen können, die Wormser Formen hinaufzurücken, um so weniger, da ich gleichfalls den Nachweis gegeben, dass grade in Worms noch um und nach der Mitte des XIII. Jahrhunderts Bildungen herrschend waren, die denen des Doms viel verwandter sind, wie letztere denen der anderen angeführten Kirchen. Aber auch anderwärts, in Oberdeutschland, setzten sich dieselben Formbildungen noch lange Zeit fort; so findet man namentlich dasselbe rohe Wulstkapitäl, und zwar gleichfalls als Pilasterkrönung, an den Umbauten des Chors zu Maulbronn (die ältere Kirche ist von 1148—1178 erbaut), welche schon entschieden den Uebergangsstyl zeigen. Der Dom zu Basel zeigt dasselbe an seinen Arkadenpfeilern, sowohl denen, welche durch vorgelegte Säulenbündel als Gewölbträger des Mittelschiffs ausgebildet sind, als auch bei den einfachen Zwischenpfeilern. Ich glaube nicht, dass mein Freund auch hier nur den Umbau einer älteren Pfeilerbasilika erkennen wird (obschon alle übrigen Bedingnisse wie in den Mittelrheinischen Domen zutreffen), da die reiche Gliederung aller, auch der Mittelpfeiler, doch zu sehr das Gepräge der späteren Zeit an sich trägt; noch mehr aber die sehr elegant profilirten Spitzbögen, welche die Pfeiler verbinden. Auch hier würde die Kuglersche Ansicht, welche er in Beziehung auf Mainz ausführte, in Betreff der schiefen Stellung der oberen Fenster zu den unteren Arkaden und dem denselben entsprechenden Triforium, eine Bestätigung der späteren Hinzufügung des Oberbaues finden, wenn er diesen und die Gewölbträger auch hier als spätere Zusätze zu einem älteren Baue annehmen wollte. Kugler selbst (Kl. Schr. II. 518) überweist den ganzen Dom der Uebergangszeit, dem ich vollkommen beistimme, und wird er mit mir auch darin übereinkommen, dass das Langhaus jünger als der Chor und die demselben organisch verbundene Krypta sei. Der ganze Bau ist übrigens jedenfalls später wie der Brand von 1185. (S. Fechter im Basler Taschenb. von 1851, S. 271.)

Wenn Kugler in den vielfach verschiedenen Anordnungen der einzelnen Joche des Langhauses nur einen Beweis dafür findet, dass man die alte Pfeilerbasilika nachträglich zum Gewölbebau umgewandelt habe, so würde dies doch nur diejenigen Theile treffen, welche bei Herstellung der Gewölbe wirklich betheiligt sind, nicht aber die Wanddecorationen mit triforienähnlichen Blenden, mit Rundbogenfriesen und Lissenen, Vierblättern u. dergl. Bei einem so prononcirten Quaderbau, wie der Wormser Dom, namentlich im Innern es ist, müsste man doch die Spuren einer solchen nachträglichen Hinzufügung erkennen können. Aber grade das Gegentheil: die Structur zeigt zu deutlich, dass diese Wanddecorationen u. s. w. dem ursprünglichen Baue zugehören. Hierdurch allein erklären sich auch die von Joch zu Joch hervortretenden Verschiedenheiten, indem zu einer Zeit, wo die Baukunst von Jahr zu Jahr einer fortwährenden Umwandlung unterlag, bei einem nicht zu raschen Fortschritte des Baues, auch die einzelnen Theile von diesen Veränderungen berührt werden mussten, um so mehr, da bekanntlich die Kirchenbauten des Mittelalters der Art vorschritten, dass sie nicht etwa, wie bei uns, gleichmässig von unten nach oben sich erhoben, sondern sich, so zu sagen, von Joch zu Joch aneinanderschoben, weshalb zwischen den einzelnen Jochen oft ein längerer Zeitraum zwischen inne liegen konnte.

Wenn Kugler in der Hauptanordnung des Mittelschiffs, nach Wegnahme der Gewölbträger, in auffallender Weise zu Worms dasselbe System wiederfindet, welches er als das ursprüngliche in Speier voraussetzte, so ist dies ein Cirkelschluss, der keinen Beweis für die vermeinte ursprüngliche Anordnung des einen oder andern Domes abgiebt. Halten wir uns aber nicht an Voraussetzungen, die in jeder Weise problematisch sind, sondern an die einfach vorliegenden Thatsachen, so ist kein gegründeter Zweifel, dass der Wormser Dom wirklich eine bewusste Nachahmung des Speierer, resp. des Mainzer Doms ist; nur bezieht sich dies auf die ganze Anordnung, einschliesslich der Gewölbe. Da nun namentlich die von den Pfeilern aufsteigenden Wandstreifen mit ihren Verbindungsbögen der Idee der aufstrebenden Gewölbe sich aufs Glücklichste anschliessen, so ist kein Grund da, daran zu zweifeln, dass sie erst mit denselben zusammenhängen, um so weniger, als uns nirgend Beispiele vorliegen, wo dergleichen hochstrebende Wandbögen ohne Gewölbe vorkämen.

In allen diesen Dingen aber ist eine genaue örtliche Untersuchung die Grundbedingung aller Schlussfolgerungen. Meine Mittheilungen waren auch in Worms, wie in Mainz und Speier, auf solchen Lokaluntersuchungen basirt, welche ergaben, dass der ganze Wormser Dom nur einen einzigen gleichmässigen Quaderbau bildet, mit Ausnahme der zwei älteren westlichen Thürme (in ihren unteren Theilen) und des jüngeren westlichen Chors. Ich würde mich gefreut haben, wenn Kugler durch eine erneuerte Lokaluntersuchung selbständig zu irgend einem Resultate gekommen wäre, sei es auch, dass es meinen Annahmen nicht günstig gewesen wäre. Hierdurch allein würde er seine obigen und noch andre Annahmen in Bezug auf ursprüngliche Wölbung der Seitenschiffe, Umschliessung der Absis mit einer viereckigen Ummantelung u. s. w. wahrscheinlich zu machen vermögen. Da dies aber nicht geschehen (denn das blosse Hören von vorgefundenen Pfeilervorsätzen scheint

er selbst nicht als eine sichere Basis anzunehmen), so kann ich zunächst meine auf Untersuchung beruhenden Annahmen nicht preisgeben. Noch füge ich hinzu, dass ein so offen daliegender Quaderbau, wie es der Dom zu Worms im Innern wie im Aeussern ist, in dieser Beziehung keine zu grossen Schwierigkeiten darbietet. Schon die Thatsache des Quaderbaues an sich spricht für meine Ansicht, da dieser erst in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts hervorzutreten anfing, während die älteren Bauwerke (so die genannten älteren Rundthürme des Doms) von Bruchsteinen mit Putz erbaut sind, und nur an den hervortretenden Gesimsen, Pfeilern u. dergl. grössere Steine als Quaderbau behandelt zeigen.

Dasselbe gilt nun auch in Bezug auf die anderen von Kugler aufgestellten abweichenden Ansichten über das Alter u. s. w. mehrerer Theile des Doms zu Speier. Die Frage über das Alter des Chors und der Kreuzarme muss allerdings aus der Architektur entschieden werden können. Die überreiche Ausbildung derselben grade an diesen Theilen, die üppige Profilirung der Fenster, die langgestreckte Form derselben am Chore, welche offenbar schon der Gothik entgegeneilt, die Krönungsgallerie, welche diese Theile nicht minder wie das Langhaus umgiebt (wo sie von Kugler in Uebereinstimmung mit Schnaase als späterer Zusatz angenommen ist) und mit denselben die spätere Zeit charakterisirenden Details, endlich der vollständige Quaderbau, welcher an den Ecken der Kreuzarme sogar zu strebepfeilerartigen Vorsprüngen ausgebildet ist, widersprechen entschieden jener Annahme. Noch weniger stellt mir mein Freund eine neue technische Untersuchung entgegen, die geeignet wäre, die von mir vorgenommene umzustossen. Zur Ergänzung der letzteren füge ich noch bei, wie die beiden Ostthürme, deren höheres Alter in den unteren Geschossen, soweit sie die obengeschilderte Technik aus geputzten Bruchsteinflächen mit Ecken von Quadern zeigen, von mir nachgewiesen wurde, auch dort, wo sie jetzt nicht frei stehen, sondern von dem jetzigen Mauerwerke des hohen Chors verdeckt werden, in ihren oberen Theilen vermauerte Fenster zeigen, die sich ehemals, ehe der Chor seine jetzige Höhe erhielt, dorthin öffneten. Folglich hatte letzterer ursprünglich eine weniger bedeutende Höhe. Aber ich erkenne auch aus Vergleichung des Grundrisses der Krypta mit dem des Chors (beide bei Geier und Görz), dass ersterer, nach Abzug der dort sicher vorhandenen Ummantelung, eine viel eingeschränktere Chorrundung bedingt, als die jetzt vorhandene, welche nach Wegnahme einer hier nur vorgeblichen Ummantelung, deren Spuren ich nicht habe auffinden können, zu wenig Mauerkörper übrig liesse, um noch standfähig zu sein, zumal bei der jetzigen bedeutenden Höhe. Anderwärts findet man, dass die Innenseite der Chorrundung von der der Krypta nicht wesentlich abzuweichen pflegt, während man, was der Standfähigkeit nur entspricht, die nöthigen Mauervorsprünge nach unten hin vorzugsweise nach Aussen zu verlegen pflegt. Hier findet aber das Gegentheil statt. Ich vermuthe hiernach, dass die ursprünglichen Maassverhältnisse der Abside den noch vorhandenen der Krypta (ohne deren Ummantelung) entsprochen haben, und deshalb viel kleiner gewesen sein werden. Dies würde auch in einem richtigen Verhältnisse zu dem weniger bedeutenden Höhenmaasse stehen, welches aus den vermauerten Fenstern der Thürme geschlossen werden musste.

Schliesslich noch ein Wort in Bezug auf die Afra-Kapelle. Dass sie später angebaut ist, ergiebt nicht nur der Augenschein, es wird auch von Niemand bestritten, war also auch nicht zu erweisen. Was ich aber durch eine genauere Lokalbesichtigung beweisen konnte, war die Thatsache zweier verschiedener Bauepochen der Kapelle selbst. Von der älteren ist nur noch die Abside übrig, welche innerhalb der jetzigen Westmauer des Nordkreuzes liegt. Im Mauerwerke völlig davon getrennt ist der ganze übrige Bau der Kapelle. Nur jener ältere Bau kann als ein Werk Kaiser Heinrichs IV. anerkannt werden; der neuere ist jünger als der Umbau des Doms im XII. Jahrhundert, da die Mauern der Kapelle denen des Kreuzes erst nachträglich angefügt sind. Die Altarnische der älteren Kapelle zeigt sich aber dadurch entschieden als späterer Anbau, dass durch dieselbe ein Fenster der älteren Krypta vermauert worden ist. Da nun die Mauer des Kreuzes gegen dieselbe vortritt, so erscheint letztere wieder jünger als die Altarnische. Hieraus ergiebt sich nothwendig diese Zeitfolge: 1) Krypta, 2) Altarnische der Afra-Kapelle, 3) Mauerwerk des Kreuzes, 4) Mauerwerk der Afra-Kapelle. Für 1 und 2 haben wir Data; für 3 und 4 können sie nur durch Vergleichung gefolgert werden, was ich gethan habe. Auch glaube ich nicht, dass dieselben durch die Formbildungen widerlegt worden sind, da bei deren sehr isolirt dastehendem Charakter Vergleichungen mit sicher datirten Monumenten schon an sich sehr schwer sind. Am meisten Analogie bieten mehrere Kapitäle u. s. w. des Doms selbst dar, und hier vorzugsweise an den Seitennischen der Kreuzmauer. Ich habe die Gründe angegeben, welche mich bewogen haben, letztere erst Ende des XIII. Jahrhunderts zu setzen; man hat denselben bis jetzt keine Gegengründe entgegengestellt.

F. v. Quast.

MANNICHFALTIGES.

I. Kleinere Aufsätze und Notizen.

1. **Ueber die Dome zu Mainz und Speier** (Anlage zu [Heft 2] S. 65). — Was den Beginn des Baues der Gothards-Kapelle betrifft, so habe ich in meiner Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz, S. 14, allerdings gesagt, dass Erzbischof Adelbert I. sie erweislich in den Jahren 1135 und 1136 erbaut habe, allein ich entsinne mich jetzt, nach Verlauf von 20 Jahren, nicht mehr genau, welcher Quelle ich dieses Datum entnommen habe; indessen will ich hier mittheilen, was ich in Folge erneuerten Nachsuchens gefunden habe. Der gelehrte Schunk sagt in seiner, einer am 24. Septbr. 1809 bei Gelegenheit der Glockenweihe gehaltenen Predigt des Bischofs Colmar angehängten Abhandlung über

den Dom zu Mainz, auf der letzten Seite: „Ausser den hier beschriebenen und bemerkten Denkmälern und Grabsteinen, befinden sich noch viele andere, sowohl in der Kirche selbst, als im Kreuzgange und in der im Jahre 1135 vom Erzbischof Adelbert I. neben der Domkirche erbauten St. Gothards-Kapelle. Wir übergehen sie aber mit Stillschweigen, theils Kürze halber, theils auch weil sie schon bei Gudenus in Codice diplom. Tom. II. und in meinen Beiträgen zur Mainzer Geschichte, Bd. II., wie auch anderswo sind beschrieben worden."

Werner, in seinem Werke: „Der Dom zu Mainz und seine Denkmäler", Band I. S. 565, sagt: „Er (Adelbert I.) starb nach einer mühsamen und ruhmvollen Regierung im Jahr 1137, und ward in der von ihm neben der Domkirche erbauten St. Gothards-Kapelle beerdigt. Dieses erhellt vorzüglich daraus, dass die Victorenser, deren vorzüglicher Wohlthäter er gewesen, dessen Anniversarium alljährlich in besagter Kapelle auf das Feierlichste begingen. Dieses würde daselbst nicht gehalten worden sein, wenn Adelbert, wie manche wähnen, zu Eberbach beerdigt worden; denn in diesem Falle würde das Stift in ihrer (seiner) eigenen Kirche dessen Jahrgedächtniss gefeiert haben."

Cochlaeus, angeführt von Serarius, L. I. c. 31, und aus diesem von Joannis (Rerum Moguntiac. L. I. p. 70), sagt: „*Moguntiae aedes vetusta est, quae S. Gothardi vulgo dicitur, proxime aedem metropolitanae ecclesiae, in qua sane aedicula et inferne et superne conspiciuntur plura altaria, eaque vetustissima; quorum tria, superne non longe ab invicem distantia, dicuntur juxta ritum Graecorum extructa bene alta et parum ampla.*"

Dazu bemerkt Joannis: „*Hoc S. Gothardi sacellum, per quod in ipsam aedem e foro itur, omnium utique vetustissimum esse, res loquitur ipsa. In eo tamen hodie nonnisi unicum conspicias altare, positum quidem an. MCXXXVIII, XI kal. Julii, consecratumque a Buggone, Vangioum Antistite; quo videatur, quam tomo IV. in libello de Vicariis legere licebit, narratio, tabellae, altari a latere dextro adfixae, inscripta.*"

Die hier erwähnte Inschrift ist in der von Ihnen angeführten Stelle bei Würdwein (II. 542) zu lesen. Die ebenda abgedruckte, von Ihnen angezogene Dotationsurkunde Adelbert's I. vom 7. März 1136 sagt, dass aus dem Ertrage mehrerer Hufen ihm (Adelberten) gehörigen Landes jährlich 10 *solidi ad usus luminarium* an die Hofkapelle abgegeben werden sollen. Die erwähnte Inschrift sagt, dass der neben ihr befindliche Altar (nicht die Kapelle selbst) im Jahre 1138, *Indict. XV, II kal. Julii* von dem Bischof Bucco geweiht worden sei.

Das Nekrologium des Domes, angeführt bei Joannis, p. 552, sagt auf der 294. Seite: „*IX kal. Jul. vigilia Joannis Baptistae obiit Albertus Archiepiscopus Moguntinus, sepultus in Capella S. Gothardi, ubi cantabuntur vigiliae majores cum magnis responsoriis, et dat Camerarius Dominorum quatuor candelas de quatuor libris cerae, et cantatur ibidem Missa animarum.*"

Das Nekrologium meint hier offenbar den Erzbischof Adelbert den ersten, welcher, nach Dodechinus und Anderen, wirklich am Vorabend des Johannistages, d. i. am 23. Juni (IX kal. Julii) gestorben ist. Joannis bezieht die Worte des Nekrologs ganz irrig auf Adelbert II. Kein einziger Chronograph lässt diesen zweiten Adelbert am 23. Juni sterben.

Dass Adelbert I. den Bau der fraglichen Kapelle schon im Jahre 1115 oder gar schon 1111 begonnen, und demnach 22 oder 26 Jahre daran gebaut haben sollte, ohne sie dennoch völlig zu Ende zu bringen, ist eine unannehmbare Hypothese. Nicht viel mehr als ein Vierteljahrhundert genügte damals schon, um sehr weitschichtige Domkirchen zu erbauen; ein so kleines, so einfaches, so nüchtern gehaltenes Gebäude wie die Gothards-Kapelle aber konnte auch damals ganz wohl in Zeit von 3 Jahren von Grund aus erbaut und zu Ende geführt werden.

Die zwanzig Jahre, welche von der Befreiung Adelberts aus dem Kerker bis zum Beginne des Baues seiner Hofkapelle (1115—1135) verflossen, waren für diesen Fürsten so stürmisch und brachten ihm so viele Sorgen und Geschäfte, dass er wohl nicht früher an diesen Bau denken konnte. Wohl aus demselben Grunde konnte er erst im Jahre 1135 Zeit finden, die Bürger von Mainz für seine, zwanzig Jahre früher erwirkte Befreiung durch die Privilegien zu belohnen, deren Verleihung in die metallenen Thüren des Doms eingegraben ist.

Schunk, welcher im Jahre 1809 schon ein alter Mann war, und lange vor dem Ausbruche der französischen Revolution die Archive des Domes durchforscht hatte, welche im Revolutionskriege zerstreut und vernichtet worden sind, hat gewiss nicht ohne guten Grund behauptet, dass die Gothards-Kapelle im Jahre 1135 erbaut (wenn auch nicht vollendet) worden sei.

Wenn Gudenus (Cod. Dipl. p. 732) meint, die Gothards-Kapelle habe schon vor der Domkirche bestanden, so meint er damit wohl nur die Kirche, wie sie nach dem Brande von 1137 und besonders nach jenem von 1191 wieder erbaut worden ist.

Neun Jahre nach dem ersten dieser beiden Brände, im Jahre 1146, wurde Mainz durch ein schweres Erdbeben heimgesucht. Joannis, I. p. 17, sagt darüber: „*Anno MCXLVI Moguntia denuo terrae motu, eoque gravi satis, quassata fuit. Dodechinus ad hunc annum p. m.* 472: *Hoc anno terrae motus magnus est factus Moguntiae vicibus quindecim.*" Vielleicht hat dieses Erdbeben die Verwüstung, welche der Brand von 1137 angerichtet, noch vermehrt. Ich sage vielleicht; denn es ist ja wohl möglich, dass die Richtungen der Erdstösse ganz ausser der Nähe des Domes blieben.

Es waren die schnabelähnlichen Eckverzierungen (Eckwarzen, wie Sie sie nennen) an den Säulenbasen der Gallerien der Gothards-Kapelle, welche, bei einer zufällig vorgenommenen genaueren Besichtigung des Gebäudes im Frühjahre 1838, mich, vermöge ihrer auffallenden Aehnlichkeit mit denselben Eckverzierungen der Säulenbasen der um den Ost-Chor ziehenden Gallerie, auf den Gedanken brachten, dass dieser Chor nicht aus der Zeit des Willigis sein könne, sondern mit der Gothards-Kapelle ungefähr gleichzeitig sein müsse. So wichtig ist es, bei derartigen Untersuchungen, ein genaues Augenmerk auf die Details zu richten.

Von hoher Wichtigkeit für die Baugeschichte des Domes von Mainz nicht nur, sondern für die Geschichte der Kirchenbaukunst in Deutschland überhaupt, ist die von Ihnen mitgetheilte Notiz aus Vulculd's Vita Bardonis, weil sie schlagend beweist, dass man noch im ersten Drittheil des XI. Jahrhunderts die vornehmste Hauptkirche Deutschlands mit einer flachen Holzdecke überdeckte, und dass man es demnach noch nicht verstand, so ausgedehnte Kirchen zu überwölben.

Sonach bin ich nun mit Ihnen vollkommen überzeugt, dass das Langhaus mit seinen schweren, auf Steingewölbe berechneten Pfeilern erst nach dem Brande von 1137, vielleicht erst nach dem Erdbeben von 1146, begonnen worden ist. Ich glaube noch immer, dass der grosse Brand von 1191 die erst seit einigen Decennien erbauten Gewölbe des Mittelschiffes und der Seitenschiffe, so wie grösstentheils auch die Seitenmauern zerstört hat, dass man um das Jahr 1200 die Gewölbe der Seitenschiffe neu aufgesetzt und bald darauf auch die des Mittelschiffes wieder erbaut hat. Wenn Sie *) aus der Abwesenheit jeder Andeutung von Rippen an den Gewölben der Seitenschiffe, und aus dem Umstande, dass die des Mittelschiffes Rippen, und zwar gothisch profilirte, zeigen, folgern, dass letztere viel später eingefügt sein müssen, so kann ich dieser Folgerung nicht beistimmen. Die Gewölbe der Seitenschiffe sind rundbogig und ohne Kreuzrippen, weil ihr kleiner Durchmesser weder eine Erhebung des Scheitels der Gurtbögen, noch eine Verstärkung durch Kreuzrippen nothwendig machte. Auch kann ich durchaus nicht den Glauben theilen, dass die Gurtbögen des Mittelschiffes ursprünglich rundbogig gewesen und die schwach ausgesprochene Spitzbogenform nachträglich eingehauen worden sei, und zwar um das Jahr 1250, wo die jetzigen Kreuzgewölbe eingezogen worden seien, während jene rundbogigen Gurtbögen schon 50 Jahre früher aufgestellt worden seien.

Die Profilirung der Kreuzrippen, verglichen mit ganz ähnlichen anderer Kirchengebäude, scheint mir keinen Grund abgeben zu können, sie absolut für jünger als die Zeit von 1200—1210 zu halten. In diesem Zeitraume hatten die Kirchenbaumeister schon begriffen, dass der flache Scheitel der weitgespannten rundbogigen Gurtbögen gefährlich sei, darum unterdrückt und in die Höhe gerückt werden müsse. Auch hat mich die genaue Vermessung aller Gurtbögen des Langhauses, des Querhauses und des Chores überzeugt, dass von dem Zeitraume 1200—1210 bis zur völligen Beendigung des Baues zu Ende des Jahres 1238 oder zu Anfange 1239 eine fortschreitende Ueberhöhung des Scheitels stattgefunden hat. Ein englischer Architekt und Archäologe hat mir im Jahre 1836 aus Frankreich geschrieben, dass er an den ältesten überwölbten Kirchen dieses Landes ebenfalls jene schwache Zuspitzung der Gurtbögen, und eben jenes Fortschreiten der Ueberhöhung ihres Scheitels wahrgenommen habe, ganz so, wie ich es in meiner Geschichte des Mainzer Domes angedeutet habe.

Ich habe im Jahre 1827 das Werk des Prokopius über die Gebäude des Kaisers Justinian aus dem Griechischen in's Deutsche übersetzt, ferner im Jahre 1829 des Paulus Silentiarius Beschreibung der Sophienkirche zu Constantinopel und manche andere Stellen aus den Byzantinern; ich habe die bisher

*) v. Quast, die roman. Dome des Mittelrheins, S. 22.

dunklen und unverständlichen Beschreibungen derselben in's Klare gesetzt, und werde, wenn ich die Zeit dazu finden werde, beweisen, dass schon die byzantinischen Architekten im frühesten Mittelalter die Gefährlichkeit des flachen Scheitels weitgespannter Gewölbe und die Nothwendigkeit ihrer Ueberhöhung erkannt haben.

Ich empfehle Ihnen die nähere Betrachtung der Kirche zu Ilbenstadt in der Wetterau; sie wurde, nach Joannis (Rer. Mogunt. Tom. I. p. 562), im Jahre 1159 durch den Erzbischof Arnold von Mainz eingeweiht, und zeigt sehr auffallende Nachahmungen mehrerer Partien des Mainzer Domes, namentlich des östlichen Querhauses. Der Graf Gottfried von Kappenberg hatte das Kloster zu Ilbenstadt im Jahre 1123 gestiftet (Joannis I. 543).

Was den Dom zu Speier betrifft, so stimme ich Ihnen darin vollkommen bei, dass das Langhaus mit seinen auf Steingewölbe berechneten Pfeilern erst nach dem Brande von 1159 erbaut worden ist, und dass auch die Afra-Kapelle, wie sie jetzt ist, erst in dieser Zeit entstanden sein kann. Die Kapitäle ihrer Säulen erinnern an die der Säulen des östlichen Portales und der südlichen Abseite des Ost-Chores des Mainzer Domes, sind aber jedenfalls um einige Jahrzehnte jünger. Sie sprechen, a. a. O. S. 31, von den Aufschlüssen über die älteren Theile dieses Domes und die späteren Zusätze, welche durch die Herausgabe der von Geier und Görz unternommenen Aufnahmen zu hoffen seien, und berichten, S. 35, nach Geier's angeblichen sehr genauen Untersuchungen, dass nur die beiden östlichen Quadrate des Mittelschiffes von der Zerstörung von 1689 unversehrt geblieben seien. Die Zerstörung war ausgedehnter; auch die Seitenschiffe wurden grösstentheils zerstört, so wie sechs Pfeiler der nördlichen Seitenmauer. Um Sie davon zu überzeugen, sende ich Ihnen beikommend eine Durchzeichnung des Grundrisses, welcher nach der Zerstörung vom Jahre 1689, wahrscheinlich in den letzten Jahren des 17. oder zu Anfang des 18. Jahrhunderts, durch den Architekten Thomans aufgenommen worden ist, und in welchem alle erhalten gebliebenen Theile des Gebäudes mit schwarzer Tusche, alle zerstörten und neu aufzuführenden Pfeiler und Mauern mit rother Farbe angelegt sind.*) Sie ersehen in diesem Risse auch, wie die alte Vorhalle war, und dass der Architekt nicht versäumt hat, auch die Sprünge anzudeuten, welche die baufällig gewordenen Pfeiler und Mauern dieser Vorhalle zeigten. Dieser Thomans hat fünf, neben einander auf Leinwand aufgezogene, Baurisse zum Behufe der Wiederherstellung des im Jahre 1689 verwüsteten Speierer Domes geliefert, welche in Folge des Revolutionskrieges in die Hände des Departements-Baumeisters Henrion dahier kamen, und im Jahre 1810 aus dessen Nachlasse in den Besitz meines Vaters gelangten, nach dessen Tode sie im Jahre 1838 mein Eigenthum wurden. Ich habe die Zurückgabe derselben an das Domarchiv zu Speier bereits vor einigen Monaten zugesagt. Die 5 Baurisse haben folgende Ueberschriften:

Nr. 1. *„Vollständiger Grundriss sowohl des annoch stehenden als auch Neu aufzuführenden Hohen „Domgebäus zu Speyer so wie beyde mit Litteris A: A: und B: B: bezeignete rothe Linien „ausweisen."*

Nr. 2 ist auf der Durchzeichnung abgeschrieben.

Nr. 3. *„Grund Riss vom Lang Haus, wie von aussen her das mit kleinen Säulgen herumgeführte „Gänglein, um von einer seiten zur andern, wie auch auf beyde Thürne kommen zu können, „zu ersehen ist."*

Nr. 4. *„Auftrag von dem Haupt-Eingang und Vorplatz Samt Beyderseitigen Thürnen."*

Nr. 5. *„Durchschnitt von dem vorplatz des Haupt Eingangs der Kirchen, so wie es sich zeiget mit sei„nem Gewölb und Oberen Communicationen deren Gänglein nach der Linie D: D:"*
„Durchschnitt von dem Vorplatz seines Gewölbs Nach der Länge durch die Linien C: C:"

Die Risse tragen alle die Unterschrift Thomans', aber nirgends eine Jahreszahl; indessen beweiset die alterthümliche Sprache der Aufschriften, dass sie nicht zur Zeit des Würzburgischen Architekten Neumann, um 1770, gefertigt sein können, sondern aus der Zeit von 1690—1710 herrühren müssen.

Ich habe die Ehre u. s. w.

Mainz, 19. Juni 1854. J. Wetter.

*) Hiernach sind die 6 westlichen Pfeiler einer jeden Seite und die ganze nördliche Seitenwand in gleicher Ausdehnung erneuert worden, wie solches auch die verschiedene Schraffirung des Plans von Geier ergiebt, der die Einzeichnung vielleicht diesem Grundrisse entnommen hatte. v. Q.

2. Prémontré. — Man hat in neuerer Zeit mit Recht erkannt, wie wichtig zur genaueren Erforschung der Kunst des Mittelalters die Erkenntniss der damaligen kirchlichen Institutionen sei, namentlich der verschiedenen Mönchsorden und ihrer Regeln. Die eigenthümliche Anordnung der Kirchen bei den Cisterciensern und Bettelorden hat namentlich in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Forscher lebhaft erregt, und hat auch der Herausgeber hierbei mitzuwirken versucht, sowohl in dieser Zeitschrift, als auch anderwärts. Neben den Cisterciensern hat namentlich für die nordöstlichen Grenzmarken Deutschlands der Prämonstratenserorden eine grosse Bedeutsamkeit erlangt, da sein Stifter, der heil. Norbert, nur wenige Jahre nach Begründung des Ordens (um 1120) und fast gleichzeitig mit der Bestätigung desselben durch Papst Honorius III. i. J. 1126 zum Erzbischofe von Magdeburg erhoben, nicht nur in jener Stadt und dem ihm untergebenen geistlichen und weltlichen Gebiete seinen Orden auszubreiten sich bemühte, sondern auch in den grade damals für immer dem Christenthum wiedergewonnenen und germanisirten Slavenländern, deren Bischöfe meist zu seinem Metropolitanbezirke gehörten. Ausser mehreren neugestifteten oder neubesetzten Klöstern gehörten auch die 3 Domkapitel zu Havelberg, Brandenburg und Ratzeburg dem Orden an, und gehorchten in dieser Eigenschaft, zusammen 15 Klöster, dem Probste des schon 1129 vollendeten Hauptklosters U. L. Fr. in Magdeburg, das er selbst völlig erneuert und zu seiner Ruhestätte erwählt hatte.

Wie die Cistercienser eine auf strengerem und thätigerem Leben beruhende Reformation des Benedictinerordens waren, so war die Stiftung des heil. Norbert eine auf ähnlicher Strenge beruhende Reformation der Chorherren nach der Regel des heil. Augustinus. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass ihm die nur um wenige Jahre ältere und zuletzt durch seinen grossen Zeitgenossen, den heil. Bernhard, abgeschlossene Cistercienser-Bewegung als Vorbild diente. Wenn nun die dem letzteren Orden angehörigen Bauwerke, trotz vielfachster Abweichungen, eine unzweifelhafte Familienähnlichkeit zeigen, bei der ebensowohl Einfachheit der Kirche, als prachtvollste Entfaltung der Klosterräume charakteristisch sind, so war eine besondere Eigenthümlichkeit der Bauwerke der Prämonstratenser bisher nicht hervorgetreten. Die Kirchen weichen im Wesentlichen nicht von den grösseren landsüblichen Kirchen ab; namentlich pflegen sie der Doppelthürme nicht zu entbehren, und auch Krypten finden wir bei ihnen beliebt, insoweit sie einer Zeit angehören, wo man solche überhaupt noch anlegte. Es war daher nicht unwichtig zu erforschen, ob und was etwa noch von dem Mutterkloster Prémontré (Praemonstratum) vorhanden sei, wo S. Norbertus einst in die Waldeseinsamkeit der Diöcese von Laon sich zurückgezogen, mit Brüdern sich umgeben und zuerst das Ideal seiner Reformation des Ordens der Chorherren ins Werk gesetzt hatte.

Im Herbste v. J. war es mir vergönnt, wenigstens auf kurze Zeit das einst so berühmte Kloster, das Haupt von mehr als tausend Stiftern, aufzusuchen. Noch jetzt, wie zur Zeit seines Gründers, liegt es in tiefster Waldeinsamkeit verborgen; ein in dem baumlosen Frankreich überraschender Anblick. Man sieht das Kloster, von Coucy herkommend, dessen Donjon alle ähnlichen Schlossanlagen weit überbietet, nicht eher, als bis man es, durch die Buchen hindurch, zu seinen Füssen in einem engen Wiesenthale erblickt, das nur gegen Süden dem durchfliessenden Bache einen schmalen Ausweg gestattet. Noch jetzt umschliesst die hohe Klostermauer, rundum von mächtigen Strebepfeilern gestützt, den weiten Klosterbezirk, nicht mehr wie in alten Zeiten, der stillen Sammlung und Erholung der Mönche bestimmt, sondern nur dem Anbau der profansten Erdfrüchte für die jetzigen Proletarier bestimmt, welche eine Gasse vor dem Eingange bewohnen. Nur die in prunkvoller Architektur des vorigen Jahrhunderts erbaute Prälatur mit ihren Mansardendächern, auf die der Vorhof zunächst hinführt, ist im Ganzen wohl erhalten, obschon auch hier Wind und Wetter durch die offenen Fenster und Thüren streichen. Desto wüster sieht das eigentliche Kloster aus, das, von demselben fast völlig gedeckt, gegen Norden zu liegt. Wahrhaft widerlich grinzen einen hier im Vordergrunde einige hohe Schornsteine an, zum Gebrauche der nun schon wieder zerstörten Glasfabrik dienend, die irgend ein Speculant in den ehemaligen Klosterräumen errichtet hatte. Da er sich aber selbst hierbei verspeculirt zu haben scheint, so ist seine Fabrik bis auf geringe Reste selbst schon wieder verschwunden, zugleich mit ihr aber leider auch der grösste Theil aller Klostergebäude. Vom ehemaligen Kreuzgange sind kaum noch Spuren vorhanden, d. h. von dem letzten, der der Prälatur gleichzeitig gewesen sein dürfte; doch erkennt man noch die Spuren einzelner Gewölbeansätze einer älteren Architektur, namentlich an den Gebäuderesten, östlich des ehemaligen Kreuzganges. Hier sieht man noch die Ueberbleibsel zweier quadratischer Räume, jeder 42 Fuss im

Quadrat. (S. Fig. 16.) Nur der südliche von ihnen ist einigermaassen erhalten, und man sieht noch vier mittlere Rundsäulen von eleganten Verhältnissen, welche ein nicht minder elegantes Kreuzgewölbe

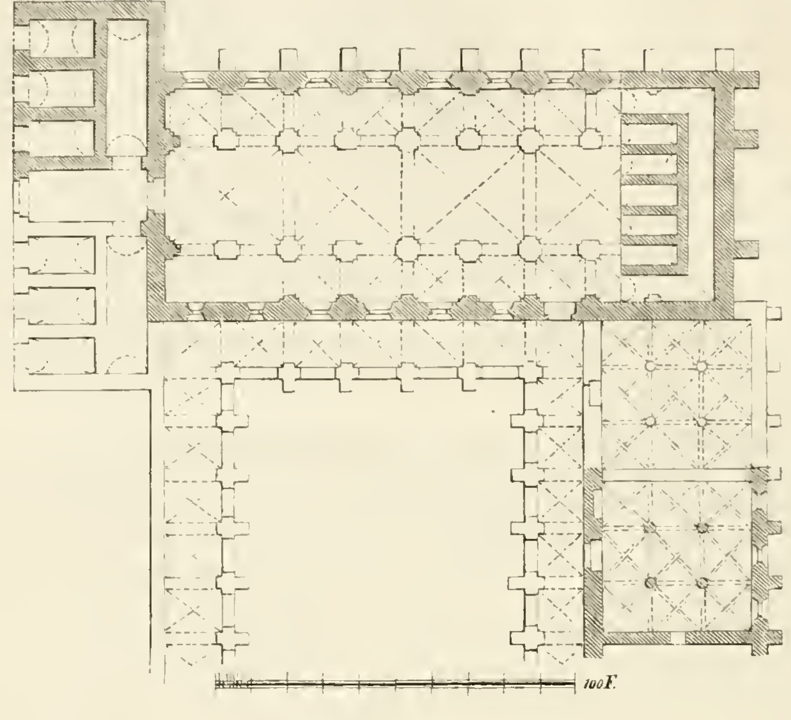


Fig. 16.

tragen, dessen Rippen die edelste gothische Profilirung zeigen, während die Säulenkapitäle zwar mit nur einfachem, aber gleichfalls der besten Zeit angehörigem Laubwerk umkränzt sind. Doch auch dieser edle Rest, wahrscheinlich der Kapitelsaal, in dessen weiten Hallen wohl einst die Abgesandten der zahllosen untergebenen Klöster sich um den hohen Abt von Prémontré sammelten, schon jetzt seit langer Zeit ohne Dach und gegen Norden hin seiner Stützwand beraubt, der bereits ein Theil der Gewölbe nachgestürzt ist, geht unausbleiblich einer schleunigen Zerstörung entgegen; die jetzige Ruine ist eine der schönsten und wehmüthigsten, die man sehen kann. Der gleichgrosse, nördlich davon bis zur Kirche gelegene Raum, scheint dieselbe Anordnung wie der vorgenannte gehabt zu haben, liegt gegenwärtig aber völlig in Ruinen.

Die Kirche ist 9 Joche von ca. 17 Fuss mittlerer Entfernung lang, welche durch die schon genannten Wandpfeilergruppen getrennt werden (s. Fig. 17), deren jede aus einem sehr flachen Pfeiler

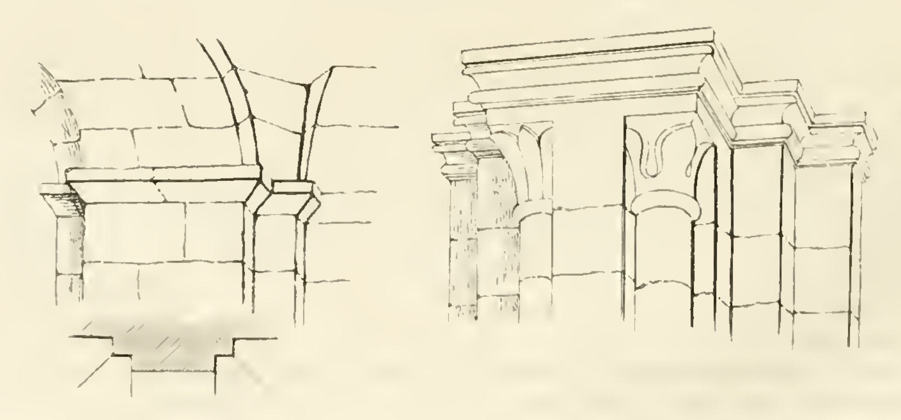


Fig. 17.

besteht, zur Stütze des vorspringenden Quergurtes der Gewölbe bestimmt, und einem kleineren rechteckigen Pfeilervorsprunge in jedem Winkel gegen die Mauer zu, auf denen die Ecke des Kreuzgewölbes ruht, das hier noch überall ohne Rippen erscheint, und gleich den Gurten aus grossen gehauenen Steinen zusammengesetzt ist. Der Kämpfer wird in den 3 östlichen Pfeilergruppen in einfachster Weise aus Schmiege und Platte gebildet, in den übrigen westlicheren aus einer wenig reicheren Gliederung, aus Rundstab, Halbkehle nebst Nase darüber und Platte bestehend. Letzteres Gesims krönt auch die etwas reicheren Pfeilergruppen der Westseite, die sich besonders durch Ecksäulchen mit sehr einfachen Blattkapitälen, in die Ecken der vorspringenden Pfeiler eingelassen, auszeichnen. (S. Fig. 17.) Bögen und Gewölbe scheinen sämmtlich halbkreisförmig gewesen zu sein, bis auf die beiden östlichen, welche spitzbogig sind. Die östliche Wand, obschon nach aussen mit starkvortretenden und abgetreppten ursprünglichen Strebepfeilern versehen, lässt im Innern keinen Gewölbeansatz erkennen; da auch in der Ecke der Pfeilervorsprung nicht in gleicher Weise wie sonst überall hervortritt, so ist die ursprüngliche Anordnung und Eindeckung dieses östlichsten Theils der Kirche nicht ganz deutlich. Auch die beiden westlichen Joche der Südseite scheinen ohne Gewölbe gewesen zu sein; vielleicht dass hier ein Thurm oder anderweitiger Einbau sich befand, der diese Abweichung bedingte. Auch zeigt die Wand hier nur sehr kleine Rundbogenöffnungen, während die Fenster sonst überall sehr hoch und weit geöffnet sind, in ihrer jetzigen Erscheinung allerdings erst aus sehr später Zeit, wohl gleichzeitig mit den Prälaturgebäuden. Grosse Fenster nach dem Kreuzgange hin sind überhaupt wohl nur als ein späterer Zusatz anzunehmen, da dergleichen hier sonst nicht üblich sind. Ehemals vorhanden gewesene Strebepfeiler der freien Nordseite erkennt man nur noch am Abbruch. Das Ganze ist aus schönen Quadersteinen von ziemlich sorgsamer Arbeit errichtet.

Die Kirche, von Westen nach Osten gerichtet, bildete ein völliges Rechteck, hat aber nur noch ihre Umfassungsmauern in ziemlicher Vollständigkeit erhalten. Nord-, Süd- und Westseite sind mit flachen Pfeilergruppen besetzt, die oberhalb der einfachen Kämpfer den Gewölben zur Stütze dienten. (S. Fig. 18.) Von Mittelpfeilern, welche die 3 Schiffe trennten, ist auch jede Spur verschwunden. Man

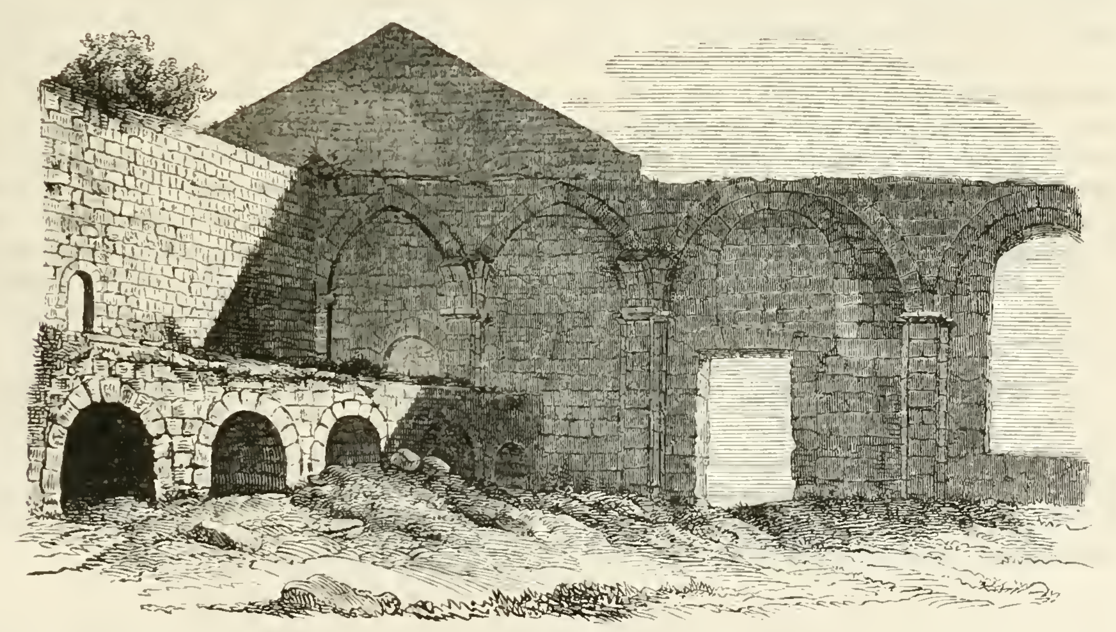


Fig. 18.

würde auch letztere in Zweifel ziehen können, wenn nicht der 60 Fuss weite Raum, bei nur mässiger Mauerhöhe, die Unmöglichkeit der Eindeckung durch ein einziges Gewölbe nachwiese, und die Gewölbeansätze an jenen Mauern auf Seitenschiffe hinwiesen. Die Pfeilervorsprünge der Westwand und die Strebepfeiler der Ostwand lassen erkennen, dass das ehemalige Mittelschiff eine Breite von 26 Fuss gehabt haben müsse; doch ist aus den Resten nicht zu entscheiden, ob es erhöht gewesen, ob gleichfalls

eingewölbt, und in welcher Weise etwa, weshalb alle Andeutungen des umstehenden, nur nach flüchtiger Handzeichnung entstandenen Grundrisses, insoweit sie nicht schwarz gehalten sind, nur als Combinationen Geltung haben.

Der Bau, so weit wir ihn hier haben kennen lernen, macht den Eindruck der höchsten Einfachheit, sowohl der Hauptanlage, wo kein Querschiff, vielweniger eine oder mehrere Absiden oder Kapellen das einfache Parallelogramm durchbrechen, als auch der Details, soweit solche noch vorhanden sind. Die einfachen Wandpfeilergruppen mit ihren nicht minder einfachen Kämpfern erinnern fast mehr an deutsche Architekturformen wie an französische, was durch die Herkunft des Urhebers wohl erklärlich wird, mit dessen Zeit dieser Bau zusammenstimmt. Die Strebepfeiler des Aeussern gehören aber entschieden dem französischen Lokale an.

Höchst auffallend und von allen andern mir bekannten Anlagen abweichend ist aber der Einbau im östlichen Theile der Kirche und der Vorbau gegen Westen. Dort sind 5 rundbogige Tonnengewölbe, jedes vom andern durch eine Querwand getrennt, und nur nach der Kirche zu geöffnet, als eine Art Krypta angeordnet, um die auf drei Seiten, gleichfalls im rundbogigen Tonnengewölbe überdeckt, ein Corridor herumläuft. Dieser fast ein Drittheil der Kirchenhöhe einnehmende Einbau wird oberhalb das Presbyterium getragen haben, doch ist jetzt nicht einmal ein Treppenzugang auf jenes Plateau hinauf sichtbar, vielweniger ist die Bestimmung jener halb krypten-, halb kapellenartigen Gewölbe und des Corridors zu erkennen. Das Ganze weicht völlig von allen anderen mir bekannten Anlagen ab, und findet kaum ein Analogon in der dem VIII. Jahrhundert angehörigen Krypta des Petersklosters zu Fulda, wo gleichfalls 3 parallele Tonnengewölbe durch ein vorderes quervorgelegtes Tonnengewölbe vereinigt werden. Am meisten ähnelt dieser Anlage jedoch der nicht minder eigenthümliche westliche Vorbau. Zu jeder Seite der mittleren Vorhalle liegen hier wieder drei kryptenartige Tonnengewölbe, in gleicher Weise von einander durch Mauern getrennt, sind aber gegen Westen, wenigstens gegenwärtig, ins Freie sich öffnend. Dahinter neben der Westwand der Kirche läuft hier wieder ein im Tonnengewölbe überspannter Corridor. Nördlich stösst an diesen wunderlichen Vorbau eine moderne Gebäudeanlage, wo sich vielleicht ursprünglich ein Thurm erhob. Die südliche Hälfte ist jetzt völlig zerstört und ist nur nach Analogie der nördlichen ergänzt worden.

Die Hauptanlage der Kirche sowohl, als auch jene wunderlichen Ein- und Anbauten weichen von allen anderen Kirchen, namentlich von allen mir bekannten Prämonstratenserkirchen so wesentlich ab, dass es mir bisher nicht möglich war, irgend einen Vergleichspunkt aufzufinden. Es leuchtet nur ein, dass die Kirche zu Prémontré ihren alten Theilen nach wohl der Zeit der Stiftung des Ordens, in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts, angehört, von deutschen Formen influirt wurde, in ihrer den Ordensregeln entsprechenden Einfachheit aber wenig Nachfolge unter ihren Tochterkirchen fand. Doch können obige Mittheilungen nur als flüchtige Beobachtungen eines Reisenden betrachtet werden, dem es nicht vergönnt war, genauere Lokaluntersuchungen durch Nachgrabungen u. s. w. zu machen, welches er glücklicher situirten Besuchern zu thun anheimstellt. v. Q.

3. Die Kirche der Abtei Camp.*) — Die Abtei Camp ist die dritte Tochter von Morimond und wurde sieben Jahre nach diesem, und zwar 1122 gestiftet. Der Ruf Morimonds drang nämlich zum Erzbischof Friedrich von Cöln, Graf von Friaul († 1130), so dass er seinen Bruder Arnold, den damaligen Abt von Morimond, einlud, in dem von den Normannen verwüsteten Landstrich ein Kloster zu gründen.**) Camp verdunkelte bald Morimond, gab den Niederlanden seine Cultur, zählte 70 Töchter***) und im Jahre 1298 eine Bewohnerschaft von 72 Priestern und 72 Laienbrüdern.

*) Bei dem Interesse, welches man neuerlich den Bauten der Cistercienser geschenkt hat, wird man die folgenden Notizen über die Kirche der Abtei Camp gern lesen, da dieses Kloster nicht nur das älteste des Ordens in Deutschland ist, sondern auch das Mutterkloster der grossen Mehrzahl aller übrigen deutschen Cistercienserklöster wurde, und ihnen desshalb muthmasslich als Vorbild diente. Leider gehören nur noch geringe Reste einem älteren Baue an; diese zeigen aber doch den dem Cistercienserorden eigenthümlichen graden Chorschluss. v. Q.

**) Siehe die Stiftungsurkunde bei Binterim, Michels etc.

***) Unter diesen: Wolkenrade (Walkenried?), Volkolderade (Volkerode?), Amelungsborn, Hardenhausen, St. Michaelstein, Neuencamp etc. nach der Stammtafel des Ordens in Camp.

Die grosse Bedeutung des Ordens ist anerkannt, ebenso, dass die Eigenthümlichkeit seines Wesens sich seinen Kirchenbauten mittheilte.

Zur Grundungszeit von Camp war in Morimond noch kein kirchliches Gebäude von Bedeutung. Das ursprüngliche einfache Oratorium blieb 150 Jahre unverändert, nur liess 1130 Abt Walther dasselbe nach einer Seite erweitern. Im Jahre 1230 wurde eine neue Kirche in folgenden Verhältnissen gebaut: Mittelschiff 150′ lang, 30′ breit; Querschiff und Absis 90′ lang; Seitenschiffe 15′ breit; Höhe des Hauptschiffes 75′, Höhe der Seitenschiffe 30′. Sechs schmale hohe Fenster in der Absis ohne Stabwerk, 12 Säulen, 3 Thore in der Façade, 2 Kapellen u. s. w. gehörten zum Bau. Bei der Kenntniss dieses Planes*), der so viel wie möglich das ursprüngliche Parallelogramm mit seinen zwei Seitenschiffen bis aus Chor u. s. w. festhielt, ist anzunehmen, dass die berühmte Tochter von Morimond ebenso an der Tradition des Baues von Morimond zu Anfang wie später festhielt.

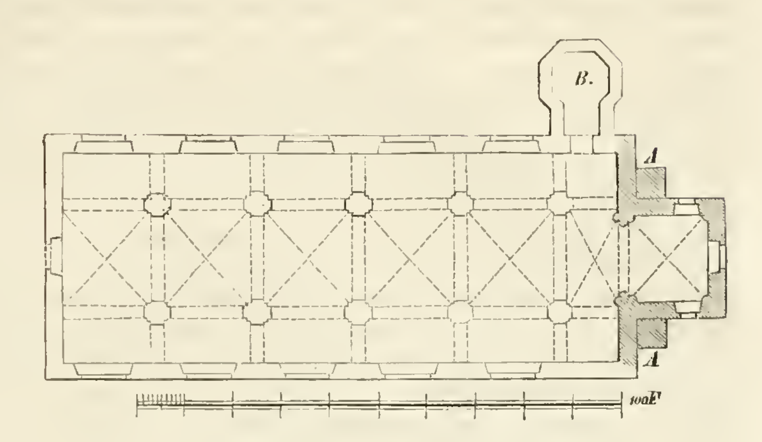


Fig. 19. Grundriss der Kirche zu Camp.

Nach welchem Vorbild nun Camp, das den Orden in Deutschland einführte, baute, ist interessant zu untersuchen. Vorhanden von dem alten Baue ist nur die von 2 Thürmen A flankirte, rechteckige Absis, der man den Neubau angepasst hat. Dieser Neubau geschah im XVII. Jahrhundert. Denn 1585 finden wir die Kirche unversehrt mit Glockenspiel, Thurm und Bleidächern und einer 1461 gefertigten Uhr. Im truchsessischen Kriege liess Adolf von Neuenar dieselbe berauben, so dass Alles Ruine ward. 1640 erst kehrten die Mönche aus ihren 3 Höfen zu Rheinberg, Neuss und Cöln zurück und gehen 1672 der Franzosen wegen in dieselben zurück. 1638 beginnt der Neubau; derselbe ward 1705 vollendet; zuletzt die Sakristei B. Ernst aus'm Weerth.

4. **Die Heiligenstatuetten an der Kanzel des Doms zu Merseburg** sind von mir oben (Heft 2) S. 80 in Folge benutzter mangelhafter Notizen zum Theil unrichtig erklärt worden; nach inzwischen genommenem Augenschein kann ich die folgende Berichtigung geben, wobei ich die acht Statuetten in der Richtung von Osten nach Westen (vgl. Taf. 6) aufzähle: 1) Der Apostel Judas Thaddäus, mit der Keule. 2) Ein anderer Apostel, von dessen Attribut nur ein unkenntliches Bruchstück übrig ist. 3) Der Apostel Petrus, mit dem Schlüssel. 4) Maria Magdalena, mit der Salbbüchse. 5) Katharina, mit dem Schwert. 6) Barbara, mit dem Hostienkelch. 7) Margaretha, mit dem Drachen zu ihren Füssen. 8) Der Apostel Bartholomäus, mit dem Messer. O.

II. Erhaltung und Zerstörung der Denkmäler.

Rathhaus zu Aachen. — Bekanntlich ist seit einer Reihe von Jahren eine Herstellung des Rathhauses zu Aachen im Gange. An Stelle des alten Karolingischen Palastes, von dem auf der Ostseite ein alter viereckiger Thurm, an der Westseite eine grosse halbkreisförmige Abside (letztere durch Einbau der

*) Plan zum Reparaturbau, 1476 entworfen, im Archiv von Haute marne. — Michels, Geschichte von Camp. — Dubois, Geschichte des Ordens, übersetzt von Aschendorf. Verfasser oder Uebersetzer verwirren durch Unkenntniss architektonischer Ausdrücke. Bald wird der erste Bau in Morimond ein Oratorium, bald eine Krypta genannt.

Wendeltreppe nutzbar gemacht) noch übrig geblieben sind, zwischen denen sich der jetzige Bau in grossartigen Maassen erhebt. In der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts durch den damaligen Burgemeister Gerhard von Schellart gen. Chorus, der auch den jetzigen Chor der alten Münsterkirche Karls des Grossen anfügte, in grossartiger Weise erbaut, war dasselbe im Laufe der Zeit in unglaublich geschmackloser Art verändert worden. Die Wände, welche den grossen, auf einer Pfeilerreihe ruhenden Saal des Obergeschosses zerstückelten, sind glücklicher Weise gefallen; nicht minder die üppigen Stuckaturen, welche die einfach grossartigen Kreuzgewölbe überwuchert hatten. Die hehren Verhältnisse des alten Krönungssaales unserer Kaiser wirken wieder wie vor 500 Jahren auf den Beschauer, und es ist nur zu bedauern, dass die Freskomalereien, die man in ihren Skizzen mit so grossem Jubel begrüsst hatte, in der Ausführung doch weit hinter aller Erwartung zurückgeblieben sind, ein tragisches Abbild des bedauerlichen Endes, dem ihr hochbegabter Urheber erlag.

Herr Stadtbaumeister Ark, der bei Herstellung des Saales vorzugsweise thätig war, und dem wir das jetzige glückliche Resultat insonderheit zu danken haben, erkannte sehr bald, dass auch die äussere Front des Rathhauses, nicht minder gemisshandelt wie das Innere, gleichfalls einer Herstellung des ursprünglichen Zustandes fähig sei. Mit Hülfe alter Abbildungen war es ihm möglich, den ursprünglichen Zustand zu erkennen und die nöthigen Restaurationsentwürfe anzufertigen, die denn auch bald in Angriff genommen wurden und schon weiterer Vollendung entgegeneilten, als unerwartete Hindernisse eintraten. Anderweitige Restaurationsentwürfe, welche mehr in modern gothisirenden Formen sich bewegten, wurden eingeschoben und durch thätige Einwirkung an Stelle des zurückgedrängten Ark'schen Plans für die Vollendung bestimmt. In Folge eines späteren Gutachtens, welches auf Lokaluntersuchung seitens des G.-Ober-Bauraths Stüler und Geh.-R.-R. v. Quast beruht, ist gegenwärtig von des Königs Majestät befohlen worden, dass die Herstellung auch ferner nach dem Ark'schen Entwurfe erfolge, der in selten gelungener Weise die Herstellung aller alten aufgedeckten Formen mit den neueren Bedürfnissen in Einklang zu bringen wusste.

2. **Frankfurt a. M.** — Von hier aus ergeht ein Aufruf zur würdigen Herstellung des hiesigen Doms. Bei der historischen Bedeutsamkeit desselben würde jeder gewiss gern sein Schärflein beitragen, die hehre Stätte, wo die Kaiser des heil. Römischen Reichs deutscher Nation einst auf den höchsten irdischen Thron erhoben wurden, und das Zeichen ihrer Würde, die Kaiserkrone, empfingen, wieder in würdigster Weise von den Unbilden der Spätzeit zu befreien, wenn eine Garantie vorläge, dass dies Ziel durch die jetzigen Machthaber erreicht werden würde. Leider sind wir nicht im Stande, dies vorauszusetzen. Bei einem gelegentlichen Besuche des Doms im Herbste v. J. sahen wir das Innere desselben so schön ausstaffiren, dass wir dadurch mehr an moderne Industrieetablissements, als an die Heiligkeit der alten Kaiserhallen erinnert wurden. Die grellen Farbenanstriche, durch welche man die alte Malerei der Monumente zu ersetzen unternommen hatte, machten einen widerlichen Eindruck. Am meisten schmerzte es aber zu sehen, wie das vom Alter tiefbraun gefärbte Eichenholz der Chorstühle, das alle Kaiserkrönungen seit vielen hundert Jahren mit angesehen, gegenwärtig grade mit sogenannter Eichenholzölfarbe überstrichen werden sollte. Der letzte Rest des wirklich Alten wurde damit vernichtet. Wir können es nicht über uns gewinnen, einem Aufrufe uns anzuschliessen, der solche Vandalismen begünstigen möchte.

3. Bis vor etwa 10 Jahren besass die **Kirche zu Keeken** bei Cleve eines der schönsten aus Sandstein gehauenen Sakramentshäuser. Damals wurde es erst in vandalischer Weise zerstört, und liegen Theile desselben in unwürdigster Art im Dorfe und auf der Strasse umher. Es ist dringend zu wünschen, dass durch Zusammenstellung der vorhandenen Theile und Ergänzung des Fehlenden das begangene Unrecht möglichst wieder gut gemacht werde.

4. Die elegante spätgothische Fassade des **Rathhauses zu Wesel**, welche sich in ihrer eigenthümlich reichen bürgerlichen Architektur den grossartigeren Bauten der benachbarten Niederlande würdig anschliesst, wird gegenwärtig durch die Stadtverwaltung mit Aufwendung nicht unbedeutender Mittel angemessen hergestellt. Leider hatte die Verwitterung den Schaden bereits sehr gross gemacht.

5. Die in der Eifel gelegene **Schlossruine Olbrück** ist neuerlich durch Vermittelung des Herrn Medizinalrath Dr. Wegeler zu Coblenz von Seiten des Königl. Gouvernements angekauft worden, um sie der im Privatbesitze möglichen Gefahr der Zerstörung zu entziehen. Zur Herstellung der den Einsturz drohenden Theile sind die nöthigen Vorbereitungen bereits getroffen worden.

6. Zur gründlichen nochmaligen Herstellung der von Bischof Meinwerk zu Anfang des XI. Jahrhunderts *per operarios graecos* erbauten **St. Bartholomäus-Kapelle neben dem Dom zu Paderborn** sind die nöthigen Schritte gethan, und ist alle Aussicht vorhanden, dass dies Werk in nächster Zeit in Angriff genommen werde.

7. **Dom zu Halberstadt.** — Bereits seit 13 Jahren, so lange ein Conservator der Kunstdenkmäler in Preussen bestellt ist, wurde die gründliche Herstellung des Doms in Halberstadt ins Auge gefasst, und seit 1847 lagen die Uebersichtsanschläge zur Revision vor. Das Jahr 1848 trat auch hier in störendster Weise ein. Das grossartige Bauwerk, das in Deutschland nur dem Cölner Dome weicht, war, Jahrhunderte hindurch vernachlässigt, seit Anfange dieses Jahrhunderts, wo unter der Fremdherrschaft das Domkapitel aufgehoben worden, dem Verderben völlig preisgegeben, da die ehemals zum Unterhalte bestimmten Gelder eingezogen waren. Es war also kein Wunder, dass Mauern und Gewölbe, Dächer und Thürme die Zunahme des Verfalls in schreckenerregender Weise zeigten. Ungeachtet höheren Orts noch keine Gelder bewilligt waren, fand man sich vor einigen Jahren bereits genöthigt, 3000 Thlr. allein zur nothdürftigsten Herstellung des Mittelbaues der Westfront zu verwenden, welcher den völligen Einsturz drohte. Nunmehr ist der Betrag des früheren Anschlags von 120,000 Thlr. der Art zur Herstellung des Doms in seinen wesentlichsten Schäden höchsten Orts bestimmt worden, dass alljährlich 8—10,000 Thlr. verbaut werden sollen. Es ist demnach jährlich ein besondrer Anschlag mit Rücksicht auf jene Bausumme vorzulegen. Zunächst soll nach dem Vorschlage des Reg.- und Bauraths Rosenthal die Befestigung der Gewölbe des Langhauses, welche in einem sehr gefahrdrohenden Zustande sich befinden, vorgenommen werden, wozu es theils Verankerungen, theils Verstärkung des Strebebogensystems bedarf. Sodann wird die nicht minder dringende Herstellung der Thürme geschehen. Das überall ausbauchende Mauerwerk der oberen Geschosse muss gründlich befestigt werden. Nicht minder bedürfen die dort angebrachten grossen Bogenöffnungen, welche in der Hauptansicht des Doms gegenwärtig sehr roh und widerwärtig erscheinen, einer Herstellung des ursprünglich hier vorhanden gewesenen Maasswerks, das, wie der ganze Vorbau, die Formen des Uebergangsstyls zeigt, die nunmehr wieder zur Geltung kommen sollen. Um aber den Thürmen des Doms die ihnen gebührende Auszeichnung zu verleihen, deren sie bisher gänzlich entbehrten, und hierin selbst gegen andere Thürme der Stadt zurücktraten, so werden sie mit hohen stattlichen Spitzen statt der jetzigen gedrückten geschmückt werden.

v. Q.

III. Literarische Anzeige.

Ueber Reinheit der Baukunst auf Grund des Ursprungs der vier Haupt-Baustyle von Dr. P. W. Forchhammer, ord. Professor der Phil. an der Universität Kiel. Mit 9 Bildtafeln. Hamburg, Perthes-Besser-Mauke. 1856. 8°. (24 Sgr.)

Dr. Forchhammer ist gewiss vielen Lesern unserer Zeitschrift als einer der geistreichsten und scharfsinnigsten Forscher bekannt, der namentlich auf dem Gebiete antiker Mythe und antiker Topographie in vielfachster Weise bestimmend und anregend gewirkt hat. Der Unterzeichnete bewahrt als eine seiner angenehmsten Erinnerungen aus Italien eine kleine Fussreise im Gedächtniss, welche er mit ihm vor jetzt bereits 17 Jahren von Rom aus ins Albaner Gebirge machte, und wo er jene schönen Eigenschaften in mannichfachster Weise zu erkennen die günstige Gelegenheit fand. Allerdings war unser verehrter Freund auch auf dem gewählten Wege für seine ihm besonders werthen Ideen in ausgezeichneter Weise begünstigt, denn wir gingen an den gewaltigsten Trümmern der in der Campagna zerstreuten Wasser-

leitungen vorbei zu einer höchst alterthümlichen Schleuse hin, welche unterhalb der weitgestreckten Trümmer der Villa des Lucullus den kleinen Bach zwingt, statt zum Anio seinen Lauf fortzusetzen, zuerst unterirdisch, dann in offenem Bette dem Tiber unterhalb der Stadt sich zuzuwenden. Vom Plateau vor der Villa Aldobrandini bei Frascati weit über die von der Abendsonne mit glühendem Golde übergossene Campagna hinweg, winkte uns der blaue Streif des tyrrhenischen Meeres entgegen, während rückwärts die muthwilligsten Wasserkünste im Halbkreise uns umgaben, und ein ganzer Strom aus dem Dikkicht des höhergelegenen Waldes die Wassertreppe herab uns entgegenstürzte.

Nicht minder wurden wir am folgenden Tage vom Wasser begünstigt (begünstigt — denn der Himmel blieb trotzdem stets heiter, nur dass einige Schneeflocken der Jahreszeit und der höheren Gebirgsnatur entsprachen), als wir zunächst das alte Tusculum besuchten, wo schon vor dem Thore der berühmte altlateinische Emissarius seine von horizontalen Steinschichten scheinbar im Spitzbogen überdeckte Kammer uns öffnete, zu deren darin und davor aufgestellten steinernen Tränkgefässen das Wasser durch einen Kanal von ältester Gewölbkonstruction führte, und bis zu der Cisterne zu verfolgen war, die noch jetzt, inmitten der ehemaligen Stadt in ihren weiten, nicht mehr von Pfeilern und Kreuzgewölben überdeckten Trümmern das Wasser aufnimmt, das ihr, wenn es gerade geregnet hat, von der Grotte am Fusse der alten Burg entgegenfliesst, wo in einem lieblichen Gebüsche die Wassernymphen noch ihre alten Anrechte festzuhalten scheinen. Doch auch der fernere Weg, an der schäumenden Mühle hinter Grotta ferrata vorbei, unter den immergrünen Eichen am Ufer des Albanersees hin zu dem berühmten Emissar und den hohen Gewölbsgrotten der römischen Villa, von wo aus gesehen noch jetzt der See seinen Spiegel am lieblichsten uns zeigt, wie einst zu den Zeiten seines kaiserlichen Bewohners, war Wasser unser steter Begleiter, und würdig schlossen wir den zweiten und letzten Tag unseres Ausfluges mit dem Specchio della Diana, dem lieblichsten aller Seen, dem See von Nemi.

Es war kein Wunder, wenn diese zahlreichen Wassergeister alle Lebensgeister unseres Freundes in Bewegung setzten und zu den geistvollsten Divinationen Veranlassung gaben, und das Auge seines für diese Dinge bisher weniger empfänglichen Begleiters öffneten, der nicht nur für damals das wirkliche Vorhandensein derselben bezeugen kann, sondern auch jetzt noch nur in dankbarster Erinnerung an jene schönen Tage zurückdenkt.

Es waren die schönen Tage, wo neben den zum Thore der ewigen Stadt eingerichteten Bögen dreier sich übersteigender Wasserleitungen das Grab des kunstsinnigen und witzigen Bäckers aufgefunden und von unserem Freunde die Entstehung des originellen Denkmals in humoristischer Weise dargestellt wurde; wo er die glänzende Entdeckung machte, dass das Tullianum am Fusse des Kapitols nichts anderes sei, als die Eindeckung der darin gewiss aus ältester Zeit vorhandenen Quelle. Dass die berühmten griechischen Thesauren, welche in ganz ähnlicher Weise aus übereinandergeschichteten Steinlagen zusammengesetzt, scheinbar ein Kuppelgewölbe bildend, einen ähnlichen Ursprung hätten, dessen wird er damals gewiss schon innerlich sicher gewesen sein, obschon er eben erst im Begriffe stand, von Rom aus den Orient zu bereisen. Dass er auch damals schon den Plan fasste, selbst unter den Pyramiden Wasser aufzufinden, glaubte ich aus einigen Andeutungen sicher zu erkennen. Bekanntlich hat er auch später beides durch Autopsie bestätigt gefunden, obschon, so viel wir wissen, die Quellen in den Thesauren noch immer nicht wieder fliessen wollen, und die Pyramiden als grossartige Wasserbehälter zu erklären doch ausser unserem Freunde bei keinem unserer jetzigen zahlreichen Aegypter Anklang gefunden hat. Weder Perring in seinen detaillirten Untersuchungen, noch die Preussische Expedition hat innerhalb der Pyramiden und ihrer näheren Umgebung eine Spur von Wasser auffinden können.

Was die vorliegende kleine Schrift betrifft, so hebt Dr. Forchhammer zunächst die Bedeutsamkeit der Architektonik für alle Gebildeten durch das Beispiel des berühmten Architekten Archidamos hervor. Nicht nur die edelsten Gebäude und die schönsten der Städte des Alterthums verdankten ihm ihre Entstehung: auch in der Politik trat er, nach den Zeugnissen des Aristoteles, schöpferisch mit Fragen auf, welche man unter die wichtigsten jener Zeit rechnete. Wenn ihn die umfassende Weise, in welcher er die Architektonik begriff, zu so bedeutenden Leistungen befähigte, so sei es auch gegenwärtig von allgemeinerem Interesse, die Grundzüge der ersteren zu erforschen. Er wolle daher „die Aufmerksamkeit der Gebildeten zunächst auf vier der bekannteren Baustyle lenken, welche sich zugleich als die vier Cardinal- oder Haupt-Baustyle zeigen werden, auf den Aegyptischen, den Griechischen, den Rundbogen- und den Spitzbogen-Style".

Während Andre die Entstehung der einzelnen Bauweisen durch innere Gründe hervorgebracht vermeinen, glaubt der Verfasser vorzugsweise die äussere Veranlassung, namentlich das Baumaterial, wozu er auch Klima und alle lokalen Verhältnisse rechnet, hervorheben zu müssen, durch welche der Anfang der Styleigenthümlichkeiten und dadurch diese selbst bedingt worden seien. Allerdings mögen einzelne innere Gründe, namentlich bei Erfindung des Spitzbogenstyls mitgewirkt haben; im Ganzen müsse er dem aber entgegentreten. Er thut dies, indem er anführt, man habe Kirchen nicht nur im Spitzbogen-, sondern auch im Rundbogenstyle ausgeführt, und, namentlich in England, auch im Griechischen; ein Baumeister könne ganz gegen seine Ansichten und im Widerspruche mit seinen Erfahrungen genöthigt sein, in einem vorgeschriebenen Style zu bauen; ein andrer habe eine besondre Neigung, vielleicht auch Fähigkeit, bald in diesem, bald in jenem Style zu bauen; ein dritter mische eine Menge verschiedner Style an demselben Gebäude zusammen u. s. w. Wir können die Wahrheit dieser Thatsachen nicht läugnen, wohl aber, dass auf diese Weise irgend ein echtes Kunstwerk, vielweniger ein stylbildendes jemals zu irgend einer Zeit entstanden ist. Auch ist unser Freund weit davon entfernt, die Urbildung der vier von ihm ausgezeichneten Stylarten auf diese Weise erklären zu wollen.

Warum er grade jene vier sich ausgesucht habe, weshalb er den übrigen orientalischen Bauweisen neben der ägyptischen keine Stelle verstattet, warum er den byzantinischen nicht minder als den romanischen Rundbogen-Baustyl unter sich und mit dem römischen als identisch nimmt, den gothischen von letzterem völlig absondert, und als Spitzbogenstyl isolirt hinstellt, während er die arabische Baukunst, worin diese Bogenform nicht minder zur Geltung kommt, völlig ausser Acht lässt, darüber bringt unser Verfasser keine Gründe bei, weshalb es auch eine müssige Frage ist, zu untersuchen, warum unser Freund grade diese Auswahl getroffen habe. Wir gehen statt dessen näher auf den Inhalt seiner Besprechung jener schon genannten vier Baustyle selbst ein.

Hier können wir bei Entwicklung der Urformen des ägyptischen Baustyls ihm im Wesentlichen nur beistimmen: dass die schrägen Mauern, ähnlich wie die heutigen der Fellahs, der Erbauung aus Ziegeln von Nilschlamm ihre Entstehung verdanken; oder besser noch: aus Nilschlamm gleich den Pisé-Wänden aufgeführt sind, wodurch die Abschrägung derselben sich noch bestimmter erklären lässt. Auch die mit Bändern umwickelten Rundstäbe, welche alle Ecken und Abgrenzungen umziehen, seien Nachbildungen von Rohr- oder Weidenstäben, welche alle Seiten, der besseren Hältniss wegen, umzogen hätten. Palmbäume, hart neben einander gelegt, hätten die Decke gebildet, die in dem dortigen regenlosen Klima keines andern Schutzdaches bedürfe u. s. w. Dieser Grundansicht können wir, namentlich im Angesichte der erst jetzt mehr und mehr bekannt gewordenen ältesten Monumente, uns nur durchaus anschliessen: selbst in den Säulen erkennt man noch überall den vegetalen Ursprung. Bei der sehr frühen Umwandlung in Stein wurde zwar manche Neubildung hinzugefügt, deren Ursprung im Einzelnen sich nicht nachweisen lässt; im Ganzen behielt man aber die Massenhaftigkeit des Erdwallbaues bei.

Dass unser Verfasser auch den griechischen Tempelbau, dorischen wie ionischen Styls, nicht als ursprünglichen Steinbau anerkennt, wie einige neuere Theoretiker vermeinen, vielmehr die alte Ansicht eines ursprünglichen Holzbaues vertheidigt, können wir gleichfalls nur billigen. Einer einfach vorurtheilslosen Anschauung kann diese Thatsache sich nicht wohl entziehen, obschon letztere vor aller historischen Zeit liegt und durch vorhandene Monumente nicht belegt werden kann. Letztere, auch die ältesten, die uns erhalten sind, sind bereits aus Stein gebildet und haben dadurch sogleich einen völlig anderen, diesem ernsteren Materiale entsprechenderen Charakter angenommen. Der in dieser Hinsicht feinfühlendere Geist des griechischen Künstlers vermochte es nicht, wie einst noch der ägyptische, die Formen und selbst Grössenverhältnisse des früheren, unsolideren Materials, ohne Umbildung derselben nach den inneren Bedingnissen des Steinbaues, zu belassen, er musste sie zuvor gründlich umbilden. Daher kommt es, dass grade die ältesten Monumente Verhältnisse des Ganzen und Einzelnen zeigen, die denen des Holzbaues am wenigsten zu entsprechen scheinen. Diese letztere Erscheinung berücksichtigt Dr. Forchhammer doch zu wenig und sucht fast nur die dorische Tempelform, die er mit Recht als die wahrhaft hellenische bezeichnet, aus ihrer letztvollendeten athenischen Erscheinung zu erklären, ein Grundfehler, den er namentlich auch mit Bötticher theilt, dem er in der Grundanschauung doch wohl vorzugsweise entgegentritt. Dieser Fehler verleitet ihn sogar, zufolge der beigegebenen nicht eben sehr geschickten Bildtafel, an der Giebelfront die Metopen durch Vornagelung von Brettstückchen zu bilden! Es ist eben schlechterdings unmöglich, Formen, deren Ursprung wir nur ahnungsweise verstehen, bis ins Detail hinein

erklären zu wollen: ein Fehler, den Hirt, nach Vitruv's Vorgange, pedantisch durchzuführen sich bestrebte, und dadurch grade die Opposition, zunächst von Hübsch, hervorrief, der zuerst die Theorie des ursprünglichen Steinbaues der dorischen Architektur aufstellte, die dann von Bötticher weiter ausgebildet wurde.

Viel schwieriger ist es aber, die Einzelnheiten der ionischen Ordnung aus griechischem, sei es Holz- oder Steinbau erklären zu wollen. Unser Verfasser vertheidigt auch hier die erstere Alternative und sucht sie bei einzelnen Gliederungen selbst grammatikalisch zu begründen. Auch er dürfte hier in den Fehler verfallen, den wir anderwärts in noch stärkerem Maasse zu rügen hätten, als ob der griechische Name in seiner etymologischen Bedeutung und die Sache selbst sich nothwendigerweise stets decken müssten. Wer die historische Entwicklung der Formen nicht minder wie der Namen kennt, wird wissen, wie misslich eine solche Generalisirung einer Annahme ist, die in vielen Fällen allerdings zutrifft, in anderen aber nicht. Nur eine Nebeneinanderstellung der Formen in ihrer geschichtlichen und geographischen Aufstellung kann uns einigermaassen sichere Aufschlüsse geben. Da wird es denn, durch die neuerdings mehr und mehr zu unserer Kenntniss gekommenen Monumente, immer offenbarer, dass die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der ionischen Baukunst, grade diejenigen, welche sie von der dorischen unterscheiden, nicht von den Hellenen herstammen, sondern lange vorher in Vorderasien, bis nach Niniveh und Persepolis hin verbreitet waren, und zunächst von den griechischen Kolonien Kleinasiens adoptirt und mit griechischer Eurythmie durchgebildet wurden. Dass hierbei die echtgriechische, später dorisch genannte Bauweise, mitgewirkt habe, ist nicht minder wahrscheinlich, als der dem Holzbau wenigstens theilweise gleichfalls angehörige Ursprung jener orientalischen Bauformen.

Die Römer waren es, welche den Rundbogen, der allerdings vereinzelt schon anderwärts vorkam, zuerst systematisch zu allgemeinerer Anwendung brachten. Unser Verfasser schreibt es dem Mangel an guten Bausteinen in Latium bei. Aber die Säulen und Architrave, welche einst die grossen römischen Prachttempel, wie die von Hadrian erbauten des Augustus und der Roma und den des Trajan schmückten, nicht minder den Tempel, der einst an Stelle des jetzigen Gartens Colonna stand, können es wohl mit den gerühmtesten Bauten Griechenlands, was Bedeutsamkeit der Massen betrifft, aufnehmen. Die Basilica Aemilia und Ulpia werden, was Spannweiten der horizontalen Träger betrifft, schwerlich von irgend einer griechischen Halle übertroffen worden sein, sei es in Bezug auf die Architrave von Stein, oder die von Holz oder Erz gebildeten Felderdecken. Der Gewölbebau der Römer wird daher zum grossen Theile einen mehr inneren Grund gehabt haben: seine zähere Widerstandskraft, namentlich bei den zahlreichen Wasser- und Strassenbauten der Römer; die üppig-grossartigen Formen, welche bei weiten und langgestreckten Räumen nicht minder wie bei den mächtigsten Kuppelbauten durch die Anwendung verschiedenartigerer Gewölbearten zu erreichen waren, entsprachen eben so dem praktisch-tüchtigen Sinne der Römer, als ihrer üppigen Prachtliebe, namentlich in den späteren Zeiten. Je mehr man den Sinn einbüsste, die Schönheit einzelner Profile zu würdigen, welcher einst die griechische Architektur auszeichnete, desto mehr schwelgte man in den wunderlichsten und kühnsten Gewölbeconstructionen, wie namentlich die Bäder des Caracalla bezeugen, deren Hauptsaal, wie unser Verfasser erwähnt, eine so weite Spannung hatte, dass nach dem Zeugnisse des Aelius Spartianus die gelehrten Mechaniker denselben trotz seines Daseins für eine Unmöglichkeit erklärten: der Triumph des Virtuosenthums, der stets den Verfall ankündigt.

(Schluss folgt.)

Ueber die mittelalterliche Kunst in Böhmen und Mähren.

Bei dem vor Jahren lebhaft erwachten Nationalgefühl der Czechen wendeten sich dieselben auch mit erneutem Eifer dem Studium ihrer Alterthümer zu und fanden Spuren einer ihnen eigenthümlichen Kunstblüthe, die sie enthusiastisch begrüssten. Von diesem Rufe gelockt, besuchte ich im Jahre 1849 Böhmen und Mähren, um durch Selbstanschauung und Forschungen eine sichere Kenntniss hierüber zu erlangen. In Brünn, Olmütz, Kuttenberg gewann ich manchen Aufschluss, besonders aber in Prag, der herrlich gelegenen Hauptstadt Böhmens, deren Menge und Pracht an Kirchen und Palästen, so wie die schöne Moldaubrücke, welche den ältern Theil Prags und den einst so glänzenden, nun verödeten Wysschrad mit der Neustadt und seinem hochgelegenen Hradschin verbindet, einen wahrhaft zauberischen Reiz gewähren. Beim ersten Anblick dieser ehemaligen kaiserlichen Residenz offenbart sich sogleich, wie gross der Glanz des Hofes, die Pracht eines reichen Adels und die Kraft eines freien Bürgerthums, neben einer reichlich ausgestatteten Geistlichkeit, muss gewesen sein. Dennoch wurde diese Stadt, wie überhaupt das ganze Land, der meisten mittelalterlichen Zierden beraubt, als in Folge von Bürgerkriegen und Neuerungssucht viele der durch grosse Erinnerungen geheiligten Werke der Kunst der Zerstörung im 15. Jahrhundert anheim fielen. Es kann daher jetzt ein nur sehr fragmentarisches Bild der mittelalterlichen Kunst in Böhmen und Mähren gegeben werden, was jedoch hier so umfassend als möglich zu entwerfen versucht werden soll.

Ueber die Baukunst in Böhmen und Mähren.

Es liegt ausserhalb der mir hier gestellten Aufgabe, in die heidnischen Zeiten zurückzugehen, um Nachforschungen über den längst zerstörten Tempel der alten Czechen auf dem Wysschrad anzustellen, von dem Palacky ein sehr anschauliches Bild entworfen hat;*) noch will ich die in Gräbern gefundenen Geräthschaften von Stein, Bronze, Eisen

---

*) S. Palacky, Geschichte von Böhmen, I. S. 180. Er sagt davon: „Was einst Arkona und Rhetra den Nordslaven gewesen, das war den Böhmen ohne Zweifel das heilige Wysschrad, — die Hauptstätte der Götterverehrung im Lande, mit Tempel, Götzenbildern und Priesterschaft. Die Haupttempel der Slaven, zierlich von Holz gebaut, bestanden gewöhnlich aus einem äussern und einem innern Theil. Die hölzernen Wände des äussern Theils waren voll Schnitzwerk; der innere Theil aber ruhte auf Säulen und war, anstatt der Wände, mit Tüchern behängt. Im Innersten stand das Götzenbild, kolossal wenn von Holz, klein, auf besonderem Gestell, wenn von Metall; andere kleine Bilder wurden der Reihe nach aufgestellt. Ausser den Opfergeräthen und den heiligen Kriegsfahnen füllten noch die erbeuteten Schätze und Waffen der Feinde, welche den Göttern zum Opfer gebracht waren, die Tempel. Das Innere durfte nur von den Priestern betreten werden; und auch diese hielten aus Ehrfurcht den Athem an sich, wenn sie sich in der Nähe ihres Gottes befanden. Im äussern Tempel stellte man den ganzen Reichthum und die Pracht des Volkes zur Schau aus; denn zur Unterhaltung und zum Schmuck desselben musste das ganze Land bestimmte Beiträge leisten. Ausser dem Haupttempel des Landes, gab es auch besondere Tempel in dem Hauptorte einer jeden Zupa, zu deren Unterhaltung die Zupa allein verpflichtet war. Die meisten standen inmitten der Kastelle auf offnen Plätzen, von heiligen Bäumen beschattet; andere wurden in Hainen angelegt, welche mit den Kastellen zusammenhingen."



U.S. Department of Labor

Employment Standards Administration Wage and Hour Division

Fact Sheet #28: The Family and Medical Leave Act of 1993



THE FAMILY AND MEDICAL LEAVE ACT OF 1993

The U.S. Department of Labor's Employment Standards Administration, Wage and Hour Division, administers and enforces the Family and Medical Leave Act (FMLA) for all private, state and local government employees, and some federal employees. Most Federal and certain congressional employees are also covered by the law and are subject to the jurisdiction of the U.S. Office of Personnel Management or the Congress.

FMLA became effective on August 5, 1993, for most employers. If a collective bargaining agreement (CBA) was in effect on that date, FMLA became effective on the expiration date of the CBA or February 5, 1994, whichever was earlier. FMLA entitles eligible employees to take up to 12 weeks of unpaid, job-protected leave in a 12-month period for specified family and medical reasons. The employer may elect to use the calendar year, a fixed 12-month leave or fiscal year, or a 12-month period prior to or after the commencement of leave as the 12-month period.

The law contains provisions on employer coverage; employee eligibility for the law's benefits; entitlement to leave, maintenance of health benefits during leave, and job restoration after leave; notice and certification of the need for FMLA leave; and, protection for employees who request or take FMLA leave. The law also requires employers to keep certain records.

EMPLOYER COVERAGE

FMLA applies to all:

- public agencies, including state, local and federal employers, local education agencies (schools), **and**
- private-sector employers who employed 50 or more employees in 20 or more workweeks in the current or preceding calendar year **and** who are engaged in commerce or in any industry or activity affecting commerce — including joint employers and successors of covered employers.

EMPLOYEE ELIGIBILITY

To be eligible for FMLA benefits, an employee **must**:

1. work for a covered employer;
2. have worked for the employer for a total of 12 months*;
3. have worked at least 1,250 hours over the previous 12 months*; and
4. work at a location in the United States or in any territory or possession of the United States where at least 50 employees are employed by the employer within 75 miles.

* See special rules for returning reservists under USERRA.

LEAVE ENTITLEMENT

A covered employer must grant an eligible employee up to a total of 12 workweeks of **unpaid** leave during any 12-month period for one or more of the following reasons:

- for the birth and care of the newborn child of the employee;
- for placement with the employee of a son or daughter for adoption or foster care;
- to care for an immediate family member (spouse, child, or parent) with a serious health condition; **or**
- to take medical leave when the employee is unable to work because of a serious health condition.

Spouses employed by the same employer are jointly entitled to a **combined** total of 12 work-weeks of family leave for the birth and care of the newborn child, for placement of a child for adoption or foster care, and to care for a parent who has a serious health condition.

Leave for birth and care, or placement for adoption or foster care must conclude within 12 months of the birth or placement.

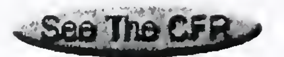
Do Not Throw Away



U.S. Department of Labor

Employment Standards Administration Wage and Hour Division

Fact Sheet #28: The Family and Medical Leave Act of 1993



THE FAMILY AND MEDICAL LEAVE ACT OF 1993

The U.S. Department of Labor's Employment Standards Administration, Wage and Hour Division, administers and enforces the Family and Medical Leave Act (FMLA) for all private, state and local government employees, and some federal employees. Most Federal and certain congressional employees are also covered by the law and are subject to the jurisdiction of the U.S. Office of Personnel Management or the Congress.

FMLA became effective on August 5, 1993, for most employers. If a collective bargaining agreement (CBA) was in effect on that date, FMLA became effective on the expiration date of the CBA or February 5, 1994, whichever was earlier. FMLA entitles eligible employees to take up to 12 weeks of unpaid, job-protected leave in a 12-month period for specified family and medical reasons. The employer may elect to use the calendar year, a fixed 12-month leave or fiscal year, or a 12-month period prior to or after the commencement of leave as the 12-month period.

The law contains provisions on employer coverage; employee eligibility for the law's benefits; entitlement to leave, maintenance of health benefits during leave, and job restoration after leave; notice and certification of the need for FMLA leave; and, protection for employees who request or take FMLA leave. The law also requires employers to keep certain records.

EMPLOYER COVERAGE

FMLA applies to all:

- public agencies, including state, local and federal employers, local education agencies (schools), **and**
- private-sector employers who employed 50 or more employees in 20 or more workweeks in the current or preceding calendar year **and** who are engaged in commerce or in any industry or activity affecting commerce — including joint employers and successors of covered employers.

EMPLOYEE ELIGIBILITY

To be eligible for FMLA benefits, an employee **must:**

1. work for a covered employer;
2. have worked for the employer for a total of 12 months*;
3. have worked at least 1,250 hours over the previous 12 months*; and
4. work at a location in the United States or in any territory or possession of the United States where at least 50 employees are employed by the employer within 75 miles.

* See special rules for returning reservists under USERRA.

LEAVE ENTITLEMENT

A covered employer must grant an eligible employee up to a total of 12 workweeks of **unpaid** leave during any 12-month period for one or more of the following reasons:

- for the birth and care of the newborn child of the employee;
- for placement with the employee of a son or daughter for adoption or foster care;
- to care for an immediate family member (spouse, child, or parent) with a serious health condition; **or**
- to take medical leave when the employee is unable to work because of a serious health condition.

Spouses employed by the same employer are jointly entitled to a **combined** total of 12 work-weeks of family leave for the birth and care of the newborn child, for placement of a child for adoption or foster care, and to care for a parent who has a serious health condition.

Leave for birth and care, or placement for adoption or foster care must conclude within 12 months of the birth or placement.

Do Not Throw Away

Unter der Ueberweissung im Innern der Kirche befinden sich Malereien, deren Spuren hie und da durchscheinen. Noch in ihrem ursprünglichen Zustande bewahrt sie die alten Grabdenkmale des Erbauers Wratislaw I. († 926) und des Herzogs Boleslaw II. († 999). Es sind nur kastenartige Erhöhungen, jede mit einer grossen, aller Sculpturzierde entbehrenden Steinplatte bedeckt; sie sind denen ganz ähnlich, welche die Gräber Kaiser Heinrich's I. († 936) zu Quedlinburg und des Kaisers Otto I. († 973) im Dom zu Magdeburg bezeichnen. Es geht hieraus bestimmt hervor, dass die Sitte, das Bildniss des Verstorbenen auf dem Grabstein auszuhauen, damals noch nicht üblich war; erst aus der Mitte des XI. Jahrhunderts treffen wir dergleichen Sculpturen in Deutschland, z. B. die sehr lebendig behandelte Portraitstatue des h. Meinwerk, Bischofs zu Paderborn, in der St. Bartholomäuskapelle daselbst.

Aehnlich der St. Georgskirche dürfte die alte, von Wenzel dem Heiligen zu bauen angefangene, aber erst von Boleslaw I. im Jahr 940 vollendete St. Veitskirche gewesen sein. *) Unter Herzog Boleslaw II. wurde sie zur Metropole erhoben, nachdem unter Bestätigung Kaiser Otto's I. im Jahr 973 das Prager Bisthum der Mainzer Erzdiözese zugetheilt und der Sachse Ditmar zum ersten Bischof ernannt worden war. Von der alten Kirche ist jetzt nicht das Geringste mehr zu sehen, da sie nicht nur 1090 durch einen Brand fast vernichtet wurde, sondern unter Kaiser Karl IV. ganz verschwand, um einem Neubau Platz zu machen. Ihrer wird hier nur gedacht, um darauf aufmerksam zu machen, wie ihr kirchliches Verhältniss ganz Böhmen in eine engere Verbindung mit Deutschland brachte, was auch auf Sitten und Kunst einen um so überwiegendern Einfluss ausüben musste, als unter König Premysl Otokar I. im Jahr 1097 der von Cyrill eingeführte slavische Ritus ganz abgeschafft und auch deutsches Recht und deutsche Gemeindeverfassung eingeführt wurden. Andererseits erlangte damals Böhmen eine grössere politische Unabhängigkeit vom deutschen Reiche. Beförderte nun diese ein regeres nationales Leben, so begünstigte dagegen die Einführung der deutschen Rechtspflege die Ansiedelung und die Industrie der Deutschen in Böhmen in solchem Grade, dass diese ein immer wachsendes Uebergewicht erhielten; zu höchster Blüthe gedieh dasselbe jedoch erst unter der Herrschaft der Könige des Hauses Luxemburg im XIV. Jahrhundert. **)

Wie und wo nun slavische Elemente oder deutsche in Bezug auf die Baukunst des XII. Jahrhunderts eingewirkt haben, ist an Monumenten in Böhmen und Mähren nicht mehr zu ermitteln, da die Kirchen und Klöster jener Zeit entweder gar nicht mehr, oder nur noch in sehr veränderter Gestalt vorhanden sind. Indessen darf angenommen werden, dass das von Herzog Brzelislaw 1035 ausgebaute Kloster Sazawa unter slavischem

---

*) Nach Wiesenfeld (Skizzen zur Geschichte der Baukunst in Böhmen, 1844 als Andenken der dritten Versammlung deutscher Architekten erschienen, S. 39) hätte die ehemalige vom h. Wenzel erbaute St. Veitskirche eine runde Form gehabt, gleich jenen drei kleinen noch erhaltenen Rundkapellen. Wir erfahren jedoch nicht, auf welcher Autorität jene Nachricht beruht; dass längere Zeit unter zwei Fürstenregierungen daran ist gebaut worden, spricht jedenfalls für den Bau einer grössern Kirche.

**) S. Palacky, Geschichte von Böhmen, II. b. S. 306.

Einfluss ist erbaut worden, da hier bis zum Jahr 1056 der slavische Ritus in Uebung blieb, und die Mönche desselben die schönen Künste mit besonderm Eifer scheinen gepflegt zu haben. Schon der erste Abt des Klosters, der h. Prokop († 1053), schrieb, der Tradition zufolge, eigenhändig in slavisch-cyrillischen Zügen jenes Evangelienbuch, welches nachmals von Kaiser Karl IV. dem Kloster Emaus in Prag übergeben wurde, später jedoch, man weiss nicht wie, zu der Ehre gelangte, in die französischen Reichskleinodien aufgenommen zu werden, um den Königen von Frankreich als Krönungs-Evangelium zu dienen. *)

Unter deutschem Einfluss dürfte dagegen die kleine Kirche erbaut worden sein, welche derselbe Herzog Brzelislaw im Jahr 1039 auf dem Hradschin neben der vom h. Wenzel gestifteten Kirche aufführen liess, um die aus Polen mitgebrachten Leichname des h. Gaudentius und des h. Adalbert darin beizusetzen. Wir haben indessen keine näheren Angaben über diese Kirche, welche schon 21 Jahre nach ihrer Erbauung unter Herzog Spitchrev niedergerissen wurde, um die St. Veitskirche erweitern zu können.

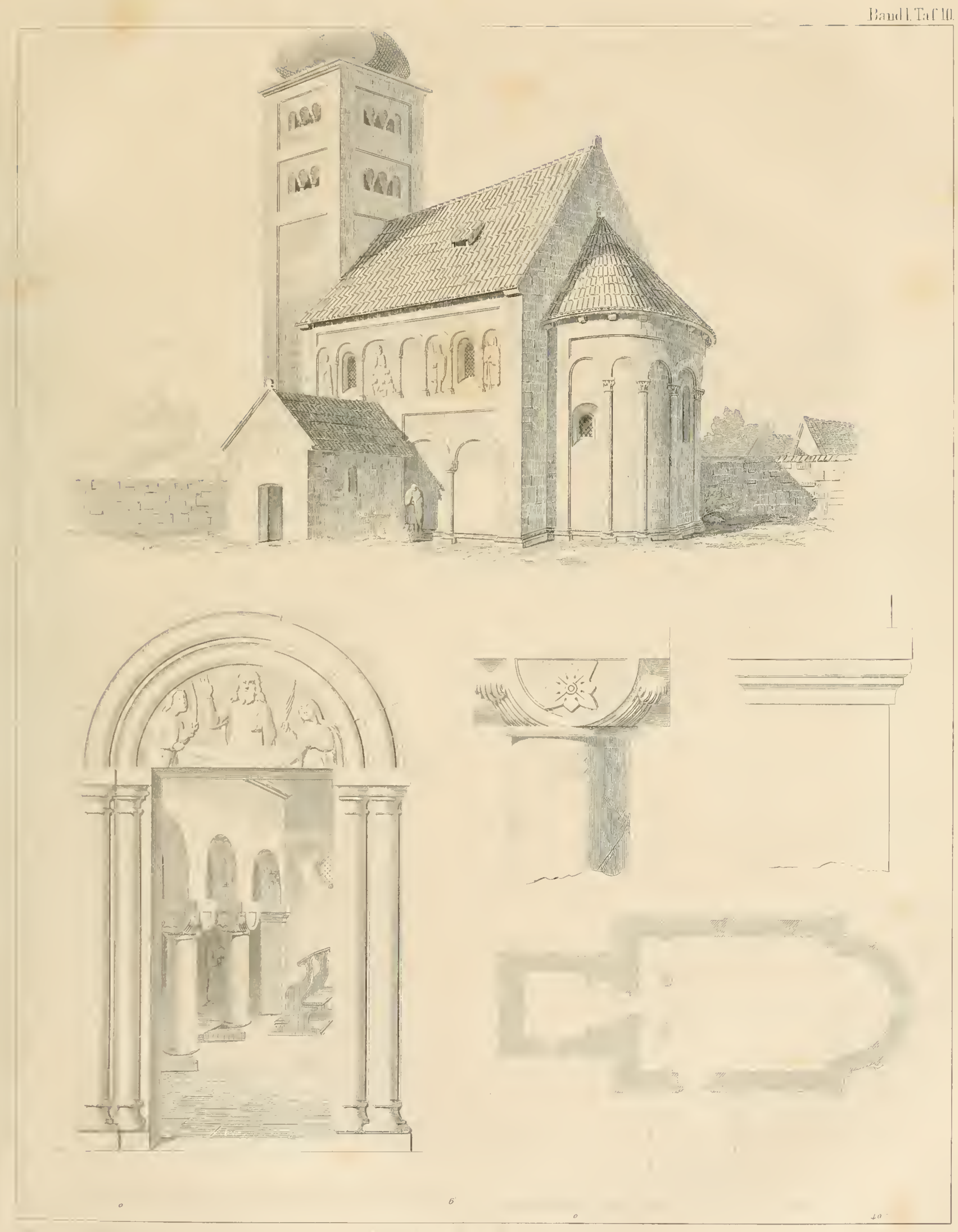
Ich unterlasse es hier manche andere und grössere Stiftungen des XI. und XII. Jahrhunderts namhaft zu machen, obgleich keine Periode der böhmischen Geschichte fruchtbarer an neuen geistlichen Stiftungen gewesen, als grade die erste Hälfte der Regierung des Königs Wladislaw II. von 1143 bis 1159, indem aus schon angeführten Gründen jetzt keine richtige Vorstellung des Speciellen derselben mehr kann gewonnen werden. Um so schätzbarer erscheint eine kleine, noch vollkommen erhaltene Kirche im Dorfe zu St. Jakob bei Kuttenberg, welche um die Mitte des XII. Jahrhunderts erbaut worden ist. Im allgemeinen entspricht sie der Bauart aus dem Anfang jener Epoche in Deutschland. Ihr Grundriss bildet ein längliches Viereck, an dessen östlicher Seite eine Chornische halbkreisförmig vortritt; westlich gegenüber erhebt sich ein sehr massiver viereckter Thurm, der in beiden obern Abtheilungen nach jeder Seite hin mit immer zu drei neben einander stehenden gewölbten Fenstern versehen ist. Das zwiebelförmige Dach desselben und ein Vorbau am südlichen Eingang sind spätere Zusätze. Das Innere der Kirche ist überwölbt; gegenüber der Chornische befindet sich eine Empore von zwei kurzstämmigen Säulen mit verzierten Würfelkapitälen getragen. Eigenthümlich ist einer der Säulenschafte mit einer verschlungenen Bandverzierung wie umsponnen. Was diesem Kirchlein einen besondern Werth verleiht, sind die Bildhauerwerke an der südlichen Aussenseite. Im Bogen der Thür befindet sich ein Relief, die halbe Figur des segnenden Christus mit zwei Engeln zu den Seiten darstellend. Die obere Abtheilung der Wand wird durch Halbsäulchen mit Würfelkapitälen und darauf gesprengten Bögen in sieben Räume getheilt; in zweien derselben befinden sich Fenster, in den fünf andern aber stark lebensgrosse Reliefliguren. Die zwei äussersten Figuren stellen einen Bischof und einen Abt (?) vor, dann folgt zu ihren Seiten je ein Fenster; ferner zwei Abtheilungen mit Reliefs: ein Krieger im Panzerhemd, Schwert und Schild haltend, wahrscheinlich der h. Wenzel; die Figur der nächsten Abtheilung ist abgefallen, und steht

*) S. Palacky, Geschichte von Böhmen, II. S. 55.

jetzt hauptlos auf der Erde an die Kirchenmauer angelehnt. Die grösser gehaltene Abtheilung über der Thür zeigt einen langbärtigen Greis, die Rechte zum Segnen erhoben, mit einem Buch in der Linken, und sicher den Apostel Jacobus, den Schutzpatron der Kirche, darstellend. Zu seinen Seiten knieen zwei kleiner gehaltene Figuren, wohl der Stifter der Kirche mit seiner Frau, in anbetender Stellung. Diese höchst merkwürdigen Bildhauerarbeiten sind in dem damals auch in Deutschland üblichen byzantinischen Style ausgeführt und von guten Verhältnissen. Das Einzelne der Arbeit liess sich wegen starker, dort landesüblicher Ueberweissung nicht beurtheilen. Das Aeussere der Chornische zieren schlanke Mauernischen, die oben durch kleine Bögen verbunden sind. Ueber die ohngefähre Zeit der Erbauung der Kirche giebt ein erst kürzlich durch Zufall in der Mauer aufgefundenes Document einigen Aufschluss. Es wird nämlich darin angegeben, dass im Jahr 1165 der Altar am Betchor durch den Prager Bischof Daniel, zur Zeit der „glorreichen Regierung des römischen Kaisers Friedrich" ist eingeweiht worden, und zwar in Gegenwart des Königs von Böhmen Wladislaw II., seiner Gemahlin Judith und der Erbauerin der Kirche Maria und ihrer Söhne Slawibor und Paulus. Von dieser höchst merkwürdigen Kirche giebt Lorenz eine Abbildung, und das erste Heft der archäologischen Blätter des Böhmischen Museums in Prag (das aber, so viel mir bekannt, noch nicht ausgegeben worden ist) einen Grundriss, die perspectivische Ansicht der Kirche und einige Details. Auch wir fügen unserer Beschreibung eine Abbildung nach der Zeichnung bei, welche wir an Ort und Stelle aufgenommen haben. (Bl. X.)

Einer spätern Entwicklung des Baustyls im XIII. Jahrhundert gehört die Doppelkapelle zu Eger an. Der untere Theil des durch zwei Stockwerke gehenden innern Raumes hat noch sehr schwerfällige Formen, während der obere von schlankern Verhältnissen und mit seinem Spitzbogengewölbe dem Anfange des XIII. Jahrhunderts anzugehören scheint. Da das Berliner Kunstblatt von 1828, S. 230—234, und 1829, S. 148, Beschreibung und Abbildung dieser interessanten Kirche durch Herrn v. Quast enthält, so kann ich mich auf diese kurze Angabe beschränken. *) Aehnliche, wenn auch im Einzelnen sehr abweichende Doppelkapellen in Deutschland sind die zu Landsberg bei Halle a. d. Saale, und die bei Freiburg an der Unstrut in Thüringen. Beide, besonders die zu Landsberg, scheinen früher als die in Eger erbaut worden zu sein. Abbildungen und nähere Angaben über

*) Auch gegenwärtig halte ich in der Hauptsache an den Resultaten jener citirten Jugendarbeit fest (es war der erste archäologische Aufsatz, den ich publicirt habe), dass die schöne Doppelkapelle zu Eger zur Zeit und auf Veranlassung Kaiser Friedrich's I. erbaut worden sei. Doch muss ich nach meiner jetzigen Ansicht von der Geschichte der Baukunst in Deutschland allerdings die spitzbogigen mit Gurten versehenen Gewölbe der Oberkirche, sowie den Kamin des Nebenraumes ausschliessen, welche auf eine spätere Reparatur hindeuten, wobei die ganze Anordnung der Säulen etc. sowie die Aussenmauern beibehalten wurden. Ursprünglich wird auch hier alles mit Rundbögen und Kreuzgewölben ohne Rippen, wie in Nürnberg gewesen sein, wovon der Doppelbogen über der geriefften Säule des obern Sanctuariums noch ein Ueberrest ist. Möglicherweise zeigte die Nordseite desselben ursprünglich dieselbe schöne Anordnung wie jetzt allein die Südseite, ehe jener Einbau mit dem Kaminraume daselbst ausgeführt wurde. Diese Umänderung geschah in Folge eines Brandes im Jahr 1270, dessen ich in einer Schrift meiner Bibliothek erwähnt fand, die mir leider augenblicklich nicht zur Hand ist. Uebrigens gehörte Eger zur Zeit, als jenes Bauwerk errichtet wurde, nicht zu Böhmen, würde also eigentlich genommen für den damaligen Zustand der Kunst in diesem Lande nicht maassgebend sein. v. Quast.



KIRCHE ZU ST. JACOB.



sie befinden sich in der Monographie von Aug. Stapel, die Doppelkapelle im Schlosse zu Landsberg, Halle 1844, und in Dr. Puttrich's schätzbarem Werke über die mittelalterlichen Bauwerke in Sachsen, Abth. II. Bd. I. Ser. Freiburg. Bd. II. Ser. Halle. *)

Ein Gebäude eigenthümlicher Art ist die Synagoge zu Prag. Sie bildet ein längliches Viereck mit sehr dicken Mauern, in denen nur einige sehr schmale Fenster mittler Grösse befindlich, welche ein spärliches Licht in dem von Schmutz geschwärzten Raum verbreiten. Die Gewölbe ruhen auf zwei schlanken, achteckigen Säulen. Mertens giebt in der Wiener allgemeinen Bauzeitung von 1845 einen Grundriss und Durchschnitt dieser Synagoge, auch „Alt-Neuschule" genannt, und glaubt den Bau in die erste Hälfte des XIII. Jahrhunderts setzen zu dürfen. Einige der spärlichen Ornamente, in der Art des Uebergangsstyls behandelt, scheinen uns diese Annahme zu bestätigen, während Herr v. Quast, zufolge einer schriftlichen Mittheilung, vielmehr geneigt ist, sie für weit jünger und aus dem XIV. Jahrhundert zu halten, die Juden in Prag dagegen ihr ein sehr hohes Alter zuschreiben. Hoffen wir von den böhmischen Archäologen eine auf Documente gestützte Entscheidung über diese so abweichenden Ansichten.

Unverkennbar dem XIII. Jahrhundert gehört das gegenüberliegende Gebäude an, der sogenannte Tempel, welches grössere Fenster im Spitzbogenstyl hat.

Die grössern Kirchen Prags aus dem XIII. Jahrhundert erlitten alle so gründliche Umgestaltungen, dass nur einzelne Theile derselben noch eine Beurtheilung des ursprünglichen Baues zulassen. Die St. Agneskirche und die von den Tempelherrn erbauten zu St. Anna und St. Laurentius zeigen entschieden in ihren edlen und reichen Profilen auf jene schöne und strengste Zeit des gothischen Baustyls hin, welcher mit dem in Deutschland befolgten im Wesentlichen übereinstimmt. Dieselbe Beobachtung lässt sich auch an dem Schiff des Doms zu Olmütz machen, welches, obgleich sehr einfach gehalten, dieser schönsten Periode der Gothik angehört. Der Chor dagegen ist modern.

Hier ist auch der St. Jakobskirche in Brünn zu gedenken, welche nach dem Brand von 1220 wieder aufgebaut und 1271 durch Robert, Bischof von Olmütz, ist eingeweiht worden. Sie war für den Gottesdienst der Deutschen und Gallier (Niederländer) bestimmt, welche einst grösstentheils den Stadttheil um diese Kirche bewohnten. Das jetzt stehende Gebäude gehört jedoch hauptsächlich dem Bau an, zu welchem 1314 der Grundstein ist gelegt worden. Die Kirche hat drei gleich hohe Schiffe, wie dieses bei den Kirchen in Böhmen sehr oft vorkommt, selbst der offene Gang um den Chor ist von gleicher Höhe, wodurch das Innere etwas sehr Freies und Kühnes erhält. Die Pfeiler der Säulenbündel haben nur

---

*) In dem Vortrage über Schlosskapellen. S. 16 ff., habe ich die mir bis dahin bekannt gewordenen Doppelkapellen zusammengestellt. In Folge der Verhandlungen auf der Archäologen-Versammlung zu Nürnberg (1853) ist aber die zu Coburg angeführte, zu streichen, wogegen eine auf dem Schlosse Trausnitz bei Landshut in Baiern hinzutritt. Eine genauere örtliche Untersuchung der in Reparatur befindlichen Schlosskapelle in Freiburg a. U. hat mich gelehrt, dass die Unterkirche entschieden älter ist, und sich ursprünglich als Langbau gegen Westen fortsetzte. Erst später erhielt sie ihre jetzige quadratische Grundform und ward gleichzeitig mit der Oberkapelle versehen. Ich hoffe mich hierüber nächstens ausführlicher äussern zu können. v. Quast.

durch Gesimse gebildete Kapitäle ohne Blätterwerk von etwas magerem und ärmlichem Ansehen. Im grossen Thurm neben dem Portale befindet sich das Kunststück einer doppelten Wendeltreppe. Die nördliche Seite wurde erst später gebaut, wie dieses die Inschrift in der Vorhalle angiebt; hier steht unter dem Monogramm oder Steinmetzenzeichen des Meisters Anton Pilgram : 1502. IST. ANGEFANGEN. DY. SEITEN. Dieser Baumeister aus Brünn, der auch um 1511 am Bau der Stephanskirche in Wien beschäftigt war *), ist nicht zu verwechseln mit einem frühern Pilgram, der 1350 im Brünner Steuerbuch als Bruder des Henslius eingeschrieben steht, ohne dass daraus hervorgehe, dass er Anton geheissen und Baumeister gewesen, wie noch Hawlik in seiner Geschichte der Baukunst in Mähren annimmt.

Der reichere Spitzbogenstyl des XIV. Jahrhunderts, wie er sich in Frankreich und Deutschland ausgebildet, fand auch gegen Mitte dieses Zeitalters Eingang in Böhmen. Hiezu trugen besonders die vielen und grossartigen Bauten Kaiser Karl's IV. (geb. 1316, † 1378) bei, wodurch er Böhmen, besonders die Hauptstadt verherrlichte. Ihm verdankt Prag die Anlage der Neustadt, den Bau der jetzigen Cathedrale neben mehreren der schönsten Kirchen Böhmens; sodann die jetzt noch bewunderte breite Brücke über die Moldau und die Erweiterung der alten Burg des h. Wenzel auf dem Hradschin. Die grosse von ihm erbaute Burg Karlstein, drei Meilen von Prag entfernt, schmückte er mit nie zuvor in Böhmen gesehener Pracht und den ausgezeichnetsten Herrschern des Landes liess er ehrende Denkmale errichten.

Am Hofe Karl's des Schönen in Paris erzogen, wurde sein Sinn für Kunst besonders dort genährt und gebildet. Einen mächtigen Eindruck scheinen namentlich die Prachtbaue der französischen Cathedralen auf ihn gemacht zu haben, so dass er zur Ausführung seiner grossartigen Baupläne einen ausgezeichneten Architekten jenes Landes um so mehr zu gewinnen suchte, als die einheimischen in Böhmen so hohen Aufgaben nicht gewachsen waren. Schon früher im Jahr 1333 sah der Prager Bischof Johannes II., eingedenk des fehlerhaften Baues der alten Brücke über die Moldau, sich genöthigt zum Bau der Brücke über die Elbe bei Raudnitz den Meister Wilhelm v. Avignon mit drei andern Gehülfen kommen zu lassen. Nachdem dieser einen der drei Bögen gewölbt, übergab er den nun unterrichteten böhmischen Werkleuten den Weiterbau der Brücke und reiste vom Bischof reich beschenkt in sein Vaterland zurück.

Kaiser Karl IV. von einer Reise im Jahre 1342 nach Böhmen zurückkehrend brachte nun den wohl in Frankreich gebildeten Architekten Meister Mathias v. Arras nach Prag, um ihm den Neubau der Metropolitankirche St. Veit auf dem Hradschin anzuvertrauen. Im Jahr 1344 legte er hiezu den Grundstein. Der Grundriss zum Chor, welcher allein zur Ausführung kam, ähnelt in der Hauptanordnung der damals in Frankreich fast all-

---

*) Durch ihn dürfte der Plan des Stephansthurms in Wien, wie er gebaut worden ist, nach Brünn in das Stadt-Archiv, wo er sich noch befindet, gekommen sein.

gemein üblichen bei den Prachtbauen der grossen Kirchen, von denen die Kathedrale zu Amiens die grossartigste Entfaltung zeigt und nur von dem etwas jüngeren Dom zu Cöln übertroffen wird. Sehen wir nun durch den Bau der St. Veitskirche die französische Kirchenarchitektur in Böhmen eingeführt, so gestaltete sie sich jedoch hier weniger reich und nicht so rein im Styl, als es bei jenen meist der Fall ist.

Vier Jahre nach der Grundsteinlegung von St. Veit, im Jahr 1348, beauftragte der Kaiser denselben Baumeister mit der Anlage der Neustadt Prags und dem Bau der Burg Karlstein. Noch manche andere Gebäude sind nach seinen Plänen ausgeführt worden, zu welchen wir wohl auch die 1351 gegründete Kirche des Karlshofes oder Mariae Himmelfahrtskirche zu zählen haben, welche Karl IV. zu Ehren Kaiser Karl's des Grossen errichten liess. Dieses grosse, höchst merkwürdige Gebäude von etwa 100′ im Durchmesser ist mit einer kühnen, sehr flachen Kuppelwölbung überspannt, noch wohl erhalten und eine der merkwürdigsten Zierden Prags. Nach Mertens giebt es nur noch zwei ähnliche gothische Structurformen, nämlich die Kathedrale zu Ely in England und das Mausoleum des Emanuel an der Kirche zu Batalha in Portugal. Die Kirche des Karlshofes verdiente wegen dieser seltenen und kühnen Construction und wegen der Schönheit ihres Baustyls vorzugsweise vor manchen andern Kirchen genau aufgenommen und in Grund- und Aufrissen herausgegeben zu werden. Möchte sich hiezu recht bald ein geschickter Architekt veranlasst finden. Einstweilen müssen wir uns mit dem kleinen Grundriss begnügen, welchen Mertens a. a. O. davon mitgetheilt hat.

Nach dem im Jahr 1353 erfolgten Tod des Matthias v. Arras folgte ihm im Amt eines Dombaumeisters Peter (Arler) aus Gmünd, Sohn des Meisters Heinrich von Gmünd in Schwaben, der sich in Bologna niedergelassen hatte und den Namen Arleri angenommen haben soll. Peter kam als 23jähriger junger Mann nach Prag und dürfte sich unter seinem Vorgänger als Architekt weiter ausgebildet haben. Den prachtvollen Chor der St. Veitskirche vollendete er im Jahr 1385, wie es die an der äussern Mauer der Wenzelkapelle angebrachte Inschrift wie folgt angiebt: MCCCLXXXV. *in festo St. Remigii consecratus est chorus Pragensis B. Mariae et St. Viti per reverendissimum Patrem D. Joannem Archiepiscopum Pragensem tertium, Apostolicae sedis legatum II. olim misnensem Episcopum.*

Am 2. Juni 1392 legte Kaiser Wenzel I. im Beisein vieler hoher Herrschaften den Grundstein zum Weiterbau der St. Veitskirche. In der Inschrift auf demselben, welche Dlabacz in seinem Künstlerlexikon S. 457 mittheilt, heisst unser Architekt: *Petrus de Gemund fabricae praefatae Magister.* *) Der Bau wurde jedoch sehr bald durch Zerwürfnisse des Kaisers

*) Diesem Schriftsteller ist es begegnet, dass er diesen Meister als dreierlei Personen aufführt, nämlich in den Artikeln: Peter Arleri, Peter von Gemund und Peter, Baumeister aus Italien. — (Ueberdies ist der Name *Arler* oder *Arleri* ziemlich verdächtig und wahrscheinlich nur aus dem *Petrus dictus parlerz*, *Petrus dictus parler*, (d. i. Parlier), wie der Meister in dem Liber judiciorum bannitorum civitatis Hradczanensis öfters genannt wird, durch Missverständniss entstanden. — Auch mit dem früheren Wohnsitze in Bologna ist es anscheinend nicht ganz richtig, da auf einer Inschrift im Triforium des Prager Domes „*de polonia*“ steht. Vergl. Deutsches Kunstblatt 1851. Nr. 43. S. 381. — O.)

mit der hohen Geistlichkeit unterbrochen und blieb bis auf den heutigen Tag unvollendet. Um die Mitte des XV. Jahrhunderts liess indessen König Wladislaw II. Jagello den grossen Thurm aufbauen und die Fundamente zum andern legen. Dieses geschah auf den Stellen der Kreuzvorlagen, wie bei der St. Stephanskirche zu Wien, wodurch von dem ursprünglichen Bauplan abgewichen wurde. Da die Werke von C. J. Senff und von Dr. Legis Glueckselig über die St. Veitskirche (wenn auch ersteres auf nicht völlig genügende Weise) ein anschauliches Bild desselben geben, so scheinen weitere Angaben über das Gebäude hier überflüssig und beschränken wir uns nur auf jene Schriften zu verweisen.

Zu den wichtigsten Bauten, welche Karl IV. unserm Meister Peter übertrug, gehört besonders die jetzt noch viel bewunderte Brücke über die Moldau, welche die Altstadt Prag mit der Kleinseite verbindet. Im Jahr 1358 legte der Kaiser den Grundstein dazu, aber erst unter seinem Sohn Wenzel wurde sie aufgebaut. Der Altstädter Brückenthurm erhielt selbst erst 1451 seine jetzige Gestalt. — Ein anderes bedeutendes auf Kosten des Kaisers errichtetes Werk des Meisters ist die Kirche zu Kollin. Sie wurde 1360 zu bauen angefangen, 1376 vollendet und am 18. October desselben Jahres eingeweiht; 1790 litt sie jedoch sehr durch eine Feuersbrunst, wodurch auch ein grosser Theil der Stadt eingeäschert wurde.

Von böhmischen Architekten jener Zeit habe ich keine Notizen gefunden, obgleich angenommen werden darf, dass einige derselben sich Ruhm erwarben bei den vielen in Böhmen und Mähren erbauten Kirchen, von denen Wocel in seinem Werke „Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde", S. 95—97, ein reiches Namensverzeichniss gegeben, ohne jedoch nähere Angaben darüber mitzutheilen.

Einen harten Schlag und längere Unterbrechung erlitten die bildenden Künste in Böhmen und Mähren durch den im Jahr 1417 ausgebrochenen Hussitenkrieg, in welchem besonders Zizka mit zerstörender Wuth das Land durchzog. Lange dauerte es, bis friedliches Leben wieder aufblühen konnte und auch die Kunst wieder einen Wirkungskreis fand. Aber auch alsdann waren es Ausländer, welchen die Ausführung grösserer Werke anvertraut wurde.

Der ausgezeichnetste Baumeister und Bildhauer Prags im letzten Viertel des XV. Jahrhunderts war Matthias Reysek, „*artium baccalaureus*" und Rector an der Theiner Schule. Wir haben von ihm Nachrichten von 1475 bis 1505, in welchem Jahre er gestorben. Im Auftrag des Königs Wladislaw II. vollendete er den vom Steinmetzen Magister Wenzeslaus 1475 begonnenen Bau des schönen neuen Thurms bei dem Königshofe, jetzt Pulverthurm genannt; noch ist er reich mit Wappen und architektonischen Zierrathen ausgestattet, eine der schönen Zierden Prags. Dieses Werk erwarb dem Meister Reysek solchen Ruf, dass ihm der Bau der St. Barbarakirche zu Kuttenberg übertragen wurde. Er benutzte hiezu den Plan der St. Veitskirche in Prag, nur dass er ihn in verkleinertem Maasstabe und mit den dadurch erforderlichen Aenderungen ausführte, dagegen aber das Glück hatte, das reiche Gebäude ganz zu vollenden. Auch hier umgeben den Chor nach Innen

geöffnete Kapellen, hat die Kirche drei gleich hohe Schiffe; zehn Säulenbündel in denselben und acht im Chor tragen das in den Rippen reichverschlungene Gewölbe von schöner Wirkung. Auch das Aeussere mit seinen zwei Thürmen im reichen Spitzbogenstyl gewährt einen imposanten Anblick, so dass diese Kirche als eine der schönsten in Böhmen betrachtet wird.

Einer von Lupacž in seinen Ephemeriden mitgetheilten Notiz zufolge erhielt unser Meister den Auftrag vom Magistrat von Prag, dem daselbst am 7. März 1493 verstorbenen Augustinus Lutianus, Bischof der böhmischen Utraquisten, ein Grabmal zu fertigen, welches auch an der Theinkirche ist aufgestellt worden.

Wahrscheinlich ist es, dass Matthias Reysek noch zwei andere Bauten in Kuttenberg ausgeführt hat: nämlich das sogenannte deutsche Haus mit hohem reichverzierten Giebel und schönem Erker in der Mitte. Im erstern befand sich zwischen Adam und Eva ein Kelch, der aber nach Unterdrückung der hussitischen Religionspartei abgemeisselt worden ist. Das Wappen der Bergleute, zwei kreuzweis liegende Hämmer, zeigt, dass sie den Bau haben ausführen lassen, auch war damals Kuttenberg fast nur von deutschen Bergleuten bewohnt. Von Reysek scheint ferner das grosse Brunnenhaus *) vom Jahre 1497 zu sein, welches, zwölfeckig in reichem Spitzbogenstyl erbaut, selbst zur Zierde einer grossen Stadt gereichen würde. Endlich wird ihm auch ein schönes Elfenbeinrelief zugeschrieben, welches im böhmischen Museum zu Prag aufbewahrt wird. Es stellt eine Maria mit dem Kind auf einem Throne sitzend dar, zu den Seiten ein Engel und der Donator. Die sehr feine Arbeit ist ganz in dem deutschen Styl jener Zeit ausgeführt.

Ueber böhmische Architekten des XV. Jahrhunderts habe ich nur spärliche Notizen gefunden. So übernahm 1407 Meister Johann Stanko den Bau der Kirche zu Böhmisch Crummau, wobei im Voraus angeordnet wurde, dass, wenn er vor Vollendung des Werkes sterben sollte, sein Bruder, Meister Kržiž, dasselbe fortführen sollte.

Wer der Baumeister des Altstädter Rathhauses in Prag gewesen, nachdem es 1399 mit allen darin aufbewahrten Documenten ein Raub der Flammen geworden, habe ich nicht erfahren. Der Eckthurm mit der Kapelle wurde erst 1474 angebaut, und in neuster Zeit, 1838, erhielt das Gebäude nach dem grossen Ring zu eine neue Façade im altdeutschen Baustyle, geschmückt mit sechs 9 Fuss hohen Statuen in Stein verdienstvoller Regenten Böhmens. Sie sind von dem ausgezeichneten Prager Bildhauer Joseph Max ausgeführt.

Ein sehr angesehener Baumeister seiner Zeit war Benedict Laun, auch Benesch genannt, der 1451 zu Laun im Saazer Kreise ist geboren worden. Im Jahr 1493 baute er das Oratorium in der St. Veitskirche zu Prag, und 1502 vollendete er den Bau des Prager Schlosses auf dem Hradschin. Besonders bewundert man von ihm den nach König Wladislaw II. benannten grossen Saal mit weitgespannter Wölbung. Nach dem Tode des Königs zog er sich nach seiner Vaterstadt zurück. Hier wurde ihm der ehrenvolle Auftrag,

*) Vergl. die Abbildung und Beschreibung desselben in den Mittheilungen der k. k. Centralcommission, I. Juli. Taf. VIII. und S. 137.

die Stadtkirche neu zu bauen. Er begann das Werk 1520, und acht Jahre darauf ward es vollendet. Als ein Greis von 80 Jahren starb er 1531 und wurde in der von ihm erbauten Kirche begraben.

Im XVI. Jahrhundert begegnen wir, zum wenigsten in Prag, nur Architekten aus Italien, Frankreich und den Niederlanden. Unter Kaiser Ferdinand I. vollendete Terrabosco aus Lapo im Jahr 1534 das prächtige Gebäude im Lustgarten. Von demselben Kaiser berufen, stellte Wilhelm Franz, ein französischer Steinmetz, den abgebrannten Theil des Schlosses wieder her. Das Amtsgebäude des Oberburggrafen erneute 1555 der Architekt Johann Ventura. Den Rathhausthurm zu Klattau vollendete 1555, nach siebenjährigem Bau, der Amsterdamer Architekt Anton Salpellyn.

Unter Kaiser Rudolph II. und Matthias I. wurde in Prag besonders der Italiener Vicenzo Scamozzi zu den grössten Bauten verwendet. Als Albrecht Waldstein (Wallenstein), Herzog von Friedland, seinen fürstlichen Palast in Prag aufführen liess, berief er hiezu Italiener, Deutsche und Niederländer, die in den Jahren 1621 bis 1623 beständig damit beschäftigt waren. Ein Architekt Carlo Loragho aus Fermo lebte in Prag von 1638 bis 1679. Er wurde beim Bau der Burg verwendet, machte die Pläne zum schönen Gräflich Thun'schen Palast auf der Kleinseite Prags, 1662 den des Kreuzherrenstifts und 1679 den für die daranstossende Kirche. Erst von diesem Zeitpunkte an zeichneten sich, neben vielen fremden, die böhmischen Architekten Christoph Dingenhofer und sein Sohn Kilian Ignatz aus. Ersterer baute mehrere Kirchen auf der Prager Kleinseite und starb 67 Jahre alt im Jahr 1722. Letzterer, 1690 geboren, starb 1752. Dlabacz zählt in seinem Künstlerlexicon mehr als 26 Kirchen und Paläste auf, zu welchen dieser Architekt die Pläne gefertigt. Eine nähere Angabe darüber kann dort eingesehen werden, hier nenne ich nur diese beiden Architekten, die ausserhalb der Zeitepoche gelebt, die ich hier abzuhandeln mir vorgenommen habe, um wenigstens nach so vielen fremden mit einem Paar bedeutenden böhmischen Namen diesen Abschnitt zu beschliessen.

Ueber die Bildhauerkunst in Böhmen und Mähren.

Von den Bildwerken des Mittelalters in jenen Ländern sind nur wenige der Zerstörungswuth der Hussiten entgangen; so viel Schönes nun auch, nach den sparsamen Ueberresten zu schliessen, hier mag entstanden sein, der Bericht darüber kann aus Mangel an noch vorhandenen Monumenten nur sehr dürftig ausfallen. Werke dieser Art bis zum X. Jahrhundert sind nicht bekannt, und hatten wir Gelegenheit zu beobachten, dass bis zu jener Zeit die Bildhauerkunst bei Grabmonumenten nicht zur Anwendung kam. Im XI. Jahrhundert sehen wir sie von Mönchen zu gottesdienstlichem Gebrauch gepflegt, wie dieses auch in Deutschland der Fall war, wo in jenen Zeiten die Bischöfe Bernward zu Hildesheim und Meinwerk zu Paderborn durch ausgezeichnete und heute noch bewunderte Werke ihrer Kunst sich unsterblichen Ruhm erworben haben. Die Böhmen rühmen ihren Božetich, oder Bozetechus, welcher auf Empfehlung des Königs Wratislaw I. im Jahr 1080 zum

Abt des Benedictinerklosters zu Sazawa oder Sazau ernannt wurde. Für die Kirche, die er sehr erweiterte, fertigte er Glocken, Crucifixe, Gemälde, genug versah sie und das Kloster mit Allem, was demselben zur Zierde dienen konnte. Auch wird in der Chronik seines Klosters unterm Jahr 1095 gemeldet, dass er vortrefflich gewesen sei in der Miniaturmalerei, im Schnitzen in Holz, im Meisseln in Stein und in der Behandlung des Elfenbeins auf der Drehbank. *) Unser Künstler-Abt stand wegen seiner Gelehrsamkeit und Kunst selbst beim König Wratislaw in so hohem Ansehen, dass er bei Feierlichkeiten sich von ihm die Krone aufsetzen liess, welche Handlung sonst nur dem Bischof von Prag zukam. Hierüber war dieser aber so erbittert, dass er dem Abt zur Busse auferlegte, ein Crucifix von seiner eigenen Grösse zu fertigen und es auf seinen Schultern nach Rom in die Peterskirche zu tragen. Von Rom nach dem Kloster zurückgekehrt, musste jedoch der treffliche, aber ehrgeizige Mann wegen Uneinigkeit der Brüder aus dem Stift treten und selbst auf Befehl des Königs Bretislaw, der nach dem Tode Wratislaw's den Thron bestiegen hatte, nebst seinen Stiftsgenossen das Land verlassen. Dasselbe Stift Sazawa besass später von 1149 bis 1162 nochmals einen sehr kunstreichen Abt, Namens Reginhardus, früher Abt im Seelauer Stift, welches er 1149 dem Prämonstratenser Orden überlassen musste. Von ihm sagt der Fortsetzer des Cosmas: Er war sehr erfahren im Malen, im Schnitzen von Figuren in Holz und Bein, in verschiedenen Metallen zu arbeiten, sowie in dem was man aus Glas zu fertigen pflegt. **)

Cosmas berichtet, dass in der Mitte der Kapelle vor dem Porticus der vom h. Wenzel erbauten St. Veitskirche sich das Grabmal des h. Adalbert befunden habe. Nachdem aber Herzog Spitihnew 1060 Kirche und Kapelle hatte abtragen und ein geräumigeres Gotteshaus aufbauen lassen, habe der Bischof Meinhard im Jahr 1129 jenes Grabmonument erneut und mit Gold, Silber und Krystall aufs reichste ausgeschmückt. So erfahren wir auch durch das Chronicon Vicentii, dass Bischof Heinrich Zdik die von ihm im Jahr 1141 ausgebaute St. Wenzelskirche zu Olmütz in Mähren mit vielen herrlichen Kunstwerken versehen habe, und so liessen sich noch manche andere Nachrichten über Ausschmückungen von Kirchen den obigen beifügen, was aber zu keinem anschaulichen Begriff jener Kunstwerke führen würde, da wir keines derselben jetzt aufzuweisen vermögen. Sollte, wie es wahrscheinlich ist, die Vorderseite einer Christusfigur für ein Crucifix in Bronze einen Beleg der damaligen Kunst in Böhmen abgeben, so könnte sie nicht anders als barbarisch roh bezeichnet werden. Diese hohle Vorderseite eines gekreuzigten Christus stammt aus dem im Jahr 999 gestifteten Benedictinerkloster Johannes sub rupe, und befindet sich jetzt im böhmischen Museum zu Prag. Das zierlich lange Gewand um die Hüften ist blau emaillirt, der Gürtel hellblau mit rothen Punkten; in die Augen sind zwei dunkle runde Steine eingesetzt; auf dem Kopf hat er eine Krone; seine Füsse stehen beide auf. Die Figur ist etwa 12″ hoch. — Ein bronzenes Crucifix ähnlicher Arbeit, aber ohne Emaille und nur

*) S. Chronicon Sazaviense, in Script. rer. Boh. I. p. 100.

**) S. Dlabacz, Künstlerlexicon I. S. 5.

etwa 4″ gross, besteht aus zwei hohlen auf einander zu legenden Theilen, und hat an den obern Kreuzendigungen Medaillons mit Köpfen. Auf der Rückseite befindet sich eine stehende Maria mit dem Kinde. Dieses zum Aufbewahren einer Reliquie und zum Anhängen bestimmte Crucifix bewahrt der Prager Domschatz und soll dem h. Maternus gehört haben. — Eine bessere Vorstellung böhmischer Sculptur des XII. Jahrhunderts gewähren uns die schon oben beschriebenen Reliefﬁguren an der kleinen Jakobskirche bei Kuttenberg, obgleich sie mit ähnlichen, aber wohl etwas spätern Werken in Deutschland, wie im Dom zu Bamberg, denen zu Münster und andern in Westphalen und Sachsen, weder an freier Haltung noch an Feinheit der Ausführung zu vergleichen sind.

Eine sehr auffallende Erscheinung in Böhmen ist dagegen die Vortrefflichkeit des Münzgepräges in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts, wie wir es zu jener Zeit weder in Deutschland noch in Italien antreffen. Eine sehr vollständige Sammlung solcher Münzen bewahrt das böhmische Museum zu Prag, deren genaue Einsicht ich der Gefälligkeit des Bibliothekars Herrn Hanka verdanke. Diese Münzen zeichnen sich besonders durch ein scharfes Gepräge und eine lebendig gefühlte, wenn gleich im byzantinischen Kunststyl ausgeführte Zeichnung aus, wie sie in Böhmen weder vorher noch später im XIII. und XIV. Jahrhundert vorkommt; selbst die unter Kaiser Karl IV. geprägten Münzen sind von unbegreiflicher Rohheit für jene kunstfertigere Zeit. Von diesen kleinen Silbermünzen, *penici*, *penniz* im Altböhmischen genannt, was mit *denarii* gleichbedeutend ist, sind besonders die unter den Herzögen Wladislaw (1105—1125) und Sobieslaw (1125—1140) geprägten bei weitem die schönsten, wenn auch von sehr schlechtem Gehalt, nämlich von nur 10 löthigem Silber. Es ist die Vermuthung ausgesprochen worden, dass die Stempel dieser Münzen von Italienern gefertigt worden seien, ohne jedoch hierfür Nachweise zu liefern. Dieses ist um so weniger wahrscheinlich, als damals die Bildhauerkunst in Italien noch in dem tiefsten Verfall lag; vielmehr könnte man auf Stempelschneider Deutschlands rathen, wo die plastischen Künste schon einen grossen Aufschwung genommen hatten, ohne dass jedoch hiedurch auch in der Stempelschneidekunst für Münzen eine gleiche Vortrefflichkeit in Ausübung kam. Die erwähnte spätere Verschlechterung des Gepräges in Böhmen scheint ihren Grund darin gehabt zu haben, dass die Münze verpachtet wurde, wie dieses bis auf Ottokar II. (1253—1278) zurück nachgewiesen werden kann. *) Italienische Stempelschneider liess allererst König Wenzel II. (1278—1305) aus Florenz nach Kuttenberg kommen, um das ganz schlecht gewordene Gepräge zu bessern; namentlich werden Reinhard Alphardus und Cyno Lombardus genannt, welche im Jahr 1300 nach Prag gekommen und die dortigen Groschen mit der Aufschrift *Wenceslaus Rex Boemiae* geprägt haben. **) Ein den italienischen Goldmünzen ganz ähnliches Gepräge mit einer florentinischen Lilie und auf der Rückseite mit dem Bildniss Johannes des Täufers wurde in Böhmen zuerst durch König Johann

---

*) S. Palacky, Geschichte von Böhmen II. 74.

**) S. Dlabacz, Künstlerlexicon I. 39 und 301.

um 1325 eingeführt. *) Hier folge nun die Angabe einiger der schönsten Münzen, welche unter Wladislaw und Sobieslaw im XII. Jahrhundert geprägt worden sind. Die meisten derselben sind abgebildet in dem schon angeführten Werke von A. Voigt A St. Germano, Bd. I. S. 343, ohne jedoch nur entfernt einen richtigen Begriff ihres Kunststyls zu geben. Auf den Münzen des Erstern lautet die Umschrift stets: DVX. VVLADISLAVS. Auf der Rückseite mit dem h. Wenzel: SCS. VVENCEZLAVS.

1. Herzog Wladislaw zu Pferd im Kampf mit einem Drachen und einem Löwen, in Anspielung auf seinen Sieg über seine Feinde durch den Beistand des h. Wenzel. — Rückseite: St. Wenzel steht mit Speer und Schild in königlichem Mantel neben einen rechts stehenden Engel. — Voigt Nr. 10. — Die Zeichnung dieses Gepräges ist für jene Zeit schon sehr ausgebildet, wenn auch, wie überhaupt bei allen Münzen jener Epoche, mehr umrissartig, als runderhaben behandelt. Die Bewegungen sind frei zu nennen, die des Pferdes wohlverstanden, nur die Köpfe sind meist zu gross.
2. Herzog Wladislaw zu Pferd nach links reitend, hält Fahne und Schild. — Rückseite: der h. Wenzel sitzt und hält mit einem bei ihm stehenden Mann ein Kreuz mit langem Stiel. Diese Darstellung bezieht sich auf die Ausbreitung des Christenthums. — Voigt Nr. 6.
3. Herzog Wladislaw sitzt auf einem Thron nach rechts gewendet, eine Fahne haltend. — Rückseite: St. Wenzel im Profil, Brustbild mit aufgehobener Hand; links ein kleiner Engelskopf. Feines, scharfes Gepräge. — Voigt Nr. 2.
4. Herzog Wladislaw im Panzerhemd sitzt zu Pferd und sprengt, eine Lanzenfahne haltend, nach rechts. — Rückseite: Das Brustbild des h. Wenzel im Profil, wie es scheint das Modell einer Kirche haltend. — Voigt Nr. 7. — Bei Exemplaren, wo die Schrift verschliffen ist, wurde der feingebildete Kopf für das Bildniss der h. Ludmila gehalten.
5. Das erste Haarabschneiden des kleinen Sobieslaw. Der Vater hält ihn auf einem Schemel stehend, ein Bischof schneidet ihm die Haare. Diese ehemalige Sitte in Böhmen betrachtete man als eine grosse Feierlichkeit, bei welcher der etwa fünfjährige Knabe einen seinen Eigenschaften entsprechenden Namen erhielt, obgleich er schon früher war getauft worden. In den heidnischen Zeiten erfolgte der erste Haarschnitt erst bei des Knaben Eintritt in das Jünglingsalter. **) Umschrift: DVX ƧVA SOBZLAVS. — Rückseite: St. Wenzel sitzt mit einem Schwert in der Rechten und einem Kreuz in der erhobenen Linken. Vor ihm kniet ein Mann, den Schild unter dem Arm haltend. Ueber ihnen eine Hand Gottes aus den Wolken hervorragend. — Voigt Nr. 7.
6. Herzog Sobieslaw, halbe Figur in einem festungsartigen Tabernakel. — Rückseite: St. Wenzel sitzt bei St. Adalbert, Bischof von Prag, wie im Gespräch. Hände und Beine sind wohl gebildet, nur die Finger etwas lang, wie meist im XI. Jahrhundert.

*) S. A. Voigt A St. Germano, Beschreibung der bisher bekannten böhmischen Münzen. Prag 1771. II. 16.
**) S. Palacky, Geschichte von Böhmen I. 183.

Bildhauerwerke, welche zuverlässig beglaubigt aus dem XII. Jahrhundert stammen, scheinen sich nicht erhalten zu haben. Doch ist es bekannt, dass der berühmte Domdechant Vitus die ganze damalige Metropolitankirche Prags mit Altären, Statuen und Malereien versehen liess, und auch die Wohnungen der Domherren mit Werken der Kunst ausschmückte. Im Jahr 1255 stiftete er in dieselbe St. Veitskirche die erste in Böhmen gekannte Orgel, wofür er 26 Mark Silber verwendete. Der Fortsetzer des Cosmas, welcher uns diese schätzbare Nachricht mittheilt, macht jedoch keinen einzigen Künstler dabei namhaft. Ebensowenig wissen wir, wer der Fertiger jener Statuen in Stein war, welche 1257 zu Ehren des Königs Wenzel I. auf dem altstädter Hauptplatze in Prag errichtet wurden, aber schon 1590 nicht mehr vorhanden waren. *) Verschwunden sind auch jene grossen Tafeln von Stein mit Darstellungen aus dem alten und neuen Testament mit erklärendem Text, nach Art der Bilderbibeln oder der Biblia pauperum, welche nach dem Bericht des Aeneas Sylvius Piccolomini an den Wänden des von König Wenzel II. im Jahr 1292 gestifteten Cistercienser-Klosters Königsaal bei Prag sich befanden und von denen sich noch im vorigen Jahrhundert eine derselben, von etwa 6′ im Gevierte gross, erhalten hatte. Derselbe König schenkte dem Kloster auch ein prächtiges auf Holz gemaltes Marienbild, ein goldenes mit Edelsteinen und Gemmen besetztes Kreuz von 1400 Mark Silber an Werth, nebst vielen kostbaren Kirchengefässen, Reliquien, und eine Bibliothek, wofür er 200 Mark verwendete.**)

Ein schönes Werk plastischer Kunst, welches dem Ende des XIII. Jahrhunderts anzugehören scheint, bewunderte ich in Prag, ohne jedoch mit Sicherheit angeben zu können, dass es eine böhmische Arbeit sei. Es ist dieses eine prachtvolle Tafel, verschiedene Reliquien enthaltend, welche Graf Nostitz im Jahr 1843 in die St. Annenkapelle der St. Veitskirche gestiftet hat. Sie ist etwa 2′ 6″ hoch und 2′ breit, reich mit Filigran, Gemmen und edlen Steinen besetzt und hat in der Mitte einen Christus am Kreuz mit Maria und Johannes zu den Seiten. Auf einem Plättchen ist in Niello die Verkündigung, die Geburt Christi und dessen Taufe dargestellt. Ornamente und Schrift derselben Arbeit umgeben ringsum die auch als Kunstwerk höchst werthvolle Tafel.

Unter der stürmischen Regierung des Königs Johannes des Luxemburgers, der durch seine grossen Unternehmungen im Auslande seine Schätze verschwendete, fand die Kunst durch ihn nur geringe Unterstützung; selbst die zwölf lebensgrossen Statuen der Apostel in Silber, welche durch Beisteuer seines Sohnes Karl und anderer frommen Leute am Grab des h. Wenzel kaum errichtet worden waren, liess er 1336 wegnehmen, einschmelzen und vermünzen.

Seit der Thronbesteigung Karls IV. im Jahr 1346 fanden dagegen die Künste und Wissenschaften in ihm einen um so grössern Beschützer und gediehen hiedurch zu einer zuvor in Böhmen noch nie gesehenen Blüthe. Auch die Bildhauer waren für den Kaiser

---

*) S. Dlabacz. Kunstlerlexicon III. 202.

**) S. Aeneas Sylvius. Bohemia Nr. 56; bei Fiorillo I. 119. Sodann Franciscus Prag. bis I. 39.

sehr beschäftigt, jedoch haben sich von ihren Werken in Böhmen nur wenige in Folge der fanatischen Zerstörungswuth der Hussiten im XV. Jahrhundert erhalten. In der St. Veitskirche befinden sich noch die Bildnissstatuen der Könige Premysl Ottokar I. († 1230) und des II. († 1273), welche Karl IV. diesen beiden ausgezeichneten Fürsten Böhmens auf ihren Gräbern hat errichten lassen. Leider wurden sie bei der Belagerung Prags durch die Preussen im Jahr 1757 sehr beschädigt; doch ist noch zu erkennen, dass sie ähnlichen Werken des XIV. Jahrhunderts in Deutschland vollkommen würdig sind. Dasselbe ist auch zu sagen von dem Grabmal der h. Ludmila in der St. Georgskirche, mit der liegenden Bildsäule der Heiligen, und den 10 Statuetten unter Tabernakeln rings um den Sarkophag, jedenfalls eine Arbeit aus Kaiser Karls IV. Zeit, wenn nicht, wie wahrscheinlich, von ihm selbst angeordnet. Als eigenhändige Arbeiten des Kaisers gelten zwei Statuen, die sich noch wohlerhalten im Schlosse Karlstein befinden. Die eine ist die in Holz geschnitzte Figur des Bischofs St. Nicolaus in halber Lebensgrösse. Die Stellung ist natürlich und nicht so geschwungen, wie es in jener Zeit meist vorkommt. Das Gewand ist gut und massenhaft gehalten. Merkwürdiger Weise zeigt der Kopf eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Kaiser selbst, dieselbe etwas stark vorstehende Nase, ganz ähnliche Haarlocken und denselben Schnitt des Bartes wie auf seinen gleichzeitigen Bildnissen. Dieses bemalte Schnitzwerk steht jetzt in der Ritterkapelle. In die Himmelfahrtskirche im Karlstein brachte man aus der Katharinenkapelle das zweite dem Kaiser zugeschriebene Werk, ein hübsches Muttergottesbild von Alabaster.

Schöne Schnitzarbeiten jener Zeit befinden sich noch in der Teinkirche zu Prag. Das eine ist ein Christus am Kreuz von guten Verhältnissen und in den einzelnen Theilen für jene Kunstepoche wohl verstanden, auch das Gewand ist fein behandelt. Das andere Bildwerk stellt eine Maria mit dem Christkind auf einem Throne sitzend dar. Das Kind ist für jene Zeit sehr voll und schön gebildet. Es hält in der Linken einen Apfel, mit der Rechten den Gürtel der Mutter. Sie neigt den Kopf übertrieben stark nach links, was unangenehm auffällt. Der Faltenwurf ist tief gearbeitet und schön durchgebildet. Beide Holzschnitzereien sind bemalt, wie dieses damals allgemein üblich war.

Bei weitem das wichtigste Werk der Bildnerei aus dem XIV. Jahrhundert in Böhmen ist der St. Georg zu Pferde, etwas unter Lebensgrösse, vom reinsten Guss in Bronze, welchen im Jahr 1373 die Meister Martin und Georg Clussenbach ausgeführt haben. Diese Reiterstatue ist jetzt vor der St. Veitskirche zu Prag aufgestellt. Der jugendliche Ritter von sehr schöner Gesichtsbildung und zierlichem Gliederbau, sprengt auf seinem Pferde gegen einen zur Erde liegenden Drachen, indem er ihn mit seiner Lanze erlegt. Auch das Pferd ist im Ganzen, namentlich in seinen Extremitäten, wohl verstanden und von feinem Bau, in der Art wie Martin Schongauer sie gebildet hat. Die Rüstung des Heiligen in Panzerhemd mit Brustharnisch und Beinschienen, so wie auch die Behandlung des felsigen Bodens mit Bäumchen und allerlei Gewürm erinnern augenfällig an die künstlerische Behandlungsweise gegen Ende des XIV. Jahrhunderts; auch die auf dem Körper des Pferdes gezogenen Kreise,

einen Apfelschimmel bezeichnend, gehören einer alterthümlichen Technik an. Es scheint daher die Angabe des Balbin in seinem Epitome rer. bohem. S. 379 vollkommen richtig, nach welcher das Werk ehedem folgende Aufschrift hatte: *Anno Domini* 1373 *hoc opus imaginis St. Georgi per Martinum et Georgium de Clussenbach* (Beczkowsky las: *de Clussenberch*) *conflatum est.* — Im Jahr 1562 erlitt besonders das Pferd starke Beschädigungen, als bei einem grossen Ritterspiele sich mehrere Menschen daraufstellten, durch deren Gewicht es zusammenbrach. Kaiser Ferdinand I. liess den Schaden jedoch wieder herstellen, was jetzt noch deutlich erkannt werden kann. Dieser Zeit gehört auch der Kopf eines Ungeheuers am vordern Theil des Grundes an, der, da das Werk als Brunnenzierde verwendet ist, dazu dient das Wasser auszuspeien. — Es ist zu bedauern, dass diese Bronze ganz vereinzelt in Böhmen dasteht, indem wohl während des Hussitenkrieges alle übrigen Werke ähnlicher Art zu Grunde gegangen sind; dieser Mangel, so wie der irgend einer schriftlichen Nachricht, beraubt uns der Mittel den Nachweis einer so merkwürdig frühen Ausbildung der Bildnerei und des Erzgusses in Böhmen mit überzeugender Sicherheit zu begründen, und noch weniger kann bei dem gestörten Kunstleben im XV. Jahrhundert in jenem Lande wahrgenommen werden, ob die Bildhauerkunst, in Bezug auf Ausbildung und Kunststyl, stets der Malerkunst vorausgegangen ist, wie wir dieses in Italien und Deutschland beobachten können. Beispielsweise gedenken wir hier nur der Werke des Schonhofer, um's Jahr 1360 für den schönen Brunnen in Nürnberg gefertigt, die als Vorbilder für die Kunstrichtung in der Malerei gedient, wie wir sie an dem Imhofischen Altar von 1420 hervortreten sehen.

Nach Karl's IV. Tod (1378) liess sein Sohn Wenzel einige Büsten der königlichen Familie auf der Gallerie der St. Veitskirche aufstellen, sonst aber ist nicht bekannt, dass er während seiner Regierung irgend etwas Bedeutendes von Kunstwerken ausführen liess. Dagegen sehen wir die verwittwete Königin Elisabeth bis zu ihrem im Jahr 1393 erfolgten Tode vielen Künstlern in ihrem Wittwensitz zu Königgratz in Böhmen Beschäftigung ertheilen und so auf rührende Weise das schöne durch ihren dahingeschiedenen Gemahl geförderte Kunstleben in treuer Anhänglichkeit fortsetzen. Binenberg, der uns diese Notiz in seiner Geschichte jener Stadt aufbewahrt hat, unterlässt es jedoch hierüber etwas Näheres anzugeben, als dass viele Künstler, namentlich Baumeister, Bildhauer, Maler, Goldschmiede, Glasschneider, Drechsler, Glocken- und Zinngiesser hauptsächlich für sie gearbeitet hätten, woraus für die Kunstgeschichte nur wenig Gewinn erwächst.

Nach vielen Verwüstungen und langen Wehen des Bürgerkrieges trat in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts allmählich wieder ein geordneterer Zustand ein, konnte an die Ausführung von Kunstwerken wieder gedacht werden. Schon erwähnten wir oben den Mathias Reysek, der sowohl als Architekt, wie als auch Bildhauer in Prag und Kuttenberg, seit 1475 thätig gewesen ist.

Eine Arbeit jener Zeit ist das reiche Portal mit den Figuren der Landespatrone

am Stadthaus zu Brünn, welches sich sehr stattlich ausnimmt und recht tüchtig in dem Geschmack des spätgothischen Styles ausgeführt ist. *)

Durch die im XV. Jahrhundert verübten Verwüstungen bedurften viele Kirchen neue Taufbecken, Glocken, Kanzeln und Stühle, daher wir in Böhmen und Mähren öfters Werke dieser Gattung aus jener Zeit antreffen, die im Wesentlichen mit den gleichzeitigen in Deutschland übereinstimmen. In den Bildhauerwerken des XIV. Jahrhunderts ist es besonders die Fränkische Schule, aus der Albrecht Dürer hervorgegangen, welche ihren Einfluss auch in Böhmen geltend gemacht hat. Holzschnitzereien dieser Art in Relief, Gegenstände aus dem Leben der Maria darstellend, bewahrt das Museum zu Brünn. **) Die bronzene Statuette des h. Wenzel in der Kapelle des Heiligen im Dom zu Prag wurde 1532 in Nürnberg gefertigt und von einem Prager Bürger hierher gestiftet. Ebenso liess Kaiser Rudolph II. das prachtvolle Mausoleum für die kaiserliche Familie, ebenfalls in St. Veit zu Prag und eine Hauptzierde dieser Kirche, im Jahr 1589 zu Nürnberg durch Alexander Kolin in Marmor ausführen.

Durch die Entfremdung mit den Künsten des Friedens im Bürgerkriege ist es natürlich, dass nicht sogleich darauf sich einheimische Künstler im Lande bilden und zur Auszeichnung gelangen konnten, weshalb alle bedeutenden Werke von Fremden mussten ausgeführt werden; erst im folgenden, besonders aber im XVIII. Jahrhundert treffen wir böhmische und mährische Bildhauer, deren Werke auf öffentlichen Plätzen und in Kirchen heute noch Zeugniss ausgezeichneten Talentes geben, die aber in jene unglückliche Kunstperiode fallen, deren Beleuchtung hier ausserhalb der uns gesetzten Grenzen liegt.

Ueber die Malerkunst in Böhmen und Mähren.

Der erste in diesen Ländern ansässige Maler war wohl der schon oben erwähnte Method aus Macedonien, der im IX. Jahrhundert in Böhmen das Licht des Christenthums verbreitete. In der Kunstausübung folgten ihm die Klostergeistlichen Bozetheus und Reginhardus, beide Aebte des Stiftes zu Sazau, die im XI. und XII. Jahrhundert Malereien ausgeführt, und von welchen gleichfalls schon gelegentlich die Rede war. Von allen diesen Werken ist uns jedoch, soviel mir bewusst, nichts übrig geblieben, so dass zur richtigen Vorstellung derselben nur angenommen werden darf, dass sie gleichzeitigen in anderen

---

*) Eine gewisse Berühmtheit erlangte der 40′ hohe Flügelaltar der St. Wolfgangskirche zu Mondsee in Mähren, welchen der Abt des Klosters Benedict von Mondsee auf seine Kosten errichten liess, und der mit folgender Inschrift versehen ist: *„Per Magistrum Michaelem Parcher de Pramek A. D.* 1481.“, wobei es ungewiss bleibt, ob damit der Maler oder der Bildhauer bezeichnet ist, oder möglicher Weise auch beide in derselben Person. Im Pfarrhof derselben Stadt befindet sich ein Brunnen von „Meister Lienhardt in Passaw“ im Jahr 1515 gegossen. Abt Wolfgang Haberl widmete ihn „allen Pilgern, die nit haben Geld und Wein.“ Den Giebel des Brunnens ziert das Standbild des Bischofs St. Wolfgang. Diese kurzen Notizen über deutsche Werke in Mähren verdanke ich einer gefälligen Mittheilung des Herrn Adolph Ritter v. Wolfskron in Brünn, der sich um die Kunstgeschichte des Landes schon sehr verdient gemacht hat; möchte es ihm nun auch gefallen, uns besonders über den grossen Altaraufsatz ausführlichen Bericht und Abbildung zu geben.

**) Zu erwähnen sind hier noch die bemalten lebensgrossen Gruppen der figurenreichen Ausstellung Christi über der heiligen Stiege zu Graupen, deren ganze Darstellungsweise an den Holländer Lucas v. Leyden und dessen Nachfolger erinnern soll. Vergl. Wach im Schorn'schen Kunstbl. 1833. Nr. 2. — Kugler, Kunstgesch. S. 813.

christlichen Ländern ähnlich waren. Dieses bestätigt folgender Bericht in dem Leben des seligen Altmann, Bischofs von Passau, bei PEZ I. 146, worin es heisst, dass, als jener Bischof im Jahr 1081 die Kirche von Göttweih in Oesterreich eben habe einweihen wollen, ein Bote der Herzöge von Böhmen ihm ein Marienbild zum Geschenk überreichte, welches „bewundrungswürdig nach griechischer Art" gemalt war und würdig zum ewigen Gedächtniss in jener Kirche aufbewahrt zu werden. Die byzantinische Kunstweise war also damals auch in Böhmen die herrschende. Ein Geistlicher des XIII. Jahrhunderts, welcher sich in der Malerei hervorgethan, war Budisch oder Budissius, der berühmte Abt des Stiftes Strahow in Prag. Nach dem Zeugniss des PETER v. CZACHROW hat er die ganze Kirche seines Klosters im Jahr 1295 ausgemalt und den Chor mit einem von ihm verfertigten Marienbilde geschmückt. Hierauf erblindete er, und legte die Würde eines Abtes nieder. Durch den Fortsetzer des COSMAS wissen wir ferner, dass in den Jahren 1243 und 1244 die Kreuzgänge der Prager Kirche und des Klosters St. Jakob der Minoriten sind ausgemalt worden. Von noch andern Malereien, die der berühmte Domdechant Vitus ausführen liess, war schon oben die Rede. Auch für die Glasmalerei haben wir Zeugniss, dass sie schon damals auf eine grossartige Weise in Böhmen zur Anwendung kam, denn 1276 liess der Prager Bischof Johannes für die Kathedrale zwei grosse Fenster mit Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente aufs kostbarste ausführen.

Lassen nun diese vielen in Böhmen entstandenen Werke der Malerei keinen Zweifel übrig, dass sie daselbst einen gewissen Aufschwung erhalten, so entbehren wir doch durch die Zerstörung aller grössern Malereien bis zur Mitte des XIV. Jahrhunderts einer richtigen Vorstellung derselben. Wir würden selbst aller Mittel beraubt sein zu finden, in wie fern und zu welcher Zeit eine nationale czechische Kunst sich zu entwickeln angefangen, böte nicht glücklicher Weise eine Folgenreihe von Miniaturen vom XI. bis in das XVI. Jahrhundert einigen Ersatz für diesen Verlust.

Hierdurch sind wir in den Stand gesetzt zu erkennen, dass schon im XI. Jahrhundert sich ein neu belebendes Element neben den byzantinischen Typen geltend gemacht, indem für solche Gegenstände, welche von Byzanz her nicht überliefert waren, der Künstler sich nach seiner Umgebung umsah, und sie, wenn auch in hergebrachtem Kunststyl, doch in eigenthümlicher, dem Leben entnommener Auffassung national behandelte. Jedoch erst im XIII. Jahrhundert begann eine völlige Durchdringung dieser lebendigen künstlerischen Auffassung, so dass die byzantinischen Herkömmlichkeiten fast gänzlich wichen, und die allgemein im nördlichen Europa herrschenden Sitten in Haltung und Trachten entschieden in den Darstellungen auftraten und eigene Weisen der Ausführungsmittel gesucht wurden. Von einer die Individualität näher bezeichnenden Kunst war damals in der Malerei überhaupt noch nicht die Rede, so dass auch die czechische noch nichts bestimmt Nationales zeigt, sondern ganz mit denjenigen Kunstweisen übereinstimmt, wie wir sie in jenen Zeiten auch in Deutschland und Frankreich antreffen. Erst zu Anfang des XIV. Jahrhunderts begegnen wir einer sich national bildenden Kunstentwickelung der

gez. v. A. Errell — gest. v. C. Meyer

INITIAL AUS DER „MATER VERBORUM" IM MUSEUM ZU PRAG.

T. O. Weigel, Leipzig



Malerei, die bis in das dritte Viertheil dieses Zeitraums andauerte, dann aber allmählich deutschem Einfluss unterlag.

(Die Fortsetzung nebst Erklärung der hier schon beigefügten Stahlstichtafel II. folgt.)

Archäologische Reiseberichte.

Vorbemerkung.

Als der Unterzeichnete im Sommer 1843 zum Conservator der Kunstdenkmäler in den königlich Preussischen Landen ernannt wurde, erhielt er zugleich den Befehl schon in diesem Jahre eine grössere Inspektionsreise durch die westlichen Provinzen zu machen. Aehnliche grössere Reisen fanden auch in allen folgenden Jahren nach den verschiedenen Provinzen statt. Ausserdem mussten zu verschiednen Zeiten besondere Reisen für besondere amtliche Zwecke unternommen werden. Aus den hier gewonnenen Erfahrungen soll im Folgenden das Wichtigste zusammengestellt werden, was für die Wissenschaft der Alterthumskunde von Interesse sein dürfte, und einer anderweitigen genaueren Bearbeitung bisher entweder noch entbehrt, oder wo die Ansicht des Verfassers von den bisher zur Oeffentlichkeit gelangten abweicht. Da derselbe aber das übrige Deutschland theils unwillkürlich auf jenen Dienstreisen berührte, theils absichtlich aufsuchte, der innige Zusammenhang aller deutschen Länder auch in archäologischer Beziehung zu offenbar ist, als dass man sie ungestraft isoliren dürfte, so werden auch die Monumente der übrigen deutschen Länder in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Der ansprechenderen Lectüre wegen soll die Form des Reiseberichts in der Zeitfolge, wie die Reisen wirklich stattfanden, beibehalten werden; doch wird selbstverständlich jede Erfahrung, welche erneuerter Besuch gewährte, sogleich benutzt werden, um den Leser nicht unnöthiger Weise mit dem Bildungsgange eines einzelnen Individuums zu belästigen. Aus demselben Grunde werden naheliegende Gruppen sogleich auch dann eingefügt werden, wenn der Verfasser sie auch nicht gleichzeitig besuchen konnte.

v. Quast.

Magdeburg.

Als ich im August 1843 in Magdeburg verweilte, war es weder das erste noch das letzte Mal, dass ich diese, wie in anderer so auch in archäologischer Beziehung so bedeutsame Stadt besuchte; doch habe ich zu keiner Zeit so lange in ihr verweilt, noch dieselbe nach allen Richtungen hin so in Augenschein genommen, wie damals. Schon vor mehr als 30 Jahren, als ich mich zum erstenmale in ihr aufhielt, machte die Stadt mit der Fülle der Kirchen, jede mit ihren Doppelthürmen geschmückt (nirgends anderwärts ist mir auch später dieser reiche Schmuck der Doppelthürme in solcher Fälle je wieder entgegengetreten; in Braunschweig, was hierin am nächsten kommt, sind die Thurmspitzen selten vollständig ausgebildet), auf mich den tiefsten Eindruck: vor allem aber der Dom mit seiner grossartigen Anlage, der Vollendung des Ganzen bis zu den Steinspitzen der Thürme hinauf und dem

Reichthum edelster Details. Diesmal aber galt es nicht allein, die Kunstwerke in ihrer Eigenthümlichkeit auf mich einwirken zu lassen, und dieser Einwirkung mich freudig hinzugeben; ich musste mir auch Rechenschaft zu geben suchen von den Ursachen, welche diese oder andere Wirkungen hervorbrachten. Es galt ein genaueres Studium der Monumente, ihrer Geschichte u. s. w., nicht minder musste deren Erhaltung oder Verderbung in's Auge gefasst und den Mitteln nachgedacht werden, letztere zu entfernen und erstere zu fördern.

Magdeburg inmitten einer der reichsten Gegenden Deutschlands, der berühmten Börde gelegen, hart am Rande des mässig hohen Elbufers, wo der nur flache Boden die letzten nach Nordosten in die baltischen Ebenen vorgeschobenen Steinbrüche (Grauwacke) birgt, war schon aus diesem Grunde ein natürliches Emporium des dahinter gelegenen fruchtbaren Landstrichs, bis zur nördlichen Abdachung des Harzes hin. Auch die politischen Verhältnisse trugen dazu bei. Am rechten sandigen Ufer der Elbe sassen gewiss schon seit den späteren Zeiten der Völkerwanderung die Slaven, die nördlich der Ohre, eines Nebenflusses, der nur wenig über eine Meile von Magdeburg entfernt in das linke Ufer der Elbe einfliesst, auch diesen mächtigen Strom überschritten und sich daselbst zeitweise festsetzten. Es scheint, dass auch hier, wie anderwärts, diese Lage hart an der Grenze zum Aufblühen des Orts wesentlich beigetragen hat. Nicht nur als natürliches Emporium des Handels beider Nationen blühend, ward Magdeburg dadurch noch wichtiger, dass die Herrscher Deutschlands anerkannten, hier sei der Schwerpunkt zur Vertheidigung der deutschen Grenzen gegen eine erneute Ueberfluthung durch die Slaven und zugleich der wichtigste Ausgangspunkt, um Christenthum und deutsche Gesittung in die östlichen Gegenden zu tragen. Vorzugsweise erkannte dies der grosse Otto, der nicht nur die höchste irdische Würde mit der deutschen Königskrone für immer zu verbinden wusste, sondern auch gleichzeitig dieser doppelten Krone dadurch eine fortwährende Auffrischung zudachte, dass er sie so zu sagen auf diesen Kampfplatz Magdeburg fundirte, um sie durch träge Ruhe nicht ausarten zu lassen; was denn leider schon unter seinem Enkel geschah, als dieser sich nicht nur von der Gegend des Kampfes, sondern sogar aus dem Quellende seiner Macht, Deutschland, zurückzog, um unter den nur noch dem Namen nach vegetirenden Römern in byzantinischer Nachahmung jämmerlich zu versiechen und das Reich dem Rande des Verderbens entgegenzuführen.

Glücklicherweise hatte Otto der Grosse in Magdeburg eine Stiftung hinterlassen, die auch später, als die Kaiser sich von dort und aus dem alten Sachsenlande überhaupt zurückgezogen hatten, die Wahrung der Grenze und später die Ausbreitung des Christenthums in Deutschland weit nach Osten hin in doppelter Weise anbahnten. Es ist bekannt, welche Kämpfe er mit dem Bischof Bernhard von Halberstadt hatte, um diesen zu bewegen, seinen Diöcesanrechten über Magdeburg und dessen nähere Umgebung zu entsagen, um dann hier ein Erzbisthum für den deutsch-slavischen Nordosten zu gründen. Die ehemals bei der alten Kaiserburg, neben der jetzigen St. Peterskirche, gelegene St. Stephanskapelle, bezeugt noch, dass die älteste Stiftung dieser alten Festung in Abhängigkeit von dem Schutzheiligen des Halberstädter Bisthums stand. Seine neue Stiftung musste Otto, unter der Form einer

Klosterstiftung machen, und erst nach dem Tode des genannten Bischofs gelang es ihm, dessen Nachfolger und den Pabst zu bewegen, dieselbe zu einem Erzbisthum umzuwandeln, dem, da die Länder diesseits und jenseits der Elbe bereits unter andre Bisthümer vertheilt waren, nur eine sehr mässige Diöcese ausgesondert werden konnte. Das mit dem Mauritiusstifte verbundene Benedictinerkloster, das älteste im nordöstlichen Deutschland, wurde dann noch weiter von der Stadt ab in das neugegründete St. Johannesstift (Kl. Bergen) verlegt. Was den Erzbischöfen an geistlicher Macht abging, wurde ihnen reichlich durch weltliche Rechte ersetzt, wodurch es ihnen gelang eine Stellung zu gründen, die zu den ersten in Deutschland gehörte und in glücklichster Weise mit allen Nachbarfürsten rivalisirte. Es ist natürlich, dass Magdeburg selbst hiedurch die günstigste Rückwirkung erfuhr. Die Stadt selbst, wie anderwärts erst unter dem Schutze der Bischöfe, dann im Gegensatze gegen dieselben aufblühend, nahm unter den Städten des ganzen Ostens, die bis tief nach Polen und Russland hinein aus Magdeburg ihr Recht nahmen, eine ähnlich bedeutsame Stellung ein, wie ihre Herren, deren Herrschaft sie, eingedenk des kaiserlichen Ursprunges, ungern trugen. Die neuen geistlichen Stiftungen, zu denen spätere Erzbischöfe sich bewogen fühlten, befanden sich daher entweder in anderen Gegenden der Diöcese, oder sie umlagerten doch den eigentlichen Stadtbezirk, so dass, wie auch bei andern alten Bischofssitzen, Collegiatstifte und andere Klöster in grosser Menge die ehemaligen Vorstädte erfüllten; doch auch hier wurde, durch spätere Erweiterung der Stadtmauern, ein grosser Theil derselben nachträglich der Stadt einverleibt, indess so, dass sie natürlich stets von deren Regiment eximirt blieben.

Es würde nur in der Ordnung sein, wenn wir zunächst den Dom in den Kreis unserer Betrachtung zögen; doch ist derselbe schon von Anderen vielfach besprochen worden; auch fallen die ältesten Theile des jetzigen Baues in eine verhältnissmässig neue Zeit (nach dem Brande von 1207 wurde er ganz erneuert), so dass ich es vorziehe zunächst eine andere, die S. Marienkirche, hier zu betrachten, welche theilweise in entschieden ältere Zeiten hinaufreicht, und bis auf die neuere Zeit nur wenig bekannt war.

S. Marienkirche. Kugler hat zuerst (Museum 1833. S. 37 und dann gelegentlich an andern Orten *) auf die archäologische Wichtigkeit dieser Kirche aufmerksam gemacht. Neuerlich giebt der Architekt Alfred Hartmann, dem wir schon manche ähnliche Gaben verdanken, in Romberg's Zeitschrift für praktische Baukunst 1854 eine so sorgsame Aufnahme der Kirche mit allen ihren Details, und eine so eingehende Beschreibung dazu, dass es fast überflüssig scheinen könnte, nochmals auf dieselbe zurück zu kommen. Da der Ort der Publication (wohin sie dem Titel der Zeitschrift zufolge eigentlich wohl nicht gehörte) aber für die meisten Archäologen wenig zugänglich sein dürfte, ich auch in Bezug auf die historischen Feststellungen, zum Theil auch in Erkennung der Formen abweiche, so glaube ich mich nochmals über diese Kirche aussprechen zu dürfen, wobei ich jedoch namentlich auf jene sehr gründlichen Aufnahmen mich beziehe; indess werde ich zur bessern Erläuterung

*) Vergl. Kleine Schriften I. 127 und 591

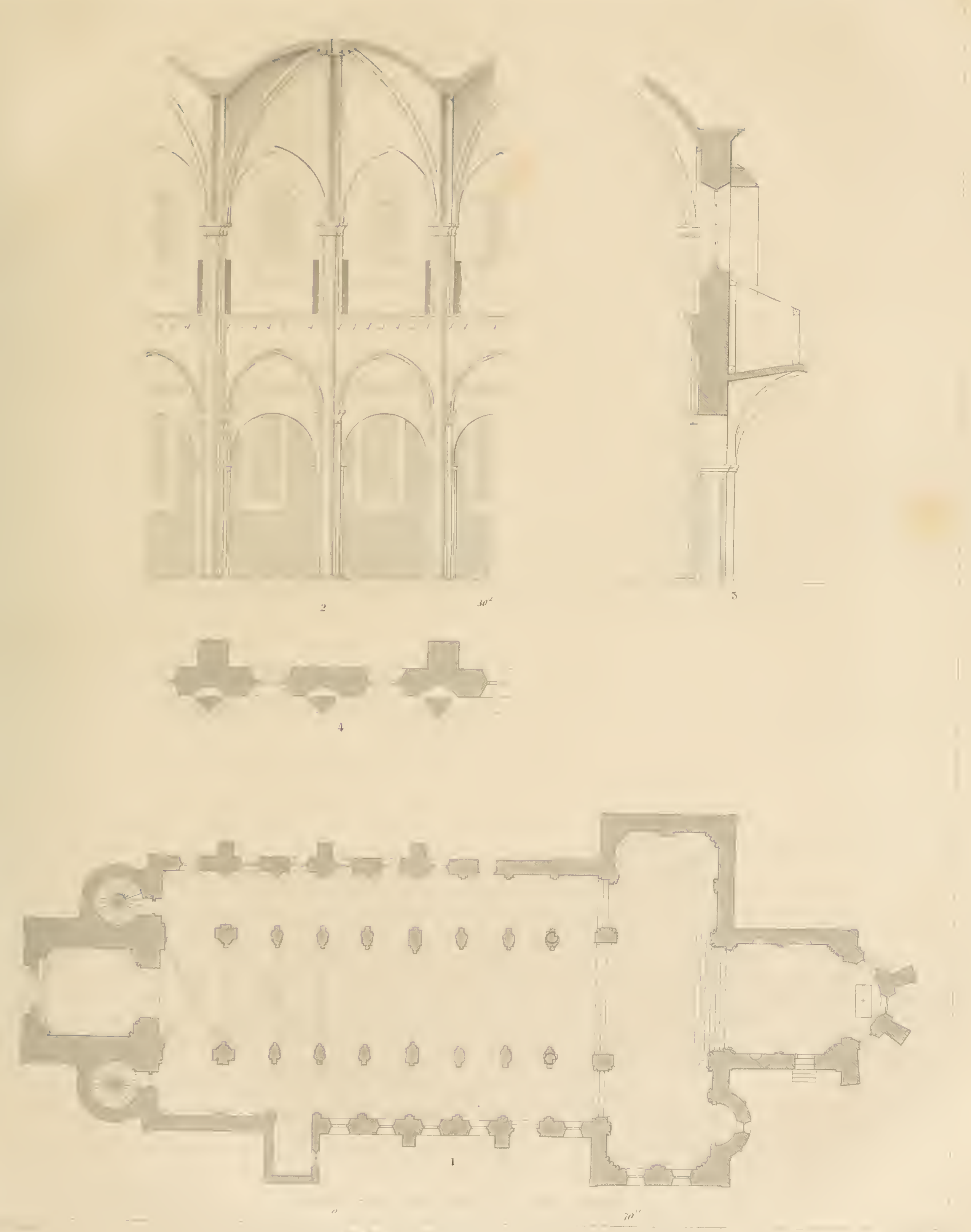
auch selbst einige Abbildungen geben, besonders von Details, die bei Herrn Hartmann nicht immer charakteristisch genug wiedergegeben sind, welcher Fehler aber nicht unwahrscheinlicher Weise auf Rechnung des Stechers kommen dürfte.

Die Kirche hat die für romanische Kirchen, namentlich in Niedersachsen, gewöhnliche Form *) eines Langhauses mit niedern Seitenschiffen, einem Querhause, mit quadratischen Kreuzarmen, und einem gleichfalls quadratischen Altarhause, das gegen Osten mit einer halbkreisförmigen Absis abschliesst. Eine kleinere Absis tritt vor die Ostmauer des südlichen Kreuzarmes vor, während der Raum zwischen Nordkreuz und Altarhaus von einer rechteckigen Kapelle (wohl der alten Sakristei) eingenommen wird, deren Gewölbe von drei schlanken romanischen Pfeilerpaaren getragen wird. Gegen Westen hat die Kirche ihren Abschluss durch einen mächtigen Thurmbau, der mehrere Hallen übereinander enthält, die sich in den unteren Geschossen durch grosse Bogenöffnungen mit der Kirche verbinden, in den oberen aber zur Aufhängung der Glocken dienen, während kleinere runde Treppenthürme zu den Seiten vortreten und den Giebelabschluss des Mittelbaues übersteigen. Eine von zwei Reihen Säulen und entsprechenden Halbsäulen an den Wänden gestützte Krypta nimmt den Raum unter dem Altarhause und der grossen Absis ein. Eine Treppe aus der Mitte des Kreuzes, die durch eine Fallthür überdeckt ist, führt gegenwärtig in sie hinab.

Vor allem auffällig, und von meinen Vorgängern sehr genau bemerkt und gewürdigt ist der Unterschied zwischen der ursprünglich romanischen Struktur des Gebäudes und dem Umbau, den derselbe zur Zeit des Uebergangs- oder altgothischen Styls erlitt, wo aus der ursprünglich rundbogigen Basilika eine spitzbogige Gewölbkirche gebildet wurde. Sämmtlichen Pfeilern resp. Säulen des Langhauses und den Wänden darüber sind vielgegliederte Säulenbündel vorgelegt worden, die schon oberhalb der Rundbögen, womit erstere verbunden sind, spitzbogige Blendarkaden bilden und durch einen Rundbogenfries mit Laufgang darüber einen vorläufigen Abschluss erhalten, dann aber höher hinaufsteigen, um oberhalb der Kapitäle die mit rundlichen Gliederungen versehenen Rippen der Kreuzgewölbe aufzunehmen. Die glatten Wände des Quer- und Altarhauses sind mit ähnlichem Blendwerk übersponnen, doch so, dass letzteres noch mehrfach Rundbögen zeigt. In den Seitenschiffen ist die Anordnung der Art, dass vor den Pfeilern und Säulen des Schiffs viereckige Pfeiler vorspringen und ihnen gegenüber ähnliche vor den Seitenwänden, auf denen das Gewölbe ruht, eine Art spitzbogiges Tonnengewölbe, in welches dann von Pfeiler zu Pfeiler die spitzbogigen Querkappen hochansteigend hineinstechen, und so eine Art von Kreuzgewölbe bilden. Endlich ist auch die westliche Vorhalle unter dem Thurme durch ein Kreuzgewölbe mit Graten überdeckt, die in den vier Ecken auf Säulchen mit Würfelkapitälen ruhen.

Ehe ich die Architektur genauer betrachte und deren Theile historisch festzustellen suche, muss ich zuvor die Hauptpunkte hervorheben, welche uns für die Geschichte der Kirche und des Klosters bekannt geworden sind. Zwar ist das auch schon von meinen

*) Vergl. Bl. 12. wo: 1. der Grundriss, 2. der Querdurchschnitt des Langhauses, und 3. und 4. ein Theil vom Längendurchschnitt desselben nebst dazu gehörigem Grundrisstheile dargestellt ist.



DIE MARIENKIRCHE IN MAGDEBURG.

Vorgängern gesehen; doch sind ihnen hierbei einige für die Erbauungszeit des Monuments wichtige Nachrichten entgangen, weshalb eine genaue Zusammenstellung derselben für das Ganze nothwendig ist.

Kirche und Kloster U. L. Fr. wurden südlich der eigentlichen Stadt, zwischen dieser und der Cathedrale gelegen, vom Erzbischof Gero gestiftet, wie die Urkunde vom 13. Decbr. 1016 besagt. (S. Leuckfeld's Antiq. Praem. 1721. S. 4.): ... *Gero. . Archiepiscopus . . . Noverit universitas fidelium . . . qualiter nos ad augmentum divini cultus . . . . Ecclesiam in honore beatae Mariae a fundamento ereximus, et in ea congregationem Clericorum collocavimus. . .* Es folgen die sehr reichen Schenkungen und die Zeugen der Verhandlung. *Dat. Idus Decembris Anno dom. inc. M.XVI. Ind. XIV. . . . Actum Magdeburg feliciter. Amen.* Nach anderen chronikalischen Nachrichten (daselbst S. 7 angeführt) soll er zugleich das in Rothardestorf bestehende Hospital damit verbunden und dorthin verlegt haben. Doch war die Kirche nur klein und nicht sehr fest, weshalb schon innerhalb desselben Jahrhunderts ein Neubau nöthig wurde. Das Chronic. Anon. Magdeb. (bei Meibom. Rer. Germ. II. 288) berichtet vom Erzbischof Werner (1064—1078): *Hic in diebus suis Ecclesiam Congregationem S. Mariae a Gerone factam ob parvitatem ac vilitatem destruxit, pro qua Monasterium satis pulchrum adauctis praediis ac variis ornamentis ibidem construxit.* Ferner (S. 313): als derselbe 1078 in der Schlacht bei Melrichstadt geblieben: . . . *Corpus vero Archiepiscopi ab ipsis Magdeburg translatum in Monasterio S. Mariae, quod ipse construxerat, est honorabiliter tumulatum.* *) Von dem am 15. April 1107 gestorbenen Nachfolger, Erzbischof Heinrich, heisst es ferner (S. 323): — *qui deinde in sexta feria a venerabili Reinhardo Halb. Ep. . . . est sepultus in australi manica Monasterii S. Mariae.* Der Regel nach wurden alle Bischöfe in ihrer Cathedrale begraben; wo dies nicht geschah, walteten gewöhnlich besondere Ursachen ob. Namentlich pflegten sie gern in neuen Stiftungen, oder in Kirchen, die sie erneuert hatten, ihr Begräbniss zu wählen. So geschah es offenbar in Bezug auf Erzbischof Werner, der die Marienkirche erneuert hatte. Dass auch sein Nachfolger hier beigesetzt wurde, dürfte beweisen, dass bei dem unerwarteten Tode des ersteren der Bau noch nicht weit vorgeschritten war, und somit sein Nachfolger sich des Weiterbaues thätig angenommen habe, und dass namentlich derjenige Bautheil, in dem seine Gebeine ruhten, der südliche Kreuzflügel, und somit wohl das ganze Querhaus, ihre Entstehung ihm verdankten.

Sehr wichtig wurde für unsre Stiftung die auch in anderen Beziehungen so bedeutsame Regierung des h. Norbert auf dem Stuhle zu Magdeburg (1126—1134). Das Kloster war in Disciplin und Einkünften sehr heruntergekommen, so dass die 12 Canonicatstellen nur theilweise besetzt waren. Dies gab ihm Veranlassung dieselben ganz und gar von hier wegzunehmen und anderwärts unterzubringen, Kirche und Kloster aber den von

*) Es ist hierbei zu bemerken, dass *Monasterium* im mittelalterlichen Latein niemals die eigentlichen Klostergebäude, sondern stets die mit einem Kloster oder Domstift verbundene Kirche bedeutet, woher auch das deutsche Wort *Münster*, das französische *Montier* oder *Moutier*, das englische *Minster* üblich wurden.

ihm selbst reformirten Canonikern nach der Regel des h. Augustinus, die er erst kürzlich zu Prémontré (Praemonstratum) in der Diöcese von Laon gestiftet hatte (s. oben [Hft. 3] S. 135), zu übergeben, hier einen zweiten Mittelpunkt des Ordens zu stiften, und dessen Probste dann in der Folge eine Reihe von Klöstern des Prämonstratenser Ordens in Niedersachsen und Thüringen, einschliesslich der drei Domkapitel zu Brandenburg, Havelberg und Ratzeburg zu untergeben, was besonders für die eben dem Christenthum und der deutschen Herrschaft wiedergewonnenen nordöstlichen Slavenländer, namentlich für die Mark Brandenburg von Wichtigkeit wurde. In der hierüber von Erzbischof Norbert am 29. Octbr. 1129 zu Kloster Bergen vor Magdeburg ausgestellten Urkunde (bei Leuckfeld a. a. O. S. 10) sagt er: . . . *Quod ego statum Magd. Eccl. attendens et eam sublimare in religione cupiens . . . in ipsa civitate Ecclesiam Beatae Mariae Genetrici Dei perpetuae Virgini dedicatam, interius et exterius adeo attenuatam, ut et sarta tecta ipsius Ecclesiae omnino fere essent annihilata, ut Duodecim Clericis in ea Deo deservire constitutis non sufficere alimenta,* weshalb er dieselben versetzt habe und *monendo, exhortando, suadendo hoc ab eis obtinuimus, et de illa exeuntes Ecclesia Religiosis Viris communi Vita sub Regula B. Augustini deservientibus, cederent etc.* Wenn der Umfang des ungewöhnlich grossen Kreuzganges und seiner Nebenräume schon unzweifelhaft erkennen lässt, dass eine so grossartige Klosteranlage nicht dem früheren, nur kleinen Canonicatstifte seinen Ursprung verdanken, sondern erst nach der so bedeutenden Erweiterung des Klosters unter dem h. Norbert entstanden sein kann, so erkennen wir gleichzeitig aus der Urkunde, dass auch die Kirche, trotz ihrer nicht lange zuvor geschehenen Erneuerung, einer wesentlichen Herstellung schon wieder bedurfte. Als zweiter Stifter des Klosters und Hersteller der Kirche fand auch der h. Norbert sein Grab in derselben, wo er auch später nach seiner Heiligsprechung 1582 verblieb, bis die Gebeine 1626 auf kaiserlichen Befehl von dort weggenommen und nach dem Prämonstratenserkloster auf dem Strahof zu Prag gebracht wurden. (Doch behaupten die Magdeburger, man habe die Gebeine des Erzbischofs Heinrich anstatt der seinigen fortgenommen.)

Während der langen Regierung des Erzbischofs Wigmann (1152—1192) verheerte ein grosser Brand die Stadt Magdeburg. Das schon genannte Chronicon (S. 329) berichtet darüber: *Huius tempore civitas Magdeburgensis combusta est quasi tota a valva Strodorum usque ad Albeam ita quod etiam molendina in Albea constructa fuerunt combusta.* Wenn hiernach schon anzunehmen ist, dass auch unsere mitteninne gelegene Kirche von dem Brande nicht unberührt blieb, so wird es von dem zu Anfange des XII. Jahrhunderts verfassten und mit den Magdeburger Verhältnissen so vertrauten Chr. Montis sereni noch ausdrücklich ausgesprochen und zugleich das Jahr dieses Unglücks genannt. Es berichtet zum Jahre 1188: *Civitas Magdeburg in vigilia pentecostes pene tota exusta est. Monasteria etiam S. Mariae et S. Sebastiani, cum parrochiis et capellis XII. exusta sunt.* Doch auch der grosse Brand von 1207, durch welchen der Dom zu Grunde ging, wird unsre Kirche nicht verschont haben, da sie wieder inmitten der Brandstätte gelegen war. Das

schon genannte Chronicon Magdeburg. (S. 333) berichtet von dem Erzbischof Albert (sein Regierungsantritt ist nicht ganz sicher; doch starb sein Vorgänger den 18. August 1205): *Huius etiam Arch. tempore, anno primo in die parasceves factum est incendium magnum in civitate Magdeburg quod incepit in lata platea et volavit ignis super Ecclesiam S. Johannis, quae cum turribus et omnibus campanis praeter unam fuit combusta et Ecclesia nostra Magdeburg* (der Dom) *fuit etiam exusta.* Die Marienkirche liegt gerade zwischen den beiden genannten Kirchen, und in gleicher Entfernung vom breiten Wege, wo das Feuer ausbrach. Mit dieser Annahme würde es übereinstimmen, dass nach einer mir zugekommenen Mittheilung im Jahr 1215 ein Neubau der S. Marienkirche stattgefunden habe; ich behalte mir vor diese Nachricht später nachträglich zu begründen.

Von späteren Nachrichten, namentlich solchen, die auf den Bau derselben oder des Klosters Bezug hätten, ist nichts bekannt geworden. Zu bemerken ist nur, dass das Kloster die Reformation annahm und sich der Jugenderziehung widmete, woraus dann das jetzt berühmte Padagogium entstand. Durch jenen Akt ist es bis jetzt der Säcularisation entgangen und erfreut sich noch gegenwartig des grössten Theils seiner stets steigenden Ertrag gebenden Güter.

Bis zur Zeit der westphälischen Occupation lebten daher die Conventualen unter dem Probste im ehelosen Stande, und erst wenn sie eine Pfarrstelle übernahmen, deren das Kloster viele zu vergeben hatte, war es erlaubt sich zu verheirathen. Erst seit jener Zeit sind die Statuten weniger bindend. Neuerlich hat das Kloster in Folge der vermehrten Frequenz der Pensionäre und Schüler, und der gesteigerten Einkünfte, die Schullokale wesentlich erweitert und ist dabei gleichzeitig den alten Klostergebäuden nicht nur vollkommene Schonung angediehen, sondern dieselben erfreuten sich zugleich einer völligen Herstellung, so dass der Kreuzgang, der früher durch rohe Vergitterung der durch das erhöhte Erdreich halbverschütteten Bogenöffnungen fast ein kerkerartiges Ansehen hatte, gegenwärtig einen zierlichen Blumengarten darstellt, von offenen Arkaden und Säulenstellungen umgeben, die sich theilweise in tiefen Hallen weithin fortsetzen. Nur die Kirche ist seit der westphälischen Herrschaft, wo sie den Katholiken als einstweilige Entschädigung überwiesen wurde, vom Kloster zeitweise getrennt und harrt noch einer gründlichen Herstellung, da die bisherigen Uebertünchungen als solche nicht gelten können. Sehr beeinträchtigt wird Kirche und Kloster überdem durch die Verbauungen der nichtssagendsten Zinshäuser, welche kaum die Thurmfront und den südöstlichen Theil der Kirche freilassen; angeblich soll der alte Dessauer, als Gouverneur von Magdeburg, dem Convente zum Trotze, jene Verunstaltung veranlasst haben.

Kehren wir nun zum Gebäude selbst zurück, und vergleichen die Architektur desselben mit den gegebenen historischen Anhaltspunkten. Da waltet nun kein Zweifel ob, dass der gothische oder doch gothisirende Umbau der Kirche erst eine Folge der letzten Beschädigungen sein kann, welche die Kirche erlitt, sei es durch den Brand von 1188 oder den von 1207. Kugler (a. a. O.), obschon er in jener Reisenotiz keines der genannten Brände

Erwähnung thut, schreibt die Restauration doch dem Anfange des XIII. Jahrhunderts zu. Auch SCHNAASE (Geschichte der bildenden Künste IV. 2. Abtheilung S. 73) nimmt an, dass dies im XIII. Jahrhundert geschehen sei. HARTMANN (a. a. O. S. 139.) nimmt zwar den Brand von 1188 als alleinige Ursache der späteren Erneuerung an; doch zugleich, dass der Bau wohl nicht sogleich begonnen und vielfach unterbrochen sein, jedenfalls bis in die Zeit von 1200—1240 fallen werde. Mit jenen Annahmen kann ich mich im Wesentlichen auch nur übereinstimmend erklaren. Der Uebergangsstyl in Deutschland zeigt fast durchgehend einen wesentlich romanischen Charakter, dem mit der Zeit mehr und mehr gothische Elemente beigemischt werden; der Niederrhein namentlich ist voll solcher Bauwerke. Im nördlichen Frankreich findet das Gegentheil statt: hier zeigen selbst die romanischen Bauwerke sehr früh einen wesentlich gothischen Charakter, der die noch romanischen Elemente nach und nach ausstösst. Unsere Kirche weicht hierin von den übrigen Uebergangsbauten Deutschlands ab; trotz vielfacher romanischer Elemente, namentlich der schönen Kapitäle des Querhauses, der Rundbögen im Chore und selbst eines Rundbogenfrieses, der als Krönung des unteren Geschosses umherläuft, ist der Charakter des Ganzen doch wesentlich gothisch zu nennen. Es liegt das besonders in den leichten aufstrebenden Verhältnissen und in der eleganten Gliederung der Pfeilerbündel und Gewölberippen. Auch der Laufgang unterhalb der oberen Fenster, ohne eine Gallerie davor, die quadratischen Kreuzgewölbe mit Zwischenrippen (obschon letzteres auch bei romanischen Uebergangsbauten vorkommt) deuten darauf hin, so wie die hochstrebende Form der Gewölbe und viele Kleinigkeiten, welche hier nicht alle genannt werden können. Es wäre schwer zu erklären, wie diese, der nordfranzösischen Schule verwandten Eigenthümlichkeiten, nach Ueberspringung so weiter Strecken, grade hier am Elbstrande zuerst zur Geltung kommen, wenn nicht der Umstand, dass der gleichfalls nach dem Brande von 1207 begonnene Neubau des benachbarten Doms dieselbe Eigenthümlichkeit zeigt, hierüber einigermassen Aufschluss gäbe. Auch dieses bedeutende Bauwerk trägt dieselben Eigenthümlichkeiten (wie solches auch neuerlich von SCHNAASE a. a. O. V, 468 ausgeführt ist), zeigt wesentlich französischen Einfluss, und muss, trotz der Menge deutsch-romanischer Details und Eigenthümlichkeiten, doch im Wesentlichen als ein altgothisches anerkannt werden. Hier erklart sich die Verwandtschaft mit nordfranzösischen Cathedral-Anlagen aus dem Umstande, dass Erzbischof Albert II., welcher wenige Tage nach dem Brande des Domes seinen Einzug in Magdeburg hielt, auf der Universität Paris studirt hatte *), also Gelegenheit hatte, den damals so grossen Aufschwung der Baukunst in jenen Gegenden kennen zu lernen, und dass er dann entweder Künstler oder doch deren fertige Plane von dort sich kommen liess, oder deutsche Künstler hinsandte, um die dortige Kunstweise zu studiren. Dass der Herstellungsbau der S. Marienkirche hiervon dann gleichfalls Vortheil zog, ist natürlich. Die Gleichzeitigkeit beider Bauten wird auch noch durch die

---

*) Ich verdanke diese Notiz der gütigen Mittheilung des mit der Specialgeschichte Magdeburgs so vertrauten Herrn Director WIGGERT.

Aehnlichkeit der schönen Laubwerkkapitäle (im Uebergangsstyle) im Querhause der S. Marienkirche mit denen in dem Chor und den übrigen älteren Theilen des Doms erwiesen. Ich zweifle daher nicht, dass der Umbau der Marienkirche vollständig erst in diese Zeit fällt, also entweder nach dem Brande von 1207, insoweit derselbe auch unsere Kirche berührt hat, oder doch so, dass die Herstellung der 1188 sehr beschädigten Kirche sich bis dahin verzögert hatte. Das schon genannte Jahr 1215 als das des Anfanges dieses Baues würde hiermit vorzüglich übereinstimmen.

Entfernen wir also in Gedanken diesen späteren Ueber- und Umbau, und stellen wir uns die alte rundbogige Basilika wieder her, so ist schon von meinen Vorgängern die grosse Aehnlichkeit hervorgehoben worden, welche einzelne Details derselben mit denen der Stiftskirche zu Quedlinburg und der Klosterkirche zu Wester-Gröningen haben. Ich füge hinzu, dass auch die älteren Kämpfer der grossen Bögen des Kreuzes der ehemaligen Stiftskirche zu Bibra in Thüringen hiermit völlig übereinstimmen. Für die beiden zuletzt genannten Kirchen giebt es keine andern Daten, als die in ein hohes Alterthum, das X. Jahrhundert, hinauf reichenden der ersten Stiftung. Auch Quedlinburg ward damals gestiftet; doch hat man aus guten Gründen bei dieser Kirche darauf verzichtet, sie als einen Stiftungsbau zu betrachten. Kugler (Beschreibung und Geschichte der Schlosskirche zu Quedlinburg, 1838. S. 89) hatte es bereits vorgezogen, das jetzige Gebäude der Bauperiode von 999—1020 zuzuschreiben, wobei ihm allerdings schon damals Zweifel in Bezug auf die Säulenkapitäle der Unterkirche u. dergl. aufstiegen, doch nicht bedeutend genug, um seine Annahme zu erschüttern. Namentlich auch der Vergleich mit den verwandten Formen der Marienkirche in Magdeburg, deren Erbauung, gleichzeitig mit der Stiftung, im Jahr 1014 er als gesichert annahm, bestärkte ihn hierin. Allerdings erwähnt er, dass hundert Jahre später das Stift sehr in Verfall gerathen und deshalb durch den h. Norbert in ein Prämonstratenser-Kloster reformirt worden sei. Er schliesst: „Uns sind die sehr ausführlichen Berichte über den Zustand des Stifts und Klosters in dieser letzteren Periode aufbehalten, aber wir finden keine Spur, welche darauf hindeutet, dass gleichzeitig ein neuer Bau nöthig geworden wäre, so dass wir für die ursprüngliche Anlage nur das genannte Jahr 1014 in Anspruch nehmen können. Vergl. Leuckfeld's Ant. Praemonst. S. 4 und 10.“ Später beim Wiederabdruck seiner Schrift über Quedlinburg in den Kl. Schr. I, 623 giebt er gern zu, dass die seitdem gemachten Erfahrungen auf dem Gebiete der Alterthumskunde ihm nicht mehr nöthigten so fest an dem früher angenommenen Datum zu halten. „Es liesse sich hiernach auch die Schlussfolgerung anknüpfen, dass der Bau der Schlosskirche zu Quedlinburg später, als vorstehend angenommen, dass er in die Bauepoche von 1070—1129 falle, u. s. w.“ Doch ist ihm vorzugsweise noch immer die so verwandte Marienkirche in Magdeburg ein Hinderniss, da „für diese selbständige Gründe auf die Frühzeit des XI. Jahrhunderts deuten.“ Schnaase, a. a. O. IV. 1, 62, drückt sich zwar wegen etwaiger Benutzung älterer Bautheile und namentlich von Kapitälen sehr vorsichtig aus; doch schreibt er schliesslich die Anlage des Innern erst dem 1129 eingeweihten Bau zu. Wester-Gröningen dagegen schliesst er (S. 67) der Kirche von Gernrode zwar an und fügt blos in einer Klammer hinzu:

„seit 936 erwähnt.“ Doch will er hiermit schwerlich die Zeit der Erbauung bezeichnen, da er sie mit anderen Bauwerken zusammengruppirt, die zwar eine ähnliche Gesammtanlage zeigen, indess, wie die Neumarktskirche in Merseburg, bis spät ins XII. Jahrhundert hinabsteigen. Unsere Magdeburger Kirche aber hält er (S. 73) noch dem XI. Jahrhundert, vielleicht sogar einer sehr frühen Zeit desselben angehörig und erwähnt in einer Anmerkung einer gelegentlichen Aeusserung von mir (Deutsch. Kunstbl. 1852, S. 174), worin ich den Beweis verspreche, dass die ganze Kirche durch Erzb. Werner (1064 – 1078) neu erbaut sei; jedenfalls seien auch die Formen des oberen Baues noch sehr einfach und roh und denen der Krypta (die von 1014 stammen dürfte) sehr ähnlich.

Nach diesen Aeusserungen dürften meine archäologischen Freunde, mit denen ich mich in den wesentlichsten Fragen unserer Forschungen in Uebereinstimmung weiss, namentlich die bedeutendste Kirche jener Gruppe, die Schlosskirche zu Quedlinburg, gegenwärtig gleichfalls der späteren unter den bekannten Bauperioden, der von 1070 – 1129, zuzuschreiben geneigt sein, nur dass sie vorzugsweise die Rücksicht auf die ihr unzweifelhaft gleichzeitige Magdeburger Kirche bisher abhielt, dieses unumwunden auszusprechen, da sie letztere an das Fundationsalter derselben gebunden hielten. Ich habe schon anderwärts (Zeitschr. für Bauwesen, 1852, S. 120.) gezeigt, wie es oft ein reiner Zufall ist, ob uns über Bauveränderungen einer Kirche irgend eine Nachricht zugekommen ist oder nicht. Wäre das Chron. Huiesburgense bei Meibom zufällig verloren gegangen, so würde bei den meisten das Datum der Gründung dieses Klosters 1080, als Entstehungszeit der jetzigen Kirche stehen geblieben sein; nun wissen wir, dass dieselbe um 40 Jahre jünger und schon die dritte ist, welche innerhalb so kurzer Zeit erbaut wurde. Dasselbe lässt sich auch auf andere Kirchen anwenden. Wenn uns gar keine Bauveränderungen von der Schlosskirche in Quedlinburg, der Marienkirche in Magdeburg u. s. w. gemeldet wären, so würde man aus inneren Gründen dieselben doch nicht so früh setzen können, da deren Formen, trotz ihrer theilweisen Rohheit, nicht mehr jene mehr klassische Einfachheit zeigen, die den sicher datirten Monumenten des XI. Jahrhunderts eigen ist. Folglich entscheidet weder die Stiftung von Wester-Gröningen um 936, noch die von S. Marien in Magdeburg von 1015 für die Datirung der jetzigen Kirchen, vielmehr hätte man sie schon um ihrer Formbildungen willen erst dem Ende des XI. oder Anfange des XII. Jahrhunderts zuschreiben sollen, wohin die sichersten Nachrichten eine Erneuerung der Quedlinburger Kirche verlegen. Die Nachricht des Chron. Magdeb. beweist uns nun, dass Erzbischof Werner am Ende des XI. Jahrhunderts (zw. 1064 und 1078) die bis dahin nur kleine und schlechte Kirche abgebrochen und statt ihrer eine vorzüglich schöne Kirche erbaut habe. Da alle vorhandene Theile der alten Kirche, einschliesslich der Krypta, denselben Maasstab zeigen, so ist kein Grund zur Annahme vorhanden, dass irgend ein Theil etwa dem älteren Baue zugehören möchte. Der fernere Umstand, dass auch der 1107 gestorbene Erzbischof Heinrich in dieser Kirche sein Grab gewählt, lässt ferner vermuthen, dass ihm gleichfalls ein wesentlicher Antheil an Herstellung der Kirche gebührt. Endlich haben wir eine urkundliche Nachricht (welche Kugler bei Durchsicht der Leuckfeld’schen

Sammlung entgangen war), dass zur Zeit der Stiftung des Prämonstratenser-Klosters bei dieser Kirche, im Jahr 1129, nicht nur die Disciplin des früheren Collegiatstiftes sehr erschlafft war, sondern auch die Kirche selbst innerlich und äusserlich sehr heruntergekommen und namentlich die Dächer kaum vorhanden waren. Es kommt also nur darauf an, das Gebäude selbst darauf hin zu untersuchen, in wiefern dasselbe etwa Verschiedenheiten zeigt, die mit den angegebenen Daten zusammenträfen.

Zunächst ist es sehr schwierig, zu sagen, was etwa vom Altarhause, der Ostseite und den Frontwänden des Querhauses, noch dem älteren Baue angehört, da das Aeussere wie das Innere kaum irgend einen formirten Theil als Anhaltspunkt hiefür darbietet: das Innere zeigt hier keinerlei Details des älteren Baues, und das Aeussere desgleichen, und ist so mit Putz überzogen, dass man auch aus der Struktur des Mauerwerks keinen Schluss ziehen kann. Nur der Rundbogenfries der kleinen südlichen Nebenabsiden zeigt durch die Consolen, auf denen er ruht, einen ziemlich alterthümlichen Charakter, und der Eckpfeiler zwischen Chor und Kreuz bietet in gleicher Höhe mit den unzweifelhaft älteren Kämpfern an der Westseite des letzteren die Kennzeichen dar, dass hier die älteren Kämpfer, tiefer wie die jetzigen, abgemeisselt worden sind; auch deuten die unteren Theile der Querbögen des Kreuzes auf ein höheres Alter hin, als die übrigen Bögen (s. die sehr sorgfältige Beschr. bei Hartmann). Man wird hiernach also wohl folgern dürfen, dass die Mauern bis zur genannten Höhe hinauf alt seien; eine Charakteristik derselben aber zu geben ist unmöglich.

Dagegen zeigt die Westwand des Kreuzes noch vielfache Details, welche uns ein genaueres Bild ihrer Architektur gewähren. Die Kämpfer der niederen Rundbögen, welche sich von den Seitenschiffen aus in das Querhaus öffnen, sowie jene des grossen Rundbogens zwischen letzerem und dem Mittelschiffe zeigen durchgehend auf hoher steiler Schmiege jene ziemlich rohen Thier- und Blattfiguren, mit rein architektonischen Formen (den Triglyphen verwandt) gemischt, wie sie durchgehend auch in den schon genannten drei Kirchen sich vorfinden, alles in sehr ungeschickter und doch anspruchsvoller Weise erfunden und so zu sagen, anaglyphisch in die Steinflächen ziemlich flach eingemeisselt. *) Auch die 2 Rundbogenfenster, welche in jedem

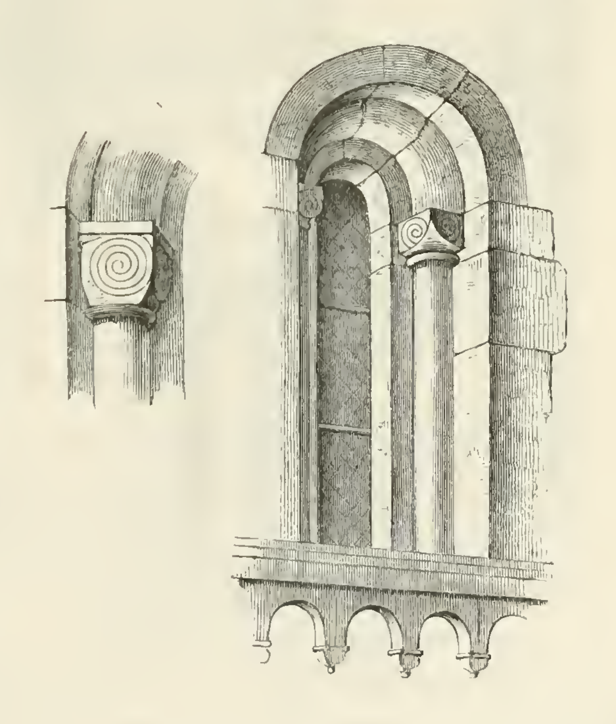


Fig. 21.

*) S. die Details bei Hartmann a. a. O. Fig. 67—69; doch sind diese, wie die meisten übrigen Details, wohl durch Schuld des Lithographen, nicht charakteristisch genug wiedergegeben.

Kreuzflügel den oberen Theil der Westwand einnehmen, zeigen ein gleich alterthümliches Gepräge (Fig. 21) und finden sich genau ebenso in Quedlinburg. Im inneren Winkel der rechtwinklig profilirten Fensterleibung steht jederseits eine Viertelsäule mit abgetrumpftem Würfelkapitäl, dessen Stirnseiten mit einer Art Schneckenlinie ausgearbeitet sind; darüber in Viertelstab innerhalb der Bogenleibung. So sind alle 4 Fenster von innen und aussen gleichmässig angeordnet und auch die Kapitäle zeigen keinerlei Verschiedenheit.

Betrachten wir nun das Langhaus genauer, so zeigen alle Pfeiler desselben, 8 auf jeder Seite, die schon erwähnte Vormauerung von Gewölbträgern, sowohl nach der Seite des Mittelschiffs, wie der Seitenschiffe. Bei allen ruhen die Rundbögen der älteren Arkaden auf mächtigen Kämpfern von vierseitiger Grundform; nur der je westlichste breitere Pfeiler zeigt nur nach Osten hin dieselbe Anordnung in gleicher Höhe; gegen Westen aber eine andere Art Kämpfer, etwas tiefer liegend, und demselben entsprechend an der Thurmwand einen Pfeilervorsprung, zwischen denen ein gegen die übrigen weiterer Rundbogen sich spannt. Alle diese Kämpfer sind die Krönungsplatten von Pfeilern, mit Ausnahme des östlichsten Paares, wo sich Säulen befinden. Der vierte Pfeiler auf jeder Seite ist ganz einfach gehalten; alle übrigen sind an den Ecken mehr oder weniger abgeschrägt, oder profilirt, oder selbst mit Ecksäulchen versehen. *)

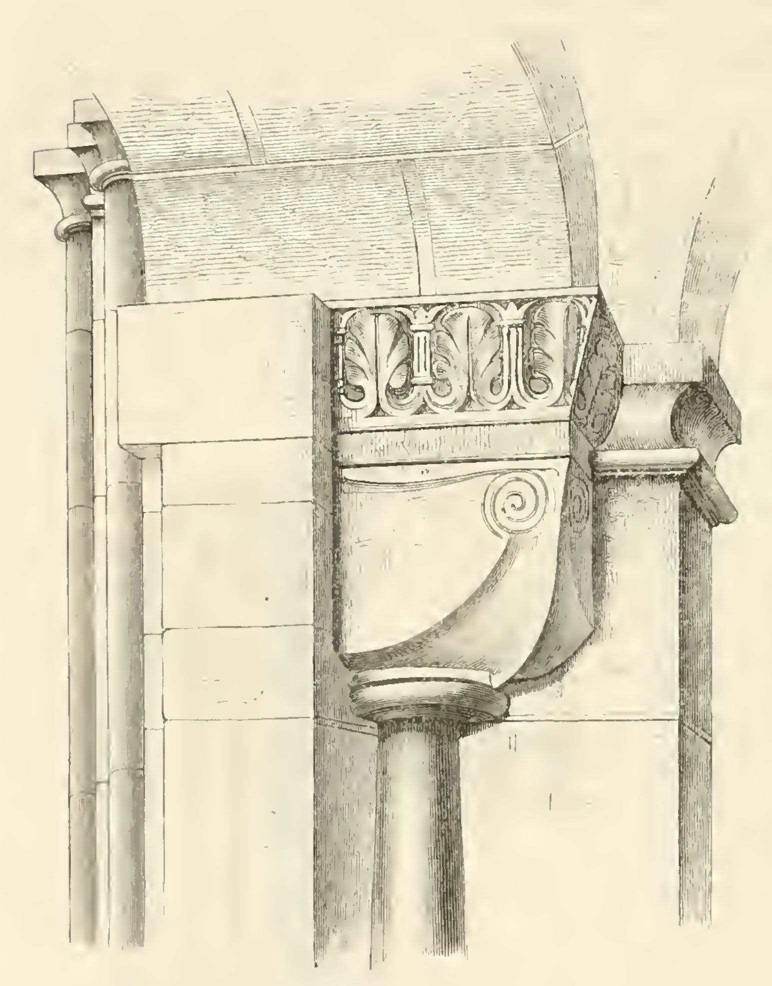


Fig. 22.

Am interessantesten ist jedenfalls der je erste Pfeiler neben dem Kreuze, welcher die

*) Hartmann nimmt fälschlich an, dass überall, mit Ausnahme des Mittelpfeilers und des westlichsten auf jeder Seite, Säulen gewesen wären. Der sonst so sorgsame Beobachter hat hier das unzweifelhaft wirkliche Verhältniss wohl einer Theorie zu Liebe übersehen. Auch Kugler (Museum, 1833. S. 37) nahm dies an, so dass die Säulen zunächst durch Pfeiler und kleine Halbsäulen ummauert worden wären; doch wirklich sah er schon damals nur an den beiden Pfeilern neben dem Kreuze die ursprünglichen Säulen. Auch später (Beschr. d. Schlossk. zu Quedlinb. 91) sagt er, einige, namentlich die beiden, welche dem Kreuze zunächst ständen, zeigten Spuren der Säulen. Schnaase (a. a. O.) erkannte richtig, dass das Schiff im Wesentlichen von Pfeilern getragen sei, unter welche sich, ohne ersichtlichen Grund, eine Säule mischt. Er hätte anführen sollen, dass sie jederseits die östliche Stelle einnimmt.

vermauerte Säule zeigt. Die Säulen selbst waren, wie alle älteren, stark verjüngt. Von der Basis sieht man jetzt nichts, da sie im Fussboden versteckt liegt. Unter dem Kapitäle liegt zunächst ein stark vortretender Rundstab, aus welchem das Kapitäl selbst vierseitig mit starker Vorladung des Obertheils sich erhebt, von dem vierseitigen Abakus gekrönt. Das Kapitäl der südlichen Säule, von Südosten (vom Seitenschiffe aus) gesehen, hat Kugler (Kl. Schr. I, 127) vorzüglich charakteristisch wiedergegeben: Der wulstige Knauf ist mit rohen Bandverschlingungen belegt, nicht minder das rundliche Profil des Abakus. Alle Profile der Bandstreifen bestehen einfach aus schrägen Parallelschlitzen. Weit zierlicher ist die Bildung des Säulenkapitäls der Nordseite. (Siehe Fig. 22.) Dasselbe zeigt die Form des eigentlichen Würfelkapitäls, mit gesenkter Halbkreisplatte auf jeder Stirnseite, doch so, dass die Ecke derselben stets durch eine Art Volute von schwacher Profilirung geschmückt wird; ein von derselben zuoberst ausgehender, in der Mitte ein wenig gesenkter Horizontalstreifen vervollständigt das ionisirende Aussehen dieser Formbildung. Der untere runde Theil des Kapitäls schmiegt sich zierlich den Contouren der Halbkreise an und springt in der Mitte in scharfer Kante hervor. Der sehr steile schräge Abakus ist mit einem flach eingemeisselten Ornamente, aus triglyphenähnlichen Figuren und breiten Blättern wechselsweise bestehend, geschmückt. *)

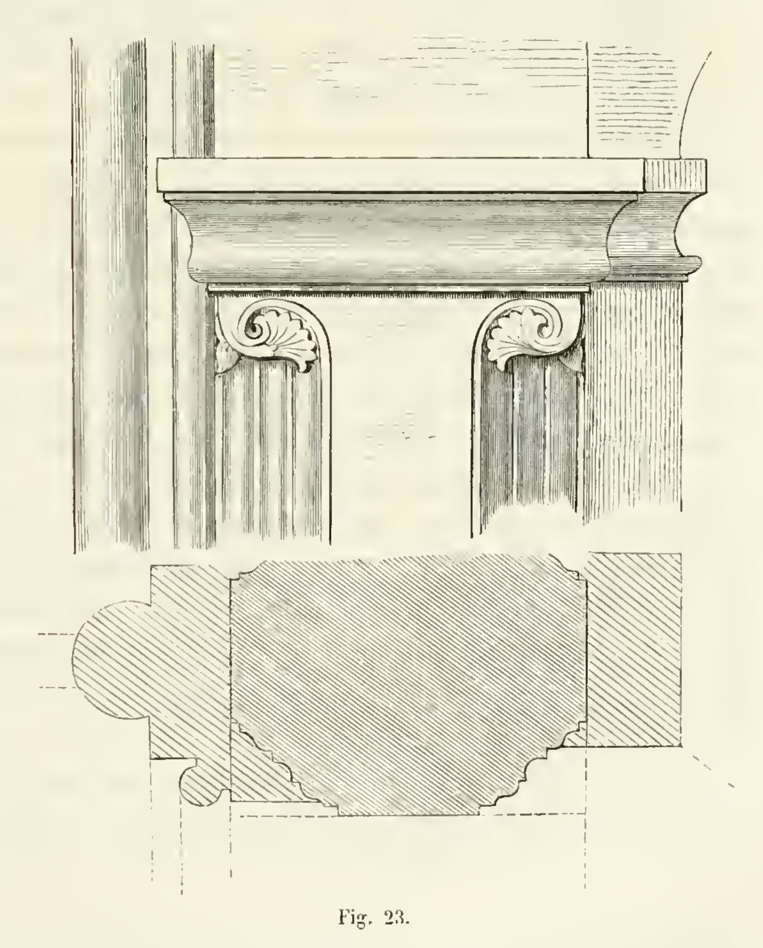


Fig. 23.

Es ist nicht zu verkennen, dass diese Säulen in jeder Weise denselben Charakter haben, wie die übrigen älteren Ornamente der Westwand des Kreuzes und daher mit derselben jedenfalls gleichzeitig sind. Alle übrigen Pfeiler zeigen aber Deckplatten von weniger alterthümlicher Profilirung, mit Ausnahme zweier, von denen der Mittelpfeiler der Südseite allerdings dasselbe Profil und dieselbe Bandverschlingung wie der Abakus der Säule derselben Reihe hat; sodann der zweite Pfeiler der Nordseite zwar dasselbe rundliche Profil des Abakus, aber mit einem Blattornamente von reicherer

*) Bei Hartmann zeigen (Fig. 11. u. 12.) diese Kapitäle sehr wenig den strengen Charakter der Originale; auch hat er die Deckplatten derselben verwechselt.

und späterer Bildung belegt. Ferner haben alle Pfeiler, mit Ausnahme der schon genannten, die Abschrägung der Ecken oder deren Profilirung in Formen, die offenbar jenen schon genannten älteren durchaus nicht entsprechen Im Allgemeinen scheint es fast, als ob sie, je mehr nach Westen, desto jüngeren Charakter zeigen, so dass hier selbst Ecksäulchen mit Kapitälen von ziemlich ausgebildetem Charakter erscheinen. *) Wenn also kein Zweifel darüber sein kann, dass diese Pfeiler sämmtlich, wie wir jetzt sehen, dem Kreuzbau nicht gleichzeitig sind, so könnte man solches höchstens von den schon genannten Mittelpfeilern annehmen, deren südlicher mit dem älteren Abakus gekrönt ist, der nördliche aber ein abweichendes, doch einfaches Profil zeigt. Auch der Bandstreifen auf steiler Schräge, welcher oberhalb der alten Rundbögen hinläuft (an den betreffenden Stellen von den vorgelegten Säulenbündeln überdeckt) und mit den geflochtenen Bandstreifen belegt ist, zeigt einen den älteren Theilen verwandten Charakter. Die oberen Fenster des Mittelschiffs sind rundbogig, mit einfach schräger Leibung, entbehren aber jeder charakteristischen Eigenthümlichkeit. Als Resultat dürfte sich hieraus ergeben, dass das ganze Langhaus, mit Ausnahme des ersten Säulenpaares, einen späteren Charakter zeigt. Der einen älteren Charakter zeigende Abakus des südlichen Mittelpfeilers, sowie der Gesimsstreifen mit der Bandverschlingung sind wahrscheinlich Reste eines älteren, dem Kreuze gleichzeitigen Baues, die man bei Erneuerung des Langhauses wieder verwendet hat. Oder man müsste etwa zu der Annahme schreiten, der ganze Bau des Langhauses sei im Wesentlichen noch aus derselben alten Zeit; nur habe man später die hier ehemals etwa in zwei Gruppen von je dreien auf jeder Seite eines jeden Mittelpfeilers vorhandenen Säulen, der Verstärkung wegen, durch Pfeiler ersetzt. Letztere Alternative hat etwas an sich unwahrscheinlicheres, da die Technik des Absteifens der Bögen, um die Pfeiler anstatt der Säulen unterzubringen, für jene Zeiten ungewöhnlich sein dürfte. Für das kunstgeschichtliche Resultat ist beides aber ziemlich gleichgültig, da jedenfalls alle formirten Theile des Baues mit geringen Ausnahmen erst einer späteren Periode zuzuschreiben wären. Auch der ganze Thurmbau zeigt dieselben späten Charakteristiken in zwar einfachen, aber noch weiter ausgebildeten Formen. Dass dieser ganze Thurmbau erst später angefügt worden sei und ursprünglich über dem westlichsten breiteren und niedrigeren Bogen des Langhauses sich erhoben haben möge, ist eine Vermuthung von Hartmann, die durch ihn doch noch nicht wahrscheinlich genug gemacht worden ist, da alle Pfeilervorsprünge neben den Hauptpfeilern sowohl, wie die entsprechenden an der Wand und in den Winkeln, nicht, wie er annimmt, ursprünglich sind, sondern gleichfalls erst dem gothisirenden Gewölbebaue angehören.

Noch bleibt uns übrig der Krypta zu erwähnen. Sie nimmt den Raum unter dem Altarhause ein, und hat gegenwärtig einen Zugang vermittelst einer Treppe von dem Kreuze aus. Wahrscheinlich ist dieser nicht ursprünglich, sondern es führten ehemals zwei Ein-

---

*) Hartmann hat sie sämmtlich wiedergegeben und bezeichnet, welchem Pfeiler jedes derselben angehört. Der umstehend gezeichnete Pfeiler (Fig. 23.) ist der dritte der Südseite vom Kreuze an gerechnet.

gänge durch die seitwärts an der Westseite gelegenen Nischen hinein. Drei Paar Säulen, darunter kostbare von weissem Marmor, Granit und Breccia, tragen die rundbogigen Kreuzgewölbe gemeinschaftlich mit den Halbsäulen der Umfassungswände. Alle sind mit Würfelknäufen versehen; doch zeigen die der Halbsäulen einen verschiedenen, älteren Charakter, mit elegant geschwungener Rundung des unteren Theiles, der ohne Verbindungsglied über dem Schafte aufsitzt (S. die Zeichnung eines Kapitäls der Halbsäulen aus der Abseite, Fig. 24, neben dem einer Rundsäule, der östlichsten der Südseite, Fig. 25). Bei den mittleren Säulen bildet ein Ring diese Verbindung, während die halbkreisförmigen Schildflächen schräg gestellt

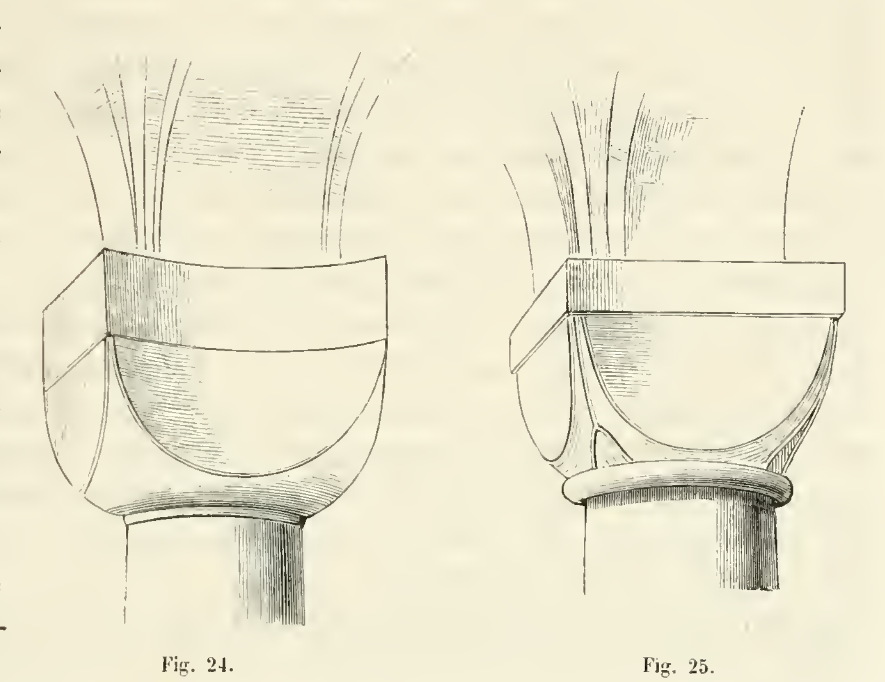


Fig. 24. Fig. 25.

und die unbedeutenden Zwickel mit eben so unbedeutenden Ornamenten belegt sind: sie tragen den entschiedenen Charakter der schon späteren mehr ausgebildeten Praxis an sich. Auch den Gewölben sieht man es an, dass sie nur den Rundsäulen gleichzeitig, den Halbsäulen aber erst nachträglich aufgesetzt worden sind.

Wir erkennen also nur in den östlichen Theilen der Kirche, einschliesslich des Querhauses und der ersten Säule daneben, den ältesten Bau. Gleichzeitig damit ist nur die Umfassungswand der Krypta mit den Halbsäulen. Nur einzelne Fragmente des Langhauses zeigen denselben Charakter und lassen es zweifelhaft, ob hier ein völliger Umbau stattgefunden hat, bei dem fast alle Details dem Neubau angehören, oder ob man bei letzterem nur einiger weniger älteren Details sich bediente. Der Thurmbau folgt diesem Umbau unmittelbar, und mit demselben oder doch dem des Langhauses dürfte die Erneuerung der Krypta ziemlich gleichzeitig sein. Das oberste Giebelgeschoss des Thurmbaues und die freien Theile der Treppenthürme in gleicher Höhe zeigen sodann jenen noch jüngeren Charakter, der sich durch rundbogige Kleebögen und schlanke Rundbogenöffnungen mit doppelt über einandergesetzten Säulen charakterisirt. Schliesslich fällt dann die schon genannte altgothische Ummantelung des Innern.

Vergleichen wir nun diese Formenfolgen mit den vorhergehenden Nachrichten, so ist schon ausgeführt worden, dass der letzte Umbau erst dem XIII. Jahrhundert angehören kann. Nicht minder gewiss ist es, laut der oben angeführten Beweise, dass die ältesten

Theile erst dem Erzbischofe Werner (1064—1078) angehören, dass dieser den Bau aber schwerlich vollendet hat, da das Verdienst des Erzbischofs Heinrich (1102—1107), das ihm ein Begräbniss in der Kirche verschaffte, nur im Weiterbau des von seinem Vorfahr begonnenen Baues bestanden haben kann. Die späteren Formen, welche im Langhause vorherrschen, lassen den Charakter um die Mitte des XII. Jahrhunderts und später nicht verkennen, und hängen daher offenbar mit den grossartigen Schöpfungen zusammen, die Erzbischof Norbert vornehmen musste, als er die ruinirte Kirche herstellte, um sie dem 1129 errichteten Prämonstratenser-Kloster zu übergeben. Die grosse Uebereinstimmung einiger dieser Bauformen mit denen, welche in den Klostergebäuden herrschen, bestätigt dies noch mehr, da letztere in ihrer bedeutenden Ausdehnung nicht dem früheren sehr beschränkten Stifte, sondern nur dem grossen und mächtigen Prämonstratenser-Kloster entsprechen. Wenn der jetzige Thurmbau und die Erneuerung der Krypta einen verhältnissmässig noch jüngeren Charakter zeigen, so werden sie wohl erst der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts entsprechen, wie es denn nicht ungewöhnlich ist, dass auch die reichsten Klöster noch sehr lange warten mussten, ehe sie in den ruhigen Genuss ihrer Baulichkeiten gelangten. Die Obergeschosse des Thurmbaues würden der Periode nach dem Brande von 1188 wohl entsprechen, wenn man nicht erwarten sollte, dass man nach einem solchen Brande nöthigere Bauten, als die Erhöhung der Thürme vorzunehmen gehabt hätte. Doch können sie jedenfalls nicht älter sein. Der innere Umbau nimmt dann die letzte und jüngste Periode ein, er fällt ganz in das XIII. Jahrhundert und dürfte nicht vor der Mitte desselben, oder selbst nach derselben vollendet sein.

Die sonst so begründete Annahme, dass die Schlosskirche zu Quedlinburg erst zwischen 1070—1129 gebaut sei (folglich auch die zu Wester-Gröningen), wird also durch die Baugeschichte der Marienkirche zu Magdeburg bestätigt.

v. Quast.

MANNICHFALTIGES.

I. Kleinere Aufsätze und Notizen.

1. Baptisterien in Deutschland. *) — Zu den in Deutschland noch vorhandenen Baptisterien dürfte auch die Rundkirche zu Petronell, östlich von Wien, und unweit der ungarisch-östreichischen Grenze, an der Donau gelegen, zu rechnen sein. Sie unterscheidet sich im Uebrigen zwar nicht wesentlich von den zahlreichen Rundkapellen, mit denen Oestreich fast wie bedeckt ist, und die meist in spätromanischem Style erbaut, auf dem Kirchhofe, gewöhnlich zur Seite der Hauptkirche sich erheben. Freiherr von Sacken (die Röm. Stadt Carnuntum, aus dem Nov.-Hefte 1852 der Sitzungsber. d. phil. hist. Classe der Wiener Akad. d. Wiss. bes. abgedr. S. 108), der die Mehrzahl derselben selbst gesehen und theilweise erst entdeckt hat, ist zwar mit Recht bemüht nachzuweisen, dass sie vorzugsweise zum Todtendienste bestimmt waren, und nimmt auch die Rundkirche zu Petronell, die er selbst aufs sorgfältigste beschreibt, nicht davon aus: dennoch glaube ich in Bezug auf das vorliegende Bauwerk eine Ausnahme machen zu dürfen. Schon dass sie nicht, wie die Mehrzahl der übrigen, mit einer Unterkirche, zur Aufnahme von Gebeinen u. s. w. versehen ist, zeichnet sie vor den anderen aus; noch mehr aber das Relief im Bogenfelde der Eingangsthür, das die Taufe Christi durch Johannes darstellt, zwar in roher Weise, sonst aber ganz in der Art, wie man diese Darstellungen auf den Mosaiken alter Baptisterien zu sehen gewohnt ist; selbst der das Tuch haltende Engel fehlt seitwärts nicht. Dieses Bildwerk bliebe bei einer, nur dem Todtendienste gewidmeten Kapelle völlig unerklärlich, während es sich bei einem Baptisterium von selbst versteht. Ich kann daher Herrn Dr. Heider (Mitth. der östreich. Central-Commission S. 56) nur zustimmen, welcher die Mehrzahl jener Rundbauten zwar gleichfalls als Grabkapellen anerkennt, in der zu Petronell jedoch aus jenem Grunde ein Baptisterium erkennt. Doch kann ich ihm in seiner Motivirung nicht beipflichten. Er leitet die Ursache dieser Anlage aus dem Zehntrechte her, das Markgraf Theobald von Vohburg der Kirche zu Petronell bereits im Jahre 1140 geschenkt habe; da man nun anderweit wisse, dass das Recht zum Bezuge des Zehents nur den mit dem Taufrechte ausgestatteten Pfarrkirchen in früherer Zeit zugestanden habe, so spreche dies nächst jenem Relief für die Bestimmung der Rundkapelle als Taufkirche. Wäre dies der wahre Grund, so würde man voraussetzen müssen, dass alle mit Zehnten, resp. mit dem Taufrechte begabten Kirchen, mindestens des XII. Jahrhunderts (wo jene Begabung stattfand), eigner Baptisterien sich erfreut hätten, was offenbar nicht der Fall war. Vielmehr ist sicher, dass man damals, wo die Kindertaufe schon allgemein herrschend war, im Wesentlichen sich stets schon der Taufsteine bediente, die in den zahlreichen Pfarrkirchen überall aufgestellt waren; für die einfache Pfarrkirche zu Petronell aber hievon eine Ausnahme zu gestatten, liegt kein annehmlicher Grund vor.

Meine Annahme von der ehemaligen Eigenschaft eines Baptisteriums für den Rundbau in Petronell stützt sich auf denselben Grund, wie bei der Mehrzahl der übrigen für Deutschland von mir nach-

*) Vgl. oben (Heft I.) S. 31.

gewiesenen ehemaligen Taufkirchen. Herr v. SACKEN hat (a. a. O.) die hohe Bedeutsamkeit der alten Römerstadt dargethan, die ehemals aus zwei Haupttheilen, der mehr östlich gelegenen Militärstadt, und der mehr westlichen bürgerlichen bestand, und dass namentlich der jetzige Ort Petronell sich an Stelle der letzteren befindet. Bei der alten Bedeutsamkeit jener grossen Stadt ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass sie nach Einführung des Christenthums der Sitz eines Bischofs wurde, da sie sich des Ranges einer Civitas, wo nicht einer Metropolis von Ober-Pannonien erfreute. Die Anlage eines Baptisteriums neben der ehemaligen Cathedrale versteht sich dann von selbst. Wenn nun auch, im Laufe der Jahrhunderte und der hier vorzugsweise bis in die letzten Jahrhunderte herab verwüstenden Völkerzüge, alle römischen und altchristlichen Organismen völlig zerstört wurden, so dass die späteren mittelalterlichen Diöcesaneinrichtungen auf völlig neuer Basis entstanden, so ist doch, wie Freiherr v. SACKEN (S. 98) sehr schön nachweist, die Continuität der städtischen Einrichtungen überall, trotz aller Verwüstungen, zu erkennen. Dieser traditionellen Continuität schreibe ich auch den ersten Ursprung unserer Kapelle zu, der gewiss auch, wenigstens anfänglich, der Titel Johannes des Täufers nicht gefehlt haben wird; nur halte ich es für sehr möglich, dass schon sehr früh auch hier, wie bei der Mehrzahl der übrigen ehemaligen Baptisterien, die Kapelle eine anderweitige Bestimmung erhielt, und selbst, gleich den übrigen Rundbauten Oestreichs, als Grabkirche dienen mochte, nur noch in dem Relief und vielleicht dem Titel ihren Ursprung andeutend; möglicherweise ward sie, die ihre Rundform der ursprünglichen Bestimmung verdankte, Ursache der Nachbildung für die übrigen, dieselbe Form habenden Kapellen. Das Alter der Kapelle zu Petronell kann ich aber nicht höher hinaufrücken, als das der Mehrzahl der bisher bekannt gewordenen. Namentlich entsprechen die Details sehr denen der benachbarten Altenburger Kirchen, die nachweislich erst Anfang des XIII. Jahrhunderts entstanden sind; die Gewölbconstructionen erscheinen sogar noch als jüngere Elemente. v. Q.

2. Befestigungskunst des Mittelalters. — Auszug aus einem Briefe an Herrn v. C.: „Zunächst stimme ich Ihnen vollständig darin bei, dass die Befestigungs-Baukunst, wie sie von den letzten Römerzeiten überliefert, und namentlich von Byzanz aus ausgebildet und verbreitet wurde, die Basis der des Mittelalters ist. Daneben geht aber eine gewisse den nordischen Völkern schon vorher eigenthümliche rohe Erd- und Pfahlbefestigung her, wie sie namentlich in den Ländern, wohin der Römische Einfluss niemals drang, häufig vorkommt. — Auch auf die Römischen Castelle in Gallien hatte sie bereits vorher Einfluss geübt. Während der Merowinger und Karolinger Zeiten gewann sie mehr und mehr die Oberhand, je mehr die klassische Kunst im Abnehmen begriffen war. Zur Zeit des Beginnes der Kreuzzüge mag die Befestigungskunst den niedrigsten Standpunkt eingenommen haben, wie die Burgen der Normandie zur Zeit der Eroberung Englands beweisen. Durch den Anblick der byzantinischen und der ihnen nachgebildeten arabischen Schlösser und Stadtbefestigungen durch die Kreuzfahrer wurde die antike Tradition des Abendlandes wieder neu belebt, und die nordische Befestigungskunst hob sich nun in sehr schneller Weise zu einer nicht gewohnten Höhe, so dass sie bereits im XIII. Jahrhundert auf ihrem Gipfel stand, den sie im XIV. Jahrhundert innehielt und theilweise fast noch überbot, um mit dem XV. Jahrhundert bereits den Schusswaffen Concessionen zu machen." v. Q.

3. Steinernes Haus zu Magdeburg im XII. Jahrh. — Dass steinerne Häuser in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters nicht eben häufig waren, ist im Allgemeinen bekannt. Es ist aber immer interessant, Näheres hierüber zu erfahren. Wir lesen in dieser Beziehung in einer vom Erzbischof Wigmann von Magdeburg (1152—1192) ausgestellten Urkunde von dem Tausche, den das Prämonstr. Kl. U. L. Fr. daselbst wegen eines steinernen Hauses machte, folgende anschauliche Darstellung: . . . *Notum esse volumus . . . . quod voluntate et assensu nostro concambium quoddam factum est inter Eccl. b. M. in Magd. et fidelem nostrum Conradum Schultetum civ. Magd., cuius rei ordo hic est. Fratres Eccl. b. M. aream habebant prope cimiterium b. Joannis Ev. Super hac area iidem fratres domum lapideam magnis expensis edificaverunt, usibus utique eorum profuturam. Cum autem prefatus Conradus Scultetus domum illam sibi videret tam ex situ loci, quam ex venustate structure, congruam et oportunam, pro ea obtinenda instanter agere cepit. Post multam itaque moram nobis mediantibus in hac re desiderio suo potitus est.* Er erhielt es gegen 4 Hufen, in Nesleve und Widerikestorph, auf deren Obereigenthum der Erzbischof zu Gunsten des Klosters resignirte (LEUCKFELD Ant. Praemonstr. 107). Man sieht daraus, welcher

Werth schon damals auf ein schönes und gut gelegenes Wohnhaus gelegt wurde, da der Kaufpreis von 4 in der Magdeburger Gegend gelegenen Hufen ein verhältnissmässig sehr hoher ist. v. Q.

4. Holzbau aus der Römerzeit. — Im April d. J. wurde beim Betriebe der Braunkohlengrube Herberskaule zwischen Frechen und Gleuel, etwa 1½ M. westlich von Cöln, in einer Tiefe von etwa 6 Fuss unter der Erdoberfläche eine sehr alte Holzconstruction aufgedeckt. Die dazwischen und über derselben gefundenen Römischen Münzen, Römischen Ziegelsteine und cylindrischen Backsteine, wie solche bei Römischen Heizungsanlagen vorkommen, sowie Reste mehrerer Wasserleitungsröhren, lassen es nicht bezweifeln, dass diese Baureste in die Römerzeit hinaufsteigen. Leider erlaubte der sehr zerstörte Zustand des Holzwerks und die Benutzung der Lokalität nicht die Erhaltung des Vorgefundenen. Herr Geh. Reg.- und Baurath Zwirner zu Cöln hat das Ganze aber sogleich untersucht, gezeichnet und beschrieben, dessen ausführlichem Berichte wir das Wichtigste entnehmen.

Der Bau bildet ein Rechteck von 46′ Länge bei 23½′ Breite, mit der längeren Seite längs des Berghanges, von dem ihn auf der West- und halben Nordseite eine Spundwand von eichenen Pfählen mit vorgelegten Bohlen trennt. Auf 17 Querschwellen von Kiefern- oder Tannenholz, in fast 3füssiger Entfernung im Mergelboden gelegt, ruhen die vier mit einander verschränkten Umfassungsschwellen, welche in dreifüssigem Abstande auf der Oberseite gelocht sind, um hölzerne Stiele in denselben aufzustellen. Nur die östliche Hälfte der kurzen Seiten entbehrt derselben, und sind hier doppelte Löcher für doppelte Stiele als Begrenzung aufgestellt. Offenbar waren hier Thore von 9½′ Breite angelegt, zu denen besondere Kiesschüttungen als Zugänge führten. Das Innere bildete einen einzigen grösseren Raum ohne Zwischenwände, dessen Boden aus dreizölligen kiefernen Bohlen besteht, die sehr regelmässig auf den Schwellen durch 6 Zoll lange eiserne Nägel befestigt sind. Wahrscheinlich diente hiernach das Bauwerk als Scheuer oder sonst als Vorrathsraum. Noch ist zu bemerken, dass sich am östlichen Ende der nördlichen Querschwelle von Tannenholz ein 4 Zoll weites Loch vorfindet, wie solches bei Flösshölzern noch heute gemacht wird, und beweisen dürfte, dass das hier verwendete Tannenholz gleichfalls geflösst worden ist.

Vor allem wichtig ist es aber, aus diesem Beispiele zu ersehen, dass Fachwerksbauten, wie sie seit dem Mittelalter her bis jetzt in ganz Nordeuropa üblich waren, und die die überwiegende Mehrzahl aller Bauwerke bildeten, schon zur Zeit der Römer vorkommen, und wohl von ihnen schon vorgefunden wurden. Wenn dieselben daneben den Massivbau einführten, so wird letzterer mehr bei städtischen und Prachtbauten verwendet worden sein, während Fachwerksbauten bei ländlichen und anderen Dürftigkeitsbauten daneben verblieben. Mit dem Sinken der Römerherrschaft und der von ihnen eingeführten Cultur, hörte denn auch der Massivbau mehr und mehr auf, und der ursprüngliche barbarische Holzbau trat auch zu edleren Zwecken an seine Stelle, so dass in der Folge selbst steinerne Kirchen zu den Seltenheiten gehörten. Erst der steigende Wohlstand und die höhere christliche Cultur, welche besonders seit dem XI. Jahrh. mehr und mehr, vom ehemals Römischen Westen gegen den noch lange Zeit heidnischen, germanischen und slawischen Osten vordrangen, führten auch hier den antiken Massivbau ein, und beschränkten den Fachwerksbau und das Bindewerk wieder auf die untergeordneteren Bauwerke; doch wurde, besonders seit dem XV. Jahrhundert letzteren namentlich in Norddeutschland auch eine künstlerische Pflege zu Theil, die gewiss — wie ausländische Beispiele (in Norwegen) und vereinzelte auch in Deutschland darthun, — auch in früheren Jahrhunderten schon hin und wieder stattfand. Nachwirkungen derselben zeigen nicht nur die späteren Holzbauten bis auf die neuere Zeit herab; sondern selbst in der Ornamentik der romanischen Baukunst des XII. Jahrh. erscheinen eine Menge Elemente, die nur einer Rückwirkung des Holzbaues auf den Steinbau ihre Entstehung verdanken können. Wir denken später auf dieses Thema ausführlicher zurückzukommen. v. Q.

II. Erhaltung und Zerstörung der Denkmäler.

1. Inventarisirung der Kunstdenkmäler. — Es ist schon anderweit bekannt geworden, dass der Unterzeichnete von des Herrn Staatsministers v. Raumer Excellenz beauftragt worden war, ein schon früher ausgearbeitetes Frageformular zur Inventarisirung der in einem jeden Orte und dessen Feldmark, so wie ein besonderes für die in jeder Kirche befindlichen Kunstdenkmäler, nochmals zu revidiren und vorzulegen. Nachdem dasselbe auch von den Mitgliedern der Commission für Erhaltung der Kunstdenkmäler begutachtet und genehmigt worden, wurde es gedruckt*) und zunächst in den Regierungsbezirken Königsberg und Münster an alle Ortvorstände und Geistlichen zur Beantwortung vertheilt. Da die Antworten natürlich zwar ein grosses, aber noch nicht geordnetes Material umfassen, so kam es zunächst darauf an, dasselbe zu sichten und das für wissenschaftliche und praktische Zwecke Brauchbare auszusondern. In Folge einer Probe, welche der Pastor Otte, Correspondent der Commission für Erhaltung der Kunstdenkmäler, in Bezug auf die Frageformulare eines einzelnen Kreises angefertigt hatte, und welche den Beifall Sr. Excellenz erlangte, hat der Herr Minister denselben nunmehr beauftragt, auch die anderen Formulare in gleicher Weise zu bearbeiten. Herr W. Lübke, dem dieser ehrenvolle Auftrag, mit Bezug auf seine Verdienste um die Kunstgeschichte Westphalens, in Betreff der Formulare des Reg.-Bez. Münster gleichfalls zugedacht war, hatte denselben zuvor mit Rücksicht auf anderweitige Geschäfte abgelehnt. Fernere Mittheilungen über den Fortgang dieser Angelegenheit werden vorbehalten. v. Q.

2. Erlass des Bischofs von Brünn. — Es ist nicht genug hervorzuheben, mit welchem Eifer die kais. östreich. Commiss. zur Erhaltung der Baudenkmäler ihrem Berufe obliegt. Ausser den vielfachen direct oder indirect von ihr ausgehenden Publicationen, sucht sie besonders auch, in richtigster Erkenntniss, durch die verschiedensten geistlichen und weltlichen Behörden zu wirken. Als ein besonderes Zeugniss hievon theilen wir aus öffentlichen Blättern folgenden bischöfl. Erlass an den Brünner Diöcesan-Clerus mit:

„Nach einer uns gemachten Mittheilung hat die Statthalterei nachstehende Weisung an die sämmtlichen Bezirks- und Kreisämter gerichtet: Aus dem Anlasse, dass bei einem Kirchen-Erweiterungsbaue ein altes romanisches Portal abgebrochen und zerstört worden ist, und dass dieser Zerstörung aus dem Grunde nicht vorgebeugt werden konnte, weil die Lokal- und unteren Baubehörden bei der Bau-Aufnahme und in den Bau-Anträgen unterlassen hatten, auf den Werth dieses Baudenkmales aufmerksam zu machen, liess das Ministerium für Cultus und Unterricht die Weisung herabgelangen, dass zur Verhinderung ähnlicher Zerstörungen alter Baudenkmale für die Zukunft die untergeordneten Behörden mit jedem Antrage, bei welchem es sich um das Abbrechen oder den Umbau alter Kirchen-, Pfarr- oder Unterrichtsgebäude handelt, jedesmal den Aufriss des alten Gebäudes, und eine Zeichnung seiner etwa merkwürdigen Theile beizulegen und auf letztere immer besonders aufmerksam zu machen haben. Wir können nicht umhin, dieser Maassregel die sorgsamste Beachtung zu wünschen und unsern Clerus zu erinnern, wie das Interesse für kirchliches Alterthum und Kunst bei ihm doch am meisten rege gedacht werden müsse, und wie Niemandem mehr als ihm der Sinn für Erhaltung jener altchristlichen Denkmale zieme. Es widerspricht den canonischen Vorschriften, wenn Umbauten an den Kirchen vorgenommen, Aenderungen ihrer inneren Einrichtung getroffen, Inventarstücke veräussert, Monumente einer früheren glaubenskräftigeren Zeit hinweggeschafft werden, ohne dass die kirchliche Behörde von dem diesfälligen Vorhaben in Kenntniss gesetzt und um ihre Zustimmung angegangen wurde. Nur dem Uebersehen dieses wesentlichen Umstandes, sowie der Berathung mit Leuten, denen der Sinn für christliche Kunst und die Kenntniss des kirchlichen Alterthums abgeht, ist es zuzuschreiben, dass unter dem Titel von „Restaurationen" oft wahre Verunstaltungen von Kirchen und kirchlichen Denkmälern vorgenommen werden und so manches kostbare Bild,

*) Ein Wiederabdruck befindet sich in Otte's Grundzügen der kirchl. Kunstarchäol. 1855. S. 189.

manches ehrwürdige Ueberbleibsel alter Kunst unter den Händen unberufener Restauratoren dem Verderben anheimfällt."

Ein weiterer Erlass legt dem Diöcesan-Clerus an's Herz, wo immer ihm die Möglichkeit geboten wird, die Bemühungen zur Förderung des Archivwesens und zur Feststellung der vaterländischen Geschichte bereitwilligst zu unterstützen.

3. Kirche zu Lindhorst bei Wolmirstaedt. — Sehr häufig kommt bei dem Zuwachs der Gemeinden der Fall vor, dass die vorhandenen Kirchen für dieselben nicht mehr gross genug sind. Es wird dann nur zu häufig einfach auf Abbruch der alten und Errichtung einer ganz neuen Kirche angetragen. Wenn die ältere Kirche an sich werthvoll ist, so ist solches Verfahren immer zu bedauern, und man möge in jedem einzelnen Falle erwägen, ob die alte Kirche nicht etwa als ein Theil der neuen zu erhalten ist, etwa als Chor, Kapelle, Sakristei u. s. w., oder ob man nicht besser thut, die neue Kirche auch an einer neuen Stelle zu erbauen und die alte zu kirchlichen Nebenzwecken, als Kapelle, Betsaal oder selbst zu ausserkirchlichen Zwecken zu benutzen. Ist letzteres allerdings immer ein Uebelstand, so lehrt das Beispiel so vieler seit den Säcularisationen in Speicher oder für andre nutzbare Bestimmungen verwandelter ehemaliger Kirchen, dass doch die alten Monumente auf diese Weise wenigstens in ihrer Substanz gerettet worden sind und nicht selten sogar in Zeiten späterer besserer Erkenntniss ihrer ursprünglichen ehrwürdigen Bestimmung zurückgegeben wurden. Ja, wir würden uns nicht scheuen, selbst die partielle Zerstörung des alten Gebäudes einem völligen Abbruche vorzuziehen, wenn wir Aussicht haben, es als Ruine der Nachwelt zu erhalten, deren anziehende Formen schon oft lauter gepredigt haben, als der Mann auf der Kanzel in der modernen Kirche neben an.

Wenn nun aber der Platz nicht verändert werden und dem bisherigen Kirchgebäude nur ein relativer Kunst- oder Alterthumswerth zugeschrieben werden kann, so ist es nicht immer leicht zu bestimmen, in welcher Weise gehandelt werden muss. Die obengenannte Kirche möge uns Veranlassung geben, dies an einem bestimmten Beispiele nachzuweisen.

Die Kirche zu Lindhorst bildet ein Rechteck von 54′ Länge bei 21½′, äusserer Abmessung. Die 3′ dicken und 12′ hohen Mauern, denen auf den beiden kurzen Seiten noch hohe Giebel aufsitzen, sind von gutem Feldsteinmauerwerk, entbehren sonst aber jeglicher Auszeichnung, da selbst die nur mässig grossen Fenster mit ihren ziemlich flachen Bögen wohl nicht mehr die ursprünglichen sind. Der der Westfront aufgesetzte Thurm von pyramidaler Grundform aus Fachwerk mit Bretterverschaalung ist nicht geeignet, die Bedeutsamkeit der Architektur zu erhöhen. Da die geringen Maasse der Kirche, bei einer lichten Breite von nur 15½′, dem kirchlichen Bedürfnisse nicht im Mindesten entsprechen, so war es den Baubehörden nicht zu verargen, wenn sie den Neubau in grösseren und edleren Formen, mit einer Absis und einem angemessenen Thurmbaue, ohne Rücksicht auf das Vorhandene, entwarfen. Es fragt sich aber dennoch, ob nicht und in welcher Weise etwa das Alte wieder zu benutzen ist. Da man die alte Stelle nicht verlassen und dadurch das Mauerwerk als Ruine erhalten kann, der Werth des Vorhandenen auch nicht in seiner Anordnung, noch weniger in der Durchbildung des Einzelnen beruht, vielmehr nur in der Technik des bestehenden alten Mauerwerks, so würde es vor Allem darauf ankommen, von letzterem so viel zu retten, als möglich ist. Der geringe Zwischenraum zwischen den beiden Langwänden macht es unmöglich, beide zu erhalten. Es wird also am zweckmässigsten erscheinen, wenigstens eine, die am besten conservirte von beiden zu erhalten, und neben ihr so viel von den beiden Giebelmauern, als die hier anstossenden Absis und Thurmbau solches zulassen. Die dem Ganzen in angemessener Grösse entsprechenden Fenster werden aus dem alten Mauerwerke auszuschroten, letzteres aber wird mit neuem Mauerwerke bis zu der beabsichtigten Höhe von 20′ zu überbauen sein. Es schadet dem Ansehen nicht, dass ersteres von Feldstein, letzteres aber von Ziegelmauerwerk aufgeführt ist, da jedermann die schonende Hand der Erhaltung wenigstens eines Theils der alten Kirche darin gern erkennt, und durch die historische Verbindung des Neubaues mit den altehrwürdigen Resten, welche bis in die Zeiten der Einführung des Christenthums in diese einst slavischen Gegenden hineinreichen, einen genügenden Ersatz für den Mangel an regelrechter Gleichmässigkeit findet, sogar eine organisch motivirte pikante Eigenthümlichkeit. v. Q.

4. Bei Gelegenheit der jetzt vollendeten Herstellung der ehemaligen **Klosterkirche zu Jerichow**, des ältesten bekannten Ziegelbaues in Norddeutschland (bald nach 1150 begonnen), wobei das Innere

gänzlich von der modernen Tünche befreit wurde, und jetzt wie vor Alters den Ziegelbau ohne Abputz zeigt, wird auch die Krypta wieder mit ihr vereinigt werden, welche sich durch sechs Rundbögen in sie öffnete. Seit langer Zeit waren dieselben vermauert, und diente die Krypta als Schüttboden des Königl. Domänen-Beamten. Andrerseits waren die alten Remter der ehemaligen Klostergebäude, welche durch Säulen mit romanischen Kapitälen von höchster Schönheit getragen werden, zu Brennerei- und Brauerei-Lokalien herabgesunken, wodurch jene ornamentirten Theile wesentliche Einbusse erlitten haben, und noch grösserer Verstümmelung entgegensahen. Es muss schon als ein wesentlicher Fortschritt betrachtet werden, dass die Königl. Behörden, um jenen Uebelständen abzuhelfen, in Aussicht genommen haben, die Brennerei ganz eingehen zu lassen, die Brauerei aber in ein neuzuerbauendes Lokal zu verlegen. Die Remter sollen dann in Schüttböden verwandelt werden, wo sie der ferneren Beschädigung entzogen sind; die Krypta wird dann aber wieder der Kirche übergeben werden. v. Q.

5. **Der Dom zu Stendal** in der Altmark gehört, wie anderwärts (Märk. Forsch. III. S. 132 ff.) vom Verf. gezeigt worden ist, zu den vorzüglichsten Werken des nordischen Ziegelbaues, dessen Westfront mit ihrem Doppelthurme noch der Mitte des XIII. Jahrhunderts angehört, während der übrige Bau die entwickelte gothische Baukunst des XV. Jahrhunderts in grossartiger Weise entfaltet. Jener ältere Theil ist, der Zeit entsprechend, im Uebergangsstyle erbaut. Der ganze untere Bau zeigt nichts als die glatte Wand, vor der nur zu den Ecken jedes der Thürme ein flacher Wandstreifen sich abhebt und bis oben hinauf dieselben begränzt. Ein ehemaliger Vorbau vor dem Mittelbau ist längst verschwunden und nur noch an den Ansatzspuren des Giebels kenntlich, so wie an zwei einfachen Spitzbogenthüren, welche jetzt das Hauptportal vertreten, über denen noch Reste eines vermauerten rundbogigen Doppelfensters sichtbar werden. Die Lissenen der Thürme werden in ihrer ursprünglichen Höhe zweimal durch Bogenfriese verbunden: zuerst, etwas oberhalb der Mitte durch sich kreuzende Rundbögen nebst Stromschicht darüber und ganz oben durch sich kreuzende Rhombenbögen. (Beide genau wie am Dom zu Ratzeburg in des Verf. Charakt. d. ältern Ziegelbaues Fig. 19. Deutsch. Kunstbl. 1850 S. 244). Unterhalb des letztgenannten Frieses öffnet sich auf jeder Seite der hier ganz freien Thürme ein grosses spitzbogiges Schallloch, das gegenwärtig, mit Ausnahme eines einzigen, überall vermauert ist, und nur eine kleine Stichbogenluke offen lässt. Jenes ursprüngliche zeigt aber, dass jeder Bogen mit zwei Säulen versehen war, die durch Spitzbögen verbunden waren, welche man aus den Steinplatten des oberen Bogens einfach ausgehauen hatte. Dem sehr entsprechend war auch eine Bogenstellung von fünf Spitzbögen über einfachen Pfeilern oberhalb des Mittelbaues angebracht, deren Fussgesims mit dem vorgenannten Rundbogenfriese etwas über der mittleren Höhe der Thürme zusammentrifft. Diese Bogenhalle wird durch ein ähnliches Gesims sich kreuzender Rundbögen gekrönt. Darüber deckte, wie bei einer grossen Zahl niedersächsischer Kirchen des romanischen Styls, ein Quersatteldach den Mittelbau zwischen den Thürmen ab, über denen dann die ursprünglichen Spitzen sich erhoben.

Diese Anlage stand gewiss mit der gleichzeitig errichteten Kirche in vollster Harmonie, war aber für den Neubau derselben im XV. Jahrhundert zu niedrig. Man setzte deshalb den Thürmen jederseits noch ein Stockwerk auf, dessen Schalllöcher, Gesimse und sonstige Verzierungen zwar die Zeit ihrer Entstehung nicht verleugnen, aber doch dem Baue in sehr harmonischer Weise sich anschliessen. Nicht dasselbe kann man einer Erhöhung des Mittelbaues nachrühmen, welche wohl derselben Zeit angehört und errichtet wurde, um das nun weit höhere Dach zu decken. Dieselbe besteht aus zwei weiteren Geschossen, einem niederen unteren und höheren oberen, jedes von drei völlig gleichen Stichbogenöffnungen durchbrochen, im übrigen aber ohne allen Schmuck. Es ist nicht zu sagen, wie roh und nichtssagend dieser späte Zusatz ist; noch trauriger ist aber der Eindruck, den das Ansehen der ganzen Façade dadurch erleidet (vergl. Fig. 26). Während nach dem ursprünglichen Plane über der völlig unverzierten ruhigen Masse des Unterbaues die Bogengallerie einen edlen und leichten Abschluss bildete, nur von den leichten Thürmen seitwärts noch in wohlthätiger Weise überstiegen (vgl. Fig. 27), lastet nunmehr ein kasten- oder stallartiger Aufsatz darauf, wie weiland auf dem Meissner Dome. Die Ungeschicktheit desselben lässt kaum annehmen, dass er gleichzeitig mit der eleganten Uebersetzung der Thürme sein sollte. Um so übler wirkt jener Mauerkasten, als jetzt auch die ehemals so eleganten Thurmspitzen fehlen, welche noch zu Merian's Zeiten, ganz ähnlich wie jetzt noch bei der Marienkirche, emporstiegen und gedrückten Nothdächern Platz gemacht haben.

Vielfache Uebelstände machen einen theilweisen Restaurationsbau dieses Bautheiles nothwendig. Dabei kam es zur Sprache, in wie weit hier der ursprüngliche Zustand der Architektur herzustellen sei, oder ob man den bisherigen Bau in seiner Gesammterscheinung zu belassen habe. Als allgemeiner Grund-

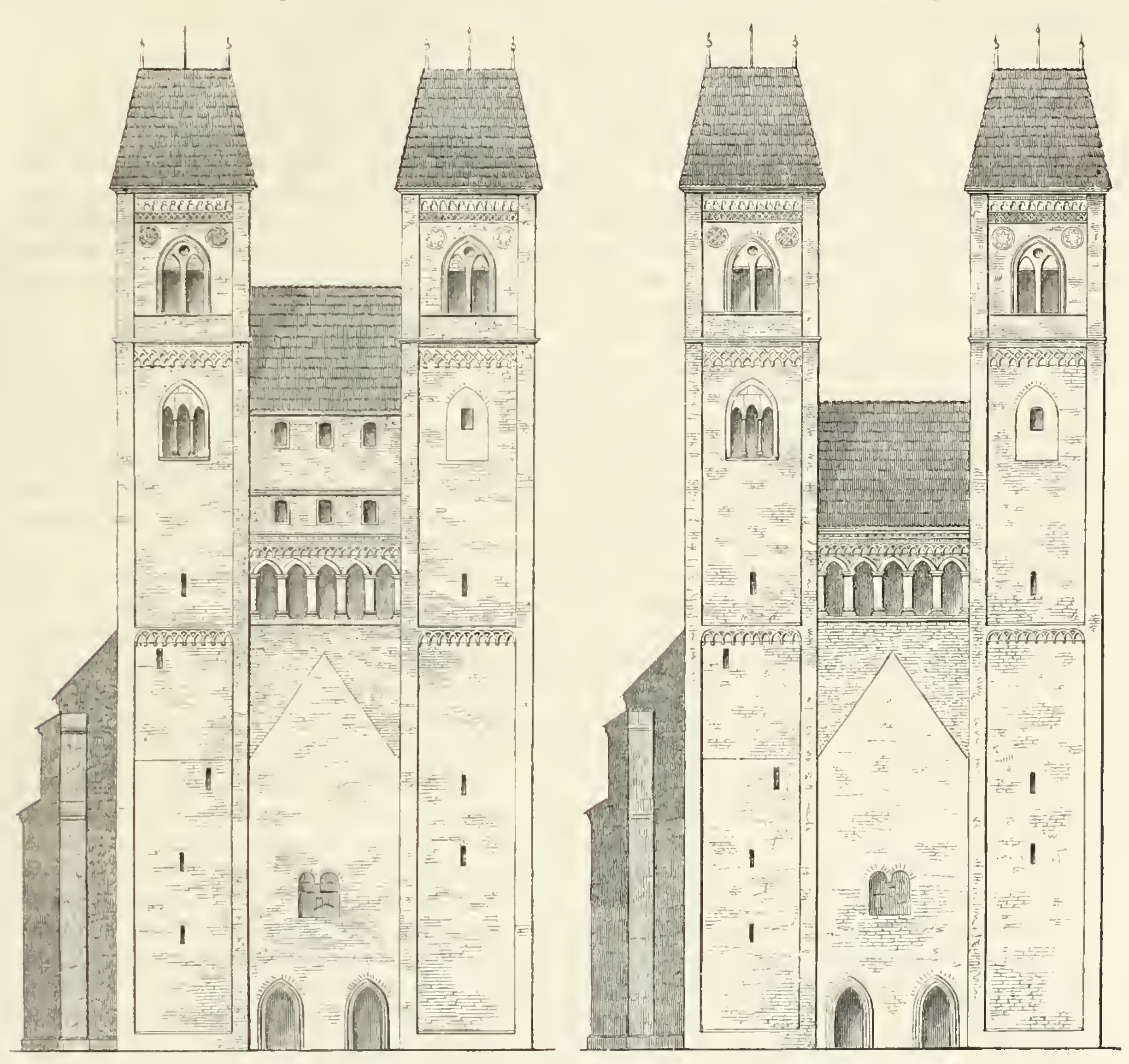


Fig. 26. Fig. 27.

satz wird nun bei allen Restaurationen festgehalten, dass nur dann spätere Zusätze zu entfernen seien, wenn ältere und edlere Architekturen durch dieselben wesentliche Einbusse erlitten, und durch die Erscheinung des Neubaues nicht etwa gewonnen haben; oder wenn die Reste des Ursprünglichen so unbedeutend sind, dass sie billig gegen den besser erhaltenen und ein Ganzes bildenden Erweiterungsbau zurücktreten müssen. Ein Restaurationsbau soll keine einfache archäologische Untersuchung sein, welche mit Beseitigung aller historischen Entwickelung einen gewissen Urzustand einseitig zur Geltung zu bringen hätte. Der unbefangene Beschauer soll möglichst die Entwickelung verfolgen, welche ihn vom Ursprünglichen durch die vielen Mittelglieder hindurch bis zur Gegenwart leitet und letztere mit allen Perioden der Vergangenheit verbindet. Nur wo, wie gesagt, eines derselben in für die anderen verderblicher Weise sich zur ausschliesslichen Geltung zu bringen sucht, und der ältere bessere Zustand ohne grosse Schwierigkeit wieder hergestellt werden kann, muss dieses geschehen, und möge man dann den

zu verwerfenden Theilen, in so fern sie es an sich würdig sind, anderwärts eine Stelle gönnen, wo sie nichts verderben, vielleicht sogar zum Schmucke gereichen können.

Um auf den vorliegenden Gegenstand zurückzukehren, so wird man gern zugeben, dass die Thurmüberhöhungen des XV. Jahrh. dem Ganzen keineswegs zum Nachtheile gereichen, vielmehr das Aufstreben der Thürme, in einer dem erhöhten Langhause der Kirche entsprechenden Weise, vervollständigen. Hier wird also der spätere Zusatz beizubehalten sein, während andrerseits zu wünschen wäre, dass auch durch Wiederherstellung der früheren eleganten Spitzen jene Leichtigkeit zu höherer Vollendung fortgeführt werden möge. Der spätere Aufsatz des Mittelbaues bietet aber keine Vorzüge dar, vielmehr erdrückt er durch seine rohe Mauermasse die edle Bogenstellung, welche ehemals den oberen Abschluss in vorzüglicher Weise bildete. Man kann daher nur dringend wünschen, dass dieser Uebelstand beseitigt werde. Da dieser Aufsatz überdem sehr schadhaft ist, so wird diese Veränderung, welche zusammen 1340 Thlr. kosten soll, demnächst zur Ausführung kommen. Hoffen wir, dass auch die Herstellung der alten Schalllöcher mit ihren Doppelsäulen nicht hintenangesetzt werde, und dass endlich die Nothdächer der Thürme wieder von schlanken Spitzen verdrängt werden mögen. v. Q.

6. Schlosskapelle zu Landsberg bei Halle. — Bekannt ist die hohe architektonische Bedeutsamkeit dieser Kapelle, eines der vornehmsten Beispiele der Doppelkapellen, und nicht minder ausgezeichnet durch die edelsten Formen der romanischen Baukunst, aus deren Blüthezeit am Ende des XII. Jahrhunderts. (Vergl. das Werk von Stapel. 1844.) Ehemals einen Theil der alten Wettinschen Veste Landsberg bildend, steht sie gegenwärtig von allem Gemäuer allein noch aufrecht, von der hohen Porphyrkuppe weit in das ihr einst unterworfene Land hinausschauend und herüber zu dem höheren Lauterberge, wo der Stammvater des Geschlechts, Markgraf Conrad von Meissen, das berühmte Familienkloster gründete, wo neben ihm seine Kinder und Enkel, und unter ersteren auch der Erbauer jener Kapelle, Markgraf Theodorich von der Ostmark und Landsberg, 1185 sein Grab fand, in welchem, sowie in den Gräbern seiner Verwandten, erst vor einigen Monaten deren Gebeine wieder aufgefunden wurden. Natürlich waren die Verwüstungen der Zeit auch an diesem Bauwerke nicht spurlos vorübergegangen, und es ist nur zu verwundern, dass dieselben nicht stärker eingewirkt haben, da rundum das einst so mächtige Schloss verschwunden, und die hochgelegene Kapelle allen Winden und allem Wetter preisgegeben stand. Gegenwärtig sollen die vorhandenen Schäden des äussern Mauerwerks nicht minder wie die Verletzungen der Kapitäle, Säulen u. s. w. des Innern sorgfältig wieder hergestellt werden. Ebenso wird man die zum grossen Theile vermauerten Fenster u. s. w. wieder öffnen und überhaupt alle Unbill der späteren Zeit hinwegthun, vor Allem aber die Tünche, mit welcher das Innere erst vor kaum zwanzig Jahren verunziert worden ist. Das theilweise zu Wohnungen eingerichtete Obergeschoss über der Kapelle gehört zwar einer etwas späteren Zeit an, wird aber, fast als einziger Rest des sonst verschwundenen Schlossbaues, erhalten werden. — In einer Seitenabside der oberen Kapelle sieht man gegenwärtig einen Altaraufsatz nebst seinen zwei Flügeln stehen, der hoffentlich gleichfalls einer gründlichen Restauration unterzogen werden wird. Drei nicht ganz lebensgrosse Figuren in starkem Relief schmücken den Hauptschrein, je zwei flacherhabene jeden der Flügel. Der Styl ist durchgehend ein sehr grossartiger, nicht minder aber naturgetreuer, so dass, bei der vortrefflichen Bemalung der Köpfe, sie wohl den historischen Porträts des Holbein zu vergleichen sind, wozu auch das dem Anfange des XVI. Jahrhunderts entsprechende Costüm der heiligen Ritter S. Martin und Mauritius, die nebst S. Antonius Abbas den Hauptschrein einnehmen, wohl passend ist. Im Uebrigen sind die Gewänder der Figuren meist vergoldet. Nicht minder werthvoll sind die gemalten Figuren, je zwei Kirchenväter und zwei Jungfrauen, auf der Aussenseite eines jeden Flügels. Es sind grossartige Gestalten, sowohl was den Faltenwurf als auch die Köpfe betrifft, namentlich die der Kirchenväter. Lieblicher sind die der Jungfrauen, besonders der Ursula, während der Kopf der heil. Agnes etwas zu breite Formen zeigt. Die Malerei ist mit grosser Leichtigkeit vollführt, fast weich in Behandlung des Fleisches. Namentlich die Jungfrauen erinnern sehr an die schönen Köpfe auf den Bildern im hohen Chor des Doms zu Naumburg, und darf man daher wohl nicht zweifeln, dass sie demselben Künstler ihren Ursprung verdanken. Bei ihrer Familienähnlichkeit mit Lucas Cranach und einer alterthümlicheren Strenge, welche diese Bilder im Gegensatze zu diesem Künstler auszeichnet, wird man sie gegenwärtig wohl dem Matthäus Grunewald zuschreiben. Einen verwandten Charakter mit diesen Malereien zeigen ausserdem noch in Norddeutschland: Der grosse Altar

der Marktkirche in Halle, zwei Bilder, Christus und Maria in ganzer Figur, im Dome zu Zeitz, Christus, welcher von der Maria Abschied nimmt, in der Klosterkirche zu Berlin, und ein Altar, gegenwärtig in der Mönchenkirche zu Jüterbog; vielleicht auch das aus der Klosterkirche zu Lehnin herstammende Altarbild des Doms zu Brandenburg. Nicht unwahrscheinlicherweise gehören sie sämmtlich demselben Künstler an. v. Q.

7. Die grosse Frequenz, deren das **Gymnasium zu Wittenberg** unter seiner gegenwärtigen umsichtigen Leitung sich erfreut, macht die Erweiterung der dazu gehörigen Lokalitäten nothwendig. Wegen Beschränkung des Platzes stand es in Absicht, einen Theil des benachbarten Kirchhofes mit zu verbauen. Da hiedurch aber der schon jetzt so beengte Platz um die S. Marien-Pfarrkirche herum, welche durch das Andenken Luthers und der übrigen Reformatoren, die in ihr so oft predigten, ehrwürdig ist, wesentlich verengt werden würde, so sind von verschiedenen und competenten Seiten energische Schritte hiegegen gethan.

8. Auf dem **Schlachtfelde zu Rudau** im Samlande befindet sich zu Ehren der daselbst vom Deutschen Orden gegen die heidnischen Litthauer im J. 1370 gewonnenen Schlacht, in welcher der Ordensmarschall Henning Schindekopf blieb, ein Denkmal, das, im J. 1835 renovirt, schon wieder einer Herstellung bedarf, da es, isolirt auf dem Felde gelegen, den Angriffen Böswilliger sehr ausgesetzt ist. Es ist ein 12 Fuss hoher, nach oben sich stark verjüngender und architektonisch ausgebildeter Pfeiler, der zu oberst ein 3 Fuss hohes Ordenskreuz trägt. Die nöthigen Einleitungen zur Herstellung des Monuments sind bereits getroffen.

III. Literarische Anzeige.

Ueber Reinheit der Baukunst auf Grund der vier Haupt-Baustyle von Dr. P. W. Forchhammer.

(Schluss. — Vergl. Heft III. S. 141).

Um zu dem christlichen Rundbogenstyle überzugehen, flicht unser Verfasser die Basiliken-Episode ein, von der athenischen Stoa an, deren Zusammengehörigkeit mit den Römischen Prachtbauten doch neuerlich wieder sehr in Zweifel gezogen wurde, was Dr. Forchhammer in etwas künstlicher Weise philologisch auszugleichen sucht, bis zu den christlichen Basiliken hin. Hier aber haben wir mehrere seiner Annahmen bestimmt zu rügen. Er sagt: „An sich steht eine Säule, welcher Ordnung sie angehöre, mit keiner Art der Ueberdeckung der Säulenzwischenräume in Widerspruch. Vielmehr kann letztere, wie durch Holz- oder durch Steinbalken gradlinig, so auch durch Rundbogen oder selbst durch Spitzbogen vermittelt werden.“ Dass dies absolut möglich ist, kann niemand bestreiten; dass es aber aus ästhetischen Gründen gleichgiltig sei, wird ebenso wenig jemand behaupten können, der in den vollendeteren Formenbildungen, wie wir sie namentlich in der griechischen Architektur finden, einen inneren Organismus anerkennt, an dem nichts unwesentlich ist. Wenn nun die griechische Säule jeglicher Ordnung durch und für ein horizontales Gebälk geschaffen ist, so kann sie für den schärferen senkrechten Druck eines Bogens nicht in gleicher Weise passend sein, weshalb die Römer auch solche Verbindung, trotz ihrer Vorliebe für Gewölbebau, überall vermieden, wo sie die von den Griechen adoptirten Säulenordnungen anwendeten. Als aber in spätester Zeit die Säulen dennoch durch Bögen verbunden wurden, war man sehr bald darauf bedacht, durch Vermittlung von Zwischengliedern und Umbildung der Kapitälform u. s. w. eine mehr organische Bildung zu schaffen, wie die byzantinische und romanische und selbst die arabische Architektur hiefür hinlänglich Zeugniss geben.

Unmittelbar im Anschlusse an jene oben citirte Stelle sagt unser Verfasser sodann: „In Rom also überdeckte man die Säulen an beiden Langseiten, welche die Halle (der Basiliken), wie wir sagen,

in drei Schiffe abtheilten, mittelst Rundbogen, welche das Dach der Seitenschiffe und zugleich die kleineren Säulen trugen, auf welchen letzteren wieder die aus Holz gefügte Ueberdachung des Mittelschiffs ruhte. Diese vertrat in ihrer schrägaufsteigenden Giebelform zugleich die sonst übliche horizontale Decke (Fig. VI)." Die allegirte Bildtafel zeigt das Innere der Kirche zu Gernrode! Wie diese erst im X. Jahrhundert im nördlichen Deutschland gegründete und wohl erst später durch Neubau entstandene christliche Kirche irgend einen Beweis für die Anordnung heidnisch-römischer Gerichts- und Handelsbasiliken abgeben soll, begreifen wir nicht. Uebrigens würde es ihm überhaupt schwer geworden sein, für seine Behauptung, dass die Säulen der letzteren bereits durch Rundbögen verbunden worden seien, irgend ein Beispiel vorzuführen, da Alles, was wir von jenen beiden bereits obengenannten Römischen Basiliken wissen, das Gegentheil beweist, von anderen uns aber so gut wie gar nichts bekannt ist. (S. des Ref. Schrift: Die Basiliken der Alten. 1845.) Ebenso wenig kann das von der giebelartigen Decke der alten Basiliken Gesagte als irgend der Wahrheit entsprechend angenommen werden, da selbst die christlichen Basiliken erst im Mittelalter diese Form adoptirten, während die älteren Anlagen stets die antike Felderdecke beibehielten.

Erst nach Adoption der Bögen lässt Dr. Forchhammer die Tribunalsnische, die unter dem Namen Chalcidicum bekannten Vorhallen und die Ueberwölbung der Schiffe eintreten. Ueber den ersteren Punkt verweisen wir auf D. Urlichs Streitschrift gegen Zestermann. Der Chalcidiken in Verbindung mit Basiliken erwähnt bereits Vitruv, der doch gewiss vor dem Gedanken, Säulen durch Bögen zu verbinden, zurückgeschreckt wäre, wovon man in seiner Zeit auch noch keine Ahnung hatte. Die völlige Ueberwölbung der Basiliken aber geht ihren eignen Weg, unabhängig von der Einführung des Rundbogens über den Säulenweiten. Beweis: die unter dem Namen des Friedenstempels bekannte Basilika des Maxentius, die vielleicht in der Basilika Julia schon ein Vorbild hatte, jedenfalls aber in den grossen mittleren Langsälen der Thermen. Diese Form fand aber in der christlich-römischen Basilika keine weitere Entwicklung.

Der Verfasser wiederholt nun, um die christliche Basilika an die heidnische anzuknüpfen, die längst widerlegte Annahme (s. die obengen. Schrift des Ref.), als ob die Christen, so lange das Heidenthum noch existirte und seine Tempel nicht disponibel waren, sich der schon vorhandenen Basiliken zur Einrichtung des Gottesdienstes bedient hätten. Letztere waren aber für das Rechtsprechen und den öffentlichen Handelsverkehr gar nicht zu entbehren; auch existirt nicht die mindeste Nachricht darüber, dass solche Umwandlung irgendwo jemals geschehen sei. Wenn unser Freund aber, vielleicht im Gefühle dieser Thatsachen, hinzufügt: „und wie es scheint, störte die neue Verwendung nicht einmal den bisher üblichen Handelsverkehr derer, die ihre Waaren feilboten, noch weniger den Verkehr der Geschäftsleute, die sich hier trafen, u. s. w.", so verkennt derselbe die Strenge der alten Disciplin, welche die Kirchen von jedem Verkehre mit der Welt und ihrem Treiben aussonderte und durch Vorhöfe trennte. Nur den Gläubigen war der Zutritt gestattet; Heiden, Büssende und selbst Katechumenen mussten, sobald die Messe der Gläubigen begann, das Gotteshaus verlassen. Wenn unser Verfasser den jetzt in manchen, namentlich südlichen Ländern üblichen Handel innerhalb der Kirchen als Analogon heranzieht, so beweist dies nur ein Erschlaffen der Disciplin und Herabsinken in heidnische Gewohnheiten. Das zweite Analogon vom Vermiethen der Kirchsitze u. s. w. kann nur als Benutzung der Gelegenheit gelten, um seinen Unwillen über diese, namentlich in den norddeutschen Städten auf die Spitze getriebene Sitte auszusprechen.

Wenn Dr. Forchhammer, wie wir oben anführten, die gewölbte Basilika bereits unter den Römern als fertig erfunden annahm, so sucht er die Ausbildung derselben doch auch auf einem anderen Wege zu zeigen. Die Querbögen einzelner Basilikenschiffe, wie zu S. Prassede in Rom und Gernrode, hätten den Uebergang zur Einwölbung der Mittelschiffe gebildet. Die Querbögen der ersteren, im IX. Jahrhundert errichteten Basilika sollen, zufolge der Verf. d. Beschr. Roms, erst ein späterer Zusatz sein, würden also keine Beweiskraft für eine ältere Zeit abgeben; jedenfalls fanden sie in Rom selbst gar keine, in Italien überhaupt nur selten Nachahmung, deren Weiterbildung zum völligen Gewolbebau hin sich nirgend verfolgen lässt. Die in Gernrode befindlichen sind aber nichts Anderes, als die Gurtbögen, welche wie in allen Kreuzkirchen, so auch hier das Kreuzesmittel nach 2 oder auch nach 4 Seiten hin begleiten, und mit Einwölbungen der Schiffe ausser allem Zusammenhange stehen. Wir fürchten, unser Verfasser hat sich durch den Anblick seiner aus dem Puttrich'schen Werke entnommenen Lithographie zu seiner Annahme verleiten lassen, ohne die Gesammtanlage der Kirche mit in Betracht zu ziehen.

Diesen Irrthum hätte der Verfasser leicht vermeiden können, wenn er etwa das genannte Werk in seinem Zusammenhange, noch mehr aber, wenn er die jetzt auch unter uns schon ziemlich zahlreich verbreiteten Werke, welche die Erforschung der Baukunst des Mittelalters behandeln, sorgfältig durchgesehen hätte, wie Kuglers Kunstgeschichte, Otte's Handbuch der kirchlichen Archäologie, Lübke's Vorschule u. s. w., welche sämmtlich bereits in mehreren Auflagen erschienen sind, und der von unserem Freunde nicht vermiedenen Gefahr vorbeugen, die Elemente der Baugeschichte des Mittelalters zu verkennen. Hätte derselbe sogar die treffliche Geschichte der bildenden Künste von Schnaase nur flüchtig angesehen, so würde er gefunden haben, wie die Ausbildung der Basilika zur Gewölbkirche hin einen ganz anderen Weg genommen hat, weshalb wir hier, der Kürze wegen, nur auf Band IV, 2. Abth., S. 250 ff. verweisen müssen. Doch können wir nicht unerwähnt lassen, dass, im Gegensatze zur Behauptung des Verfassers, es grade Tonnengewölbe waren, mit denen die Basiliken zuerst, speciell in einem grossen Theile Frankreichs, eingewölbt wurden, denen man erst später das weniger lastende Kreuzgewölbe, namentlich im nördlichen Frankreich, substituirte.

Nachdem Dr. Forchhammer den Gewölbebau der Rundbogenkirchen sich, so zu sagen, von selbst vollenden lasst, besonders durch die Benediktiner und durch diese wieder vorzugsweise dadurch, dass sie das Kreuz predigten (? bekanntlich that dies vor Allen St. Bernhard, der eigentliche Begründer des Cistercienserordens) und so die Leute in die Kirchen lockten, und diese vergrössert werden mussten, fand man schliesslich, zufolge der Darstellung unsers Verfassers, dass die Pfeiler zu dick waren, und dass man sie verdünnen müsse, wenn man die Predigt ordentlich hören wolle. Dies konnte aber, wegen der den Gewölbebögen entsprechenden Dicke der Wände und deswegen auch der Pfeiler nicht geschehen u. s. w. Kurzum, so nahe der Vollendung hört hier der dritte Styl auf, und der vierte beginnt.

Den Spitzbogen bezeichnet Dr. Forchhammer als diejenige Neuerung, welche die Umwandlung bewirkt habe, durch den mehr senkrechten Druck, den er ausübe und daher weniger Gegenschub verlange. Er begnügt sich mit der Andeutung, wie nun nach Adoption jener Bauform nach und nach durch Uebertragung des Schubs auf die Seitenschiffe und Strebepfeiler, durch Vereinfachung der Construction der Kreuzgewölbe und durch Weglassung der früher zwischen den Trägern der Quergurte des Mittelschiffs gestellten kleineren Pfeiler oder Säulen, welche die Gewölbe der Seitenschiffe trugen, der Spitzbogenstyl sich völlig ausbildete.

Die Hauptpfeiler allein hätten nun genügt, und hätten, verglichen mit den Pfeilern der romanischen Kirchen, im Verhältnisse zu den überspannten Räumen auf die Hälfte vermindert werden können, so dass das Hauptschiff und die Seitenschiffe fast nur Einen grossen Raum bildeten, der von der Kanzel in viel grösserem Umfange übersehen werden konnte, wie die Kanzel von einem viel grösseren Raume der Schiffe, namentlich des ihr gegenüberliegenden Schiffs gesehen wurde. „Wer immer der Baumeister gewesen sein mag, der die Tragweite dieser Entdeckung oder ihrer Anwendung auf den ganzen Kirchenbau zuerst erkannte — es wird am Ende des zwölften oder Anfange des dreizehnten Jahrhunderts gewesen sein — musste er nicht fast verzweifeln u. s. w.“ Es ist uns unmöglich, diesen fortwährend in subjectivsten Ideen ohne alle historische oder selbst monumentale Basis sich bewegenden Herzensergiessungen, die häufig genug im Widerspruche mit einander stehen, weiter zu folgen. Schliesslich nur als Endresultat, dass die Bettelorden, welche zu ihren Predigten weiter Kirchräume bedurften, die eigentlichen Erfinder des Spitzbogenstyls gewesen seien; natürlich wird Albertus Magnus hierbei nicht vergessen, und ohne irgend einen neuen Beweis aufs Neue zum geistigen Urheber des Cölner Doms gemacht. Dabei weist der Verf. auf den merkwürdigen Umstand hin, dass die Dominikanerkirche zu Regensburg, in der Albertus gleichfalls wirkte, 1230—1240 erbaut, zu den frühesten Spitzbogenkirchen gehöre. Diese wohl aus Kallenbachs Tabellen entnommene Jahreszahl entbehrt aller Begründung; Referent hat dies in seinem Aufsatze über die Bauwerke Regensburgs (Kunstbl. 1852 S. 196) bewiesen und dagegen die wahre, aber spätere Erbauungszeit dieser Kirche urkundlich dargethan.

Im Gegensatze zu dieser Ansicht brauchen wir es nicht ausführlich hervorzuheben, da es gegenwärtig von keinem mit der Baugeschichte des Mittelalters Vertrauten mehr verkannt wird, dass die Gothik über hundert Jahre früher in Frankreich bereits wesentliche Fortschritte gemacht hatte, zu einer Zeit, als von Dominikanern und Franziskanern noch nicht die Rede war, und dass sie in jenem Lande im Wesentlichen schon die höchsten Aufgaben löste, als dieselben auftraten. Dass sie die neue Bauart, welche sich aber vorzugsweise an den grossartigsten Cathedralen herangebildet hatte, bereitwillig annah-

men und auch in Länder verpflanzten, wo sie bisher wenig oder gar nicht verbreitet war, ist richtig, hat aber mit der Erfindung selbst nichts zu thun. Wenn nun bei den Cathedralen vorzugsweise die Ausbildung des Chors wichtig ist, wo bekanntlich gar nicht gepredigt wird (der Cölner Dom verdankt seinen Ruhm fast ausschliesslich dem fast allein vollendeten Chore), so mögen unsre Leser das Resultat beurtheilen, zu dem unsern Verfasser seine Deduction führt: „Die Kanzel hat den neuen Kirchenbaustyl, den gothischen Bau, geschaffen.“ Wenn Dr. Forchhammer daran anschliessend die Bettel- und Predigermönche als Vorläufer der Reformatoren bezeichnet, die Predigt selbst als das dem protestantischen Gottesdienste vorzüglich eigenthümliche Element, und daher zuletzt schliesst, dass keiner der früheren Style sich besser für denselben eignet, als eben der gothische, so widerspricht er sich und allem früher Gesagten sogleich wieder, indem er das Gebiet der Kanzel in neuzubauenden Kirchen zu vergrössern wünscht und als Muster einer solchen die Liebfrauenkirche in Trier nennt. Was er an diesem gewiss hochzustellenden Bauwerke besonders für den Zweck der Predigt hervorhebt, ist grade dasjenige, was sie von allen anderen gothischen Kirchen unterscheidet: ihre nicht basilikenartig langgestreckte, vielmehr ihre centrale Polygonform, deren Adoption, ausser dem Genie des Architekten, noch besondere Gründe, theils lokaler, theils nachahmender Art, veranlassten. Hiermit aber widerspricht der Verfasser zugleich Allem, was er über die Erfindung der Gothik, natürlich in ihren mustergiltigen Hauptbauwerken, durch Vermittlung der auf weite, durch Pfeiler möglichst wenig unterbrochene Räume angewiesenen Prediger- und Bettelorden gesagt hatte. Wie wenig die Mehrzahl der gothischen Kirchen diesen Anforderungen entspricht, lehrt der Augenschein überall, und der Verfasser selbst liefert dergleichen Beispiele, indem er thatsächlich berichtet, wie in der Jacobi- und Katharinenkirche zu Hamburg, der Nicolaikirche zu Kiel und unzähligen anderen grosse Stücke von den Pfeilern weggehauen seien, um die Kanzel vom Seitenschiffe aus besser sehen zu können, und alle diese Kirchen sind grade gothische.

Wir unterlassen es, dem Verfasser auch bei seinen Vorschlägen in Bezug auf Reinheit des Styls bei Neubauten zu folgen, als ausserhalb der Zwecke unserer Zeitschrift liegend, obschon es uns auch hier unmöglich wäre, allen Vorder- und Nachsätzen unseres Freundes zu folgen.

Als Schlussbetrachtung über die vorliegende Schrift möchten wir aussprechen, wie der geistvolle, viel gewanderte und viel belesene Forscher sich in ihr nirgend verläugnet. Dennoch war es uns nur möglich auf dem Gebiete antiker Kunst, welche seinen speciellen Fachstudien am nächsten liegt, mit ihm entweder ganz oder doch in vielfachen Theilen uns einverstanden zu erklären. Anders bei der Kunst des Mittelalters. Hier reicht es nicht mehr aus, wie vor etlichen Jahrzehnten, dass ein überhaupt wissenschaftlicher Geist, dem natürlicherweise die Bedeutsamkeit der Kunsterscheinungen jener Periode nicht verborgen bleiben konnte, so zu sagen seine gelegentlichen Ideen über deren Ursprung u. s. w. ausspricht. Auch hier ist ein strenges wissenschaftliches Eingehen, namentlich durch Quellenstudium, d. h. sowohl der schriftlich verzeichneten, als der monumental sich darstellenden, nothwendig. Wer hierzu weder Zeit noch Beruf hat, der möge wenigstens anerkennen, dass die Wichtigkeit der Aufgabe beider wohl würdig ist, und die Entscheidung der Fragen denen überlassen, die eben dieses ernstere Studium zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben. Wenn wir auch nicht voraussetzen können, dass die ins Detail eingehenden Ausarbeitungen, welche allen allgemeinen Schlussfolgerungen zur Basis dienen müssen, ausserhalb des Kreises der eigentlichen Fachgenossen, einer allgemeineren Kenntnissnahme sich erfreuen, so darf man doch wenigstens empfehlen, sich mit den Schlussfolgerungen, welche in populäreren Werken, deren wir oben einige namhaft machten, sehr übersichtlich zusammengestellt sind, bekannt zu machen. Unserem hochverehrten Freunde aber hoffen wir künftig wieder auf Gebieten, worin er sich heimischer bewegt, zu begegnen, und aus seinem Munde wieder jenen oft so tiefsinnigen Erörterungen zu lauschen, worin er sich so vielfach als Meister gezeigt hat.

v. Q.

Nachschrift.

Nachdem der Druck des vorliegenden Heftes bereits beendigt ist, geht uns aus Veranlassung der in den Mittheil. der k. k. Central-Commission I. S. 197 enthaltenen, so überaus dankenswerthen „Charakteristik der Baudenkmale Böhmens,“ von Herrn J. D. Passavant ein Nachtrag über die S. Georgskirche in Prag (s. oben S. 147) zu, welchen wir in unserem folgenden Hefte mittheilen werden.

Red.

Ueber die mittelalterliche Kunst in Böhmen und Mähren.

(Fortsetzung. — Vergl. Heft IV. S. 145.)

Dieses an den Miniaturen czechischer Abstammung nachzuweisen, folge hier eine kurze Angabe und Charakterisirung einiger der bedeutendsten derselben, was genügend erscheinen wird, da Dr. Waagen sie bereits im Kunstblatt meist ausführlich beschrieben hat.*)

Czechische Miniaturen vom XI. bis zu Ende des XIV. Jahrhunderts.

Die ältesten mir bekannten Darstellungen in böhmischen Handschriften sind die in der Legende des h. Wenzel vom Jahr 1006, welche sich in der Wolfenbüttler Bibliothek befindet, und wovon die Museumsbibliothek zu Prag eine neue Copie besitzt. Die darin enthaltenen Federzeichnungen sind zwar noch sehr roh, jedoch mit einiger Lebendigkeit in der Darstellung der Gegenstände behandelt. Für das Costüm gewähren sie ein ganz besonderes Interesse.

Noch eben so roh, nur dabei geistloser in byzantinischer Weise behandelt, sind die Miniaturen im Wyssehrader Codex, einem Evangeliarium, welches Herzog Sobieslaw im Jahr 1129 der Wyssehrader Collegiatkirche schenkte, und nachmals bei den Eidleistungen der böhmischen Könige soll gebraucht worden sein. Man glaubt ihn aus dem XI. Jahrhundert. Die zahlreichen Miniaturen in Deckfarben auf Goldgrund ausgeführt sind nur in Bezug auf das Costüm einer besondern Beachtung werth. So sehen wir auf einem Blatt einen König unter einer Pforte stehen, in der Rechten hält er einen Scepter, in der Linken einen Stab mit Kreuz. Sein bis auf die Kniee gehendes Kleid ist reich besetzt, darüber trägt er einen weissen Mantel. Die Strümpfe sind roth, die Schuhe schwarz mit Perlen besetzt. Diesen Pergament-Codex in Folio bewahrt jetzt die Prager Universitätsbibliothek.

Sehr ausgezeichnet ist dagegen eine Mater verborum, eine Copie des Glossars, welches auf Anordnung Salomons, Bischofs von Constanz, im Jahr 920 verfasst wurde. Die in dem böhmischen Museum befindliche Copie schrieb 1202 der Schreiber Wacerad, welcher wohl auch die böhmischen Glossen hinzufügte; die Miniaturen sind vom Maler Miroslaw

*) S. Deutsches Kunstblatt 1850. S. 147 u. 289.

gefertigt, wie dieses auf S. 457 ersichtlich ist, wo er in Mönchskleidung zu Füssen der das Christkind haltenden Maria kniet und einen Zettel mit folgender Inschrift hält: *ora pro illuminatore Miroslao. A. MCII.* Das Abkürzungszeichen über dem *C* gilt hier als Verdopplung desselben. Dieses Wörterbuch ist reich verziert mit biblischen Darstellungen in den Initialen, die farbig auf Goldgrund mit Deckfarben stark aufgetragen sind. Die schwarzen Umrisse der Figuren sind von geistreicher Zeichnung und höchst ausgezeichnet für jene Zeit. Die Gewänder zeigen meist eine feine Beobachtung des Wirklichen und, ganz so wie auch in Deutschland im XIII. Jahrhundert, ein völliges Verlassen der conventionell byzantinischen Behandlungsweise. Eine besondere Beachtung verdient das erste Blatt mit dem dasselbe fast ausfüllenden Anfangsbuchstaben *A* zum Worte *Abba*. Er ist aus vielen Verschlingungen, Blätterwerk, menschlichen Gestalten und zum Theil phantastischen Thieren gebildet, die öfters auf das slavische Heidenthum anspielen. So im obern Theil eine gekrönte Eule von zwei Affen gehalten, zu welcher ein Teufel einen grösser gehaltenen Mann beim Schopf heranzieht und dessen blutender Kopf von einem wilden Thiere beleckt wird. Die Eule stellt hier einen Götzen vor, wie dieses aus Dalemil's Reimchronik erhellt, wo König Swatopluk dem heidnischen Böhmenherzog Boriwoj vorwirft, dass er, seinen Schöpfer verkennend, eine langöhrige Eule als Gott verehre. Der Mann dürfte einen heidnischen Priester darstellen, welchen Satan gegen jenes bessern Willen zur Anbetung des Götzen herbeizieht, wodurch denn angedeutet wäre, dass der damaligen Ansicht gemäss der in Böhmen noch fortbestehende Götzendienst nur ein Werk des Teufels sei. Eine andere höchst merkwürdige Darstellung ist die der Göttin Siwa in einer unten am Buchstaben befindlichen runden Verschlingung. Die halbe Figur eines leicht gekleideten Weibes hält zwei weisse Blumen oder Fruchtstengel in die Höhe. In dem sie umfassenden Kreis steht oben: ESTAS SIVA. Ueber diesem Bild sitzt ein Jüngling die Fidel streichend. Das Wort Ziva (Siva) wird in der Mater verborum selbst durch *dea frumenti*, Ceres, erklärt. Wir haben somit hier eine Abbildung der Göttin der Fruchtbarkeit, oder auch der Liebesgöttin der Slaven, welche die ihr geweihten Blumen hält.*) Der jugendliche Geigenspieler, der auf einer Bank mit Lehne sitzt, scheint einfach ein Symbol der Freude zu sein. Unten, zu den Seiten des grossen Buchstaben, stehen zwei grösser gehaltene Gestalten zweier Geistlichen. Bei dem Bischof links hat sich der Anfang des Namens Gregorius erhalten. Auf der Schriftrolle, die der gegenüberstehende Mönch nebst einem Buch hält, sind die Anfangsbuchstaben IO . . . zu erkennen. Nach genauer Betrachtung dieses reichhaltigen Gegenstandes scheint mir die leitende Idee dabei gewesen zu sein, in dem Buchstaben das Heidenthum zu veranschaulichen, welchem gegenüber das Christenthum in erhabener Würde steht. — Unter dem Buchstaben

*) Sehr merkwürdig ist eine andere Darstellung der Siwa auf einem in Kupfer getriebenen Schlüssel, welchen man vor einigen Jahren in einem unterirdischen Gewölbe am Wyssehrad entdeckte. Der grössere Theil des Schlüssels ist mit arabeskenartigen Verzierungen geschmückt, welche ein Rund in der Mitte umgeben, in dem eine weibliche Gestalt (die Siwa) sitzt, in der Rechten einen Blüthenstengel, in der Linken einen Kranz haltend. Eine Abbildung derselben findet man in Wocel's Grundzügen der böhmischen Alterthumskunde Tab. III. Fig. 2. Den Schlüssel selbst bewahrt das Museum in Prag.

II, Seite 137, mit der halben Figur des Erlösers, der bartlos mit blauem Nimbus auf Goldgrund dargestellt ist, knieen ein Geistlicher und ein noch junger Mann im Laienkleide und mit braunen Locken; beide halten ein Spruchband mit den Worten: *Exaudi famulos.* Sollten unter diesen gleichfalls der Schreiber und der Illuminator dargestellt sein, so wäre längere Zeit an diesem Werke gearbeitet worden, und unser Künstler damals noch nicht in den geistlichen Stand getreten. Dieser für Böhmen so wichtige Codex, in dem sich die einheimische Kunst schon auf einem hohen Stande zeigt, ist ein Geschenk des Grafen Joseph von Kolowrat auf Breznic an die Bibliothek des böhmischen Museums in Prag. Eine ausführliche Beschreibung nebst Abbildung des grossen Buchstaben *A* befindet sich im 1. Heft der Archäologischen Blätter, herausgegeben von dem archäologischen Comité des böhmischen Museums in Prag. Dieses Heft ist jedoch, so viel uns bekannt, nicht ausgegeben worden und in Deutschland so gut wie nicht gekannt; wir geben daher hier (Bl. XI; s. oben [Heft 4] zu Seite 165) in verkleinertem Maasstab eine Nachbildung des schönen und merkwürdigen Buchstaben *A*, der zu weitern Auslegungen reichen Stoff bietet.

Von kunsthistorischem Interesse ist eine lateinische Bibel aus dem Kloster Jaromir bei Josephstadt, vom Jahr 1259, welche sich gleichfalls in der Museumsbibliothek zu Prag befindet. Auf S. 278, im Buchstaben *E*, hat sich der Schreiber in rother Mütze und blauem, roth gefüttertem Mantel abbilden lassen. Dabei steht: *Sbigneus de Ratibor hoc scripsi.* Und S. 340 im *J* steht der Illuminist, in rothem Kleid mit violettem Mantel, auf einen Spruchzettel mit der Inschrift deutend: *Bohusse Lutomericensis pinxi. Anno MCCLVIIII.* (Bohusch von Leitmeritz.) Hier sehen wir also bereits die Schreib- und Illuminirkunst durch Laien ausgeübt, wie denn auch schon um jene Zeit in Prag eine Zunft von Scriptores und Illuminatores bestand. Unter mehreren schönen Miniaturen ist besonders die beim Psalm: *Salve me etc.* sehr beachtenswerth. Hier erblicken wir David dem Ertrinken nahe, den über ihm thronenden Christus anrufend. Merkwürdig ist nun in diesem Bilde die schöne, fast anatomisch richtige Zeichnung des Nackten, während diese in frühern Blättern desselben Buches sehr steif und schlecht verstanden ist. — Die Zeichnungen sind mit feiner Feder umrissen. Die Fleischtheile, einfach mit Deckfarbe colorirt, haben nur an Wange und Mund etwas Röthe. Der Gang der Gewänder hat einen schönen Schwung.

In noch höherm Grade als Bohusch bewährte sich Benes oder Benesch, Domherr bei S. Georg in Prag, durch seine geistreichen, nach einer Notiz auf dem Titelblatte im Jahr 1312 gefertigten Miniaturen zu einer Passio Domini, als ein origineller Künstler. Das Titelblatt stellt dar die Tochter Königs Ottokar II., Kunigunde, Aebtissin des S. Georgen-Stifts, umgeben von mehreren Klosterfrauen und vor ihr knieend den Canonicus Benes, oder Benessius, wie er sich hier nennt, ihr das Buch in Gemeinschaft mit Georg dem Schreiber überreichend. Es folgen dann einige Blätter mit Allegorien auf die Braut Christi, sodann die Schöpfungsgeschichte, Darstellungen aus dem Leiden und Leben Christi und solcher der himmlischen Hierarchie. Alle diese Compositionen sind leicht und geistreich mit der Feder gezeichnet und aquarellartig mit vieler Feinheit colorirt, so dass die durchschei-

nende Weisse des Pergaments, besonders bei schwarzen Gewändern, mit viel Geschick für die Lichttöne benutzt ist. Die Schatten sind tief, die Uebergänge zart. Die durchgängig etwas langen Gestalten sind alle sehr sprechend im Ausdruck, zuweilen von schöner Gesichtsbildung. Der Faltenwurf noch wenig geschwungen, ist grossartig geordnet, mit stark ausgebogenen Rändern. Besonders grossartig gedacht ist eine schmerzensreiche Mutter Gottes, und die Darstellung, wie Christus der Maria erscheint und sie sich umarmen. Der grosse Ernst und die Innigkeit, welche sich darin ausspricht, sind wahrhaft ergreifend. Sehr schön behandelt ist auch das Blatt mit Christus, welcher die Seelen aus dem Limbus befreit. — Die Pergamenthandschrift in gr. 4. von 36 Blättern besitzt die Universitätsbibliothek zu Prag. Eine ausführliche Beschreibung davon giebt Dobner im VI. Bande seiner Monumenta, S. 328 ff. Derselbe erwähnt auch noch von demselben Benes ein in den Jahren 1352 bis 1362 abgeschriebenes „*Fragmentum codicis praebendarum distributionum et officiorum ecclesiae S. Georgii* etc.", das er gleichfalls mit Miniaturen ausgeziert hat. Benes starb sehr alt am 21. October 1397 als Domherr an der S. Apollinariskirche auf dem Windberge zu Prag.

Bei weitem der ausgezeichnetste Miniaturmaler Böhmens um die Mitte des XIV. Jahrhunderts, und überhaupt einer der vorzüglichsten Meister dieser Kunstart, war Zbysch, oder, wie er sich bezeichnet, Sbisco de Trotina. Es giebt zwei Orte dieses Namens, den einen in Schlesien an der Quelle des Baches dieses Namens, den anderen an dessen Ausfluss in die Elbe. Aus welchem derselben Sbisco gebürtig war, ist unbekannt. Die Museumsbibliothek in Prag besitzt zwei Manuscripte, die mit Miniaturen seiner Hand ausgeschmückt sind. Das eine ist ein Mariale, welches der Prager Erzbischof Ernst v. Pardubic fertigen liess, und enthält noch zwei grosse Miniaturblätter mit etwa 6″ hohen Figuren; das erste Blatt wurde herausgerissen. Das darauf folgende stellt die Darbringung im Tempel dar. Die Bewegungen der Gestalten sind von ungezwungener Natürlichkeit; die Köpfe von starker, aber schöner Bildung, haben volle Nase und vollen Mund, sowohl bei den Frauen, als bei den Männern. Noch vorzüglicher ist das dritte Blatt, die Verkündigung darstellend. Maria, von beinahe blendender Schönheit und Anmuth, erhebt sich verwundert, aber höchst edel von ihrem Sessel bei dem Gruss des jugendlichen Engels, der ein Spruchband mit der Inschrift: „*hoc Sbisco de Trotina p.*" hält; ein Beweis, wie sehr der Künstler sich seines Werthes bewusst war; und in der That hat er bei dem feinsten Sinn für Schönheit und Adel in seinen Darstellungen ein so warmes Gefühl für Religiosität offenbart, dass er der Fra Angelico da Fiesole seines Landes genannt zu werden verdiente.

Den andern Pergament-Codex, ein Liber viaticus mit Miniaturen von Sbisco de Trotina, liess der Bischof von Leutomischel Johann von Neumark, Kanzler des Kaisers, der die goldene Bulle geschrieben, ums Jahr 1360 fertigen und aufs reichste mit Initialen ausschmücken. Trotz der Kleinheit der in diesem befindlichen Miniaturen gehören sie doch zu dem Vorzüglichsten, was man in dieser Art besitzt, und zeigen eine Schönheit und Vollendung, die zu den besten Hoffnungen für eine hohe Ausbildung der Malerei in Böhmen berechtigten; leider aber kam diese durch die Missgeschicke des Landes im XV. Jahrhundert

nicht zur Entwicklung, und konnte sich nachmals durch fremden Einfluss nie mehr selbstständig erheben. — Auf dem grossen reichverzierten Blatt ist im *B* der segnende Heiland auf einem Throne sitzend dargestellt. Unten kniet der Erzbischof von Prag. Am Thron spielt David die Harfe; unten sieht man ihn mit der Schleuder gegenüber Goliath; sodann, wie er ihm den Kopf abhaut. Der Buchstabe *G* enthält die Darstellung der Verkündigung. Gott Vater reicht aus den Wolken mit ausgestreckten Armen das Kind der Maria hin, die jedoch nur nach dem links knieenden Engel hinblickt. Unten kniet der Bischof von Leutomischel. — Im *O* ist die Anbetung der Könige dargestellt; im ältern Könige ist das Bildniss Kaiser Karl's IV. zu erkennen. — In einer untern Randverzierung mit zwei Propheten verdient der eine, wegen der guten Verkürzung des nach oben blickenden, von vorn gesehenen Kopfes, besondere Beachtung. — Neben dem *H* mit dem Tod der Maria hält die halbe Figur eines bärtigen Mannes eine Schriftrolle, auf welcher der Name des Malers *Sbisco de Trotina* zu lesen ist. — Noch erwähne ich einen Buchstaben *R* mit dem Bild des h. Herzog Wenzel in Hermelinmantel, römischem Panzer, Beinbekleidung von Kettenwerk, und Fahne und Schild haltend. Das Schwert ist nach dem jetzt noch vorhandenen Krönungsschwert, das einen bläulichen Achat im Knopfe hat, abgebildet. — Auf dem Rand desselben Blattes ist eine stehende Maria, welche dem Christuskind einen Apfel reicht, sehr fein mit der Feder gezeichnet und aquarellirt; ein Bild von reizender Schönheit. Hierbei ist zu bemerken, dass sonst die Miniaturen des Sbisco stets mit Deckfarben gemalt sind. Wie bei jeder in das Leben eingreifenden Kunst die Gegenwart mit ins Bereich der Darstellungen gezogen wird, so hat auch unser Künstler neben den heiligen Gegenständen in den Initialen Bildnisse hochstehender Zeitgenossen mit angebracht; zuerst den Bischof von Prag, dann seinen Gönner den Bischof von Leutomischel, ferner seinen verehrten Kaiser, zuletzt sich selbst.

Die Darstellungsweise des Meisters Sbisco steht in Böhmen nicht vereinzelt da, vielmehr finden sich noch viele Miniaturen in gleichzeitigen Handschriften vor, welche seiner Kunstrichtung, wahrscheinlich selbst seiner Schule angehören. Zu den vorzüglichsten derselben gehören nachfolgende:

Ein Missale im Prager Domschatz aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts enthält Miniaturen von Peter Brzuchaty, der angeblich derselbe Künstler ist, welcher im Verzeichniss der Prager Malerbrüderschaft von 1348 Petrus Ventrosus genannt wird. Da das Wappen von Olmütz und das des dortigen Bischofs Ocko von Wlasim, später Erzbischof von Prag, sich in dem Missale vorfinden, so fertigte der Künstler diese ausgezeichneten Miniaturen unstreitig für jenen Bischof in Olmütz. Jedoch bediente er sich dabei der Hülfe eines Schülers, da einige Blätter von weit geringerer Ausführung sind.

Ein zweites dem vorhergehenden Codex nahestehendes Werk ist das Missale ollomucensis im Stadtarchiv zu Brünn, welches gleichfalls um 1360 soll entstanden sein. In der ersten Initiale, einem *A*, ist oben die halbe Figur Christi dargestellt und darunter knieend „*Dominus Nicolaus prepositus Brunensis*“, wodurch wir erfahren, wer das Werk hat fertigen lassen. Der Ausdruck dieses Betenden ist von grosser Innigkeit; der Kopf besonders schön.

In den Ecken des Blattes sind die Hauptpropheten angebracht. Alles ist schön und geistreich behandelt; die Mittel- und Schattentöne im Christuskopf sind sehr kräftig. Beim Canon befindet sich eine grössere Miniatur eines Christus am Kreuz mit Maria und Johannes zu den Seiten stehend. Auch in diesem grösseren Bilde ist derselbe Sinn für Schönheit und der ergreifende Ausdruck in den Köpfen zu bewundern. Die Gesichtsbildungen haben dieselben vollen Formen und schön geformte, wenn auch starke Nasen, dieselben tiefen Mitteltöne im Christuskopf und jenen rundlich gezogenen Faltenwurf, wie wir sie schon oben beobachtet haben, und auch noch bei Meister Theodorich von Prag wiederfinden werden.

Einige andere Handschriften mit Miniaturen aus derselben Zeit und von derselben Behandlungsweise übergehend, will ich hier nur noch eines Pontificale gedenken, welches Albert von Sternberg, Bischof von Leutomischel, für sich im Jahr 1373 hat fertigen lassen, und welches sich jetzt in der Strahower Bibliothek zu Prag befindet. In verschiedenen Initialen sind die Sakramente dargestellt, zwar noch in der damals üblichen Art und Weise der böhmischen Schule, aber nicht mit dem freien Sinn für Schönheit und der geistreichen Behandlungsweise, die wir an früheren Werken bewunderten. Dagegen zeichnen sich die Miniaturen sehr vortheilhaft aus, womit Thomas von Stitny das von ihm um 1374 verfasste Werk ausschmücken liess. Es ist dieses ein christliches Lehrbuch für seine Kinder (*naučenj křestianké*), jetzt in der Universitätsbibliothek zu Prag befindlich, das in doppelter Beziehung von grossem Interesse ist, indem eines Theils der vortreffliche Mann sich darin über alle öffentlichen und Privat-Verhältnisse seiner Zeit umständlich und ohne Rückhalt, aber höchst keusch ausspricht, andererseits aber auch sein Werk von einem vorzüglichen Miniaturmaler ausschmücken liess, der uns zeigt, zu welcher Blüthe damals seine Kunst in Böhmen gediehen war. Die mit der Feder gezeichneten Umrisse sind mit Deckfarben colorirt und schattirt. Der Grund ist zumeist Glanzgold. Die Köpfe sind oft von sehr lieblichem Ausdruck; die Gewänder wohl verstanden. Die 18 Darstellungen in Initialen zeigen uns das Costüm jener Zeit und können zugleich als Andeutungen des schriftlichen Inhalts dienen.

Es sind nämlich folgende Bilder:

1. Unterricht eines Lehrers an Mädchen.
2. Ein betender Mann.
3. u. 4. Singende Frauen und Mädchen.
5. Ein liebender Jüngling spricht mit einer jungen Frau. Oben der Satan. Der Liebhaber hat ein sehr feines Gesicht und einschmeichelnden Ausdruck. Seine Beinkleider sind blau und roth. Sie ist mit einem goldenen Gürtel geschmückt, hat ein Hermelinkleid mit langen falschen Aermeln und langschnäblige Schuhe an.
6. Eine Mutter mit zwei Töchtern, welche Kränze auf den Altar legen; der einen werden die Haare abgeschnitten; dabei vier betende Weiber.
7. Ein Jüngling, der an einem Pult liest.
8. Hier erscheint er in rothem Mantel mit Doctorhut.
9. Ein junger Mann und seine Frau halten ein Buch.

10. Die Taufe. Das Kind steht im Taufbecken.
11. Firmelung eines Mädchens.
12. Communion einer Familie von vier Personen.
13. Die Trauung. Der Geistliche steht in der Mitte. Der Bräutigam trägt ein grünes kurzes Kleid, Beinkleider getheilt grün und roth und über die Lenden einen Gürtel. Die Braut hat ein weit ausgeschnittenes Kleid an, das mit Hermelin besetzt ist, trägt einen goldenen Gürtel und langherabwallende Haare.
14. Ein Bischof weiht ein Diadem ein.
15. Die Beichte.
16. Die letzte Oelung, oder das gute Ende.
17. Der Tod erdrosselt einen Sterbenden.
18. Die Krönung Mariä von musicirenden Engeln umgeben.

In Bezug auf Sitten und Trachten sind auch einige Rechtsbücher sehr merkwürdig. Z. B. ein Canonisches Recht aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts in der Prager Museumsbibliothek. Hier sitzt der Richter, stets roth gekleidet, mit übereinander gelegten Beinen; Roth ist die Farbe der Gerichtsbarkeit; die übereinander gelegten Beine waren für die Richter ein Gebot, um auch äusserlich die aus der Ruhe fliessende Unparteilichkeit zu bezeugen. Vor dem Richter stehen die Ankläger, dabei immer nach altböhmischem Gebrauch die Ansprache: ich bitte um Recht (*prosu prava*). — Sodann ein Codex jurium municipalium civitatis Brunensis, oder ein Municipalrecht vom Jahr 1354, durch den Stadtschreiber von Brünn Johannes geschrieben, gr. fol., welches sich in dem Archiv jener Stadt befindet. Bei dem Gesetz über die Jagd ist unter einer Gerichtsverhandlung eine Jagd in slavischem Costüm dargestellt; der Spiessträger folgt hinten zu Pferde. Auf dem Blatt 103 sitzt der Schreiber an seinem Pult, dabei die Inschrift: *Dominus Johannes notarius civitatis.* Die zwei letzten Blätter zeigen Christus, wie zum Gericht, auf dem Regenbogen sitzend, und ein Ecce homo. Diese Miniaturen sind indessen nicht vorzüglich, das Nackte ist sehr ungeschickt gezeichnet, und das Modellirte schlecht behandelt.

Eine böhmische Bibel alten und neuen Testaments, in gr. folio, auf der Bibliothek zu Olmütz befindlich, scheint ums Jahr 1370 geschrieben und ist in der ersten Hälfte mit schönen Miniaturen ausgeschmückt; in der andern befinden sich nur Federentwürfe, die vorbereitet mit Goldglanz umgeben sind, aber noch der Ausführung in Farben ermangeln. Dieser unvollendete Zustand lässt uns indess erkennen, wie geistreich der Künstler zu Werk gegangen ist. Auf dem ersten Blatt sind in sieben Runden die sieben Schöpfungstage dargestellt. Gott Vater erscheint als alter Mann in ultramarinblauem Gewand. Die Eva hat ein liebreizendes, rundliches Gesicht. Die Schatten in der Carnation sind grünlich untermalt und mit röthlicher Deckfarbe übergangen. Gleichwie in den niederländischen, deutschen und französischen Bücherausschmückungen jener Zeit, treibt auch hier der Humor in den Randverzierungen sein freies Spiel. So sehen wir neben einer Darstellung, wie Moses Wasser aus dem Felsen schlägt, im Rande einen spinnenden Bären. Die Landschaften in den

Miniaturen erinnern sehr an die Darstellungsweise in unseren ältesten Holzschnitten, namentlich beim h. Christoph von 1423. Bemerkenswerth ist es auch, dass das Erdreich mit seinen Bäumchen und Pflanzen dieselben Eigenthümlichkeiten zeigt, wie der Grund des bronzenen S. Georg auf dem Hradschin von 1373. Oefters sind die Gründe zinnoberroth oder ultramarinblau und sehr schön mit leichten goldenen Ornamenten wie übersponnen. Eine höchst anziehende Gestalt ist ein Daniel zwischen zwei Löwen in der Grube sitzend. Den schönen jugendlichen Kopf umwallen krause blonde Haare, die einen schönen Gegensatz zu seinem ernstbetrachtenden Ausdruck bilden. In der Miniatur der Geburt Christi hat Maria ein feines längliches Gesicht. Das Christuskind ist noch sehr unförmlich; der Faltenwurf dagegen fein und schön behandelt. Diese Wahrnehmungen lassen einen deutschen Einfluss vermuthen, wenn diese Miniaturen überhaupt der böhmischen oder mährischen Schule angehören sollten.

Noch weit bestimmter erscheint diese Richtung in der deutschen Bibel des Königs Wenzel in 5 (?) Bänden gr. folio in der Hofbibliothek zu Wien. Diese sehr reich mit Miniaturen ausgeschmückte Handschrift wurde in ihrem künstlerischen Theil nicht ganz vollendet, doch bildet sie ein Hauptmonument für die böhmische Malerei aus dem letzten Zehntel des XIV. Jahrhunderts. Auf dem ersten Blatt befindet sich die würdige Gestalt Christi; über demselben beginnt der Text mit den Worten: *hie hebt sich an die vorrede und der prologus über das buch daz do heisset und genant ist Biblia etc.* — Auf dem zweiten Blatt sitzen König Wenzel und die Königin auf einem Thron, er mit Schwert und Reichsapfel, sie mit Scepter und Reichsapfel. Zwei Wappen enthalten den einköpfigen schwarzen Adler auf gelbem Grund und den weissen doppelschwänzigen Löwen Böhmens im rothen Feld. — Die Rückseite desselben Blattes zeigt in sieben Runden die sieben Schöpfungstage, umgeben von den Propheten und den Aposteln. — Sehr reich und phantastisch sind die Randverzierungen, in welchen öfters König Wenzel selbst mit seiner Geliebten, der Bademagd Susanna, und seinem bis jetzt noch nicht entzifferten Ausruf: „*toho pzde toho*“ angebracht ist. Durch diese Darstellungen gewinnt die Sage an Glaubwürdigkeit, dass, als die prager Altstädter im Jahr 1393 den König Wenzel im Wasserthurm, jetzt Königsbad genannt, gefangen hielten, er durch eine Bademagd Namens Susanna befreit worden sei, indem sie ihn auf einem Nachen über die Moldau an's jenseitige Ufer gebracht habe. — In den Bildern der Randzeichnungen sehen wir u. a. den König in einem Stock sitzend von Susanna gepflegt, ein andermal nackt in einer Badewanne, von Susanna und einer Gefährtin gewaschen. Die Geliebte ist immer ganz ähnlich und überaus lieblich dargestellt. In den Verzierungen kommen öfters sehr derbe Rohheiten vor. In künstlerischer Hinsicht sind die Miniaturen von ausgezeichnetem Werth, wenn auch nicht von der Gediegenheit in der Zeichnung und Ausführung und eben so wenig im geistigen Gehalte, wie die besten Hervorbringungen dieser Art, welche wir bisher betrachtet haben.

Zum Schluss der Angaben von böhmisch-mährischen Miniaturen aus dem XIV. Jahrhundert erwähnen wir hier noch das Missale, welches Laurinus von Slatowic für Sbynco,

Erzbischof zu Prag, im Jahre 1409 zu schreiben vollendete. Der Pergament-Codex in 4° befindet sich in der Hofbibliothek zu Wien. Dieses Werk enthält neben schönen mit historischen Darstellungen geschmückten Initialen nur Eine grosse Miniatur, den Calvarienberg darstellend. Christus am Kreuz zwischen den Schächern hebt sich hell auf einem blauen Grund mit Goldranken ab. Die Schächer sind sehr stark bewegt, die Köpfe der Frauen und des Johannes sehr lieblich, jedoch ohne Tiefe des Ausdrucks. Die Figur des Christus ist übermässig langgestreckt. — Die erste Initiale zeigt einen sitzenden Christus, dessen Kopf besonders schön und selbst fein in Zeichnung und Ausdruck ist. Der Maler ist nicht angegeben, seine Werke aber bilden für uns einen angemessenen Schluss der Kunstrichtung des XIV. Jahrhunderts, in der noch die letzten Spuren der national-böhmischen Schule bemerkbar sind, jedoch der Einfluss aus Deutschland bei weitem überwiegend ist. Dieser besteht besonders in den länger gehaltenen Figuren, den feineren Gesichtsbildungen, dem vollen und etwas geschwungenen Faltenwurf u. a. mehr, was nur durch den Anblick erfasst, durch Worte aber nicht anschaulich gemacht werden kann.

Nachdem wir bei Aufzählung vorerwähnter Miniaturen zu zeigen im Stande waren, wie seit 1312 bis zum letzten Viertel des XIV. Jahrhunderts die böhmische Malerschule sich in einer nationalen Richtung zu schöner Blüthe entfaltet hat, dann aber zu sinken angefangen, so hätten wir dieses jetzt auch an grösseren Werken nachzuweisen. Leider aber haben sich hierfür nur wenige Monumente erhalten, und mit Ausnahme des Theodorich von Prag können wir selbst keinen böhmischen Maler jener Zeit namhaft machen, welcher bedeutende Werke ausgeführt hätte. Einige böhmische Namen in den alten Maler-Verzeichnissen und die wenigen erhaltenen Werke von unbekannten böhmischen Künstlern stehen der Zahl nach in keinem überwiegenden Verhältniss zu den zahlreichen Namen deutscher Maler und ihrer Werke, welche wir dagegen aus jenen Zeiten in Prag antreffen. Auch ist es auffallend, dass die noch vorhandenen Protocolle und Satzungen der Künstler jener Stadt vom Jahre 1348 ursprünglich in deutscher Sprache sind abgefasst, und erst um 1430 ins Böhmische übersetzt worden, „als nicht mehr alle Künstler der Brüderschaft die deutsche Sprache verstanden," wie Riegger in seinen Materialen zur alten und neuen Statistik von Böhmen im VI. Heft S. 119 bemerkt. Unstreitig geht hieraus hervor, dass in den früheren Zeiten wenigstens die Künstler in Prag überwiegend der deutschen Nation angehörten. Erwähnte, vom Kaiser Karl IV. bestätigte Satzungen verpflichteten die zu einer Brüderschaft zusammengetretenen Maler, Bildhauer, Glaser, Schildner und Goldschläger zu einem gemeinschaftlichen Gottesdienst auf Sanct Lucas-Tag, wozu sie eine 9 Pfund schwere, mit Farben, Gold und Silber reichverzierte Wachskerze zu opfern haben. Ferner zum feierlichen Leichenbegängniss beim Todesfall eines Meisters aus der „*Czech*" oder einer Meisterin. — Hat ein Knecht Streit mit seinem Meister und will nicht arbeiten, den soll kein anderer Meister zu sich nehmen; die Sache sollen sie den vier Vorstehern zur Entscheidung vorlegen. —

Niemand soll in der Czech etwas Anderes reden, als worum es sich in der Czech handelt. — Wer ein Geheimniss ausplaudert, soll einen Vierdunk Büsse geben und nicht mehr in den Rath kommen. — Noch enthalten die Satzungen viele andere Anordnungen und Bussbestimmungen, die in Riegger's Werk können eingesehen werden; hier mag das Mitgetheilte genügen.

In dem Verzeichniss der Brüderschaftsmitglieder des Jahres 1348 finden wir folgende Maler namhaft gemacht: *Primus Magister Theodoricus* (Dietrich von Prag) wird zuerst genannt, ihm folgen nach alphabetischer Ordnung: *Mag. Bernarth, Mag. Clo, Duchek, Johann Galycus, Heynricus,* Schildmaler, *Janck,* auch *Johann der Illuminator* genannt, *Joh. Jenzck, Johann von* oder *voll Eile* (böhmisch *z Gilowe*), Schüler des Meisters *Nicolaus Rohlik, Georg Jurk, Meister Klanz, Hieronymus Krumperz, Prokop Kunczo,* oder *Kunczonis,* Hofmaler Karl's IV., auch *Meister Kuncz,* königlicher Maler im Malerprotocoll von 1345 genannt; er war der älteste in der prager Malerbrüderschaft. *Ladislaw, Meister Lazebka, Lorenz, Lucas Illuminator, Lunda, Martinus Srevus* (aus Schwaben), *Peter Merschiko, Jacob Mizulak, Nicolaus von Cholieborž, Johannes, Peter* und *Wenzel Panicz, Petrus Ventrosus, Philippus, Peter Pustola, Niklas Rohlik, Johann von Teyn,* oder *Jan z Tyna, Johann Stryla, Sstiepanek Illuminator, Solansky, Rubin* und *Nicolaus Rothbecher.*

Wir treffen in diesem Verzeichniss die Namen von zwei Meistern, welche im Dienst Kaiser Karl's IV. gestanden, nämlich Procop Kuncz, als den ältesten Künstler der Brüderschaft, und Theodorich von Prag, als den vornehmsten der Meister. Der Name des Nicolaus Wurmser aus Strassburg befindet sich nicht darin, doch war er gleichfalls Hofmaler des Kaisers und erhielt schon 1359 und 1360 verschiedene Privilegien, woraus sich ergiebt, dass er in Böhmen begütert war. Bezieht sich eine Stelle in dem ältesten Nürnberger Wandelbüchlein auf ihn, so war er ein Bruder des Meisters Kunz. In demselben ist nämlich beim Jahr 1310 angegeben: *Cunzel bohemus frater Nicolai pictoris.* *) Was dieser Annahme entgegen zu stehen scheint, ist die frühe Jahreszahl 1310. Indessen wird ja Kunz bereits im Jahr 1348 als der älteste der Maler in Prag bezeichnet, und so dürfte die Beziehung auf ihn ihre Richtigkeit haben. Derselbe scheint früher als Theodorich von Prag in des Kaisers Dienste getreten zu sein; hier jedoch wollen wir zuförderst des letztern und anderer böhmischen Malereien, als von nationalen Künstlern, gedenken, und später den Bericht über die von Deutschen und Italienern ausgeführten folgen lassen.

Das ausgezeichnetste Werk von Theodorich von Prag sind dessen Gewölbe- und Tafelmalereien in Leimfarben in der h. Kreuzkapelle im Schloss Karlstein **) Diese etwa 5 Stunden von Prag entfernte Burg liess Karl IV. durch Mathias von Arras im Jahr 1348 zu bauen anfangen; 1357 war sie vollendet und wurde am 27. März desselben Jahres feierlichst durch den Erzbischof von Prag im Beisein des Kaisers eingeweiht. Zugegen waren vier Bischöfe, fünf Herzoge und viele deutsche und böhmische Grafen und Dynasten.

*) Siehe v. Murr, Journal XIV. S. 25.

**) Vgl. Kugler, Kleine Schriften II. S. 496.

Hierdurch erhalten wir einigen Aufschluss über die Zeit, in welcher jene Werke entstanden sind. Die h. Kreuzkapelle, welche der Kaiser zur Aufbewahrung seiner kostbarsten Reliquien, der kaiserlichen und böhmischen Reichsinsignien und wichtiger Documente auserkoren hatte, befindet sich im dritten Stockwerk des grossen, in Quadern gebauten, viereckten Thurms. Dieser hohen Bestimmung angemessen liess er sie mit so ausserordentlicher Pracht ausschmücken, dass sie selbst jetzt, nach so vielen Jahrhunderten und vielfach erlittenen Unbilden, noch einen überwältigenden Eindruck auf den Beschauer auszuüben vermag. An den zwei Zugangsthoren hielten ehedem 20 Lehnsträger Tag und Nacht, abwechselnd, die Wache, und hatten jede Stunde auszurufen: „Fern von der Burg, ferne, damit nicht unverhofft dich Unglück treffe!" Der Zugang zur Kapelle selbst geht durch vier auf einander folgende Thüren, die ehedem mit 10 Einfall- und 9 Vorhängschlössern verwahrt waren. Auf der ersten Thüre befindet sich das Wappen der Martinice und in böhmischer Sprache die Inschrift: Christus, mächtiger Herr, wolle selbst diese Kleinodien behüten bis an den jüngsten Tag. Amen! — Die Kapelle, ein überwölbter viereckter Raum von etwa 25′ im Lichten, hat 13′ dicke Mauern und wird in der Mitte durch ein 7′ hohes eisernes Gitter in zwei Theile gesondert; dasselbe ist jetzt noch reich verziert und mit Armleuchtern versehen; geschwunden aber sind die ehemaligen Vergoldungen, und von den vielen Edelsteinen, die daran prangten, hat sich nur noch ein Chrysopras von bedeutender Grösse erhalten. Das Gewölbe stellt das Firmament dar: rechts leuchtet die Sonne, links der Mond, von edeln Metallen gefertigt, umgeben von goldumstrahlten Sternen, die, von runden, flach erhobenen, gelben Gläsern gebildet, durch die darunter liegende Folie einen besondern Glanz erhielten. Die Fenster leuchteten im magischen Lichte durch Amethyste, Bernsteine und Quarze, in vergoldetes Blei gefasst. Ringsum befinden sich Bänke mit einer drei und einen halben Fuss hohen Vertäflung, über welcher Wappenschilde von purem Gold und Silber aufgehängt waren, die nachmals aber durch bemalte von Holz ersetzt wurden. An den Wänden sind ringsum 133 Tafeln, meist mit Brustbildern von Heiligen und Beschützern der Kirche, auf Goldgrund, eingelassen; die Wände selbst sind ganz vergoldet und haben auf den Zwischenräumen der Bilder die Figuren des einfachen Adlers und des gekrönten *K* eingedrückt, sind mit 2267 grossen schön geschliffenen Karneolen, Jaspissen und Amethystachaten aufs prachtvollste ausgelegt. Die Bögen der Fenstervertiefungen schmücken Malereien. Ueber alle diese Pracht verbreiteten beim Gottesdienst und den ausgestellten Reliquien in kostbaren Behältnissen drei grosse Laternen von Bergkrystall und 1330 Wachskerzen ringsum von den Wänden einen zauberhaften Glanz, der durch den Reichthum der Priestergewänder noch erhöht wurde. Glücklich durfte sich derjenige schätzen, welcher zu den Auserwählten gehörte, denen der Zutritt zu diesem Heiligthume gestattet war, oder doch, nach des Kaisers besonderer Anordnung, durch eine von Aussen angebrachte Oeffnung den Zauber dieser Herrlichkeit bewundern konnte.

Die Malereien des Theodorich von Prag in den Wölbungen der Fenster sind sehr beschädigt und unscheinbar geworden, öfters kaum mehr erkennbar. Ob sie in Fresco oder

Tempera ausgeführt sind, ist ohne nähere Untersuchung nicht zu ermitteln, doch scheint Letzteres am wahrscheinlichsten. In der Fensterwölbung an der Epistelseite befinden sich auf gemustertem Goldgrund folgende Darstellungen: Die Verkündigung, der Besuch der Maria bei Elisabeth und die Anbetung der Könige. Im ersten, am besten erhaltenen Bilde hat die Gesichtsbildung der h. Jungfrau etwas grossartig Derbes, was jedoch eine gewisse ideale Schönheit nicht ausschliesst. Denselben Charakter finden wir gleichfalls in den meisten weiblichen Köpfen der heiligen Frauen in den Tafelmalereien an der Wand; dagegen hat der grüssende Engel etwas Liebliches im Ausdruck. Beinahe erloschen sind die Darstellungen der Auferweckung Lazari, Christus bei Maria und Martha, Magdalena zu den Füssen des Herrn, um ihm die Füsse zu salben, und Christi Erscheinen als Gärtner nach der Auferstehung. Von besonders mächtiger Wirkung dürften ehedem die Darstellungen aus der Apokalypse gewesen sein, indem die noch erkennbaren Figuren überaus grossartig gehalten sind, und deren, wenn auch etwas starke Köpfe durch hohe Würde imponiren. Die Gewänder sind sehr einfach gehalten. Zwei dieser Malereien lassen noch die Anbetung des Lammes und Gott auf einem Thron sitzend erkennen, welcher, das Buch mit den sieben Siegeln haltend, von den sieben Leuchtern und Sternen und von Cherubim, Seraphim und Engeln umgeben ist. Weit besser, öfters vollkommen erhalten sind die auf Tafeln ausgeführten Temperamalereien, welche, wie schon angegeben, über steinernen Bänken und Schatzkästen mit einem Täfelwerk darüber ringsum in die Wände eingelassen sind und von kostbaren Steinen umgeben prangen. Alle sind auf einen gemusterten Goldgrund mit einer flüssigen Temperafarbe gemalt. An der Wand hinter dem Altar befand sich eine grosse Tafel mit Christus am Kreuz, Maria und Johannes zu den Seiten, welche sich jetzt in der Galerie des Belvedere zu Wien befindet, dort aber irriger Weise unter No. 106 dem Nicolaus Wurmser zugeschrieben wird. *) Unter diesem jetzt leeren Raum blieben an ihrer Stelle drei nebeneinander befindliche Tafeln: Ein segnender Christus im Sarkophage stehend, links zwei Engel, rechts Maria Magdalena. Oben zu den Seiten desselben Raumes sehen wir ferner die stark lebensgrossen Brustbilder des Evangelisten Johannes und der h. Anna, welche Maria mit dem Christkind auf dem Schooss hält. Darunter die der zwölf Apostel, zweier Propheten und sodann ringsherum an den Wänden die Brustbilder vieler andern heiligen Männer und Frauen, geistlichen und weltlichen Standes. Unter letztern zeichnet sich besonders Kaiser Karl der Grosse aus, dessen imposanter Kopf dem Bildniss desselben von Albrecht Dürer sehr ähnlich ist, nur sind die Gesichtstheile derber, sein Haupt und Barthaar weiss, und die Krone ist von anderer Form. In den Händen hält er Scepter und Reichsapfel; sein Schild zeigt einen doppelten Reichsadler auf Goldgrund. Seine Carnation geht in den Schatten in einen tiefen, aber klaren schwärzlichen Ton über, der mit der mächtigen Bildung des Kopfes und seinem erhabenen Ernste vortrefflich harmonirt. Gründ-

*) Dieses Gemälde wurde in Wien stark hergestellt, der Goldgrund selbst mit grauer Farbe ganz übermalt. Besser erhalten und richtig dem Theodorich aus Prag auch zugeschrieben, sind die zwei Brustbilder der Kirchenväter Ambrosius und Augustinus (No. 37 und 43), die ebenfalls aus der h. Kreuzkapelle nach Wien gebracht wurden. Alle übrigen Tafeln befinden sich jetzt wieder an ihren ursprünglichen Stellen.

liche, naturgetreue Zeichnung und feine Modellirung darf bei unserm Meister noch nicht gesucht werden; er erscheint nur ausgezeichnet in der grossartigen, allgemeinen oder idealen Bildung seiner Köpfe, obgleich er auch in seinen Portraits die Individualität charakteristisch wiederzugeben wusste, und seine Hände naturgemäss bewegt sind; die Füsse dagegen zeichnete er barbarisch roh und schwerfällig. Der Faltenwurf bei seinen Brustbildern ist von grossartiger Einfachheit; bei seinen ganzen Figuren, von meist im Verhältniss zu grossen Köpfen, sind jedoch die Gewänder sehr dürftig behandelt, ganz im Gegensatz zu denen der deutschen und italienischen Maler jener Zeit, deren vielmehr schlank gehaltene Gestalten mit Gewändern von einer gewissen Fülle mit starken Ausladungen bekleidet sind.

Dieses zeigt sich augenfällig bei einem seiner Werke in der Nähe deutscher Malereien, nämlich bei den Wandbildern in der Maria-Himmelfahrt- oder Collegiat-Kirche der Burg Karlstein, wo Meister Theodorich zur Seite rechts vom jetzigen Altar dreimal den Kaiser Karl IV. in verschiedenen Handlungen dargestellt hat. Ein jedes dieser Bilder ist abgeschlossen durch eine gemalte Säule mit Doppelbögen, die in der Mitte auf einem Tragsteine ruhen. In dem ersten überreicht *„Karolus IIII⁹ imperator"* seiner Gemahlin *„Blanca regina"* das vom Papst ihm verehrte Stück des h. Kreuzes. Zwischen Beiden steht noch die Inschrift: *„Sancta Trinitas,"* welche sich wahrscheinlich auf eine nicht mehr vorhandene Malerei darüber bezieht. Der Kaiser trägt die böhmische Krone, ein langes weisses Kleid mit grünen Ornamenten von paarweise verschlungenen Vögeln, grüne Strümpfe und goldene, schwarz gewürfelte Schuhe. Sein Profil ist von sprechender Aehnlichkeit. Die Königin Blanca, weder schön von Gesicht, noch anmuthig in ihrer Bewegung, trägt ein blaues Oberkleid über einem langen Unterkleid von grüner Farbe; ihre nackten Füsse umhüllen nur netzförmige Pantoffeln. — In der zweiten Abtheilung reicht Karl IV. seinem jugendlichen Sohn Wenzel einen Ring. Hier ist Ersterer mit einem scharlachrothen Hermelinmantel bekleidet. Der Sohn Wenzel trägt einen grünen Hermelinrock und eine gewöhnliche schmale Krone auf dem Haupt. — Die dritte Darstellung zeigt den Kaiser in einem Mantel von Goldstoff, wie er vor einem Altar seine Andacht verrichtet, indem er ein Stück des h. Kreuzes *) in Kreuzform vor ein reichverziertes goldenes Kreuz hält, um, wie es scheint, die Reliquie in dies kostbare Gehäuse zu verwahren. Diese Wandmalerei macht einen sehr befriedigenden Eindruck, wurde aber vor einigen Jahren aufgefrischt. Ist, wie angenommen wird, in dem Jüngling der junge Wenzel, geboren 1361, im Alter von 12 bis 14 Jahren dargestellt, so wäre die Entstehungszeit dieses Werkes um das Jahr 1374 zu setzen. Die Königin Blanca, die darin laut Inschrift dargestellt ist, aber schon vor Erbauung des Karlsteins im Jahre 1348 gestorben war, kann jedenfalls keinen Anhaltspunkt für die Zeit der Fertigung dieser Wandmalerei abgeben. Die darin dargestellten Handlungen beweisen offenbar, dass der Kaiser durch sie verschiedene für ihn merkwürdige Lebensereignisse verewigt wissen wollte.

---

*) Ums Jahr 1847 fand man zufällig hinter dem Altar der h. Kreuzkapelle ein kubusförmiges Stück des h. Kreuzes mit Wachs umgeben und mit Schrift und Siegel über seine Echtheit versehen.

Ein drittes Werk von einiger Bedeutung, welches wir der Behandlungsweise nach dem Meister Theodorich zuschreiben müssen, und welches auch dafür ausgegeben wird, sind die Darstellungen aus der Leidensgeschichte Christi auf dem untern Theil der Wände *) in der S. Wenzelskapelle der Kathedrale S. Veit zu Prag. Auch diese sind, wie in der h. Kreuzkapelle im Karlstein, mit Halbedelsteinen auf Goldgrund aufs reichste umgeben, wurden aber bei einer Herstellung so stark übermalt, dass nur an der Darstellung des Christus vor Pilatus, nächst der Eingangsthüre, sich noch etwas von der ursprünglichen Malerei erhalten hat; diese stimmt mit denen des Theodorich im Karlstein vollkommen überein. Die S. Wenzelskapelle gründete Karl IV. im Jahre 1347; 1367 wurde sie eingeweiht. Hiernach dürfte die Zeit ihrer Ausschmückung durch die umfassenden Malereien des Theodorich in die sechziger Jahre des XIV. Jahrhunderts fallen.

Der Kaiser war mit den Leistungen seines Hofmalers Theodorich so zufrieden gestellt, besonders durch die in der h. Kreuzkapelle im Karlstein, dass er ihm einen Gnadenbrief unterm 28. April 1367 ertheilte, den Dlabacz in seinem Künstlerlexicon im lateinischen Urtext hat abdrucken lassen. Der Kaiser befreit hierdurch den Künstler und seine Erben von allen Steuern und Abgaben von dem Hof, welchen er im Dorf Morzina bei Karlstein besessen, mit der einzigen Bedingung, dass davon jährlich 30 Pfund Wachs an die königliche Kapelle geliefert werden. Der Anfang desselben lautet in deutscher Uebersetzung: Karl IV. etc. Wir thun kund durch gegenwärtiges manniglich, dass erwägend die kunstreiche und herrliche Malerei unserer königlichen Kapelle zu Karlstein, womit unser lieber, getreuer Maler Theodorich, unser Maler und Hofgesinde, zu Ehren des allmächtigen Gottes und zum ausgezeichneten Ruhm unserer königlichen Würde vorgenannte Kapelle so sinnreich und kunstreich ausgeschmückt hat, sodann die Beständigkeit angeborener Treue etc.

Ein kleineres Gemälde von Theodorich von Prag, von 5′ 6″ Höhe auf 3′ Breite, befand sich ehedem in der Decanatkirche zu Raudnic und wird jetzt in der Galerie der patriotischen Kunstfreunde zu Prag in dem Sternbergischen Palast aufbewahrt. Es besteht aus einer obern und untern Abtheilung. Erstere zeigt Maria mit dem Kind auf einem Throne sitzend, hinter dem zwei Engel einen Teppich von Goldstoff halten. Auf der einen Seite kniet Kaiser Karl IV. bei dem hinter ihm stehenden h. Sigismund; auf der andern dessen Sohn Wenzel bei seinem Namenspatron. In der untern Abtheilung kniet in der Mitte der prager Erzbischof Johann Ocko von Wlasim, umgeben von den stehenden heiligen Prokop, Adalbert, Veit und der h. Ludmila; der Grund ist schwarz. Dieses wohlerhaltene Bild zeigt dieselbe Behandlungsweise und dieselben eigenthümlichen nationalen Physiognomien, wie die Brustbilder im Karlstein. Die Carnation der Männerköpfe hat in den Schatten ebenfalls jenen schwärzlichen, klaren Ton durch Lasuren bewirkt, während die der

*) Die obere Abtheilung der Wände mit Malereien aus der Legende des h. Wenzel ist entweder im XVI. Jahrhundert ganz neu angefertigt, oder so durchaus in der Art des Lucas Cranach übermalt worden, dass sie jetzt als Werke jener Zeit zu betrachten sind. Zufolge einer Notiz im Prager Wegweiser wären sämmtliche Malereien an diesen Wänden im Jahr 1614 durch Daniel von Kwětna auf Kosten vieler böhmischen Adligen hergestellt worden.

jugendlichen und Weiberköpfe klarbraun in den Schatten gehalten sind. Man glaubt dieses interessante Bild um 1379 gefertigt. *)

Aus einer frühern Zeit, wenn auch aus derselben Schule, welcher Meister Theodorich angehört, stammen die Frescomalereien in dem Kreuzgang des Benedictinerklosters Emaus zu Prag. Eine Inschrift besagt nämlich, dass sie im Jahre 1343 zur Zeit der Erbauung des Klosters gefertigt, aber bereits 1412 und später noch mehrmals erneuert worden sind. Auch erkennt man ihre ursprüngliche Beschaffenheit nur an solchen Stellen, wo die Uebermalung wieder abgefallen ist; besonders deutlich zeigen sich die alten eingedrückten Umrisse. Ihre nahe Verwandtschaft mit den Wandmalereien des Theodorich in der h. Kreuzkapelle zu Karlstein erscheint darin unverkennbar, namentlich sind die derben nationalen Gesichtsbildungen ganz dieselben, welche übrigens eine durchgehende Eigenthümlichkeit der böhmischen Malerschule des XIV. Jahrhunderts scheinen gewesen zu sein. Die Gestalten dagegen sind etwas schlanker gehalten, als bei Theodorich. Die Gegenstände dieser Malereien sind grossentheils dem Alten oder Neuen Testament entnommen und bilden gewissermaassen eine Bilderbibel. Bei der Darstellung, wie die Tiburtinische Sibylla dem Kaiser Augustus die Vision der Maria mit dem Christkinde zeigt, steht in der Mitte des Bildes eine Abbildung der alten Kirche des Klosters, von schöner Bauart des Spitzbogenstyls. — Im Bild der Verkündigung ist der Sessel, auf dem Maria sitzt, reich und phantastisch im Styl der Miniaturen des XIII. Jahrhunderts verziert. Maria und der auf einem Wölkchen knieend daherschwebende Engel sind beide sehr schlanke Figuren. Eins der besterhaltenen Wandbilder ist die reiche Composition, wie Christus das um ihn gelagerte Volk mit Brod und Fischen speist. Auch hier sind die Figuren lang und mager, die Gesichtstheile dagegen stark, namentlich die volle Nase und die vorliegenden Augen. Das Profil eines Mannes erinnert an ähnliche des Meisters Theodorich. Die Carnation hat einen sehr rothbraunen Ton. Der Faltenwurf ist nicht weit und geschwungen, sondern mehr gezogen, der byzantinischen Art näher stehend, wenn auch im Ganzen mit einer gewissen Freiheit behandelt. — Die Bilder aus dem Alten Testament, mit Adam und Eva beginnend, wurden im

---

*) In der Kirche zu Mühlhausen bei Canstadt befindet sich ein grosses Altargemälde, welches um 1380 der prager Bürger Reinhart dahin in seine Kapelle gestiftet hat, und das wir dem Theodorich glauben zuschreiben zu dürfen. Es zeigt in der Mitte, etwas erhöht stehend, den h. Vitus in silberner Rüstung und goldenem Mantel (beide mit wirklichem Silber und Gold gemalt), einen Kessel, das Zeichen seines Martyrthums, haltend. Links steht der h. Wenzel in ähnlicher Rüstung, mit dem Reichsapfel in der Hand. Rechts der h. Sigismund. Noch tiefer zu deren Seiten stehen die Lehrer des h. Vitus, St. Modestus in rothem Gewand, ein Buch haltend, gegenüber der h. Hippolytus in Rüstung mit Speer und Schild. Die den Schrein schliessenden Flügel sind in den innern Seiten mit der Taufe des h. Vitus und dessen Martyrthum ausgemalt. Auf den Aussenseiten sieht man noch andere Darstellungen aus desselben Leben. Ueber dem Schrein in gothischem Schnitzwerk steht nochmals der Heilige in einem Kessel, mit zwei andern Heiligen zu den Seiten. Auf der Rückseite des Schreins ist der leidende Heiland seine Wunden zeigend und von den Passionsinstrumenten umgeben dargestellt; dabei knieen die Ritter Reinhart und Eberhart von Mühlhausen, wie es folgende Inschriften angeben: *Anno domini MCCCLXXXIIII am Frytag von Sant Gilgentag starb eberhart von Milhusen burger zu prag.* — *Anno domini MCCCLX.... jar wart dise Tafel volbracht von dem erbern reinhart von Milhusen burger zu prag stifter diser Kapell.* — Unter dieser Darstellung befindet sich noch ein Schweisstuch mit dem Antlitz Christi von zwei Engeln gehalten. Die Altarstaffel enthielt Figuren in Schnitzwerk, die aber nicht mehr vorhanden sind. — Die Gestalten dieser merkwürdigen Malereien haben mächtig gehaltene Gesichtstheile und sind von etwas kurzen Verhältnissen, ganz so wie wir sie bei Theodorich von Prag getroffen haben. Auch die Carnation geht in's Bräunliche und der Farbenauftrag ist flüssig.

XVII. Jahrhundert entweder ganz übermalt oder durch neue an Stelle der ursprünglichen ersetzt.*)

In der Kirche desselben Klosters hat sich auch ein Tafelgemälde jener Zeit und Schule erhalten. Es stellt eine Kreuzigung Christi in Figuren von halber Lebensgrösse dar. Neben dem Kreuze steht links Maria mit drei nur wenig sichtbaren Weibern hinter ihr, dabei der Evangelist Johannes. Rechts deutet der Hauptmann nach Christus, als spräche er: „Das ist wahrhaft Gottes Sohn!" Ueber dem Panzerhemd trägt er einen kurzen rothen Rock; seinen Kopf bedeckt ein rundlicher Helm, Ellbogen, Kniee und Schenkel sind mit Schienen versehen und im Gürtel hat er einen Dolch. Fünf Soldaten stehen hinter ihm. Christus mit übereinandergenagelten Füssen, gesenktem Haupt, ist mit einem knapp anliegenden, fast durchsichtigen Tuch um die Lenden bis auf die Mitte der Schenkel umgeben. Die Carnation der Männer geht ins stark Braune, die der Weiber ist sehr licht. Nase und Mund sind voll, die Gewänder sehr einfach gehalten und nur wenig im Gang der Falten geschwungen. Die Figuren haben etwas Gestrecktes, besonders lang ist Maria. Nach allen diesen Besonderheiten ist anzunehmen, dass das Bild von einem der Meister sei gefertigt worden, welche den Kreuzgang des Klosters ausgemalt haben.

Nur noch wenige Bilder jener Epoche haben sich in den Kirchen Prags erhalten. Von minderem Werth ist ein kleines Marienbild von sehr heller Carnation in der Teynkirche; und ebenso die halbe Figur eines Johannes des Täufers im Profil auf Goldgrund, mit der Ueberschrift: MISSVS A DEO, in der Gemäldesammlung des Klosters Strahow. Weit bedeutender ist dagegen an demselben Ort ein grossartiges Madonnenbild auf gemustertem Goldgrund, mit aufgesetztem Halbkreis, und mit No. 834 bezeichnet. Die allgemeine Haltung der h. Jungfrau hat etwas sehr Würdevolles. Ihre mächtige Gesichtsbildung ist sehr rundlich, der Mund voll, die Nase dagegen feiner als gewöhnlich in den böhmischen Bildern. Die gute Zeichnung und Bewegung der Hände verrathen eine scharfe Beobachtung der Natur. Die Schatten der Carnation gehen ins transparent Rothbraune, während die Lichter ins Weissliche fallen. Die Gewänder sind mit viel Geschmack behandelt, besonders der weisse goldgemusterte Mantel und das durchsichtige Tuch um den untern Theil des blondgelockten Christkindes. Die Krone der Maria und das Kreuz im Nimbus des Kindes waren ehedem mit Edelsteinen besetzt. Hieraus scheint hervorzugehen, dass dieses höchst merkwürdige Gemälde früher in grossem Ansehn gestanden, worüber jedoch der handschriftliche Catalog keine Auskunft ertheilt und eben so wenig dessen Herkunft angiebt. Die Temperafarben sind von leuchtender Frische und im Ganzen von einem weisslichen Ton. Die naturgetreuere Zeichnung scheint die Entstehung des Bildes an das Ende des XIV. Jahrh. zu verweisen.

Von einem Maler Leopold, welcher 1383 Bürgermeister zu Saatz gewesen, wissen wir nur durch eine aufgefundene Inschrift in Blei, dass unter seiner Amtsverwaltung der Grundstein zu der dortigen alten Decanatkirche ist gelegt worden. **)

Wir gehen nun zu den deutschen Malern über, welche für Karl IV. gearbeitet haben;

*) Vgl. Organ für christl. Kunst 1854 No. 9. 10. **) S. Dlabacz, Künstlerlexicon II. S. 196.

finden uns hier aber rücksichtlich ihrer Werke einzig auf einige Wandmalereien im Karlstein beschränkt, von denen wir nicht einmal mit völliger Sicherheit nachweisen können, welchen der Meister eine jede derselben zuzuschreiben ist. Dass der älteste der im Jahre 1348 in Prag lebenden Maler, Namens Kuncz, in Diensten des Kaisers gestanden, ist schon oben angegeben worden; über seine Werke haben wir aber keine sichern Nachrichten.*) Nach der gleichfalls schon mitgetheilten Notiz aus dem Nürnberger ältesten Wandelbüchlein war er ein Bruder des Malers Nicolaus, unter welchem wir ohne Zweifel den Meister Nicolaus Wurmser aus Strassburg zu verstehen haben, der gleichfalls Malereien im Karlstein ausgeführt hat. Dieses ergiebt sich aus zwei ihm vom Kaiser ertheilten Privilegien von den Jahren 1359 und 1360, welche Dlabacz im lateinischen Urtext in seinem Künstlerlexicon II. S. 422 bekannt gemacht hat. In dem ersten derselben heisst es im Eingang: Der Kaiser erzeige dem Meister Nicolaus, genannt Wurmser aus Strassburg, seinem Maler, auf dass er mit mehr Fleiss und Eifer die Orte und Burgen mit Malereien versehe, zu denen er Auftrag erhalten, die Gnade über sein bewegliches und unbewegliches Vermögen sowohl im Leben, als auf den Todesfall nach Belieben verfügen zu können, unangesehn entgegenstehender Gebräuche und Statuten etc. — Wie sehr der Kaiser mit seinen Leistungen zufrieden gestellt worden, geht aus dem zweiten Gnadenbrief hervor, worin er seine Verdienste preist und ihn seinen lieben, getreuen Meister Nicolaus den Maler nennt, und ihm Privilegien wegen seiner Besitzung zu Morzin, auf der Herrschaft Karlstein gelegen, ertheilt.

Hat nun Nicolaus Wurmser auch in verschiedenen Orten Malereien für den Kaiser gefertigt, ohne dass in den Gnadenbriefen bestimmt angegeben wäre, in welchen der Schlösser, so deutet doch des Malers Besitzung zu Morzin in der Nähe des Karlsteins bestimmt darauf hin, dass er auch zur Ausschmückung dieser Burg ums Jahr 1360 ist verwendet worden. Dieses haben denn auch alle Schriftsteller, welche über den Karlstein berichtet haben, anerkannt, ohne jedoch übereinzustimmen, welche Malereien daselbst von seiner Hand sind. Dass die h. Kreuzkapelle durch Theodorich ist ausgeschmückt worden, geht unzweifelhaft aus dem ihm verliehenen Gnadenbrief hervor. Hierdurch lernen wir zuverlässig den Styl und die Behandlungsart seiner Malerei kennen. Aus dem Vergleich ergiebt sich ferner, dass von demselben auch die dreimalige Darstellung des Kaisers in der Mariahimmelfahrtskirche ist ausgeführt worden. Von sehr verschiedenem und auffallend deutschem Charakter sind dagegen die andern Wandmalereien in derselben Kirche mit Darstellungen aus der Offenbarung Johannis. Leider wurden sie unter Rudolph II. grösstentheils stark übermalt und haben seitdem noch viele andere Unbilden erlitten, so dass nur noch wenige Stellen einen richtigen Begriff von ihrer ursprünglichen Schönheit geben. Bei weitem am besten erhalten ist eine

*) Nach Jahn zwar hätte er, wie dieses auch Dlabacz mittheilt, die Portraits Karls IV. und seiner Gemahlin in der Katharinenkapelle im Karlstein gemalt. Ist darunter dasjenige der Kaiserin Anna, seiner dritten Gemahlin, mit der er sich 1353 verehelichte, zu verstehen, so gehört Meister Kuncz zu den ausgezeichneten Malern jener Epoche. Die Angabe bei Jahn beruht jedoch nur auf einer Vermuthung. Ein offenbarer Irrthum aber ist es, wenn derselbe Schriftsteller ihm auch vermuthungsweise das dreimalige Bildniss Karls IV. in der Mariahimmelfahrtskirche im Karlstein zuschreibt, da, wie wir oben gesehen, diese Malerei von Theodorich von Prag herrührt.

geflügelte Maria mit dem sie umhalsenden Kinde, neben der jetzigen Kanzel befindlich. Ihr überaus lieblicher Kopf ist von voller, aber feiner Zeichnung, auch Nase und Mund haben einen feinern Schnitt, als in den böhmischen Malereien; eben so ist auch der Faltenwurf völliger, wenn gleich fein und nicht übervoll. Ausgezeichnet erscheint noch beim Sturz der rebellischen Engel ein sehr grosser Christuskopf von heiterem, aber imposanten Ausdruck; seinen Nimbus umgeben Seraphim.

Von weit besserer Erhaltung sind die meisten der Malereien in der nur 8′ breiten, 13′ langen Katharinenkapelle, zu der man aus obiger Kirche durch einen kleinen Gang gelangt, in welchem wie zum Gebet auffordernd, ein knieender Engel mit Räucherfass in Fresco gemalt ist. In der Kapelle pflegte Karl IV. abgesperrt acht Tage in der Fastenzeit zuzubringen, um ganz ungestört der Andacht obliegen zu können. Speise, Trank und Licht wurden ihm durch eine kleine Oeffnung gereicht; zwei noch vorhandene, von ihm selbst geschnitzte, aber kunstlose Stühle, waren der einzige Hausrath zu seiner Bequemlichkeit. Desto reicher war dieser geheiligte Ort selbst ausgeschmückt: die übergoldeten Wände, an denen links die gemalten Brustbilder der sieben heiligen Schutzpatrone des Landes, waren mit 1049 geschliffenen Karneolen und Amethyst-Achaten ausgelegt, gleich wie in der heiligen Kreuz- und St. Wenzelkapelle. Die mit Silber belegten Schlusssteine der zwei kleinen Kreuzgewölbe enthalten noch 72 böhmische Edelsteine und in einem derselben befindet sich in der Mitte ein grosser Rauchtopas, in dem andern ein Chalcedon mit einem Engelskopf in Relief geschnitten. Die kleine Altarnische schmückt das sehr zart behandelte Frescobild einer thronenden Maria auf blauem Grund; sie hält das halbbekleidete Christkind, welches dem rechts knieenden Karl IV. die Hand reicht; gegenüber kniet dessen zweite Gemahlin, Agnes von der Pfalz, welche dieselbe Gunst von Maria erhält. Die halb lebensgrossen Figuren sind von guter Zeichnung für jene Zeit und besonders fein das längliche Oval des lieblichen Kopfs der h. Jungfrau. In der Leibung der Nische stehen die gemalten Apostel Petrus und Paulus.

Auf der Vorderseite des kleinen Altars ist wohl von derselben Hand die Darstellung einer Kreuzigung Christi auf Goldgrund in Fresco gemalt. Die Form des Kreuzes ist gleich einem T gebildet; beide Füsse des Heilandes durchbohrt nur ein Nagel; links steht, der Ohnmacht nahe, Maria von drei Frauen umgeben; rechts Johannes mit gefalteten Händen und hinter ihm der Hauptmann mit einigen Männern des Volks. Die Figuren sind schlank; die Gewänder gut in den Motiven. Die Färbung geht in den Schatten der Carnation ins Rothbraune. Sind Zeichnung und Behandlung zwar dem des Bildes in der Nische sehr ähnlich, so ist doch die Ausführung etwas derber.

Von sehr feiner Ausführung und schönem Colorit sind im Bogen über der kleinen Eingangsthür die Brustbilder des Kaisers und seiner dritten Gemahlin, Anna, mit der er sich im Jahre 1353 vermählt hatte. Sie halten gemeinschaftlich ein reich verziertes Kreuz, dessen erhöhte, vergoldete Masse ehedem mit Edelsteinen besetzt war. Der Kaiser erscheint hier in besonders heiterer Stimmung, seine allerdings sehr schöne, junge Gemah-

lin*) betrachtend; es könnte sich dieses Bild jedoch auch auf die Geburt seines ersten männlichen Nachkommen, des nachmaligen Königs Wenzel, beziehen, welche im Jahre 1361 erfolgte.

Können wir bei der Schönheit der zuletzt erwähnten Frescomalereien und ihrer von der böhmischen Art verschiedenen, aber mit der deutschen sehr übereinstimmenden Darstellungsweise, mit einiger Sicherheit annehmen, dass sie von dem kaiserlichen Hofmaler Nicolaus Wurmser aus Strassburg herrühren, so scheint mir dieses weniger zulässig bei den Wandmalereien im Stiegenhaus, dessen Treppe im Karlstein zu der h. Kreuzkapelle führt, obgleich ich, in soweit die wenigen noch rein erhaltenen Ueberreste ein Urtheil darüber zulassen, auch diese für deutsche Arbeit halte. Sie zeigen Darstellungen aus der Legende des h. Wenzel und der h. Ludmila. Am obern Ende des Stiegenhauses sieht man Karl IV. mit drei Domherren seine Andacht vor einem Altar verrichten; dabei kniet auch seine zweite Gemahlin, Agnes von der Pfalz. Im Gewölbe ist ein Antlitz Christi von zwei Engeln umgeben gemalt. Zeichnung und Ausführung scheinen von einem weniger guten Meister, als dem der Malereien in den Kapellen zu sein; ihr verdorbener Zustand lässt jedoch keine gehörige Beurtheilung zu; nur so viel ist gewiss, dass sie das Gepräge deutscher Art und Weise tragen. Sollten sie etwa von dem alten Meister Kuncz herrühren? — der auch in den Diensten des Kaisers gestanden und dem eine Theilnahme an den Malereien im Karlstein in alten Beschreibungen der Burg zugeschrieben wird. Auch die Geschichtsschreiber rühmen ihre Schönheit.

Wenn die Rede ist von italienischen Künstlern, welche zur Zeit Karls IV. in Prag Beschäftigung gefunden, so können hier nur jene Mosaikarbeiter gemeint sein, welche das Jüngste Gericht in Mosaik an der Südseite der St. Veitskirche auf dem Hradschin im Jahre 1369 ausgeführt haben. Dasselbe besteht aus drei Abtheilungen neben einander. In der Mitte thront Christus in einer Mandorla von Engeln umgeben; darunter knieen auf der einen Seite die Heiligen Procopius, Sigmund und Veit, gegenüber S. Wenzel, S. Adalbert und die h. Ludmila. In den Nebenbildern erblicken wir verehrend, links die Maria, rechts Johannes den Täufer (?) in grünem Kleid und weissem Mantel, nebst mehreren Heiligen hinter ihnen. Unten befinden sich auf der einen Seite die Erlösten der Auferstehung mit drei Engeln, auf der andern Seite die Verdammten von einem gerüsteten Engel mit gezogenem Schwerte zur Hölle getrieben. Das Ganze auf Goldgrund ist in jener würdigen Weise des XIV. Jahrhunderts behandelt, ohne jedoch grossartig in der Anordnung zu sein.

Aus Italien mitgebracht sind dagegen die Bilder von Thomas de Mutina (aus Modena) und das schöne Madonnenbild in der Collegiatkirche zu S. Peter und Paul auf dem Wissehrad. Letzteres soll der h. Lucas gemacht haben und wurde als solches von Karl IV. sehr hoch gehalten; Rudolph II. schenkte es seinem geheimen Rath Andreas Hannewald von Eckersdorf, und dieser stiftete es in jene Kirche. Es ist etwa von einem Drittheil Lebensgrösse, zeigt im Schnitt des Kopfes, den fein geschlitzten Augen, der zwar vollen, aber langen,

*) Palacky, Gesch. von Böhmen II. S. 323.

graden Nase und dem vollen Mund alle jene Eigenthümlichkeiten der italienischen Malerschule aus dem XIV. Jahrhundert. Auch dass das Kind einen Finger in den Mund steckt, ist ein in Italien damals oft vorkommendes Motiv, und das mit goldenem Ringelmuster gezierte Kleid desselben lässt eine italienische Arbeit erkennen. Den Grund hat Karl IV. mit einem Goldblech überdecken lassen, in dem in Würfelfeldern der Adler, der böhmische Löwe und zwei kreuzweis über einander gelegte Schlüssel abwechselnd erhaben ausgepresst sind. Letztere machen es wahrscheinlich, dass der Kaiser das Bild vom Papst zum Geschenk erhalten hat.

Die zwei Reise-Altärchen von Thomas von Modena, noch in der h. Kreuzkapelle auf dem Karlstein befindlich, sind mit vergoldetem Schnitzwerk von italienischer Arbeit eingerahmt. Das eine Bild stellt eine Pietà, oder die halbe Figur des in einem Sarkophag stehenden Christus dar. Ueber ihm im Giebelfeld hält die halbe Figur eines Engels einen Zettel, dessen Schrift aber zerstört ist. In den Nischen der Seitenpilaster erkennt man noch Johannes den Täufer und einen Apostel. Das Bild trägt die Inschrift:

THOMAS DE MUTINA FECIT.

Das andere Altärchen desselben Meisters zeigt die halbe Figur der Maria, das bekleidete Christkind auf dem linken Arm haltend. Sehr schön sind die vollen Formen der Köpfe. Die Schatten der blühenden Carnation gehen ins Bräunliche über. Im Vergleich mit den Madonnenbildern des Giotto sind die Augen offener gehalten und die Schattentöne der Fleischtheile nicht grünlich untermalt. Der Goldgrund ist fein gemustert, die Heiligenscheine stark erhaben. Im Giebelfeld hat die halbe Figur des mit weissen Rosen gekrönten Engels einen weissen Stab in der Hand. An den Pilastern sind vier musicirende Engel und zwei Evangelisten, Bücher haltend, gemalt, und in den spitzen Endigungen die Kirchenväter, von denen aber nur noch einer sichtbar. Da die beiden Tafeln in ihrer Grösse und architektonischen Einfassung sich ganz gleich sind, so scheint es, dass sie ehedem als Seitenbilder eines nicht mehr vorhandenen Mittelbildes gedient, was jetzt bei ihrem mangelhaften Zustande nicht mehr erkannt werden kann.

Fragmente eines dritten Altarbildes, nämlich die halben Figuren der Madonna, des h. Wenzel und des h. Palmatius,*) befinden sich jetzt in einer neuen Umrahmung in der Bildergallerie des Belvedere zu Wien, wohin sie aus dem Karlstein gebracht worden sind. Unter der h. Jungfrau stehen folgende leoninische Verse:

Quis opus hoc finxit? Thomas de Mutina pinxit,

Quale vides, lector, Barisini filius auctor.

Aus dieser Inschrift ergiebt sich, dass Thomas von Modena der Familie Barisini angehörte, welche bis auf den heutigen Tag noch in jener Stadt fortblüht.**) Ein Wandgemälde, vierzig Dominikaner vorstellend, im Capitelsaal von S. Nicolo zu Treviso hat folgende Inschrift: „*Anno Domini M. CCCLII. Prior Tarvisinus ordinis praedicatorum depingi fecit*

---

*) Seroux d'Agincourt, *Histoire de l'art par les monumens Pl.* 133.

**) S. Wocel, Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde S. 145.

istud capitulum et Thomas pictor de Mutina pinxit istud“, wodurch wir bestimmte Kunde über des Malers Lebzeit erhalten. Wahrscheinlich, dass Karl IV. auf seinem Römerzug in den Jahren 1354 und 1355 demselben die Ausführung obiger Altarbilder übertragen hat. Von ihm soll er sich auch mit des Papstes Erlaubniss eine Copie nach dem in S. Giovanni in Lateran befindlichen Antlitz Christi, welches dem h. Lucas zugeschrieben wird, haben fertigen lassen. Dieses interessante Bild, umgeben von einer später hinzugefügten Randmalerei mit sechs kleinen Figuren der Landespatrone Böhmens, befindet sich noch in der Cathedrale zu S. Veit, nahe beim Eingang in die Sakristei aufgestellt. Eine andere Vera icon, welche der Evangelist Lucas selbst gemalt haben soll, und gleichfalls vom Kaiser aus Italien nach Prag gebracht worden ist, bewahrt der Domschatz. Den Grund des Temperabildes bedeckt ein Goldblech.

(Schluss folgt.)

Archäologische Reiseberichte.

Magdeburg.

(Fortsetzung. — Vergl. Heft IV. S. 165.)

Kloster U. L. Frauen. Nachdem wir die Marienkirche, ihres künstlerischen Interesses wegen, einer genaueren Untersuchung unterzogen, schliessen wir noch einige Worte bezüglich der dazu gehörigen Klostergebäude an.

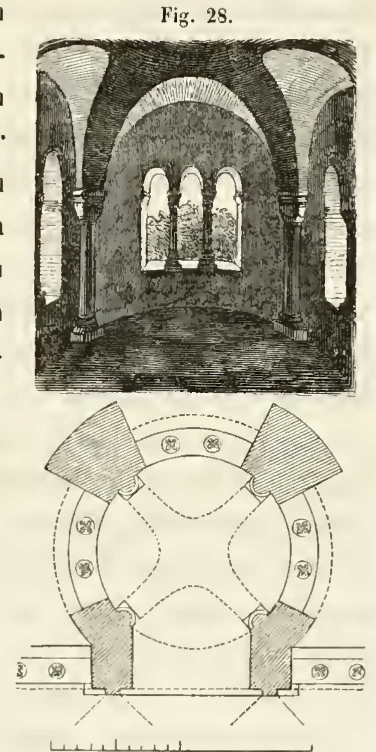
Den Winkel zwischen Altarhaus und dem nördlichen Kreuzarme, wo ursprünglich wohl wie noch jetzt auf der Südseite, eine Nebenabside gewesen sein wird, nimmt gegenwärtig eine Kapelle ein, deren rundbogiges Kreuzgewölbe, ohne Rippen, durch drei Paar sehr schlanker Pfeiler und Säulen getragen wird, Paar für Paar von gleicher Bildung. Das östlichste derselben sind viereckige Pfeiler, mit Ecksäulchen: letztere allein haben Blattkapitäle, während der Pfeiler selbst nur durch ein profilirtes Kämpfergesims abgeschlossen ist. In der Mitte befinden sich zwei Säulen mit Blattkapitälen, welche ohne Trennungsglied sogleich aus dem Schafte entspringen. Das westlichste Paar sind achteckige Pfeiler, welche jedoch so gebildet sind, dass die schrägen Seiten sich unter dem Kämpfer wieder in die viereckige Grundform desselben zusammenschmiegen, welche Formbildung durch überkragendes Blattwerk weiter ausgebildet wird. Im Wesentlichen darf man also auch diese letzteren Pfeiler als viereckige betrachten, deren Ecken stark abgeschrägt sind. Während anderwärts auch die Basis die viereckige Hauptform zeigt, die achteckigen Flächen auch unterhalb gegen dieselben sich curvenförmig verlaufen, geschieht dies hier bloss am Obertheil des Pfeilers.

Diese sehr auffällige Bildung zeigt sich auch bei einzelnen Pfeilern im Langhause der Kirche. Ausserdem habe ich sie bisher nirgend gefunden; nur ist neuerlich noch die Entdeckung gemacht worden, dass auch die Pfeiler des bereits 1565 zerstörten Langhauses der Kirche auf dem Petersberge bei Halle ursprünglich diese Form gehabt haben, weshalb auch bei der eben vollendeten Herstellung desselben sie durchgehend in dieser Weise erneuert worden sind. Da nun feststeht, dass dieses Langhaus gegen die Mitte des XII. Jahrhunderts erbaut wurde (zwischen 1137 und 1151), so lässt sich hieraus auf eine ungefähre Gleichzeitigkeit der Magdeburger Bauten um so mehr schliessen, als der Petersberg bekanntlich in engster Beziehung zu Magdeburg stand. Man wird also hieraus einestheils folgern können, dass die ältere Form des Langhauses der Marienkirche, auch im Uebrigen denen des Petersberger Schiffes am meisten verwandt, gleichfalls gegen die Mitte des XII. Jahrhunderts fallen wird, was wir früher schon auf andere Weise wahrscheinlich zu machen suchten; die Kapelle jener Kirche aber, welche viel entwickeltere und schlankere Verhältnisse zeigt, der zweiten Hälfte desselben angehören wird. Noch ist zu bemerken, dass die nördliche äussere Seitenwand des Altarhauses, welche jetzt als innere Südwand der Kapelle dient, mit Flachpfeilern besetzt ist, die mit der jetzigen Architektur der Kapelle ausser Zusammenhang stehen. Auch hieraus folgt, dass letztere erst ein späterer Anbau ist. Noch zeigt die jetzt vermauerte Thür zum nördlichen Arme des Kreuzes, innerhalb des Südwestwinkels der Kapelle, das Weihwasserbecken des alten Einganges. Jetzt ist die schöne Kapelle nur vom Kreuzgange aus zugänglich.

Dieser Kreuzgang gehört zu den schönsten und merkwürdigsten, die jetzt in Deutschland noch existiren. Auf der Nordseite der Kirche gelegen, umgiebt er einen ziemlich grossen Garten, nach Osten selbst über die östliche Ausdehnung des Altarhauses der Kirche vortretend. Neun Rundbogenarkaden ziehen sich an der Nord- und Südseite hin; je sieben an den beiden anderen. Jeder Rundbogen wird durch kleinere Rundbögen über Säulen ausgefüllt, während Wandpfeiler nach innen vortreten, um das rundbogige Kreuzgewölbe des Umganges zu stützen. Alles dies ist in zwar nicht sehr brillanter, aber edler romanischer Bildung der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts ausgeführt, und gewährt einen höchst würdigen Anblick; namentlich jetzt, wo das Erdreich des mittleren Gartens, das noch vor wenigen Jahren bis zur halben Höhe der Arkaden aufgehöht war, bis zur Sohle derselben gesenkt ist, und die früher völlig versperrten Bogenstellungen geöffnet sind, um den reizendsten Einblick in den mit Bäumen und Blumen zierlich besetzten Garten zu gewähren. Auch die grossen Doppelhallen, welche den Kreuzgang gegen Westen hin erweitern, sind theilweise wieder von den trennenden Zwischenwänden befreit worden und bilden jetzt eine grossartige Erweiterung der schon an sich so grossartigen Halle. Zum Theil von Marmorsäulen gestützt, zeigten hier die Gewölbe auch noch bedeutende Spuren alter Malereien. Leider wurden letztere von den mit Herstellung jener betrauten Technikern erst da entdeckt, als sie dieselben, behufs der Erneuerung, herausnahmen, so dass eine Rettung später unmöglich war, wo die Thatsache zur Kenntniss der betreffenden Behörden kam. In dieser Halle soll einst der Probst über seine Unterthanen zu Gericht gesessen haben.

Eine sehr eigenthümliche Unterbrechung bildet im Kreuzgange ein kleiner Rundbau, welcher an der Ostseite desselben, vor der dritten Bogenstellung von Norden her, vorspringt. Im Innern nur 14 Fuss im Durchmesser, wird er durch vier übereck vortretende Halbsäulen mit geschmückten Würfelkapitälen, über denen vier Kappen in das Kuppelgewölbe emporsteigen, in vier Arkaden getheilt, deren eine als offener Zugang vom Kreuzgange aus dient, die drei anderen aber jede wieder, wie die Kreuzgangsarkaden, durch drei kleinere Rundbögen mit Zwischenpfeilern geöffnet sind. Diese Pfeiler sind aufs zierlichste ausgebildet, ein jeder aus vier Ecksäulchen mit verbindenden Kehlen und Zwischengliedern bestehend. Jetzt, wo das Ganze wieder von den bisherigen Vermauerungen befreit, den zierlichsten in das Grün des Gartens vortretenden offenen Erker bildet, kann man die volle Schönheit dieser Anlage bewundern, die in Deutschland nirgends ihres Gleichen haben dürfte und eher an mährchenhafte Anlagen des Südens und Orients erinnert. Oberhalb dieses Raumes befindet sich noch ein zweiter, der oben in einer Art kegelförmigen Gewölbes endet; doch ist er ohne alle Fenster. Nach Aussen treten zwei mächtige, nur sehr roh gebildete Strebepfeilermassen zwischen den offenen Arkaden vor. Der Name Tonsur,*) welcher sich für diese Kapelle (vgl. die innere Ansicht und den Grundriss Fig. 28) erhalten hat, bezeichnet dieselbe als ein ehemaliges Brunnenhaus, wie sich dergleichen als Ausbauten an den Kreuzgängen in so vielen Klöstern befanden.

Fig. 28.



Vor der Nordseite des Kreuzganges lagert ein mächtiger Bau, aus drei langen rundbogigen Tonnengewölben übereinander bestehend, jedes von 24 Fuss lichter Breite; das obere, zu ebener Erde, mit dem Kreuzgange von fast gleicher Höhe. Während die unteren, niederen Gewölbe wohl stets Vorrathskeller waren, wird der obere Saal als Refectorium des Klosters gedient haben, wie er denn noch jetzt zum grossen Theile als Speisesaal benutzt wird. Die Seitenmauern sind, der Mächtigkeit der Gewölbe entsprechend, jede 5½ Fuss dick. Der über die Flucht des Kreuzganges frei vortretende Ostgiebel dieses Gebäudetheils hat unten, schon in die Erde gesenkt, die Rundbogenthür, durch die man auf tiefer Treppe in die Keller hinabgeht; darüber drei isolirte Rundbogenfenster, das mittlere der Wölbung des Innern gemäss etwas schlanker hinaufsteigend, und drei kleine Rundfenster, die es oben umkränzen: endlich noch höher einen Giebel mit einer Arkadenstellung von fünf nach der Mitte zu höher aufsteigenden Arkaden über Mittelsäulchen. Nur der letztere Schmuck entspricht der Architektur des übrigen Kreuzganges; zugleich erkennt man aber auch, dass dieser obere

*) Vgl. über diese Benennung der klösterlichen Brunnenhäuser und Waschstätten Feil, Heiligenkreuz (Mittelalterl. Kunstdenkmale des Oesterreich. Kaiserstaates. Lief. 2) S. 38.

Giebel erst später dem älteren Tonnengewölbebau aufgesetzt worden ist. Letzterer wird also älter, als der jetzige Kreuzgang anzunehmen sein, womit auch seine über denselben nach Osten isolirt hinausgeschobene Länge wohl übereinstimmt. Dennoch wird man, da für das XI. Jahrhundert in Deutschland nirgend auch nur ähnlich grossartige Gewölbeanlagen vorkommen, schwerlich annehmen können, dass dieser Bau noch zu den älteren Stiftsgebäuden, vor Aufnahme der Prämonstratenser, gehört, da wir ja urkundlich wissen, wie unbedeutend jenes Stift mit nur 12 Kanonikern war. Man wird also zu der Annahme geführt, dass jener Tonnengewölbebau zu den ersten Anlagen gehörte, welche die 1129 eingeführten Prämonstratenser errichteten, denen sie erst später im Verlaufe des Jahrhunderts den schönen Kreuzgang in etwas abweichendem Style hinzufügten. Jener Bau entspräche dann auch der französischen Heimath des Ordens, wo ja das Tonnengewölbe schon im XI. Jahrhundert allgemein herrschte und erst im XII. Jahrhundert nach und nach durch das Kreuzgewölbe verdrängt wurde. In Prémontré selbst haben wir ja grosse Tonnengewölbe in Menge, wenn auch nur in kleineren Maassverhältnissen, aufgefunden*), und grössere finden wir dort jetzt vielleicht nur deshalb nicht, weil sie entweder in neuerer Zeit völlig zerstört oder durch spätere Umbauten ersetzt waren.

Wenn wir hierin also einen ersten französischen Einfluss auf die Architektur des Liebfrauenklosters in Magdeburg erkennen, wie er durch Vermittlung der dort eingezogenen ersten französischen Mönche wohl erklärlich ist, so zeigt dagegen die übrige Bauweise des Klosters, dass man jenen Einfluss sehr bald abgestreift und der heimischen Weise sich völlig zugewandt hatte. Nur jene Strebepfeiler der kleinen Rundkapelle des Kreuzganges deuten einigermassen noch auf einen solchen hin. Die frühgothische Architektur des Umbaues der Kirche lässt jenen Einfluss zwar gleichfalls nicht verkennen, doch wagen wir nicht hiermit die Ordensverbindung speciell in Verbindung zu bringen, da sich derselbe doch damals auch schon anderwärts in Deutschland mächtig zeigt, und an dem benachbarten Dom sogar in noch viel auffälligerer Weise.

Dom. Wir wenden uns nun zu dem bedeutendsten Bauwerke der Stadt, und einem der bedeutendsten in Deutschland, dem in Norddeutschland nur der benachbarte Dom zu Halberstadt in alter Eifersucht die Palme streitig macht. Es ist nicht uninteressant, beide mit einander zu vergleichen. Beide Cathedralen sind langgestreckt und erreichen im Mittelschiffe fast die gleiche Höhe von etwas über 100 Fuss. Beide entfalten eine Front mit Doppelthürmen, einen niederen Umgang um den hohen Chor; in beiden trennt noch jetzt ein reichgeschmückter, spätgothischer, in das Querhaus vortretender Lettner, letzteres vom Altarhause, bei beiden liegt ein alter und mit historisch merkwürdigen Nebensälen umgebener Kreuzgang der Südseite vor, und beide zeigen die Entwicklung der gothischen Baukunst von ihren ersten Uebergangsformen im XIII. Jahrhundert an bis zu den letzten Formenbildungen im Anfange des XVI. Jahrhunderts. Und doch, wie wesentlich verschieden ist der Eindruck beider. Die Thürme des Halberstädter Doms stehen mit der Bedeutsamkeit

*) Siehe die Beschr. d. Kirche (Heft III.) S. 135 ff.

der Kirche doch nicht im richtigen Verhältniss, wenn statt der gegenwärtigen gedrückten, wie so eben beabsichtigt wird, auch schlankere Spitzen sie krönen werden; in Magdeburg sind dieselben fast zu hoch im Verhältnisse zur übrigen Kirche, und gehören zu den wenigen, welche bis zu den steinernen Blumen der Spitze hinauf vollendet worden sind — bis auf die eine fehlende, welche Tilly angeblich herabgeschossen haben soll. Dagegen ist der Chor des Magdeburger Doms zu kurz ausgefallen, während der Halberstädter sich in schönstem Längenmaasse entfaltet. Als Ersatz für die mangelnde Länge umgiebt den Magdeburger Chor ein Kranz von Kapellen; in Halberstadt tritt nur eine, aber in längerer Ausdehnung, vor der Mitte des Ostpolygons vor. Der Magdeburger Dom zeigt unten weitgestellte Pfeiler und Arkaden, der Halberstädter schlank aufsteigende; jener mit reichstem Blattwerk der Kapitäle, dieser fast nackt daran. Ein Theil der Verschiedenheiten erklärt sich daraus, dass der Magdeburger Dom im Osten, der Halberstädter im Westen begonnen wurde; dass dort ein grosser Theil der Anlage noch die älteren romanischen Reminiscenzen bewahrt hat, denen nach langer Unterbrechung der Oberbau nicht ganz harmonisch aufgesetzt wurde; während hier nur der Thurmbau wesentlich divergirende Formen zeigt, der übrige Bau aber in seiner Conception, die man auch bei der späteren Ausführung im Wesentlichen festhielt, der vollsten Entwicklung der Gothik angehört, die sich hier in voller Pracht mit Strebebögen und Strebepfeilerpyramiden entwickeln konnte, während das Langhaus in Magdeburg eine fast ärmliche, weil eilige Vollendung der lange zuvor in anderem Style begonnenen Theile ohne jenen reicheren Schmuck zeigt, der hier nirgend hervortritt. Im grossen Ganzen genommen, wird man daher die mächtige Wirkung nicht verkennen, welche die ernsten Formen des Mageburger Doms auf jeden Beschauer ausüben; nicht minder wird den Kunstkenner die Fülle der architektonisch-archäologischen Schönheiten erfreuen, an denen jeder Theil der Cathedrale reich ist: die Gesammtverhältnisse des Halberstädter Doms aber werden, was absolute Schönheit betrifft, den Vorzug verdienen, demselben, als Kunstwerk im Ganzen, also wohl der erste Preis zu ertheilen sein, obschon der Kenner mit nicht minderer Vorliebe in den unendlich anziehenden Hallen seines Nebenbuhlers verweilt. Ich bin oft in beiden Domen gewesen; jedesmal habe ich neue Schönheiten entdeckt, und zweifle nicht daran, dass erneuerte Besuche auch jedesmal wieder neue offenbaren werden.

Es kann hier nicht der Ort sein, ein so bedeutendes Monument, wie den Magdeburger Dom, bei Gelegenheit einer cursorischen Wanderung, im Einzelnen zu würdigen, um so weniger, als durch die Herausgabe von Rosenthal und andere Veröffentlichungen, die Mehrzahl unserer Leser mit demselben bereits vertraut ist. Ich bescheide mich daher nur einzelne Punkte hervorzuheben, welche der Beachtung besonders werth sein dürften, und eine solche bisher nur wenig oder gar nicht gefunden haben.

Dahin gehört vor Allem die Gesammtanlage des Doms, namentlich des Chors. Wir sehen hier, wie schon oben gesagt wurde, das Polygon des Chorschlusses von einem Umgange umgeben, und diesen wieder mit einem Kapellenkranze: genau wie fast alle grossen französisch-gothischen Cathedralen. Wenn diese Anlage in Frankreich schon Jahrhunderte

lang während der romanischen Periode vorbereitet wurde, indem sichere Bauwerke des XI. Jahrhunderts mit derselben Anordnung schon in verschiedenen Provinzen hervortreten, und sodann die Uebergänge überall mehr oder minder deutlich sich verfolgen lassen: so hat diese grossartigste Grundrissform in Deutschland sich niemals recht einbürgern wollen. Die Umgänge der drei Absiden der Capitols-Kirche in Cöln sind das einzige bekannte Beispiel in Deutschland für das XI. Jahrhundert; aber ihnen fehlen die Kapellen. S. Godehard in Hildesheim zeigt auch diese; aber es ist ein Bau aus der Mitte des XII. Jahrhunderts, wo in Frankreich schon gothische Uebergangsbauten die weitere Ausbildung dieser Form in grosser Mannichfaltigkeit zeigen, während in Deutschland kein anderes Beispiel bis zur Einführung des gothischen Systems vorkommt. Denn in der Krypta des Doms zu Basel ist sie nur sehr unvollkommen ausgedrückt, während sie im Oberbau sogar wieder verschwindet; auch fallen die ältesten Theile hier wahrscheinlich erst in den Anfang des XIII. Jahrhunderts, gleichzeitig mit den so verwandten Domen zu Naumburg und Bamberg. Dann erscheint, mit dem Anfange des Jahrhunderts (um 1208), der Chor zu Magdeburg. Nicht viele andere Kirchen in Deutschland, unter denen der Cölner Dom den ersten Rang einnimmt, sind zu nennen: einige Cistercienser-Kirchen am rechten Ufer des Niederrheins (Heisterbach, Marienstadt und Altenberg) und endlich die späteren französisch-böhmischen Cathedral-Anlagen zu Prag und Kuttenberg, denen sich im XV. Jahrhundert der spätgothische Chor des Münsters in Freiburg anschliesst. Sehr merkwürdig ist es, wie daneben im Bezirke des Ziegelbaues eine ganze Reihenfolge ähnlicher Anlagen in den alten Hansestädten an der Ostsee und unter deren Einfluss auftaucht, welche nicht grade auf direct französischen, vielmehr auf einen durch die Niederlande vermittelten Einfluss hindeuten. Wo wir diese Form aber finden, dürfen wir wohl auf irgend einen, wenn auch indirecten französischen Einfluss schliessen. Wir sehen hier billig von den späteren Beispielen, so wie denen der Cistercienser-Kirchen ab, wo der Einfluss der französischen Gothik zu Tage liegt; er wird jetzt von Niemand, der sich mit der Geschichte der Baukunst ernstlich beschäftigt, mehr bezweifelt. Betrachten wir hier nur die frühesten Vorkommnisse. Bei Hildesheim dürfte der Umstand hervorzuheben sein, dass die Canonisation des heil. Godehard, in deren Folge erst die Kirche erbaut wurde, auf dem Concile zu Rheims im Jahre 1131 erfolgte. Die Betheiligten mochten von dort den mächtigen Eindruck, den die französischen Choranlagen machten, mitnehmen, vielleicht auch den Plan zur neuen Kirche. Bei der Ausführung wurde auch, wie in Frankreich, der Chorumgang eingewölbt; nicht aber das Mittelschiff, das seine flache Decke behielt. Auch alle Details der Kirche, so wie die ganze übrige Bauweise, sind durch und durch deutsch, also von deutschen Werkleuten ausgeführt worden.

Ein ähnliches Verhältniss lässt sich am Magdeburger Dome erkennen. Die Gesammtanlage entspricht in gleicher Weise der französischen, nur dass, der fortgeschrittenen Ausbildung gemäss, hier überall die schon bei weitem entwickelteren Formen hervortreten. Der Spitzbogen herrscht schon fast überall vor, wie damals in Frankreich, während er in Deutschland im ersten Decennium des XIII. Jahrhunderts kaum mit völliger Sicherheit nach-

zuweisen ist. Der Chorschluss nicht minder wie der Umgang haben die alte Halbkreisform bereits in die polygone verwandelt, und auch die Kapellen zeigen diese Form wenigstens von Aussen. Alle Räume sind nicht nur mit spitzbogigen Kreuzgewölben überspannt, sondern diese sind auch schon mit profilirten Rippen versehen; nur am Umgange des Chorschlusses fehlen sie, und sind hier nur die Hauptgurten profilirt. Die Arkadenpfeiler des Chors sind mehrfach gegliedert und in den oberen Gesimshöhen, gleich den altgothischen in Frankreich, mit Ringen versehen, welche jedoch auch mehrfach anderwärts in Deutschland vorkommen. Auch fehlt es nicht an einer oberen Gallerie (dem Bischofsgange), welche den ganzen Umgang umkränzt und den Obergeschossen in den Cathedralen zu Paris, Laon, Noyon und Senlis, zu S. Remy in Rheims und N. D. zu Chalons u. s. w. ganz entspricht. Grosse Figuren, zum Theil schon von Baldachinen überstiegen, treten vor die Pfeiler vor, wie sonst nirgend in Deutschland. Auch die spitzbogigen Fenster der Kapellen, noch mehr des Obergadens im Chor, zeigen französischen Charakter, wenn letztere überhaupt, namentlich das Maasswerk derselben, auch schon eine spätere Zuthat sein sollte.

Nicht minder ist aber auch die Verschiedenheit des deutschen Doms von den französischen hervorzuheben. Während hier die leichtaufstrebenden Verhältnisse in fortwährender Auflösung aller Massen sich manifestiren, die Gliederung aller Theile bis ins Einzelne sich fortsetzt, herrschen dort doch im Ganzen die Massen vor, und nur schwer lösen sich die wenig gegliederten Theile aus denselben heraus; die Pfeiler des Chors sehen mehr wie durchbrochene Wände aus. Das Untergeschoss entbehrt, selbst an den Polygonecken der Kapellen, aller Strebepfeiler; die an den Ecken der Gallerie darüber und am Obergeschosse des Chors vortretenden erscheinen mehr als Eckverzierungen dieser Theile, denn als nothwendige Stützen: was sie auch wirklich nicht sind, da die dicken, wenig durchbrochenen Mauermassen einer solchen nicht bedürfen. Grosse Wandbögen von der Breite einzelner Polygonseiten der Kapellen suchen die starren Wandflächen zwar zu beleben, doch sind sie fern davon, ihnen den aufstrebenden gothischen Charakter zu verleihen, dem sie vielmehr widerstreben. Statt der leichten oberen Krönung der Wände, oft unterbrochen durch die hindurchsteigenden Fialenspitzen, bildet hier ein Bogenfries oder eine ähnlich schwere Krönung den oberen Abschluss derselben. Strebebögen, der schönste Schmuck des Aeusseren der französischen Cathedralen, man möchte sagen, die höchste Poesie der Gothik, fehlen dem Magdeburger Dome gänzlich. Die Ornamentik, an sich von höchst denkbarer Vollendung, entspricht doch sehr wenig den im Ganzen mageren Details der gleichzeitigen französischen Monumente, vielmehr dürfen sie in ihrer Mehrzahl als vorzüglichste Beispiele deutscher spätromanischer Bildung betrachtet werden; kaum anderwärts in Deutschland ist Schöneres der Art geschaffen worden; nirgends in solcher Fülle und Abwechselung.

Dieses Doppelverhältniss lässt sich nur in folgender Weise erklären. Wenn die ganze gothische Conception der Anlage zu Anfange des XIII. Jahrhunderts nur in Frankreich möglich war, so ist der Plan zum Magdeburger Dome auch sicherlich entweder von einem französischen Baumeister entworfen, oder, wenn von einem deutschen, doch so, dass derselbe

persönlich in Frankreich war und sich an den dortigen Cathedralbauten gebildet hatte. Da wir nun wissen, dass Erzbischof Albert, der um die Zeit des Dombrandes in Magdeburg seinen Einzug hielt und wohl ziemlich gleichzeitig den Neubau des Domes begann, vorher in Frankreich war, und in Paris studirt hatte (s. oben [Heft IV] S. 172), so ist allerdings die erstere Alternative die wahrscheinlichere. Imponirt von dem Eindrucke der damals grade in ganz Frankreich sich erhebenden Cathedralen, wird er sich von einem dortigen Meister einen Plan haben anfertigen lassen, der zwar im Wesentlichen zur Ausführung kam, im Einzelnen aber nach der Individualität der ausführenden deutschen Meister fortwährend mehr oder weniger modificirt wurde. Dabei ist es doch sehr denkbar, dass die deutschen Werkleute, um jene neue Bauweise, mit der sie nun zu schaffen hatten, näher kennen zu lernen, selbst nach Frankreich gingen und so auch das Detail derselben mehr kennen lernten. Wirklich ist es nicht zu verkennen, dass letzteres, je mehr es nach oben hinaufrückt, desto mehr auch den eigentlich gothischen Stempel annimmt. Dass aber auch hier Deutsche es waren, die das Werk ausführten, erkennt man daran, dass im Gegensatze zu der in Frankreich vorzugsweise herrschenden Uniformität bei den zusammengehörigen Theilen, hier die in Deutschland auch sonst übliche Mannichfaltigkeit überall auch dort hervortritt, wo eine strengere Kritik wohl eine solche Gleichheit zu fordern berechtigt ist. Wir nennen beispielsweise die Profilirung der Gurte und Graten. Nur der verschiedene Dienst, den sie zu leisten haben, die mehr oder minder grosse Spannweite oder die Stärke des Gegendrucks, pflegen in Frankreich geringe Abweichungen zu motiviren und auch diese fast stets innerhalb eines bestimmten, einer Gegend stets eigenthümlichen Hauptmotivs, das selbst Jahrhunderte wenig zu modificiren pflegen. In Magdeburg*) dagegen erkennen wir im buntesten Wechsel die verschiedenartigsten Bildungen durch einander geworfen, so dass die des Umganges von denen der Kapellen völlig verschieden sind, diese wieder von denen des Chors, und hier wieder zeigt jedes Joch ein anderes Profil, ohne dass dabei eine Art historischer Ausbildung der Formen zu erkennen wäre. Offenbar hat es dem deutschen Meister Freude gemacht, die in seinem Reiseskizzenbuche verzeichneten Formen sämmtlich mit einem Male anwenden zu können.

Bei den älteren französischen Cathedralen pflegt die Fronte eines jeden Kreuzarmes, der der Westfronte analog, gleichfalls mit zwei Thürmen ausgebildet zu sein. So finden wir es z. B. bei S. Denys und den Cathedralen von Laon, Soissons, Chartres, Rouen, Rheims u. s. w. Wenn zu Magdeburg sich jederseits ein Thurm in dem Winkel zwischen Kreuz und Chor erhebt, so könnte man dies wohl gleichfalls als eine Nachahmung der französischen Anlagen betrachten, wenn man zugleich annähme, dass die andere Seite des Kreuzes ebenso flankirt werden sollte; dass hier aber spätere Umänderungen des ursprünglichen Planes im Verlaufe der Bauausführung ein Weglassen desselben veranlasst haben. Da aber auch anderwärts in Deutschland solche Seitenthürme an derselben Stelle nicht

*) Siehe die verschiedenen Profilirungen auf Taf. XIII. Fig. 6 — 16. Der unten folgende Nachweis giebt an, wo sich jede derselben befindet



DOM ZU MAGDEBURG.



ungewöhnlich waren, so erklärt sich das Vorkommen derselben hier auch in anderer Weise und zwar noch einfacher. Letzteres wird noch durch die Architekturformen der Thürme bestätigt, die in mehreren Geschossen, durch Bogenfriese getrennt, nirgend eine Verwandtschaft mit französischer Bauweise, vielmehr überall den deutschesten Charakter zeigen, Mauermassen, nur von kleinen und wenigen, in den beiden unteren Geschossen selbst noch rundbogigen Fenstern, unterbrochen; Ecklissenen mit Bogenfriesen verschiedenster Formbildungen, wo Rundbogen und Spitzbogen und noch wunderlichere Formen willkürlich wechseln.*) Besonders bemerkenswerth ist hierbei das Gesims des unteren Geschosses (Fig. 1. 2), das auch auf der Nordfront des nördlichen Kreuzes hinter der späteren Vorhalle sich hinzieht, wo jeder der auf zierlichen Blattwerkkonsolen ruhenden Rundbögen wieder durch je zwei kleinere Rundbögen über einfacheren Konsolen untergetheilt wird: genau dieselbe Anordnung wie am Untergeschosse des Chorschlusses zu Memleben. Wir haben, des Vergleichs wegen, letzteren (nach eigner Aufnahme) in Fig. 3 daneben gestellt. Die völlige Gleichheit beider Formen lässt an der Gleichzeitigkeit beider nicht zweifeln. Es entsteht hieraus ein neuer Beweis, dass selbst der älteste Theil dieser Kirche, als welcher der Chor zu betrachten ist, an dem ja noch der Rundbogen vorherrscht, erst im Anfange des XIII. Jahrhunderts begonnen wurde.

Die Geschichte unseres Bauwerks ist leider noch sehr wenig aufgeklärt, weil es an authentischen oder auch nur wahrscheinlichen Nachrichten fast ganz fehlt. Das sicherste hat Wiggert in einer kleinen Brochüre**) zusammengestellt. Einige andere Notizen verdanke ich der gefälligen mündlichen Mittheilung dieses mit dem Detail der Magdeburger Geschichte so vertrauten Forschers, dessen längst angekündigtes grösseres Werk leider noch immer nicht erschienen ist. Wir stellen im Folgenden die wichtigsten Momente kurz zusammen.

Nicht einmal die Grundsteinlegung in unmittelbarer Folge des Brandes von 1207 ist völlig sicher, und nur im ganzen Zusammenhange wahrscheinlich. Dass Chor und Kreuzarme beim Tode des Stifters, Erzbischofs Albert, im Jahre 1234 bereits im Wesentlichen fertig gewesen seien, wie Wiggert glaubt annehmen zu dürfen,***) bleibt noch nachzuweisen, dürfte dem Charakter der Achitektur zufolge aber nicht wahrscheinlich sein. Gräber, wie die der Erzbischöfe Albert und Ruprecht († 1266), von denen das des erstern späterhin im nördlichen Kreuze gezeigt, das des zweiten aber im südlichen aufgefunden wurde, sind kein absoluter Beweis für diese Annahme, da dergleichen Begräbnisse sehr häufig in unvollendeten Kirchen stattfanden. Viel wichtiger ist die Urkunde des Erzbischofs Conrad vom Jahre 1274,†) welche überhaupt als eine der merkwürdigsten für die Baugeschichte zu betrachten ist. Wir können daher nicht umhin, die wichtigste Stelle dieser Urkunde

*) Siehe Taf. XIII. Fig. 1. 2. 4 und 5.

**) Der Dom zu Magdeburg, von Fr. Wiggert. 1845.

***) Wiggert drückt sich noch sehr vorsichtig aus; Schnaase (Gesch. d. bild. Künste V, 468) nimmt diese Jahreszahl schon als gewiss an, ohne neue Gründe hinzuzufügen.

†) Abgedruckt in v. Ledebur's Archiv V, 168.

hier einzuschalten. ..... *Insuper nobilis structura nostri Monasterii, seu fabrica, de sumptuoso opere laudabiliter inchoata, detestatur inanitione pecuniae, sine qua nihil potest proficere. Dolet suos parietes non protendi, gemit bases similiter vix fundari, nec stilos erigi, capitella desuper non extolli, testudines tardius quam expediat arcuari, ut ad consummationem operis de tecto nulla fiat adhuc mentio. Moram et deperditionem temporis videtur deplangere, stratum pavimentum exhibet aliquotiens madidum, et parietes saepe suos ostentat ingruente pluvia lacrimosos. Huic siquidem indigentiae necessarium est succurrere* ..... Es folgt sodann, im Einverständnisse mit dem Kapitel, eine Bestimmung wegen Verwendung gewisser kapitularischer Einkünfte zum Besten der Domfabrik. Wir brauchen zur Erläuterung kaum einige Worte hinzuzufügen, da die Worte für sich selbst genugsam sprechen und zeigen, wie der Bau allerdings begonnen und wesentlich gefördert, wie er aber als nirgend vollendet dargestellt wird; namentlich war das Dach noch nicht einmal begonnen, was voraussetzt, dass auch nirgend die Gewölbe darunter geschlossen waren, da sie ohne Schutz der Witterung nicht ausgesetzt werden durften. Wenn Wiggert annehmen zu müssen glaubt, dass sich jene Nichtvollendung nur auf den westlichen Theil der Kirche und die Schliessung des Hauptschiffs beziehen werde,*) so enthält die Urkunde doch nicht das Mindeste, was diese Annahme rechtfertigte; der ganze Inhalt lautet vielmehr dahin, dass man den Dom in seiner Gesammtheit als nirgend vollendet anzunehmen habe. Dieses wird auch dadurch verstärkt, dass es dem Domkapitel, das eben zu persönlichen Beisteuern sich entschloss, ja vor Allem darauf ankommen musste, für den Stiftsgottesdienst die Kirche gesichert zu sehen, und da diess noch nicht der Fall war, so brachte es die genannten Opfer.

Dass der Weiterbau nun ernstlich betrieben worden sei, trotz der zwischen 1277—1325 im ganzen Stifte herrschenden Verwirrungen, lässt sich aus mehreren Umständen vermuthen. Ein Grabstein von 1294, westlich vom Kanzelpfeiler des Schiffes, ist allerdings kein voller Beweis, wie wir oben sahen. Mehr aber ist die Weihe des Altars am Eingange vom Kreuze in den Chor, nördlich des jetzigen Lettners, dafür anzuerkennen, da er zur Zeit des Papstes Bonifacius VIII. (1294—1303) von den Bischöfen Johannes von Havelberg (1292—1304) und Volrad von Brandenburg (1296—1302), also jedenfalls während der kürzeren Regierungszeit des Letzteren, geweiht wurde.**) Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, dass das Kreuz um diese Zeit vollendet gewesen sein wird, so dass der Altar daselbst nun geweiht werden konnte, und dass man sich nun mit Macht zu dem Weiterbau des Schiffes gewendet habe, wozu es aber nöthig war, zuvor das S. Nicolai-Stift niederzureissen, das ungefähr dort stand, wo sich gegenwärtig die westlichen Thürme befinden. Die Verhandlungen mit dem Stifte begannen im Jahre 1307 und wurden 1310 beendet, wie mehrere Urkunden beweisen. Dass ein grosser Theil des Schiffs schon 1327 vollendet gewesen sei, wie alte, obschon nicht gleichzeitige Nachrichten mittheilen, ist nicht unmöglich. Doch lassen die neuen Steuern des Domkapitels zu Gunsten der Baukasse, seit

*) Auch hier betrachtet Schnaase a. a. O. S. 564 diese Annahme, als „ausser allem Zweifel“ stehend.

**) Siehe die Inschrift bei Koch: Der Dom zu Magdeburg. 1815. S. 66.

dem Jahre 1338, vermuthen, dass noch viel zu thun übrig blieb, und dass die 1363 endlich vollzogene Weihe nicht bloss wegen der Kosten dieser Feierlichkeit verzögert worden sei. Dass manche Theile noch später fallen, namentlich der obere Aufbau der Thürme erst zwischen 1500—1520, ist bekannt.

Vergleichen wir den Styl der einzelnen Theile des Gebäudes mit obigen Nachrichten, so ist augenfällig und allgemein anerkannt, dass der Chor älter ist, als alles Uebrige. Doch lässt eine genauere Betrachtung erkennen, dass auch ein Theil des Langhauses in seinen unteren Theilen denselben Styl zeigt, wie die unteren Theile des Chors. Die zwei östlichsten Pfeiler der Nordseite (excl. derer des Kreuzes) zeigen genau dasselbe schöne romanische Blattwerk der Kapitäle, wie jene des Chors, während die beiden westlichen gewöhnliche gothische Blattkapitäle haben. Auf der Südseite dagegen ist nur der östlichste Pfeiler in der Weise des Chors gebildet, während die 3 westlichen die gothische Bildung zeigen, doch so, dass die östliche Seite des östlichsten der letzteren, zwei Reihen altgothischer Knospenblätter hat. Offenbar wurden also jene älteren, östlichen Pfeiler gleichzeitig mit denen des Chors angelegt, während die grössere westliche Hälfte des Langhauses erst einer späteren Zeit angehört. Sehr bemerkenswerth ist es dabei, dass gerade diese Pfeiler, nach der sehr genauen Untersuchung des Dom-Custos Brandt, ebenso wie die unteren Theile des Altarhauses, keinerlei Steinmetzzeichen haben, welche erst an den jüngeren Theilen erscheinen.*) Derselbe hat zugleich nachgewiesen, dass diese Bautheile sich auch in Material, Technik und Styl von allen übrigen Theilen wesentlich unterscheiden, und daher als ältester Theil des Doms zu betrachten sind. Der schon genannte doppeltgetheilte Bogenfries, welcher am Untergeschosse des nördlichen Kreuzes, vom Thurme daneben aus, vorbeizieht, lässt erkennen, dass auch die Untertheile des Querhauses dieser selben Periode zugehören. Auch an der Südseite, innerhalb des später erst zugefügten Kreuzganges, erkennt man, wie die ursprüngliche Basis des Doms von Osten her durchstreichend grade dort im Westen aufhört, wo innerhalb im Langhause der architektonische Abschnitt der älteren Theile aufhört und dass von da an eine andere Form der Basis beginnt. Zwei längs derselben in schöner Majuskelschrift sich hinziehende Grabschriften des 1271 gestorbenen Richardus jun. de Czerwist und seiner Mutter Aleidis deuten wenigstens an, dass diese Basis damals vorhanden und wahrscheinlich noch ohne Fortsetzung gegen Westen hin war. Nächst diesen ältesten Theilen des Doms wird dann wohl der Bischofsgang, das Obergeschoss des Chorumganges, gebaut sein, das in jeder Hinsicht den vorgenannten Theilen verwandt ist. Der Rundbogen herrscht noch in den Gewölben vor, die selbst ohne Grate gebildet sind. Hier kommen die meisten Steinmetzzeichen vor, wie auch anderwärts,**) meist in einzelnen Majuskelbuchstaben, Sternen oder Handwerkszeichen bestehend. Auffallend ist es, dass sie sich nur auf der Nordseite vorfinden, nicht aber an der Süd- und Ostseite und höher hinauf; ein Beweis, wie wenig die Sitte derselben noch eingewurzelt war.

*) Siehe die vorzügliche Abhandlung desselben in den N. Mitth. d. Thür.-Sächs. Ver. VIII. Heft 3 S. 1 ff.
**) Vergl. des Verf. Aufsatz über Regensburg, Deutsches Kunstbl. 1852. S. 189.

Meiner Ansicht nach hatte der Dom etwa diese Höhe erreicht, als Erzbischof Conrad im Jahre 1274 seine Bestimmung zum Fortbau traf, womit die Beschreibung, welche er von dessen Zustande liefert, wohl übereinstimmt. Es wird nun sehr bald die Vollendung des Chors gefolgt sein, dessen oberer Theil doch schon, in Ausbildung der Gothik, von den unteren Theilen abweicht. Es mag, bei den damaligen Wirren in Magdeburg, wieder eine Unterbrechung stattgefunden haben, nach welcher das Querhaus vollendet wurde. Hier finden wir zum ersten Male eine wesentliche Abweichung vom ursprünglichen Plane. Die grössere Höhe desselben, die schlankeren Verhältnisse aller Theile, die völlig gothischen Details, die schon complicirten Fenstertheilungen, das Weglassen der Fortsetzung des Bischofsganges u. s. w. lassen dies erkennen. Dieser Bau gehört der Blüthezeit der Gothik an, obschon er, seines einfachen Charakters wegen, nicht viel Gelegenheit zur Entfaltung derselben darbot. Die Weihe des Altars neben dem Lettner, zwischen 1296—1302, bezeichnet auch wohl die Vollendung dieses Bautheils.

Nunmehr blieb nur noch der Ausbau des bereits früher begonnenen Langhauses übrig. Dazu bedurfte es aber erst des Niederreissens der S. Nicolai-Kirche, was um 1310 geschah, und wo dann wohl der Bau ungestört fortgesetzt werden konnte. Dabei wurde der ursprüngliche Plan dann wieder wesentlich abgeändert. Die quadratisch gestellten Pfeiler des Mittelschiffs erschienen für ein einzelnes Gewölbejoch zu weit; man machte zwei daraus im Fenstergeschoss. Was unten zu weit, wurde oben, bei dem Mangel des Trifoñums, zu eng; es ist daher ein Missverhältniss zwischen der gespreizten unteren Bogenstellung und den engeren fast zu hohen Verhältnissen des Obergeschosses um so weniger zu verkennen, als keine vermittelnde Gallerie dazwischen tritt. Auch das Detail der späteren Theile leidet an einer gewissen Magerkeit. Dagegen ist es nur zu billigen, dass man die unteren Arkaden auch der neuen Theile in gleichen Abmessungen wie die der älteren anordnete, weil hierdurch die Harmonie des Ganzen erhalten wurde. Ueber die Vollendung dieser Theile haben wir uns schon oben geäussert.

Trotz der vielen Missgeschicke, welche den Dom zu den verschiedensten Zeiten trafen, unter denen hier nur die Belagerung und Zerstörung der Stadt durch Tilly hervorgehoben wird, hat derselbe doch noch einen grossen Schatz seiner Ausschmückung bewahrt. Die Fülle der Monumente verschiedenster Perioden, von den ältesten rohesten Erzgüssen an bis zu den spätesten Alabastersculpturen hin, ist sehr bedeutend. Einige machen einen selbständigen Anspruch als Kunstwerke höherer Klasse. Ich rechne dahin die herrlichen Statuen der Ecclesia und der Synagoge, der fünf klugen und der fünf thörichten Jungfrauen, welche in typischer Weise die Seitenwände der Paradiesesthür, hier der nördlichen des Querhauses, schmücken, und mit diesem um 1300 entstanden sein mögen. Sie gehören, was Adel der Gestalten, Schönheit des Faltenwurfs, Ausdruck der Gesichter und sonstigen Schmuck an Kronen und anderem Zierrath betrifft, zu dem Schönsten, was wir aus dem Mittelalter besitzen. Auch die Reste der Vergoldung und Bemalung, welche sie noch zeigen, sind wohl geeignet, ihre anziehende Erscheinung zu erhöhen. Sie sind den weiblichen Statuen des Otto-Monuments

deren wir in einem früheren Aufsatze (Heft III. S. 110) gedacht haben, sehr ähnlich, doch im Ganzen noch vollendeter, wozu auch die bessere Erhaltung derselben beitragen mag. Auch einige Madonnen in beiden Kreuzarmen, die des nördlichen unter einem altgothischen Giebelbaldachine mit Blattwerk von der denkbar vollendetsten Schönheit, sind sehr der Beachtung werth. Desgleichen viele andere grössere und kleinere Statuen, die jetzt meist in den Kranzkapellen des Chors aufgestellt stehen. Die Polygonkapelle mit den sitzenden Statuen Otto's und der Editha von vorzüglicher Struktur, ehemals im Langhause neben der Kanzel stehend, nimmt darunter eine hervorragende Stelle ein: die Architektur derselben ist ein wahres Unicum von Mischung gothischer und orientalischer Formen. Nicht minder beachtenswerth ist der zertrümmerte Mauritius, im malerischen Costüme des XIII. XIV. Jahrh., dessen Mohrenphysiognomie hier eben so künstlerisch schön ausgebildet ist, als wie man ihn sonst hässlich darzustellen pflegte. Ich fand dieses ausgezeichnete Kunstwerk unter altem Gerümpel in einem dunklen Raume versteckt herumliegen, und veranlasste, dass er auf den Altar der östlichen Hauptkapelle versetzt wurde. Zuletzt erwähne ich noch des prachtvollen Taufsteins aus Porphyr, der herrlichen Altarplatte aus Marmor, von 14 Fuss Länge bei mehr als 6 Fuss Breite; endlich das sehr einfache, aber deswegen höchst merkwürdige Grabmal des Stifters, Kaisers Otto I., inmitten des hohen Chors, theils aus Stein, theils an den Seiten aus gegossener Masse; einst soll es mit Silber geschmückt gewesen sein. Ausserdem ist noch eine ungewöhnliche Fülle anderer kostbarster Materialien zu nennen, an denen unser Dom überhaupt reicher sein dürfte, als irgend ein anderer diesseit der Alpen. Vielfach erwähnt sind die kostbaren Marmorsäulen, darunter mehrere von orientalischem Porphyr, welche im Chore und der östlichen Seite des Querhauses, also an den älteren Partien des Domes, vielfach als Theile der aufstrebenden Gewölbträger verwendet worden sind. Man hat unzweifelhaft das Richtige getroffen, wenn man annahm, dass es die geretteten Trümmer des älteren Domes waren, die einst Kaiser Otto aus Italien hieher versetzte, um sie bei dieser seiner Lieblingsschöpfung zu verwenden. Weniger bekannt ist es, dass auch der benachbarte Kapitelsaal, an der Ostseite des Kreuzganges fast in dessen ganzer Ausdehnung belegen, auf einer Reihe ähnlicher Säulen ruht, unter denen sich vorzüglich einige von Verde antico auszeichnen. Während die Kapitäle, auf denen die Doppelreihe der Kreuzgewölbe ruht, ganz dem Style der Erbauungszeit dieses Saales, etwa der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts, entsprechen, erkennt man sehr bald, dass die Basen von weissem Marmor einen völlig anderen, bei weitem alterthümlicheren Charakter zeigen. Es sind verkehrt hingelegte Kapitäle, welche man hier beim Neubau in ähnlicher Weise wie die Säulen, nur weniger schonend, wieder verwendete. Leider haben auch die Fusstritte der Vorübergehenden schon vielfach die alten Formen verdunkelt: dennoch erkannte ich sehr bald die grosse Aehnlichkeit des Blattwerks derselben mit dem der ächt byzantinischen Kapitäle, wie sie in Ravenna durchgehend herrschen. Es leidet also keinen Zweifel, dass sie gleichfalls Reste des alten ottonischen Baues sind und mit den Säulen gemeinsam aus Italien, wahrscheinlich sogar aus Ravenna hieher kamen, dessen Palast ja die Marmorgrube

der nordischen Kaiser wurde, seit Karl der Grosse ihn zuerst plünderte. Die jetzige Benutzung des Kapitelsaals als Provinzial-Archiv schützt Säulen und Basen allerdings vor fernerer muthwilliger Zerstörung, doch können die störenden Schränke keinen befriedigenden Anblick des Innern gewähren: es ist aber auch hier Hoffnung zur Abhülfe vorhanden, namentlich auch, dass die jetzt durch Schränke verdeckten Alabasterreliefs im Polygon der östlich anstossenden Marienkapelle wieder freigestellt werden sollen.

Jene Entdeckung der Ravennatischen Kapitäle führt uns aber noch zu einer anderen Betrachtung. Zuerst hat KUGLER*) auf den alterthümlichen Charakter einiger Kapitäle des Chores aufmerksam gemacht, das völlig griechisch gebildete Akanthusblatt und überhaupt den byzantinischen Charakter derselben hervorgehoben; wobei er jedoch, wie der Verfolg zeigt, auch die ganze romanische Kunst noch mit dem Namen „byzantinisch" bezeichnete, weshalb er damals BÜSCHINGEN auch nicht gerade entgegentreten wollte, der diesen Bautheil noch als Rest des ottonischen Doms annahm.**) Andere haben nach ihm die antiken Elemente dieser Kapitäle, namentlich in den Perlen- und Eierstäben, hervorgehoben. Es ist nicht zu verkennen, dass dieselben im Allgemeinen gleichfalls den ächt byzantinischen Charakter zeigen, wie die schon genannten zu Ravenna befindlichen. Es liegt also die Annahme nahe, dass auch unsere Kapitäle, gleich jenen des Kapitelsaals, ebenfalls zu den aus Ravenna stammenden Resten des alten Doms gehören möchten. Der Umstand, dass sie fast durchgehend grade die alten Porphyr- und Marmorsäulen krönen, macht jene Annahme noch wahrscheinlicher. Dennoch kann man ihr in diesem Umfange nicht beistimmen. Alle jene Kapitäle des Altarhauses sind nicht wie die des Kapitelsaales und alle übrigen bekannten ächt byzantinischen, aus Marmor, sondern aus demselben Sandsteine gearbeitet, wie deren Umgebung; auch zeigen sie nirgends Verletzungen, wie sie bei wieder verwendeten Trümmern gewöhnlich sind, und wie sie auch die jetzigen Basen des Kapitelsaales nicht erst durch Fusstritte Vorübergehender erhalten haben. Auch sind die mit ihnen zusammenhängenden Profilirungen, welche verschiedene obere und untere Säulentrümmer verbinden und deren verschiedenen Umrissen daher jedesmal angepasst wurden, mit ihnen aus einem Stücke gearbeitet und daher unmöglich ursprünglich. Bei ihrer sonstigen überraschenden Aehnlichkeit mit ächt byzantinischen Kapitälen, wozu noch die wesentliche Gleichheit derselben untereinander gehört, bleibt nur die Annahme übrig, dass man beim Neubau des Doms im XIII. Jahrhundert zwar die durch kostbares Material ausgezeichneten Säulentrümmer des alten Doms beibehielt, deren Kapitäle aber, die zur Wiederbenutzung zu sehr zerstört sein mochten, bloss in dem damals angewendeten Sandsteinmateriale copirte. Immerhin ist letzter Umstand sehr beachtenswerth, indem er einerseits zeigt, mit welchem Respekte man noch zu Anfange des XIII. Jahrhunderts die Trümmer der Vorzeit betrachtete,

---

*) Museum, Bl. für bildende Kunst, 1833. Nr. 3 seq. und daraus Kl. Schr. I. 120, wo auch charakteristische Abbildungen der betreffenden Kapitäle gegeben sind.

**) In einer späteren Anm. von 1851 verwahrt er sich dagegen ausdrücklich, als ob dies jetzt noch von irgend Jemand angenommen werden könne.

andererseits dass deren Studium und Nachbildung nicht ohne Einfluss auf die Ausbildung der Ornamentik sein konnte. Die grade an unserem Bauwerke bemerkte vorzüglich schöne Ausbildung der Kapitäle dürfte nicht ohne Zusammenhang hiermit sein. Die auffallende Aehnlichkeit so manchen romanischen Blattwerks mit byzantinischem oder altgriechischem, auf welchem jenes wieder fusst, ist daher nicht zufällig, wenn man annimmt, dass auch anderwärts ein ähnliches Verhältniss stattgefunden haben mag.

Dom-Kreuzgang. Der südlich neben dem Dome gelegene Kreuzgang verdient noch eine besondere Beachtung. Zwar steht er gegen den der Liebfrauen-Kirche, was die durchgehende harmonische Gesammt-Anlage betrifft, zurück, indem alle Seiten desselben verschiedenen Bauperioden angehören: desto mehr interessirt er aber gerade durch kunsthistorisches Interesse.

Offenbar ist der südliche Arm desselben älter als die übrigen.*) Er besteht aus Rundbogen-Arkaden über viereckigen Pfeilern. Die Einfassungsbögen der ersteren sind nach oben zu etwas elliptisch überhöht und durch eine schmale Deckschicht umgeben; letztere sind an den Ecken durch eingelassene Säulchen verziert. Jede Arkade wird durch drei kleinere Bögen getheilt, die durch zwei mittlere freie und durch zwei halbe, den Pfeilern verbundene Säulchen getragen werden. Auch diese Bögen sind der Mehrzahl nach halbkreisförmig, doch zeigen einige auch den gebrochenen Rundbogen. Aber diese sämmtlichen Bögen sind nicht eingewölbt, sondern stets, wie auch anderwärts in ähnlichen Fällen, aus Steintafeln ausgeschnitten, so dass die Fugen der letzteren über den Mittelsäulen aufstehen. In den Fugen, oder auch in den Steinplatten oberhalb der kleinen Bögen, sind noch verschiedene kleinere Oeffnungen angebracht, als kleine Kreise, Vierecke, auch Vierpässe u. dgl. Hierdurch vorzüglich erhält die im Uebrigen noch ziemlich strenge Architektur ein etwas manirirtes Ansehen, welches die spätere Zeit des romanischen Styls zu charakterisiren pflegt; derselben entspricht auch die reiche Blattbildung der Kapitäle, der Schmuck, mit dem die Schäfte meist belegt sind, u. dgl. Auch das Obergeschoss des Kreuzganges stimmt mit dem unteren überein. Wir sehen hier ebenfalls Rundbogenarkaden, wenn auch weniger hoch und breit, deswegen aber mit breiteren Pfeilern versehen. Auch hier sind letztere mit Ecksäulchen, wenn auch zum Theil ohne Kapitäle, statt deren aber häufig Fratzen oder kriechende Thiere sich einfinden. Innerhalb dieser Bögen stehen rundbogige Doppelfenster mit einer kleinen Mittelsäule, alles von Quadern innerhalb der Bruchsteinvermauerung des Bogens. Die Kapitäle der kleinen Mittelsäulen haben hier knospenartiges Blattwerk. Nur die unteren und oberen Pfeiler, so wie die Bogeneinfassungen der Arkaden bestehen aus Hausteinen, alles übrige Mauerwerk zwischen und über denselben ist Bruchstein; ebenso das rundbogige Kreuzgewölbe dahinter.

Es ist eine gewöhnliche Annahme, dass dieser Flügel des Kreuzganges älter als der Brand von 1207 sei. Ich dagegen kann die Formen desselben erst als die der jüngsten

*) S. die Abbildung eines Theiles desselben auf Taf. XIII. Fig. 17.

romanischen Periode erkennen, welche in Deutschland, zumal im östlichen, vorzugsweise erst dem Anfange des XIII. Jahrhunderts angehört. Das gleichzeitige Auftreten der Gothik an unserem Dome ist eine Ausnahme, welche nicht sogleich überall Nachfolge fand, und selbst dort, wie wir eben sahen, aufs Vielfachste von der älteren romanischen Bauweise modificirt wurde, die sich theilweise selbstständig zur Geltung zu bringen wusste. Viel mehr konnte dies bei einem so einfachen und von der Kirche völlig unabhängigen Baue, wie der Kreuzgang, geschehen. Viele Eigenthümlichkeiten der Architektur des Kreuzganges, die Ueppigkeit der Formen, die Häufung von Details und Profilen und besonders jene wunderlichen Durchbrechungen und die gebrochenen Bögen, erklären sich nur bei der Annahme einer späteren Bauzeit, als welche der Anfang des XIII. Jahrhunderts, also unmittelbar nach dem Brande von 1207, ganz angemessen erscheint. Wenn ausserdem die alte Annahme, dass der frühere Dom an einer anderen, mehr nördlichen Stelle gelegen habe, bis jetzt die wahrscheinlichere ist, so wird unsere Voraussetzung hierdurch noch mehr bestätigt.

Der nächst älteste Theil des Kreuzganges ist der nördliche, an die Kirche gelehnte Flügel. Ueber romanisirenden Pfeilerbündeln wird er durch Kreuzgewölbe mit altgothischen Rippen zwischen rechteckigen Gurten eingewölbt. In den westlichen Theilen und an den Aussenpfeilern treten auch alterthümliche Consolen vor, die zusammengezogenen Säulenstumpfen zu vergleichen sind. Etwas jünger erscheint der östliche Flügel*) in edel altgothischem Style, wo die spitzbogigen Arkaden mit kleinerem Bogenwerk über Säulen ausgesetzt sind, die in aufsteigenden und gebrochenen Spitzbögen und Dreipässen dazwischen, Alles aus Steinplatten geschnitten, bereits als gothisches Maasswerk anzuerkennen sind. Strebepfeiler treten vor den Fronten der Arkadenpfeiler vor und sind mit gothischen Lilien gekrönt. Auch die Doppelfenster des Obergeschosses mit gebrochenen Spitzbögen und Dreipässen, an den Seiten und in der Mitte durch Halbsäulchen begrenzt, Alles wieder aus Steinplatten zusammengesetzt, entspricht dieser anziehenden Zeit der ältesten Gothik. Einen besonderen Reiz aber erhält das Aeussere hier dadurch, dass das geputzte Bruchsteinmauerwerk des Obergeschosses noch jetzt durch eingekratzte Linien mit Ornamenten und figürlichen Darstellungen geschmückt ist. Ueber einem breiten Friese sieht man die Räume zwischen den Fenstergruppen durch einzelne Gestalten ausgefüllt. In der mittleren sitzt auf dem Throne Kaiser Otto zwischen seinen beiden Gemahlinnen, in Majuskeln mit den Ueberschriften bezeichnet: ADELHEIDIS . OTTO MAGNVS . EDIT, so dass jeder Name in der hier gegebenen Reihenfolge über den einzelnen Figuren steht. Auf den übrigen Zwischenfeldern sieht man zwischen Säulenstellungen unter Rundbögen die Reihen der Erzbischöfe, welche gleichfalls mit ihren Namen bezeichnet sind. Der letzte von ihnen ist Ericus (Markgraf von Brandenburg, 1283—1295). Zu dessen Zeit wird jedenfalls dieses Kunstwerk angefertigt sein, wahrscheinlicherweise auch der ganze östliche Flügel des Kreuzganges. Die ganze Erscheinung jener Zeichnungen erinnert an die Sgraffitto-Arbeiten der

---

*) S. die Abbildung auf Taf. XIII. Fig. 18.

späteren Zeiten; doch ist es wahrscheinlich, dass das Ganze ehemals in verschiedenen Farben ausgemalt war, so dass die eingekratzten Linien, wie auch sonst bei alten Wandgemälden, nur als Vorzeichnung dienten, die nun, nach dem Verschwinden der Farbe, allein noch zurückgeblieben sind.

Von ausgezeichneter Schönheit ist die an der Nordseite des Kreuzganges, der Thür des Querhauses gegenüber, in den Kirchhof vortretende Polygonkapelle. Während das grüne Laub der Bäume des Kirchhofs durch die weiten und hohen Fensteröffnungen reichlichst hindurchblickt, wird die Decke in originellster Weise dadurch gebildet, dass die Graten des Polygons von durchbrochenen Wänden überstiegen werden, über denen, durch einzelne Steinplatten gebildet, die horizontale Eindeckung ruht. Alles dies ist in edelster gothischer Weise, etwa am Anfange des XIV. Jahrhunderts gebildet, wohl gleichzeitig mit der originellen Paradiesesvorhalle vor dem Nordportale des Querhauses. Auch die Westseite des Kreuzganges ist in vollendet gothischer Weise gebaut und wird der Mitte des XIV. Jahrhunderts angehören.

Der Kirchhof, welcher den von den Hallen umgebenen freien Mittelraum einnimmt, wurde vor noch nicht langer Zeit noch zu Begräbnissen benutzt. Es stellten sich daher der Erniedrigung desselben bis zur Sohle der Umgänge wesentliche Hindernisse entgegen. Um das kellerartige Aussehen der letzteren möglichst zu mindern, wurden doch die Säulen der Arkaden, welche fast ganz vermauert waren, wieder völlig geöffnet und das höhere Erdreich durch Futtermauern vor denselben abgesteift. Auf diese Weise gelang es, doch wenigstens die Arkaden frei zu erhalten und durch sie hindurch eine Einsicht in das Grün des mit Bäumen und Monumenten malerisch besetzten Kirchhofs. Gleichzeitig fand eine Herstellung der zerstörten Theile statt.

v. Quast.

Erklärung der auf Taf. XIII. befindlichen Abbildungen.

Fig 1. Gesims des unteren Geschosses am nordöstlichen Thurme des Doms zu Magdeburg. — Fig. 2. Profil dazu. — Fig. 3. Gesims der Chornische der Klosterkirche zu Memleben. — Fig. 4. Gesims und Ecke des zweiten Geschosses von unten am nordöstlichen Thurme des Doms zu Magdeburg. — Fig. 5. Profil dazu. — Fig 6. Graten des Chorschlusses am Dome zu Magdeburg. — Fig. 7. Gurtbogen westlich desselben. — Fig. 8. Graten des folgenden Gewölbejochs des Chors. — Fig. 9. Desgl. am westlichen Gewölbejoche desselben. — Fig. 10. Gurtbogen zwischen Chor und Querschiff. — Fig. 11. Gurtbögen zwischen Chorschluss und Umgang. — Fig. 12. Gurtbögen in den Abseiten des Chors. — Fig. 13. Hauptgurten am Umgange des Chorschlusses. — Fig. 14. Kreuzrippen daselbst. — Fig. 15. Gurtbögen zwischen dem Umgange des Chorschlusses und den Polygonkapellen. — Fig. 16. Graten der Polygonkapellen des Chorschlusses. — Fig. 17. Südlicher Arm des Kreuzganges. — Fig. 18. Oestlicher Arm desselben.

MANNICHFALTIGES.

I. Kleinere Aufsätze und Notizen.

1. Reliquienschrein zu Mettlach.

Nach einer gefälligen Mittheilung des Herrn v. Cohausen, Königl. Ingenieur-Hauptmanns zu Coblenz.

Die an den überaus malerischen Ufern der Saar in einer sanften Thalverbreiterung belegene uralte Benedictiner-Abtei Mettlach, eine Stiftung des h. Luitwinus am Ende des VII. Jahrhunderts, fiel der ersten französischen Revolution zur Beute: die Bibliothek, Kunstschätze und Reliquien wurden verschleudert, Güter und Gebäude getrennt und versteigert, bis das vormalige Kloster durch mehrere Hände im J. 1811 in die des jetzigen Besitzers, Herrn Boch, kam und mit seinen, dem vorigen Jahrhundert entstammenden palastähnlichen Hauptgebäuden in eine ansehnliche Steingutfabrik umgewandelt wurde.*) Aus der ehemaligen Bibliothek ist Einiges in die von Trier, Paris und Bonn übergegangen, namentlich mehrere aus der Zeit um 1070 stammende Handschriften zur Geschichte des h. Luitwinus. Ein Chartularium, von dem Abte Thilmann zu Mettlach 1488 zusammengestellt, befindet sich im Provinzial-Archiv zu Trier, so wie eine Sammlung von Urkunden und Weisthümern aus späteren Zeiten.**)

In einer Rauchkammer versteckt, fand man nach langer Zeit noch einige Reliquiarien vor: zwei in vergoldetem Silberblech getriebene Arme, mit segnender Hand, in natürlicher Grösse, auf Untersätzen aufrecht stehend und mit Reliquien gefüllt, aus dem XV. Jahrhundert. Ferner einen kesselförmigen Becher, 5″ hoch, 6″ weit, welcher aus dem Abschnitt einer Kokosnuss besteht und, mit silbernen Rand- und Bodenreifen beschlagen, auf drei silbernen Adlerfängen ruht. Die Reife tragen die Inschrift: † *in hoc vasculo beatus Luitwinus archiepiscopus trevirensis bibere solebat † qui fuit fundator hujus monasterii.* Ausser diesen Gegenständen wird noch ein durch Alter und Kunstwerth gleich ausgezeichneter Reliquienschrein aufbewahrt, von welchem wir eine ausführliche Beschreibung folgen lassen.

Dieser Schrein stellt einen viereckigen, 14½″ hohen, 11″ breiten, 3½″ tiefen Kasten dar, dessen vordere Seite sich nach Art der Triptycha in zwei Thüren öffnet, die sich so aufschlagen, dass das Innere des Kastens und der Thüren in eine Ebene fällt. Die Mitte des Schrankes nimmt in Gestalt eines Kreuzes mit zwei Querbalken die Umschliessung eines nicht mehr vorhandenen Partikels des heil. Kreuzes ein, umgeben von kleinen Behältern mit den Reliquien verschiedener Heiligen, während die inneren Flächen der Thüren in hochgetriebener Arbeit aus vergoldetem Messing die Bilder der Patrone des Klosters, S. Petrus und S. Lutwin tragen. Der Kern des Kastens selbst besteht aus Eichenholz, ist

*) Die im Garten der Fabrik befindliche Ruine einer Polygonalkirche ist aus Chr. W. Schmidt's Baudenkmalen in Trier, Lief. 3 im Allgemeinen bekannt; Herr v. Cohausen stellt uns eingehendere Mittheilungen in Aussicht.

**) Von der ganzen Sammlung hat Herr Boch durch Herrn Sternberg eine Abschrift nehmen lassen, und aus derselben ist die Mehrzahl der zur Erklärung des merkwürdigen Reliquienschreins weiter unten benutzten geschichtlichen Notizen entnommen.



RELIQUIENSCHREIN ZU METTLACH.

I.



jedoch ganz mit vergoldetem Messingblech überzogen, welches vermittelst Nieten und ciselirter Blechleisten darauf befestigt ist. Die Thüren konnten durch einen Vorstecker verschlossen werden, und auf der oberen 11 à $3^1/_2$″ grossen Fläche des Kastens war ein bügelförmiger Handgriff befestigt, an welchem derselbe bequem getragen werden konnte. Die Aussenflächen der Thüren sind in zwei Felder quergetheilt: auf der unteren Hälfte ist die Anbetung der Weisen, auf der oberen die Verkündigung Mariä in nach Art des Kupferstiches gravirten Umrissen dargestellt.*) Die sichere und kräftige Ausführung dieser Figuren in tief und breit eingeschnittenen Linien erscheint zwar streng, aber keineswegs in jener todten byzantinischen Erstarrung, und namentlich ist die Gruppe der h. drei Könige lebendig und nicht ohne Individualisirung der einzelnen Magier dargestellt; die Zeichnung der Füsse ist mangelhafter als die der Hände; die Gewänder sind in der schönen antiken Weise behandelt, die im früheren M.-A. durchgehend herrscht. Von entschiedenem Interesse für die Geschichte der Abtei, zugleich auch von Wichtigkeit für die Datirung des Reliquienschreines selbst sind die Gravirungen auf der Rückseite des Kastens. Dieselben sind dergestalt disponirt, dass von der ganzen, ein längliches Viereck bildenden Fläche oben und unten zwei Streifen abgesondert sind, so dass ein Mittelquadrat übrig bleibt. In dieses ist mit doppelter Umfassungslinie ein zweites übereck gestelltes Quadrat eingezeichnet, in dessen Mitte der thronende Salvator dargestellt ist. Der Erlöser, in feierlich ernster Würde, sitzt auf einem einfachen, romanisch profilirten Throne, die Rechte segnend erhoben, in der Linken die Weltkugel haltend. Das volle Haupthaar bedeckt die Ohren, der Bart ist leicht, und zu beiden Seiten des Kreuznimbus stehen die Buchstaben *A* und *Ω*. Die Bekleidung ist die gewöhnliche: das lange anliegende Unterkleid und der Mantel. Letzterer lässt die rechte Schulter frei und zeigt eine sehr reiche, aber etwas gesuchte Drapirung. Die Füsse ruhen auf dem Regenbogen. In dem durch letzteren und die Umfassungslinien des inneren Quadrates gebildeten Kreisausschnitte sind zwei Mönche im Kniestück dargestellt, welche mit ihren Händen ein Doppelkreuz emporhalten, so dass dieses die Mitte des Ausschnittes einnimmt. Es sind ohne Zweifel die Donatoren des Kreuzpartikels, welcher das Hauptheiligthum des Schreines bildete; vermuthlich ward auch letzterer von ihnen geschenkt. Eine Inschrift nennt uns Stand und Namen derselben: † BENEDICTVS CVSTOS und † WILHELMVS CLER(*icus*). — Die vier Ecken des grossen Quadrates endlich sind durch die Zeichen der vier Evangelisten in der typischen Anordnung derselben ausgefüllt. Der Engel des Matthäus erscheint in halber, unten durch eine Wellenlinie begrenzter Figur; er trägt gleiches und auch übereinstimmend behandeltes Costüm wie der Salvator. Richten wir nun unsere Aufmerksamkeit auf die beiden über und unter dem Mittelquadrate befindlichen Streifen, so bemerken wir in denselben je sechs in halber Figur dargestellte Personen: im oberen Streifen Cleriker, im unteren Laien, sämmtlich ausgezeichnet durch ihre Verdienste um das Kloster und mit ihren Namen bezeichnet. Die Mitte des oberen Streifens nehmen zwei Bischöfe ein: † RVPERT. EPC. und EKCBERT. EPC. Ersterer hält das Modell einer Kirche mit zwei Thürmen, letzterer Krummstab und Buch. Jener hatte den bischöflichen Stuhl von Trier 930—956 inne und stellte bei einer Visitation von Mettlach die gelösten Bande der alten strengen Zucht wieder her, so wie er auch an Stelle der verloren gegangenen Schenkungsurkunden ein Güterverzeichniss der Abtei aufsetzte, welches in dem oben erwähnten Chartularium von 1488 aufbewahrt ist.**) Dieser, Ekbert, bekleidete von 978—994 die bischöfliche Würde zu Trier und machte sich ebenfalls als Reformator um die Abtei Mettlach verdient.***) Rechts neben Bischof Rupert erscheint, mit dem Krummstab in der Rechten, der Abt Rutwic (RVTWIC ABS), welchen letzterer Bischof zur Durchführung seiner Reformen aus Cornelimünster bei Aachen verschrieben und in Mettlach eingesetzt hatte: er wird in einer Unterschrift als † RESTAVRATOR. LOCI. bezeichnet. Neben Rutwic nimmt der Abt

---

*) Durch die Güte des Herrn v. Cohausen sind wir in den Stand gesetzt, die Gravirungen des Schreins im Facsimile mittheilen zu können, und zwar die Anbetung der Weisen (auf Bl. XIV.) in einem wohlgelungenen Stahlstich, auf welchem des Formates unserer Zeitschrift wegen indess die beiden Tafeln, aus denen diese Darstellung besteht, etwas in einander geschoben wiedergegeben sind, die Verkündigung (Bl. XV a und b) und die Rückseite des Schreins (welche wir in unserem folgenden Hefte nachliefern werden) dagegen im directen Abdruck von auf Gypsabgüssen der Originale galvanisch niedergeschlagenen Kupferplatten. Aus letzterem Umstande erklärt sich die Wiedergabe im Spiegelbilde, so wie die mindere Sauberkeit der von dem Zustande des Schreins selbst bedingten Abdrücke: leicht zu übersehende Mängel im Vergleich mit den durch diese Reproducirung des Originales erreichten Vortheilen.

**) Vgl. Brower, *Annales Trevir.* p. 454.

***) Ebend. p. 490.

Folcold (FOLCOLD. ABBS) die äusserste Stelle zur Rechten ein; er hält mit beiden Händen ein mit einer gezinnten Ringmauer umgebenes Haus, die *villa Losma* (1 ½ Meile östlich von Mettlach, jetzt Losheim), wie eine Unterschrift † LOSMA besagt, und lebte um 1050. — Auf der linken Seite, neben Bischof Ekbert, halten der Abt Johannes († JOHS. ABAS.) und ein nicht näher bezeichneter Cleriker ein grosses Rund, welches mit einem Zinnenthore versehen ist und ein Haus umschliesst. Dass beide gemeinschaftlich die Schenkgebung darreichen, dürfte beide als gemeinschaftliche Besitzer und somit als nahe Verwandte bezeichnen. Die geschenkte Ortschaft ist nicht genannt; in einem Verzeichnisse der Aebte aber findet sich die Notiz, dass Abt Johannes seinem Kloster *„la terre de Bems"* — einen nicht mehr nachweisbaren Ort, zugewendet habe. Der Abt Johannes, welcher zu Anfang des XIII. Jahrhunderts lebte, hatte keinen Vorgänger seines Namens und gleichnamige Nachfolger erst im letzten Viertel des XIV. Jahrhunderts. In dem mehr erwähnten Chartular von 1488 haben sich von ihm unter Nr. 80 und 81 zwei Urkunden vom Jahre 1220 erhalten, in deren einer ein *„Benedictus prior et custos"* als Zeuge erwähnt wird, sehr wahrscheinlich also derselbe Custos Benedict, welchen wir als Donator unsers Reliquienschreines oder doch des darin enthalten gewesenen Kreuzpartikels bereits oben kennen gelernt haben, da sowohl der Styl der Gravirungen, als der Charakter der Inschriften dieser Zeit, also dem ersten Viertel des XIII. Jahrhunderts, sehr wohl entspricht. Der mit dem Abt Johannes gemeinschaftlich das Geschenk (*la terre de Bems*) Ueberreichende könnte dann der andere Donator des Schreins sein: der Clericus Wilhelm, und dessen Name wäre aus Bescheidenheit nicht zum zweiten Male wiederholt, auch der Name der Schenkung, als den Zeitgenossen bekannt, geflissentlich übergangen. — Den sämmtlichen Figuren des beschriebenen oberen Streifens hat eine spätere Hand Heiligenscheine hinzugefügt, welche indess von einer noch späteren möglichst wieder getilgt sind.

Auf dem unteren Bildstreifen sind vier Ehepaare dargestellt, welche ihre Geschenke darbringen. Letztere erscheinen als mit Thoren versehene, von Mauern umzogene leere Kreise und sind in einer Unterschrift namentlich bezeichnet, ebenso wie die Donatoren selbst in einer Ueberschrift. Die Reihe eröffnen † GERWINVS. ET. CVNZA, die Aeltern des h. Luitwin, mit ihrer Schenkung † OBELHLGA, dem heutigen Ebelingen a. d. Nied, zwischen Saarlouis und Metz, welches noch 1486 im Besitze des Klosters war. — Diesem Paare schliessen sich an: † STEPHANVS. und BERNOWIDA; sie schenken † VDERA, heute Oudern, zwischen Thionville und Merzig, welches bis 1591, wo es vertauscht wurde, im Besitze von Mettlach blieb. Ein Stephan war im Jahre 895 Gaugraf des Bedegaues (Hontheim, *Hist. Trev.* 1, 62); sonst aber findet sich dieser Vorname noch häufig unter den Grafen von Vianden und Hillesheim, so ums Jahr 1044. — Das dritte Paar ist † VDO. COMES. und seine Gemahlin MATGVNT. Die Udo's erscheinen häufig unter den Lahngaugrafen salischen Stammes, so einer 912. Das gräfliche Paar bietet zwei Geschenke dar: er das nicht näher nachweisbare GEDSCEIT.; sie WALAMVNST, das heutige Walmünster zwischen Saarlouis und Metz. — Den Beschluss machen † FOLMARVS. ET. BERTA. mit dem von ihnen geschenkten † RODENA, dem heutigen Dorfe Roden bei Saarlouis, worüber die Schenkungsurkunde von 995 in dem Chartular erhalten ist. (Schluss folgt.)

2. Ein Anagramm. (Vgl. oben [Heft I.] S. 36.) — Mit dem verbindlichsten Danke gegen den Herrn Einsender theilen wir unsern Lesern das nachstehende, an den Pastor Otte gerichtete Schreiben hierunter mit:

„Auf Ihre Anfrage in Ihrer Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst, 1856. I. p. 36, über Ursprung und anderweitiges Vorkommen des griechischen Anagramms erlaube ich mir, Ihnen mitzutheilen, dass nach Millin's Angabe im *Voyage dans les départements du Midi de la France, Paris* 1807. T. I. p. 144, der Ursprung desselben in Byzanz, und zwar in der heiligen Sophienkirche zu Konstantinopel zu suchen ist, wo dies Anagramm auf den grossen Weihwasserbecken geschrieben stand, mit deren Wasser die Gläubigen das Antlitz, oder wenigstens die Augen wuschen (Banduri, *Imper. Orientale,* II. 764; Du Cange, *Famil. Byzant.* II. part. II, 21). In Frankreich fand es Millin auf dem Weihwasserbecken des Hôtel-Dieu zu Sens; früher soll es ebenfalls gestanden haben auf den Weihwasserbecken von St.-Étienne-des-Grès zu Paris und St.-Mesmin-de-Micy unweit Orleans.*) Der byzantinische Ursprung

*) „Wohl von hier ins Museum von Orleans übertragen."





RELIQUIENSCHREIN ZU METTLACH.

II.



RELIQUIENSCHREIN ZU METTLACH.

III.



desselben und die Uebertragung dieser sinnvollen Mahnung auf römisch-katholisches Kirchengeräth unterliegen also keinem Zweifel.

Empfangen Sie u. s. w. Carl Goertz,

Moskau, 28. Januar 1857. Candidat der kaiserl. Universität zu Moskau."

Nach den vorstehenden Angaben erscheint es als höchst wahrscheinlich, dass das von mir angeführte englische Kirchengeräth mit derselben Inschrift kein Taufstein, sondern ebenfalls ein Weihwasserbecken sein dürfte. O.

3. **Schlosserarbeit.** — Im Dom zu Magdeburg befindet sich in dem ersten südlichen Pfeiler des Langschiffes, also neben der Vierung, ungefähr 5 Fuss über dem Fussboden der Kirche, ein Wandschrank, 28⅝ Zoll hoch und 21⅝ Zoll breit, welcher mit einer Thür verschlossen ist, deren Abbildung (Fig. 29) wir, der schönen alten Schlosserarbeit wegen, hier mittheilen. Die hölzerne Thür ist in- und auswendig mit Pergament überzogen, welches nach aussen mit einer lebhaften rothen Farbe geziert ist; auf der inneren Seite aber sitzt über dem Pergament eine grobe Leinwand, worauf ein

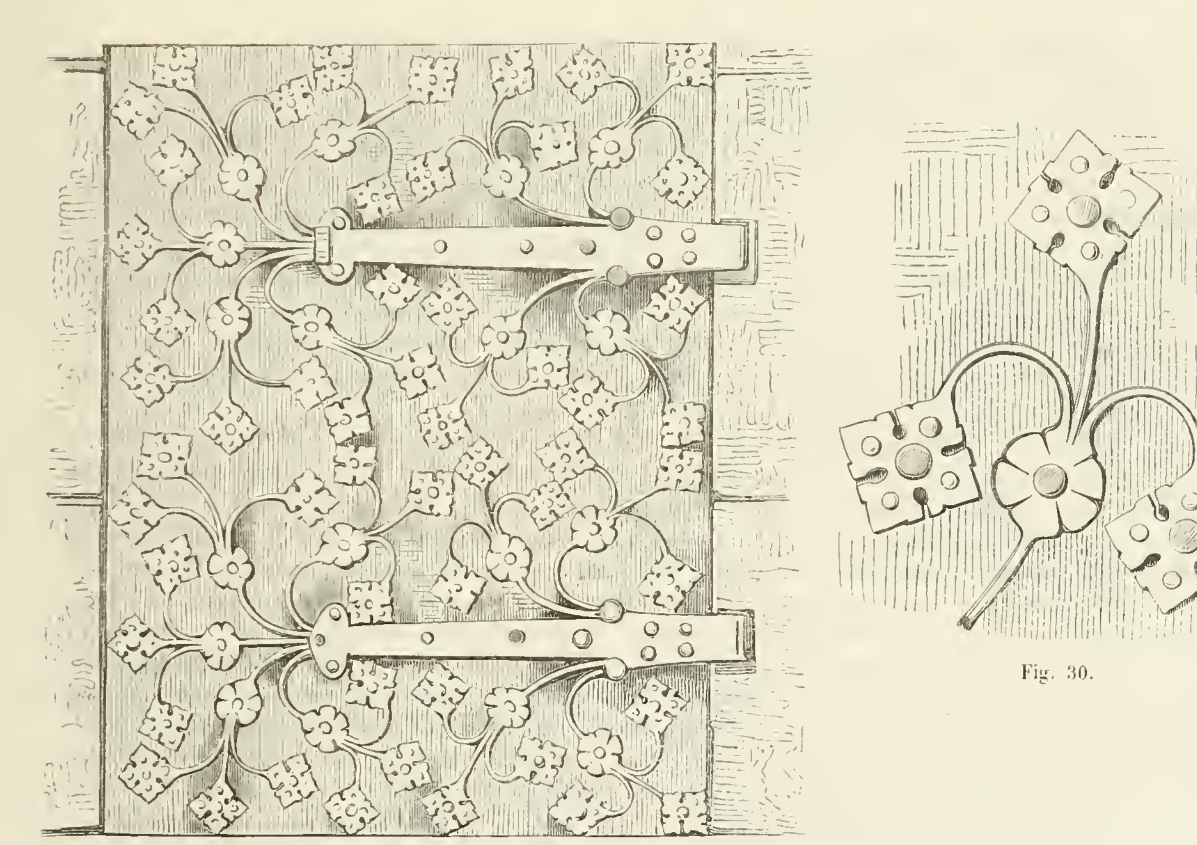


Fig. 29.

Fig. 30.

Kreidegrund und endlich darüber eine noch sehr gut erhaltene Vergoldung sichtbar ist. Von dem eisernen Beschlage geben wir noch eine Detail-Zeichnung von drei Blättern im vergrösserten Maasstabe (Fig. 30), um die Form derselben deutlicher vorzuführen, und bemerken dabei nur noch, dass jedes Blatt aus vier Theilen besteht, jeder derselben einen Buckel hat und das ganze Blatt in der Mitte mit einem Nagel befestigt ist, dessen Kopf gleichfalls als Ornament auftritt. Wie schön aus den beiden Haspen, wie aus zwei Pflanzenstämmen, die Zweige mit ihren Blättern und Blumen herauswachsen, ist wohl kaum zu erwähnen nöthig. Das alte Blättchen des Schlüssellochs ist nicht mehr vorhanden und konnte daher in der Zeichnung nicht gegeben werden.

Wie praktisch unser Beschlag die fast ganz von ihm bedeckte Thür vor jedem gewaltsamen Spalten sichert, springt leicht in die Augen, und nehmen wir dazu, dass die Thür nicht ausgehängt wer-

den konnte, auch die Kunstfertigkeit der Diebe in alter Zeit noch nicht jedes Schloss zu öffnen vermochte: so war durch sie der Schrank vor jeder Beraubung geschützt.

Die reiche und kunstvolle Ausstattung der Thür lässt vermuthen, dass der Schrank werthvolle Sachen verbarg. Da er auf der Epistelseite des Hauptaltars des Langschiffes, welcher noch jetzt beim Gottesdienst als Liturgiealtar gebraucht wird, sich befindet, so könnte er zur Aufbewahrung des Chrysam oder gesegneten Oeles gedient haben, oder doch für die heiligen Geräthe des betreffenden Altars.

Ueber die Zeit der Verfertigung des Thürbeschlags lässt sich nichts Bestimmtes angeben. Dass der Schrank erst nach Vollendung des Pfeilers in die Wand gearbeitet wurde, möchte feststehen. Der Johannes dem Täufer geweihte Altar, an dessen Seite er sich befindet, wurde im Jahre 1331 gestiftet, und aus dieser oder einer späteren Zeit, vielleicht von der Weihung des Domes 1363, könnte der Schrank herrühren; der Thürbeschlag scheint aber jünger und, nach seinen Ornamenten zu urtheilen, gleichzeitig mit den eisernen Kronleuchtern in der Ernestinischen Kapelle im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts gemacht zu sein.

Magdeburg. BRANDT.

4. Nachtrag zu (Heft IV.) S. 147 f. (Vgl. die Nachschrift der Redaction [ebend.] S. 192.) — Der ursprüngliche Bau der S. Georgskirche auf dem Hradschin zu Prag von 912 bis 913 war in so kurzer Zeit wohl nur in Holz ausgeführt und eine Stiftung des Herzogs Wratislaw I. Boleslaw II. wandelte das Stift in ein Frauenkloster nach den Regeln des h. Benedict um, und seine Schwester Milada, oder Maria, wurde 971 die erste Aebtissin, das Kloster selbst später eine gefürstete Abtei. Diese Kirche, wahrscheinlich im Brande von 1001 gänzlich zerstört, wurde um die Mitte des XI. Jahrhunderts in Stein neu aufgebaut, erlitt jedoch grossen Schaden bei der Belagerung Prags durch den Herzog Konrad im Jahre 1142, so dass Herzog Wladislaw II., als Bertha Aebtissin war (1145—1151 und noch später), Stift und Kirche zum Theil ganz neu erbauen liess. Spätere Verwüstungen durch die Hussiten im Jahre 1420 und vielfache Herstellungen und Anbauten in noch neueren Zeiten haben dem Gebäude einen so unzusammenhängenden und verschiedenartigen Charakter gegeben, dass es schwer fällt, die einzelnen Theile einer jeden Epoche mit Sicherheit zu bezeichnen.

Der Bau des XI. Jahrhunderts besteht aus drei Schiffen, von denen das mittlere etwa 22′ Breite hat, die zu den Seiten aber sehr schmal und ungleich (7′ und 9′) breit sind. Ursprünglich scheinen vier 3′ im Quadrat starke Pfeiler und eine stämmige Säule in ihrer Mitte zu jeder Seite eine flache Holzdecke getragen zu haben. Nach Osten tritt das Presbyterium mit der Apsis vor und enden die Seitenschiffe in Nischen. Erst nach dem Brande von 1142 wurde die Kirche zwischen den Jahren 1150 bis 1170 überwölbt und nach Osten mit zwei viereckigen Thürmen von ungleicher Stärke und Höhe versehen. Deren spätere, im gothischen Styl zierlich im Achteck aufgebaute Helme sind auf den vier Ecken der Thürme mit kleinen Pyramiden geschmückt. Zu jener Zeit erhielten die Nebenschiffe Emporen, oder Laufgänge mit gekuppelten Fenstern nach dem Mittelschiffe, gleichwie auch der ganze westliche Theil des letzteren damit versehen wurde, und, wie es scheint, befinden sich vier der quadratischen Pfeiler jetzt in diesem Bau. Die Façade nach Westen, durch spätere Aenderungen ganz entstellt, zeigt jetzt nichts mehr von ihrer ursprünglichen Anordnung; sie dürfte indess sehr einfach gewesen sein, da überhaupt die Ornamentirung der Kirche höchst dürftig und roh ist. Als Meister dieses neuen Baues aus dem XII. Jahrhundert wird Lapicidarius Wernherus oder Werwerius angegeben, der auch die Leiche der h. Ludmilla in dem Schutte wieder aufgefunden haben soll. Dem Namen nach war er ein deutscher Baumeister, ob aber von geistlichem oder weltlichem Stande, ist nicht ermittelt.

Die an der Südseite angebaute Ludmillakapelle gehört einer späteren Zeit an, und erst im vorigen Jahrhundert soll das südliche Portal errichtet worden sein, welches ein sonderbares Gemisch von korinthischen cannelirten Säulen und romanischen Formen des XII. Jahrhunderts zeigt. Das Relief mit einem den Drachen bekämpfenden St. Georg erscheint dagegen als ein Werk des XVI. Jahrhunderts, welches in den Bogen der Thür eingepasst worden ist. Von den kastenartigen Tumben der Herzoge Wratislaw I. und Boleslaw II. bemerkt GRUEBER, dass die an denselben befindlichen Gesimse auf eine noch spätere Entstehungszeit als das XV. Jahrhundert schliessen liessen; es könnte jedoch auch sein, dass diese Gliederungen erst von einer späteren Restauration der Denkmäler herrührten, und letztere selbst demnach die ursprünglichen wären.

Wir haben diesen Nachtrag der „Charakteristik der Baudenkmale Böhmens" (Mittheil. der k. k. Centralcommission I. S. 197 ff.) von B. Grueber entlehnt und empfehlen diese vortreffliche und gründliche Abhandlung allen Kunstforschern zu näherer Belehrung über die Baukunst in Böhmen. Hoffen wir, dass der Verfasser in den Stand gesetzt werde, durch ein umfassenderes Werk die vielen von ihm gesammelten Notizen, zur Bereicherung der Kunstgeschichte, würdig herauszugeben.

J. D. Passavant.

II. Erhaltung und Zerstörung der Denkmäler.

---

1. S. Mauritius in Cöln. — Die genannte Kirche war schon seit längerer Zeit sehr schadhaft, und waren bereits mehrfache Vorschläge zu deren Herstellung gemacht worden, als im Frühlinge dieses Jahres ein Herr Frank das grossartige Geschenk von 80,000 Thalern offerirte, wenn ein Neubau im gothischen Style nach dem Entwurfe des Zimmer- und Mauermeisters Statz ausgeführt würde. Es wurde hierbei stillschweigend der Abbruch der alten Kirche vorausgesetzt, theils weil sie sehr schadhaft sei, theils weil dadurch die Erwerbung eines Bauplatzes erspart würde. Doch befand sich ein Theil der Kirche im Besitze des benachbarten Klosters der Alexianer (barmherzigen Brüder) und war nicht ohne bedeutende Kosten zu erwerben. Der Conservator der Kunstdenkmäler hielt sich aber verpflichtet, gegen den Abbruch der alten Kirche Einspruch zu erheben. Die Gründe, welche er hiergegen geltend machte, und seine Vorschläge, um die kirchlichen Bedürfnisse zu befriedigen und der Schenkung des Herrn Frank zu entsprechen, ergeben sich aus einem Berichte desselben vom 17. Oktober 1856. Das Interesse, das diese Kirche selbst erregt, veranlasst uns ebensowohl, diesen Bericht, so weit er sich dazu eignet, hier mitzutheilen, als auch der Umstand, dass ähnliche Verhältnisse häufiger vorkommen, als man gewöhnlich annimmt, wo anstatt eines völligen Abbruchs der alten Kirche ein selbständiger Anbau dem vorhandenen Bedürfnisse genügt. Nur durch solche historische Erweiterungen können wahrhaft malerische Gruppirungen entstehen, während alle künstlichen Unregelmässigkeiten den entgegengesetzten Eindruck machen.

„Die hervorragende Stellung, welche Cöln in der Geschichte der Baukunst Deutschlands einnimmt, ist allgemein anerkannt. Bis zu Ende des XI. Jahrhunderts nahm es in dieser Beziehung unzweifelhaft die hervorragendste in ganz Deutschland ein und war für dasselbe fast maassgebend zu nennen. Seit der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts bis zur Mitte des XIII. war die Cölner romanische Bauschule wenigstens Muster und Mittelpunkt aller Baubestrebungen des Niederrheins, von Ingelheim an abwärts, wo sich hier grade die höchste Blüthe entfaltete, zu der diese reichen und kunstsinnigen Lande gelangten. Wenn zum Beweise der ersteren und der letzteren Annahme zahlreiche und gut datirte Beispiele vorliegen, so ist dagegen die erste Hälfte des XII. Jahrhunderts in Cöln weniger vertreten, oder vielmehr, es giebt aus dieser Periode nur ein einziges sicher datirtes Beispiel, das uns zeigen kann, wie damals der Zustand der Baukunst in jener Stadt war. Dieses eine Beispiel ist die Kirche S. Mauritius, welche laut einer Urkunde von 1144 damals errichtet war. Dass das gegenwärtige Gebäude noch das damals erwähnte ist, leidet nach dem Charakter der Architektur im Wesentlichen keinen gegründeten Zweifel, da dieselbe zwar weniger strenge und alterthümliche Formen als die sicher datirten Monumente des XI. Jahrhunderts zeigt, im Gegensatz zu den späteren aber noch eine Einfachheit und Reinheit bewahrt hat, welche im Laufe der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts und der ersten des XIII. immer mehr verschwindet.

Eine besondere Wichtigkeit hat diese Kirche noch dadurch, dass in ihr zuerst in Cöln ein durchgebildeter Gewölbebau erscheint. In S. M. in Capitolio (XI. Jahrh.) wurden bereits die Abseiten mit Kreuzgewölben überspannt; erst in S. Mauritius versuchte man es auch im Mittelschiffe. Dass dies nicht etwa, wie auch die beigefügten Gutachten der Herren Harperoth, Statz etc. annehmen, eine nachträgliche Einziehung von Gewölben sei, wie solches anderwärts häufig vorkommt (z. B. in Cöln bei

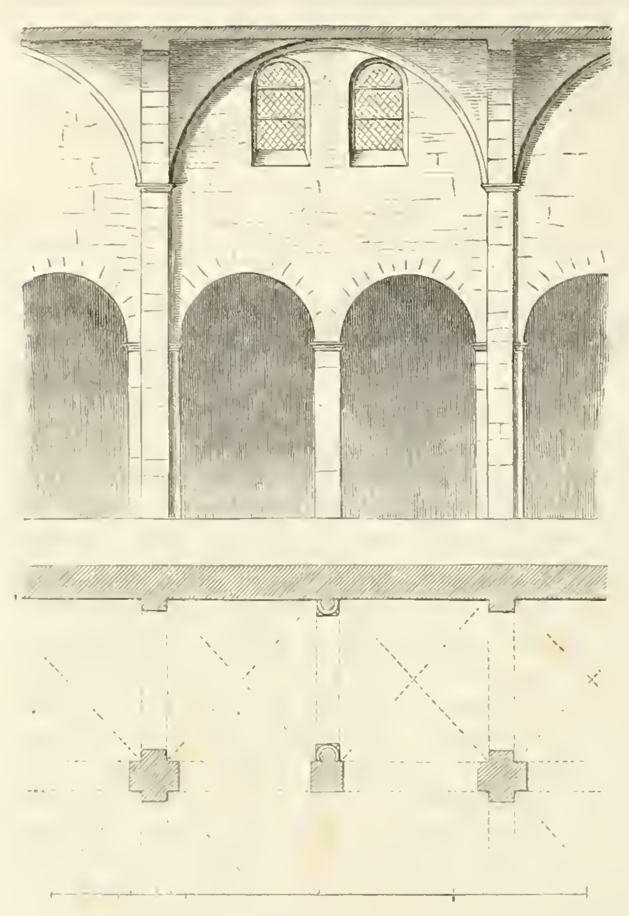


Fig. 31.

S. Georg), beweist der Grundriss (s. Fig. 31), wo schon ein Wechsel grösserer und kleinerer Pfeiler stattfindet, erstere in anderer Weise und direct zur Aufnahme der Gewölbeträger des Mittelschiffs eingerichtet. Wenn diese Gewölbe sich später nicht bewährt haben und gegenwärtig nur noch durch die später eingezogenen Anker zusammengehalten werden, so beweist dies nur, dass man damals eben die Gewölbebaukunst noch nicht mit der Sicherheit zu handhaben wusste, als späterhin; auch die Arkadenbildung des Mittelschiffs im Aeusseren lässt noch erkennen, wie man das neue System mit dem älteren zu verknüpfen suchte.

Hieraus ergiebt sich, dass diese Kirche ein sehr bedeutsames Glied in der Kette der Cölner und somit der gesammten deutschen Kunstgeschichte einnimmt. Sollte sie abgebrochen werden, wie der Antrag beabsichtigt, so würde abermals ein wichtiges Monument verloren gehen, das in mehrfacher Hinsicht einzig dasteht und durch kein anderes ersetzt wird.

Ausser dieser vorzüglichen historischen Bedeutsamkeit ist noch eine andere hervorzuheben. Die mit Nonnenklöstern verbundenen Kirchen bedurften einer architektonischen Einrichtung, dass die Nonnen dem Gottesdienste beiwohnen konnten, ohne mit der Kirchengemeinde in Berührung zu treten oder von ihr gesehen zu werden. Nach Maassgabe orientalischer Einrichtungen, wo alle Frauen auf Emporen oberhalb der Seitenschiffe untergebracht wurden, finden wir eine ähnliche Einrichtung auch bei den älteren Nonnenkirchen des Occidents, und zeigt in Cöln namentlich die obere (jetzt vermauerte) Gallerie in S. Ursula eine solche Einrichtung. Später, namentlich bei Nonnenklöstern des Benedictiner- und Cisterzienserordens, finden wir dagegen die Einrichtung, dass der westlichste Theil des Mittelschiffs einen weit vorgestreckten Einbau erhielt, der nach unten kryptenartig erscheint, oben aber einen weiten freien Raum als Nonnenchor darbot, von wo die Stiftsdamen dem Gottesdienste beiwohnen konnten, ohne selbst gesehen zu werden. Dieselbe Einrichtung zeigt nun schon die S. Mauritiuskirche, nur dass die Vorderwand des Einbaues späterhin verstümmelt worden ist und daher die ursprüngliche Anordnung nicht mehr ganz rein zeigt. Unter allen bisher bekannt gewordenen Beispielen ist keines, welches der in Frage stehenden Kirche an Alter gleich käme, so dass auch hierin dieselbe als maassgebend anzuerkennen ist.

Nicht minder als in archäologischer Beziehung verdient die Kirche unsere Beachtung in rein künstlerischer. Die Anordnung derselben in dem Verhältnisse des Mittelschiffs zu den niederen Seitenschiffen ist in jeder Weise höchst glücklich zu nennen; nicht minder zu den drei dieselben östlich abschliessenden Absiden. Ganz original und in sich höchst ausgezeichnet ist die äussere Anordnung des Chors (Fig. 32), wo die Absiden, an sich durch Arkadenstellungen schön geschmückt, durch die glückliche Verbindung mit zwei schlanken Treppenthürmen, eine vorzügliche architektonische Gruppirung bilden, der weder in Cöln noch Umgegend etwas Aehnliches an die Seite zu stellen ist, da andere Kirchen zwar grossartigere, keine aber eine so zierliche Combination darbietet. Wenn die Kirche durch vor zwei Decennien erfolgten Abbruch des westlichen Thurmes zwar eine empfindliche Einbusse erlitten hat, so bietet doch der daselbst befindliche Nonnenchor, namentlich die schöne Anordnung von Pfeilergruppirungen mit

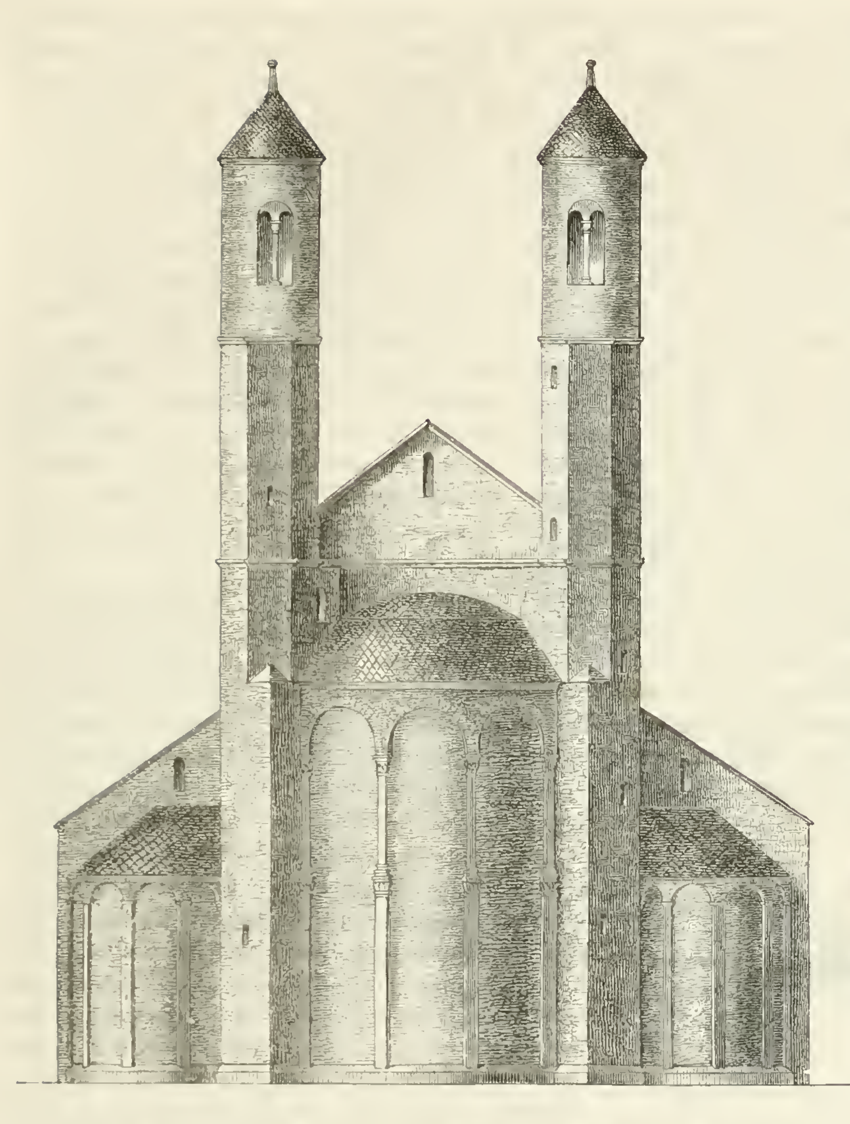


Fig. 32.

ihren edel gebildeten Säulenkapitälen, so ausgezeichnete architektonische Formen, dass sie entschieden zu dem Edelsten der Art gehören, was Cöln darbietet, und auch in dieser Beziehung eine Lücke zwischen den einfachen, reineren Formen des XI. Jahrh. und den phantastischeren, reicheren der zweiten Hälfte des XII., sowie des XIII. Jahrhunderts ausfüllen.

Aus allen diesen Gründen kann die Erhaltung und Herstellung der alten Kirche nur in jeder Weise befürwortet und dem Abbruche derselben entgegengetreten werden. Die Vorzüge der alten Kirche können durch diejenigen einer neuen, so prachtvoll diese auch werden mag, in keiner Weise ersetzt werden, da die erstere durch und durch ein Originalwerk ist, zum grossen Theil ein erfindendes, während das neuere, so sehr die künstlerischen Bestrebungen desselben auch anzuerkennen wären, sich doch nur in nachahmenden Formen bewegt, und ausgesprochenermaassen selbst nur die Copie eines älteren Werkes, der Liebfrauenkirche in Trier ist, die wiederum nur die Copie einer noch älteren ist, der Kirche S. Yved zu Braine. Anstatt eines deutschen Originalwerks würden wir also nur die Copie von der Copie einer französischen Kirche erhalten.*) Also auch in dieser Hinsicht wäre der Abbruch der alten und die Errichtung der neuen Kirche an ihrer Stelle sehr zu bedauern.

Um den Abbruch der alten Kirche zu befürworten, wird deren jetziger unbaulicher Zustand und die Verderbung der Formen durch Anbauten u. s. w. hervorgehoben. Es ist nicht zu verkennen, dass beide Vorwürfe sehr begründet sind. Die geringe Geschicklichkeit, welche beim Beginn der Gewölbebaukunst uns leider oft begegnet, ist ein Uebelstand, den unsere Kirche mit manchen anderen älteren Gewölbkirchen theilt. Wären die Gewölbe etwa, wie häufig anderwärts, erst nachträglich eingezogen, so könnte sehr wohl durch Ausnehmen derselben der ursprüngliche Zustand wieder hergestellt werden. Da aber die S. Mauritiuskirche, wie oben nachgewiesen wurde, gleich ursprünglich auf Gewölbe eingerichtet wurde, so würde eine Beseitigung derselben und die Herstellung der Basilikenform, wie sie der Entwurf des N. N. vorschlägt, das Charakteristische der Kirche vernichten und ist deshalb nicht zu empfehlen.

*) Der Beweis dieser Behauptung ist neuerlich von SCHNAASE in seiner Kunstgeschichte V. 476 ff. auch für diejenigen genügend geführt worden, denen dies Verhältniss bisher noch unbekannt geblieben war.

Es würde also eine möglichst gute Herstellung der Gewölbe selbst geschehen müssen, wobei die Erneuerung der schadhaften nicht auszuschliessen ist, während im Wesentlichen die alten Gewölbe möglichst im Ganzen zu erhalten und nur in den schadhaften Theilen mit dem besten Cement zu ergänzen sind. Wenn hervorgehoben wird, dass die Gewölbe nur noch durch die hölzernen Anker zusammengehalten würden, so ist dies eine Sache, welche vielfach auch anderwärts vorkommt und in ganzen Gegenden z. B. den grossartigen gothischen Gewölbekirchen der Hansestädte, sogar als ursprüngliches System sich vorfindet. Allerdings kann man nicht wohl annehmen, dass die Anker der S. Mauritiuskirche ursprüngliche sind, wohl aber ergeben die Untersuchungen, dass sie schon seit sehr langer Zeit eingezogen wurden und deshalb auch ferner geduldet werden können, ohne als ein wesentlicher Uebelstand betrachtet zu werden. — Dass die weiten Oeffnungen in den Mauern der Seitenschiffe gleichfalls den schlechten baulichen Zustand der Kirche befördert haben, ist ausser Zweifel. Auch hier wird die Herstellung des ursprünglichen Zustandes dem Uebel Abhülfe thun; dabei können sogleich die nöthig zu erachtenden Mauerverstärkungen angebracht werden. Wenn hiermit der Abbruch der späteren Anbauten verbunden ist, so wird dadurch zugleich der andere beregte Uebelstand beseitigt und die Kirche auch in ästhetischer Hinsicht in ursprünglicher Reinheit erscheinen. In wiefern dann die zur Gesammterscheinung der Kirche so wünschenswerthe Wiederherstellung der grossen westlichen Thurmanlage möglich wäre, muss eine gründliche Untersuchung des Mauerwerks zeigen. Die etwa nöthige Verstärkung liesse sich hier nach allen Richtungen hin wohl ohne grosse Schwierigkeiten ausführen.

Auf diese Weise behandelt, könnte die Kirche allerdings wieder ein Gepräge bekommen, das der ursprünglichen Gestalt möglichst nahe käme. Es bleibt aber noch der wesentliche Umstand zu berücksichtigen, dass sie schon jetzt der Grösse der Gemeine wenig entspricht und nach Beseitigung der Kapellen es noch weniger der Fall wäre, so dass auch die Hinzufügung der westlichen, jetzt im Besitze der Alexianer befindlichen Räume diese Mängel nicht ersetzen würde. Eine Erweiterung wäre also nothwendig. Es würde zunächst in Frage kommen, ob es nicht angemessen wäre, für die gegenwärtigen Bedürfnisse der Gemeinde zwar eine neue Kirche, aber an einer ganz neuen Stelle zu errichten, so dass die alte Kirche nur als Succursale verbliebe und nur soweit hergestellt würde, dass ihre fernere Existenz gesichert wird. An Bauplätzen hierzu fehlt es weder in der nächsten Umgebung der Kirche, noch innerhalb anderer Punkte der Gemeinde, da grade hier noch hinreichend freie Räume vorhanden sind.

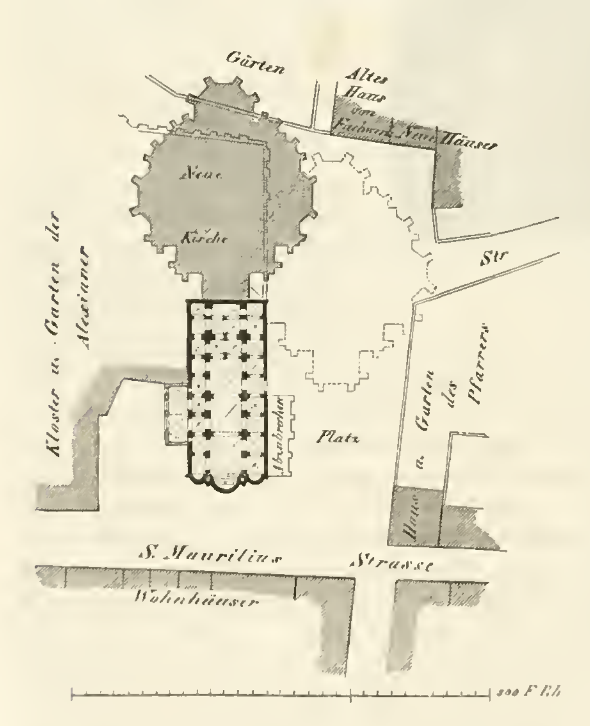


Fig. 33.

Sollte dies aber Schwierigkeiten haben, so empfiehlt sich dagegen, dass mit Beibehaltung der alten Kirche ihr eine neue derart organisch angefügt würde, dass die neue mehr als eine Erweiterung der alten zu gelten hätte, und es fragt sich nur, in welcher Weise dies zu geschehen hätte. Die Ostseite mit ihren drei Absiden und zwei Treppenthürmen ist jedenfalls der edelste und schönste Theil der Kirche und muss daher unverändert erhalten bleiben. An der Südseite lehnt sich das Alexianerkloster an, weshalb hier ein Anbau unmöglich ist. An der Nordseite liegt zwar ein freier, an sich sehr zum Aufbau der neuen Kirche geeigneter Platz; die nebenstehende Zeichnung (Fig. 33) deutet an, wie dies etwa geschehen kann, wenn man den in punktirten Linien gezeichneten Grundriss der neuen Kirche nach dem Entwurfe des Herrn Statz den grösseren Theil des Platzes einnehmen lässt und doch eine architektonische Verbindung mit der alten gewölbten Basilika herzustellen sich bemüht. Es ist nicht zu verkennen, dass hierdurch eine schöne malerische Gruppirung beider Kirchen zu einander entstehen wird; doch wird der Platz seitwärts und rückwärts durch die dort schon vorhandenen Häuser sehr beengt werden

und der Passage nur einen ziemlich beschränkten Raum lassen. Mehr empfiehlt sich deshalb, und sehr organisch könnte das Ganze werden, wenn die neue Kirche der alten gegen Westen angefügt würde, gewissermaassen ein grossartiger Westchor, durch grosse Oeffnungen mit der alten Kirche verbunden. Die vorgenannte Skizze zeigt diesen Westchor in schraffirten Linien. Das hier noch nicht bebaute Terrain würde den nöthigen Platz gewähren; die alte Kirche im Vordergrunde der neuen würde Veranlassung zu einer sehr glücklichen Gruppirung geben, indem die neue Kirche, in grösseren Verhältnissen aufgebaut, der ganzen Anlage einen kräftigen Abschluss gewährte. Noch kann zu Gunsten angeführt werden, dass, wenn der alte Thurm in alter Weise wieder hergestellt würde, derselbe auch gleich der neuen Kirche als Glockenthurm dienen und eine Vermittlung derselben mit dem älteren Bau bilden würde.

Es dürfte noch gegen diese Vorschläge hervorgehoben werden, dass der Geschenkgeber ausdrücklich einen Neubau in gothischem Style zur Bedingung gemacht hätte. Ein solcher Anbau wäre aber eigentlich als ein Neubau zu betrachten, der nur in eine historische Verbindung mit der alten Kirche träte. Will der Geschenkgeber solches aber nicht gelten lassen, so kann die neue Kirche ja immer noch auf einem neuen Platze erbaut werden, deren es in der Umgegend noch viele giebt.

Endlich ist hervorzuheben, dass der Geschenkgeber gewiss doch nur aus den edelsten Motiven seine Anerbietungen gemacht, und dabei von der Voraussetzung ausging, dass die alte Kirche nicht erhalten werden könne. Sobald er sich vom Gegentheil überzeugt, wird er gewiss solchen Modificationen seiner Bedingungen sich nicht verschliessen, welche der heiligen Sache entsprechen, der er dienen will. Am allerwenigsten würde er einem Acte der Barbarei Vorschub leisten wollen, wenn ein edles Monument der Vorzeit, bloss um ein neues an seine Stelle zu setzen, zerstört würde, wohl wissend, dass man künftig auch die Schöpfungen der Neuzeit nicht achten würde, wenn sie selbst etwa mit Verachtung der älteren in die Welt träten. Aus allen obigen Gründen kann ich nur eben so entschieden wie gehorsamst beantragen, dass die alte St. Mauritiuskirche in Cöln nicht abgebrochen, vielmehr in ihren schadhaften Theilen ergänzt und den Bedürfnissen der Gemeinde in der gehorsamst vorgeschlagenen Weise entsprochen werde."

Nachtrag. Nachdem der obige Aufsatz bereits in die Druckerei gegeben war, kommt uns die Nr. 23 des Organs f. christl. Kunst zu, worin der fragliche Gegenstand gleichfalls behandelt wird, obschon in einer von der unsrigen sehr verschiedenen Weise. Zwar lässt der Verf. in der Einleitung der Sorge des Conservators um Erhaltung mittelalterlicher Kunstdenkmale im Allgemeinen alle Gerechtigkeit widerfahren, glaubt aber, dass im vorliegenden Falle dem archäologischen Interesse ein zu grosses Gewicht beigelegt werde.

Zunächst erkennt der Verfasser den artistisch-archäologischen Werth der Kirche an, wenngleich derselbe vielfach überschätzt worden sei, namentlich für Cöln und die Rheinprovinz. Wir wüssten nicht, wo dies bisher geschehen. Der obige Aufsatz weist nach, worin die besonderen Vorzüge dieser Kirche bestehen. So wie ein Vater keines seiner Kinder missen möchte, weil ihm noch andere übrig bleiben, so kann auch Cöln, so können auch die Rheinlande keine Einbusse ihrer Monumente erleiden, wenn ihr bisheriger Ruhm nicht wesentlich geschmälert werden soll, und namentlich ist die Mauritiuskirche von solcher Eigenthümlichkeit, dass sie eben nicht ersetzt werden kann. Ferner wird ein Gewicht darauf gelegt, dass die als kostbarstes Kleinod der Kirche hervorgehobene Krypta eben keine Krypta sei. Als ob es sich um den Titel eines Monuments handelte, um dessen Schönheit zu bestimmen. Eben weil es keine Krypta ist, sondern das ältest vorhandene Beispiel eines dem Langhause eingebauten Nonnenchors, deshalb hat jene sogenannte Krypta einen um so höheren archäologischen Werth, abgesehen von dem künstlerischen, den sie ohnedies schon besitzt. Wenn dieser Theil augenblicklich nicht zur Kirche gehört, so ist er doch bisher wohl erhalten und kann mit ihr sehr wohl wieder verbunden werden, was zu bewirken erstrebt werden muss. Dass ferner die jetzigen Ankerbalken des gewölbten Langhauses, nicht minder die modernen Anbauten störend sind, ist nicht zu bezweifeln. Niemand wird aber ein edles Kunstwerk, ein Gemälde, eine Statue u. dgl. vernichten, weil spätere Stümper sie misshandelt haben; man wird sie von diesen Entstellungen reinigen und das alte Kunstwerk in neuer Schönheit herzustellen suchen. So auch hier. Selbst wenn die Anker nicht zu entbehren wären (es giebt eine Fülle der schönsten Kirchen, die ohne sie nicht bestehen können, und die kein Mensch deswegen abreissen wird), so wäre das Uebel doch weniger gross, als wenn man das Ganze deshalb vernichten wollte. Die S. Aposteln-

kirche in Cöln hat nur ein modernes hölzernes Gewölbe; deshalb werden unsere verehrlichen Gegner doch nicht auch diese Kirche abbrechen wollen?

Wenn schliesslich als Hauptfrage das Bedürfniss der Gegenwart hervorgehoben wird, dass auch die hergestellte Kirche der 6000 Seelen grossen Gemeinde nicht entspricht, so sind wir völlig damit einverstanden, dass dem genügt werden müsse. Nur können wir nicht die Prämisse zugestehen, dass deshalb nothwendig die neue Kirche genau auf dem Flecke der alten stehen müsse. Die S. Mauritius-Pfarrei hat noch viele und passende Bauplätze für einen Neubau, entweder um eine Kirche für die Gesammtgemeinde zu bauen, oder für einen abzuzweigenden Theil, während der Stamm bei der alten Kirche verbliebe. Doch bedarf es dessen nicht einmal, vielmehr ist oben gezeigt worden, wie eine architektonische Verbindung des Neubaues mit der alten Kirche mit Leichtigkeit auszuführen ist.

In derselben Nummer des Organs f. chr. Kunst wird die Thätigkeit des Herrn Reichensperger und der mit ihm Stimmenden gerühmt, welche nicht zugeben wollen, dass der Dom auch nur im Geringsten beim Neubau verändert werde, selbst da, wo offenbar die Schönheit der Architektur beeinträchtigt wird (wie solches aus der Gegenrede des Herrn Dombaumeisters zur Genüge hervorgeht, weshalb auch der Vereinsvorstand dem Letzteren seine Zustimmung ertheilte). Wir können uns dieser conservirenden Thätigkeit nur freuen, weil sie wohl geeignet ist, den Sinn zu verbreiten, dass auch das Kleinste nicht missachtet werde, wo es sich um Erhaltung des Ueberlieferten handelt. Wir können deshalb dem O. f. chr. K. nur empfehlen, in dieser Richtung consequent zu bleiben und namentlich im vorliegenden Falle, wo es sich nicht um den sehr problematischen Anhängsel eines Kunstwerks, sondern um die Existenz eines selbständigen Kunstwerks handelt, dieselbe conservirende Thätigkeit zu bewahren und zu Gunsten eines modernen, ob auch noch so vortrefflichen, im Wesentlichen doch eines immer nur nachahmenden Kunstwerks nicht den Tod eines wahrhaft originalen Monuments zu empfehlen, zumal, wenn beide sehr wohl nebeneinander leben können.

Wenn das O. f. chr. K. den Conservator dagegen auf ein anderes mittelalterliches Bauwerk „aufmerksam zu machen“ für nöthig erachtet, „das in Cöln und in jedem Archäologen deshalb eine wärmere Theilnahme erregen muss als die Mauritiuskirche, weil es einzig dasteht und, einmal verfallen oder niedergerissen, durch nichts Aehnliches mehr ersetzt wird,“ nämlich den Kreuzgang von S. Severin; so heisst es hier doch zum mindesten: das Eine thun, und das Andere nicht lassen. Zwar kann ich den genannten Kreuzgang der in Rede stehenden Kirche keineswegs an Bedeutsamkeit an die Seite stellen, viel weniger darüber; dennoch ist mir die relative Bedeutsamkeit desselben namentlich für Cöln, das nach dem Abbruche der grossen Fülle seiner alten und zum Theil höchst merkwürdigen Kreuzgänge, und nachdem der des ehemaligen Minoritenklosters, der an sich doch noch höher steht, durch den Neubau des Museums so wesentlich beeinträchtigt wird, nur diesen einen noch unverändert erhalten hat. Dies fühlend, hat der Conservator gleich nach Beginn seiner Thätigkeit vielfache Versuche gemacht, die Erhaltung desselben zu bewirken. Doch lag es bisher ausser seiner Macht, zu einem glücklichen Ziele zu gelangen. Aus Anlass jener Aufforderung sind deshalb neuerdings weitere Schritte geschehen. Indem wir hoffen, dass dem verehrl. Organe f. chr. Kunst hiermit eine innere Genugthuung geschehe, fordern wir dasselbe und alle übrigen Freunde der alten Monumente wiederholt auf, den Conservator fortwährend und in jedem einzelnen Falle, wo ihnen der Akt einer bevorstehenden Barbarei oder nachtheiliger Vernachlässigung bekannt wird, an seine Pflicht des Conservirens zu erinnern, wo er gewiss stets bereit sein wird, dem zu entsprechen, ihn aber mit Aufforderungen zu verschonen, seinem Amte untreu zu werden und die Vernichtung eines Denkmals zuzulassen oder gar dabei behülflich zu sein.

v. Q.

2. Dom zu Halberstadt. — In Verfolg unserer früheren Nachricht (S. 141) können wir jetzt die erfreuliche Mittheilung machen, dass des Königs Majestät befohlen haben, den auf 120,000 Thaler berechneten Betrag der Restaurationskosten des Doms zu Halberstadt auf einen möglichst kurzen Zeitraum zu vertheilen und deshalb jährlich 20,000 Thaler dafür zu verwenden. Der Betrag für das erste Baujahr ist bereits angewiesen worden. v. Q.

Ueber die mittelalterliche Kunst in Böhmen und Mähren.

(Schluss. — Vergl. Heft IV. S. 145. V. S. 193.)

Nachdem wir die uns bekannt gewordenen Malereien in Böhmen, welche bis zu Ende des XIV. Jahrhunderts entstanden sind, unserer Betrachtung unterzogen haben, hätten wir uns in gleicher Absicht auch nach Mähren zu wenden; allein wir finden hier nur im Brünner Losungs- oder Steuerbuche die Namen einiger Maler jener Zeit, als Heintzlin, Ulrich, Schwab, Niklas und Johann*), ohne alle Kunde über ihre Werke, die indessen, ohne die Unterstützung eines kunstliebenden Fürsten, denen in Böhmen schwerlich gleich gekommen sein dürften. Von grösseren Werken der Maler aus dem XIV. und XV. Jahrhundert können wir überhaupt nur wenig berichten, da nicht nur im Hussitenkrieg viele Malereien zu Grunde gingen und wenig neue gefertigt wurden, sondern auch durch die Nachwehen jener furchtbaren Zerstörungen und Parteiungen der nationale Aufschwung, den die Künste im XIV. Jahrhundert erhalten hatten, bis zum Versiegen herabsank, und als das Bedürfniss hiefür wieder erwachte, konnten sie sich nicht mehr eigenthümlich erheben, sondern erlagen völlig den deutschen Einflüssen. Bei der Seltenheit grösserer Malereien des XV. und XVI. Jahrhunderts in Böhmen und Mähren, geben uns die Miniaturen auch hier den besten Aufschluss über sie in jenem Zeitraume. Nachfolgende in Handschriften aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts machen ersichtlich, wie die böhmische Kunst, ihrem Verlöschen zueilend, fast zu einer mechanischen Handfertigkeit herabsank und nur noch lebendig in portraitähnlichen Darstellungen ist. Zu der ersteren Art gehören die ersten vier nachfolgend beschriebenen Miniaturen.

Eine Erklärung der ganzen h. Schrift in Latein nach der Uebersetzung des h. Hieronymus, dessen Bildniss von geringer Arbeit sich zu Anfang des Buches befindet. Der Faltenwurf ist überreich. Die Rändereinfassungen von bedeutender Breite bilden grosse unschöne Blumen. In der Strahower Bibliothek zu Prag befindlich.

Nicht besser ausgestattet ist ein Officio des h. Hieronymus mit dessen beigefügter Lebensbeschreibung in der Museumsbibliothek zu Prag. Der Kirchenvater ist hier dargestellt, wie er einem Löwen einen Dorn aus der Tatze zieht; dabei kniet kleiner der Donatar, oder der die Schrift hat fertigen lassen.

In einer böhmischen Bibel derselben Bibliothek sind die Initialen mit kleinen Figuren verziert; gleichfalls von sehr dürftiger Behandlungsweise.

Endlich ist in einem Missale in der Bibliothek zu Olmütz die grosse Miniatur, Christus am Kreuz mit Maria und Johannes zu den Seiten darstellend, roh von Zeichnung, ob-

---

*) S. E. Hawlik, zur Geschichte der Baukunst etc. im Markgrafenthum Mähren. Brünn 1838. S. 19.

gleich am Körper des Christus sich schon das Bestreben der anatomischen Kenntniss bemerklich macht. Der Faltenwurf, wenn auch nicht mehr rundlich geschwungen, ist jedoch noch nicht eckig gebrochen, wie es in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts allgemein gebräuchlich wurde.

Ein grösseres Interesse erregen einige Miniaturen in Compilationen deutscher und böhmischer Rechtsbücher vom Jahre 1446 im Stadtarchiv zu Brünn, indem sie Begebenheiten aus dem Leben darstellen, die mit Frische uns die nationellen damaligen Gebräuche versinnlichen. So sehen wir hier in einem solchen Rechtsbuch, Nr. 4 bezeichnet, auf dem ersten Blatt den Kaiser auf seinem Thron, und auf dem zweiten Wenzel, den König von Böhmen. Das dritte Blatt zeigt uns eine Rechtsbesprechung versammelter Bauern aus Schibenitz, oder wie sie hier genannt wird, eine *„ustia de Schibnicz petiserunt."**) Die zwar nicht sehr feine Zeichnung hat jedoch etwas sehr naives und daher anziehendes. Die letzte der Miniaturen, S. 219, stellt Ottokar, Markgrafen von Mähren, dar, wie er auf einem Throne sitzend, ein Schwert mit der Rechten erhebt. Die Carnation ist sehr dünn gemalt, und von heller Farbe.

Dieselbe Behandlung, wie die vorerwähnten Miniaturen, zeigen auch 12 Initialen in einem Codex des Brünner Stadtrechts, in demselben Jahr 1446 zusammengestellt durch den Stadtschreiber Wenceslaus, Sohn des Wenceslaus von Iglau; darin befindet sich auch die Darstellung einer der obigen ähnlichen Rechtsbesprechung der Bauern von noch lebendigerer Zeichnung. Hier sehen wir zwölf Männer mit zum Eid erhobener Rechten um einen Tisch stehen; einer von ihnen hält ein Schwert. Ueber ihnen sitzt in einer Mandorla der Heiland, zwei Engel zu den Seiten halten Spruchzettel mit der Inschrift: *Juste indicate filii hominum.* Unten, oder vielmehr bei der Bank, ist der sitzende Schreiber in seinem Geschäfte dargestellt, eine echt mährische Physiognomie, wie denn hier alle Köpfe höchst nationelle, charakteristische Portraits sind.

In Mähren scheint im XV. Jahrhundert die Miniaturmalerei überhaupt mit besserm Erfolg als in Böhmen ausgeübt worden zu sein. Hiefür giebt ein Missale von 1483 in der Bibliothek des Klosters Strahow in Prag ein sprechendes Zeugniss, welcher Pergament-Codex sich ehedem im Kloster Bruck an der Leida in Mähren befand. Darin ist zu Anfang eine grosse Initiale von besonderer Schönheit, in welcher der h. Gregor im Pontificalkleide an einem Pult schreibend abgebildet ist. Im Rande kniet ein Geistlicher, dessen Namen auf einem Papierstreifen mit Gold geschrieben also lautet: *„Frater Benedictus canonicus ecclesiae Lucensis,"* wohl der Verfasser des Werks. Der grossartige Faltenwurf ist eckig gebrochen. Die Schatten der Carnation haben einen grünlichen Schein, was wohl von der Untermalung mit grüner Erde herrührt. Der Rand ist mit schönen grossblumigen Verzierungen versehen. Weitere 44 Initialen mit mehr oder minder reicher Ausschmückung enthalten einige

*) Nach altem Gebrauch besprachen die Bauern den vorliegenden Rechtsfall mit ihren Aeltesten und fassten dann eine Entscheidung, welche jedoch, um gültig zu sein, von dem Gericht in Brünn bestätigt werden musste.

Darstellungen aus dem Leben Christi. Dieselben sind, wenn auch verschieden in Güte, doch in gleicher Weise behandelt: alle haben dunkle Umrisse, die in den geringern Miniaturen geistlos behandelt sind. Auf dem letzten, 285sten Blatte ist geschrieben: *finis hujus opus A° 1483.*

Von eigenthümlichem Interesse sind einige hussitische Chor-Missalia aus den neunziger Jahren des XV. Jahrhunderts in der Ambraser Sammlung zu Wien. Das früheste, ein sehr grosser Folioband, um 1490 im Auftrag einer Bergwerkgesellschaft geschrieben, ist mit vielen Initialen und Miniaturen ausgeschmückt. Die erste derselben zeigt auf glänzendem Goldgrund die h. Jungfrau mit dem Christkind im Arm; sie steht auf der nach unten gekehrten Mondessichel und wird von zwei Engeln gekrönt. Unten knieen die Donatoren: links ein Mann mit zwei Knaben, rechts zwei Frauen, die eine mit vier, die andere mit fünf Mädchen. Das Ganze umgibt eine graue, gothische Architektur. In den sehr mächtig gehaltenen Blättereinfassungen, farbig mit Gold gehöht, sind öfters Beschäftigungen der Bergwerkleute dargestellt; auch einmal zwei Jungen, die sich in einer Werkstätte raufen, nach einem Kupferstich des Martin Schongauer, wie denn überhaupt zum öftern dessen Compositionen zu diesen Malereien benutzt worden sind. Auf Seite 488 bildet der Stammbaum der Maria den Rand und ist unten mit M. J. bezeichnet, was ebensowohl den Namen des Miniaturmalers, als auch Maria. Jesus. andeuten kann. — In der Initiale *E* auf S. 566 bei der Messe de martiribus steht zwischen den Märtyrern Stephanus und Laurentius Johannes Huss, Buch und Kelch haltend und den Kopf mit einer hohen Ketzermütze bedeckt. (Sie besteht aus weissem Papier mit darauf gemalten schwarzen Teufeln.) — Die zweite Hälfte des Buchs ist von einem geringern Meister ausgemalt, doch in der gleichen Weise leicht mit der Feder entworfen und etwas aquarellirt. — Auf Seite 796, wo die Worte stehen: „*Gloriosi marter̄ John̄s hus c̄. Io.*“, ist im untern Rand die Verbrennung des Johannes Huss dargestellt. Er steht an einem Pfahl, um Leib und Beine gekettet, während Männer Holz herbeitragen oder das Feuer anschüren. Links halten Bischöfe zu Pferd, rechts Mönche. Ein Reiter theilt Befehle aus.

Das andere Chormissale in derselben Sammlung ist von geringerm Kunstwerth; die Miniaturen darin sind selbst beinahe roh zu nennen; jedoch hat sich der Verfertiger durch die Inschrift: *Jacobus da Olomunez me fecit* 1499, die er freventlich in dem Nimbus eines Heiligen angebracht, zu verewigen gewusst.

Ein drittes Cantional, oder Chormissale der Hussiten der Kleinseite Prags, welches Adelige und Zünfte dieser Stadt in grösstem Format und mit vielem Aufwand im Jahr 1572 haben fertigen lassen, befindet sich in der Universitäts-Bibliothek zu Prag. Obgleich ohne besondern Kunstwerth, ist es doch merkwürdig wegen mancher Darstellungen, welche damalige Ansichten veranschaulichen. So ein Blatt, wo oben die Enthauptung Johannes des Täufers, unten die Verbrennung des Johannes Huss dargestellt ist. Bei der letztern stehen Geistliche mit dicken Bäuchen, unter denen einer mit einem Thierkopf. In der Randverzierung befinden sich die Brustbilder von drei Reformatoren: Wiclef, der Feuer schlägt Huss, der ein Licht entzündet, Luther, der eine Fackel hält.

Dass im XVI. Jahrhundert die Kunst in Böhmen dem Einfluss deutscher Meister, namentlich dem des Lucas Cranach und Albrecht Dürer sich ergeben, bezeugen mehrere schöne Miniaturen in einem Leben der Eremiten, welches Baron von Sternberg im Jahre 1516 aus dem Griechischen in's Böhmische durch Jellen von Hruby übersetzen lassen. Auf dem ersten Blatt kniet der Baron in reichem Mantel vor dem h. Franziscus; diese Miniatur ist ganz in der Art der fränkischen Schule jener Zeit behandelt. Die breiten Arabesken von Laub und Blumen sind gleichfalls sehr schön und reich. Auch diesen werthvollen Codex in gross Folio bewahrt die Universitäts-Bibliothek zu Prag.

Von der Betrachtung der Miniaturen gehen wir jetzt zu der grösserer Malereien aus jenem Zeitraume und ihrer Meister über. Von letzteren sind uns einige Namen hauptsächlich in den Malerprotocollen erhalten, ohne dass wir jedoch ein einziges ihrer Werke mit Sicherheit nachzuweisen vermöchten. Im Jahre 1414 finden wir den Maler Brudaty verzeichnet. 1445 Ambrosius Niger (Schwarz), Senior der Malerbrüderschaft; er war der Sohn eines Malers Johannes aus Prag, der nicht zu verwechseln ist mit dem Illuministen gleiches Namens, der auch Aliaps genannt, eine böhmische Bibel geschrieben und mit Miniaturen versehen hat, die Dlabacz im Jahre 1795 in der Wiener Hofbibliothek gesehen. Ferner kommen in dem Protocoll von 1445 noch vor: Jacob Peczka, Nicolaus Slowak, der sich auch schon 1438 eingeschrieben findet, Niklas Zluticzky und Sczepauko, dessen Sohn Johann ein Schüler des Meisters Ssycha war. Von dem Maler Simon Dsycha wissen wir durch Dlabacz, dass er 1454 Bürger und Hausbesitzer in der Altstadt Prag gewesen, und von Matthias Moravius, dass er 1476 eine Bibel schrieb und mit Zeichnungen seiner Hand ausschmückte, die Blainville im Kloster Monte Oliveto zu Neapel gesehen. Endlich haben wir noch Kunde von einem Maler Johann, der 1491 zu Znain in Mähren gestorben und allda in der S. Nicolauskirche begraben worden ist.*)

Grössere Malereien in Böhmen oder Mähren aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts weiss ich keine mit Sicherheit anzugeben. Ein tüchtiges, wenn auch kein ausgezeichnetes Werk, ist der Tod der Maria in der Gallerie im Kloster Strahow zu Prag, welches der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts angehört und an die Darstellungsweise des Martin Schongauer erinnert. Maria, von Johannes unterstüzt, kniet betend und wird von Petrus mit Weihwasser besprengt. Die andern Apostel stehen trauernd umher. Oben hält Christus, von zwei Engeln umgeben, die Seele der Verscheidenden. — Geringer noch ist das Bild eines Ecce homo mit zwei Engeln in der Teynkirche zu Prag, wenn auch ein gewisses Streben nach Naturwahrheit darin nicht verkannt werden darf. — Sehr merkwürdig und in der Behandlungsweise noch alterthümlicher, ist jenes sogenannte Hungertuch vom Jahr 1472,

---

*) Joh. von Bromyard, Summa praedicantium, wo die Grabschrift mitgetheilt wird.

welches aus der ehemaligen böhmischen Stadt Zittau in die Sammlung deutscher Alterthümer im Palais des Grossen Gartens bei Dresden gelangt ist. Diese sehr grosse Leinwand enthält 90 unmittelbar mit Wasserfarben auf sie gemalte Darstellungen, immer 10 in einer Reihe. Die eine Hälfte ist dem Alten, die andere dem Neuen Testamente gewidmet. Eine breite Blättereinfassung, mit den Symbolen der Evangelisten in den Ecken, umgibt das Ganze. Deutsche Inschriften geben den Inhalt eines jeden Bildes an. Die sieben ersten beziehen sich auf die Schöpfungstage, in dem letzten ruht der Schöpfer, gleich Christus dargestellt, von seinen Werken auf einem Throne sitzend aus. Im Bild des Sündenfalls haben Adam und Eva sehr schöne, jugendliche Köpfe. Im Allgemeinen erfreuen die Compositionen durch eine eigenthümliche Naivetät. Die Ausführung ist zwar flüchtig, aber mit vielem Geschick behandelt. Zu bedauern ist, dass sich nur die Jahreszahl 1472 und nicht auch der Name des ehrenwerthen Künstlers auf der Malerei befindet; derselbe scheint jedoch nach Schrift und Behandlungsweise ein Deutscher gewesen zu sein. Diese grosse Leinwand wurde in der Fastenzeit dem Volke zu Zittau vorgezeigt. Daher der Name „Hungertuch."

Ein anderes merkwürdiges Bild, und welches alle Merkmale böhmischer Abkunft an sich trägt, ist ein Altarblatt vom Jahre 1497 in der alten Königskapelle des Welschen Hofs, oder der Münzstätte zu Kuttenberg. Den mittleren Raum nimmt ein Ecce homo ein; im linken steht der h. Wenzel, im rechten der h. Ladislaus; unten kniet Wladislaus, König von Ungarn, und gegenüber, in kleinerer Figur, der Obermünzmeister. Eine etwas verbräunte, und da das Bild hoch an der Wand hängt, kaum lesbare Inschrift, enthält die Jahreszahl 1497. Die sehr trocknen Farben haben das Ansehn von Temperamalerei. Die Zeichnung, ohne ausgezeichnet fein zu sein, ist tüchtig. Die Nasen haben alle etwas voll Herabhängendes, die Carnation einen sehr ins Rothe gehenden Ton und braune Schatten.

Haben wir alle Ursache in diesem Bilde ein national böhmisches Werk zu erkennen, so trägt dagegen das einer Trinität aus dem Cistercienser Kloster Kuttenbergs, jetzt bei dem Erzdekan in jener Stadt, alle Merkmale deutschen Einflusses auf die böhmische Kunst. Gott Vater hält hier sitzend den Gekreuzigten vor sich, oben schwebt die Taube. Unten links kniet der Donatar. Im Flügelbild links steht eine weibliche Heilige, goldene Aehren haltend (S. Walburgis?), im rechten die h. Barbara, der Bergwerkmänner Patronin. Die Behandlung der Malerei ist derb; die Gesichtstheile sind sehr stark, bei den Frauen voll; S. Wenzel hat ein sehr national böhmisches Profil. Das Bild scheint dem Anfang des XVI. Jahrhunderts, als der Einfluss der fränkischen Schule sich geltend machte, anzugehören.

Entschieden dem Matthias Grünewald verwandt sind zwei grosse Tafeln mit der h. Katharina und der h. Barbara in der Teynkirche zu Prag, zur Seite der nördlichen Thür aufgehängt. Die überlebensgrossen, mächtigen Gestalten heben sich kräftig von einem grossblumigen Goldgrund ab. Ihre vollen, rundlichen Köpfe sind von national böhmischer Bildung; die Gewänder weit und massig gehalten, wie es in Deutschland zu Anfang des XVI. Jahrhunderts üblich wurde. — Andere Gemälde, die sich als Nachahmungen von Albrecht Dürer oder Lucas Cranach erweisen, gibt es viele in Böhmen, namentlich in der

Gallerie des Klosters Strahow und in der der patriotischen Kunstfreunde auf dem Hradschin zu Prag. Ob diese nun von deutschen oder böhmischen Malern sind gefertigt worden, lässt sich beim Mangel aller Nachweise jetzt unmöglich bestimmen; bei der völligen Abwesenheit irgend eines Gemäldes jener Zeit, welches einen national-böhmischen Typus hätte, ist jedoch anzunehmen, dass damals die den Böhmen eigenthümliche Kunst erloschen war und sich der deutschen völlig angeschlossen hatte. Hiermit könnten wir denn auch den Bericht über die böhmische Kunst des Mittelalters schliessen, da sich jedoch bis dahin keine Gelegenheit fand, die altböhmische Xylographie und Kupferstecherkunst zu erwähnen, so wollen wir das Wenige, was darüber zu sagen ist, hier noch anfügen.

Vor einigen Jahren fand man in der Bücherkammer der S. Jacobskirche zu Brünn ein Paar Blätter, die zu den ältesten der Holzschneidekunst gehören. Sie befanden sich unmittelbar auf die beiden innern Seiten der Holzdeckel eines Missale Olomucense aufgeklebt, welches im Jahre 1435 in jene Kirche ist gestiftet worden. Der eine Holzschnitt stellt die h. Dreieinigkeit dar: Gott Vater auf einem Throne sitzend, hält Christus am Kreuze vor sich, die Taube schwebt zwischen ihnen. Die Arbeit ist sehr roh und alterthümlich, der Kopf des Gott Vaters und seine Füsse sind ausser allem Verhältniss gross. Der Faltenwurf, rundlich im Gang, hat wenig Fülle. Alle diese Eigenthümlichkeiten und die sehr rohe Arbeit des Ganzen, ohne alle Schattenangaben, weisen diesen Holzschnitt in die zweite Hälfte des XIV. Jahrhunderts zurück, in eine Zeit, wo noch die Darstellungsweise eines Theodor von Prag in Uebung war. Der Holzschnitt misst 16″ 3‴ Höhe auf 10″ 6‴ Breite. Ein Facsimile davon, wie auch von beiden nachfolgenden Holzschnitten, gibt Adolph Ritter von Wolfskron in dem ersten Band der „Quellen und Forschungen der vaterländischen Geschichte, Literatur und Kunst.“ Wien, 1849.

Das andere Blatt enthält zwei Abdrücke von Holzschnitten verschiedenen Styls und aus verschiedenen Zeiten. Der Besitzer der Holzstöcke druckte sie neben einander auf dasselbe Blatt Papier ab, das von derselben Grösse und Fabrik als das erste ist. Der feiner behandelte Holzschnitt stellt den h. Wolfgang als Bischof und bärtig dar; er sitzt auf einem Sessel, an dessen von einer Engelsfigur gebildeten Lehne, links, der Bischofsstab angelehnt ist. In der Rechten hält der Heilige ein Buch, in der Linken das Modell einer Kirche, an deren Dach sich ein eingehauenes Beil befindet. Der Kunststyl dieses Blattes ist gleichfalls der des XIV. Jahrhunderts, aber von dem der Dreieinigkeit sehr verschieden. Die Umrisse haben zwar hier ebenfalls keine Schattenangaben, sind aber weit feiner behandelt; die Gestalt ist sehr schlank, der Kopf im Verhältniss klein gehalten; die Gewänder, noch rundlich im Gang und Bruch, sind weit und voll, wie wir sie in der deutschen Schule jener Zeit anzutreffen pflegen. Hoch 11″, br. 7″ 10‴.

Der dritte Holzschnitt stellt die gekrönte Mutter Gottes mit dem sie herzenden Christkinde im Arme dar. Sie sitzt in einem reichen gothischen Tabernakel, von drei thurmähnlichen Aufsätzen gekrönt, von denen die zwei zu den Seiten von oben schwebenden Engeln erfasst werden. Das Ganze hat eine architektonische Einfassung. Der Abdruck ist sehr

unrein und mangelhaft, dennoch zeigen die vollen Formen des Kindes und des Kopfs der Mutter, die schöne Anordnung des Gewandes, dass dessen Fertigung in die erste Hälfte des XV. Jahrhunderts fällt, und verrathen selbst eine gewisse Verwandtschaft zu dem Cölner Dombildmeister, Stephan Loethener aus Constanz. Hoch 10″ 7‴, br. 7″ 6‴.

Aus diesen Beobachtungen geht genugsam hervor, dass höchstens der Holzschnitt der Dreieinigkeit der böhmischen Schule angehören kann, die zwei andern aber sicher von deutschen Künstlern herrühren, auch wenn sie in Brünn sich sollten aufgehalten und die Stöcke dort gefertigt haben. Wahrscheinlicher jedoch ist es, dass der Buchbinder des Missale Handel mit Holzschnitten getrieben und letztere Holzschnittblätter aus Deutschland bezogen hat.

Unzweifelhaft von einem in Mähren lebenden Formschneider oder Briefmaler, Johann von Brünn, gefertigt ist dagegen die Darstellung der Messe des h. Gregorius über einem deutschen Ablassbrief, indem unten der Name *„Joh. zu pruñ.“* zu lesen ist. Mehrere der Köpfe, namentlich der des Kaiphas, zeigen eine entschiedene böhmische Nationalität. Der Behandlung nach zu urtheilen, fällt die Entstehung dieses Schnitts in die zweite Hälfte des XV. Jahrhunderts. Der Holzstock selbst befindet sich gegenwärtig im Besitz des Fräuleins Josephine Gallina in Brünn und wurde neuerdings für die Kunstgeschichte Mährens von Ernst Hawlik wieder abgedruckt.

Wahrscheinlich von demselben Formschneider ist auch der mit obigem Blatt zugleich abgedruckte Holzschnitt mit einer Warnung vor den Betrügereien der Juden, welche anfängt:

Nun wisset wass der Wucher tuet
Das ir euch halt dess pas in Huet etc.

Das älteste bis jetzt bekannte in Böhmen gedruckte Buch mit Holzschnitten ist eine Bibel von 1475, die deren zwei enthält. Von den in Prag 1487 gedruckten Aesopischen Fabeln bewahrt die Strahower Bibliothek zwei Blätter mit zwei darauf gedruckten Holzschnitten. Sodann kennt man eine böhmische Bibel, welche der Buchdrucker Martin von Tischnow zu Kuttenberg im Jahr 1489 mit Holzschnitten verziert herausgegeben hat.*) Da ich diese Bücher nicht gesehen, und sie mir jetzt nicht zu Gebote stehen, muss diese Notiz genügen, indem wir dabei den Wunsch aussprechen, dass andere Forscher nähere Auskunft hierüber ertheilen möchten.

Von böhmischen oder mährischen Kupferstechern des XV. Jahrhunderts kann mit Sicherheit nur Wenceslaus von Olmütz genannt werden. Indessen ist es sehr unwahrscheinlich, dass er seine Kunst in jenen Ländern erlernt, indem aus dem grössten Theil seiner Stiche ersichtlich, dass er hauptsächlich den Martin Schongauer, sodann auch den Israel von Meckenen und einige frühere Blätter Albrecht Dürers copirt hat. Zwei seiner Blätter, die Marter der Apostel Andreas und Bartholomäus, bei Bartsch N. 23 und 25, sind nach Bildern des Cölner Dombildmeisters Stephan Loethener gestochen, die aus einer Kirche

*) S. Dlabacz, Künstlerlexicon, S. 12.

Cölns mit noch 10 andern Tafeln in das Kunstinstitut zu Frankfurt a/M. gekommen sind. Hieraus geht unläugbar hervor, dass Wenceslaus von Olmütz vielmehr der deutschen und wahrscheinlich der Schongauerischen Schule angehört und sich wenigstens eine Zeitlang in Cöln aufgehalten hat. Von seiner Thätigkeit in seinem Vaterlande haben wir nicht die geringste sichere Kunde, denn die Angabe Hawlik's,*) dass er ums Jahr 1481 zu Olmütz sesshaft gewesen, entbehrt einer jeden Begründung und beruht wohl nur auf jener Jahreszahl auf der Copie des Todes der Maria von Martin Schongauer B. N. 22.

Noch weit gewagter ist eine andere Behauptung desselben Schriftstellers, wonach der Zeichner und Kupferstecher N (?) Mair zu Landshut des Brünner Kreises in Mähren wäre geboren worden und sich zu Olmütz um's Jahr 1499 etablirt hätte. — Dass der Kupferstecher Mair aus Landshut gebürtig sei, gründet sich auf eine Notiz im handschriftlichen Verzeichniss des Paul Beham in Nürnberg vom Jahr 1618, welches von Murr (Journal II., S. 241) bekannt gemacht hat und sich jetzt im Kupferstich-Cabinet zu Berlin befindet. Doch hat man stets angenommen, dass hierunter Landshut in Bayern zu verstehen sei. Die weitere Annahme von Hawlik, dass sich Mair in Olmütz niedergelassen, beruht auf einer Vermuthung von Bartsch, wonach, weil das Blatt der h. Anna N. 8, mit Mair 1499 bezeichnet, auch zweimal mit dem Buchstaben W versehen, der Stich auch etwas feiner, als sonst bei Mair behandelt ist, die beiden W Wenceslaus von Olmütz bedeuten könnten, der alsdann den Stich nach einer Zeichnung des erstern gefertigt hätte. Wollte man nun diese von Bartsch gewagte Vermuthung auch annehmen, die jedoch sehr unwahrscheinlich ist, da sonst Wenceslaus auf seinen Copien nie den Namen, oder das Monogramm des Originals angegeben, sondern sie nur mit einem W bezeichnet hat, so folgt hieraus doch in keiner Weise, dass Mair sein Landsmann müsse gewesen sein. Uebrigens stimmt des Mair Darstellungs- und Behandlungsweise im Allgemeinen ganz mit dem Styl der oberdeutschen Schule aus dem letzten Viertel des XV. Jahrhunderts, weshalb schon hieraus kann geschlossen werden, welchem Lande er angehört. Der Eifer für czechische Nationalität hat hier sicher in fremdes Gebiet übergegriffen.

Werfen wir nun einen Blick auf unsere mitgetheilten Beobachtungen, um zu ermessen, in wie weit eine eigenthümlich national-czechische Kunst sich entwickelt hat, so stellt sich folgendes Ergebniss fest:

In der Baukunst machte sich seit den frühsten christlichen Zeiten bis in das XVI. Jahrhundert hauptsächlich der Einfluss von Deutschland geltend. Nur in dem IX. Jahrhundert haben einige byzantinische Mönche ihre Bauweise befolgt, und in der zweiten Hälfte des XIV. wurden unter Karl IV. durch seinen Baumeister Matthias von Arras die Bauformen der grossen französischen Cathedralen eingeführt und noch von seinem Nachfolger Peter von

*) S. E. Hawlik, Zur Geschichte der Baukunst u. s. w. in Mähren, S. 19.

Gmünd beim Bau der Kirche zu Kuttenberg angewendet. Im XVI. und XVII. Jahrhundert waren es hauptsächlich italienische Architekten, welche die damals errichteten Paläste in Prag ausführten. Von einem national czechischen Baustyl zu irgend einer Zeit haben wir keine Spuren auffinden können.

Die Bildhauerkunst in Böhmen durchlief im Allgemeinen dieselbe Entwickelung, die in dem übrigen christkatholischen Europa zur Erscheinung kam. Indessen ist anzuerkennen, dass hier schon im XII. Jahrhundert ausgezeichnete Sculpturen sind ausgeführt worden, und dass selbst das Gepräge der Münzen eine für jene Zeit seltene Ausbildung erhielt, welche als eine eigenthümlich böhmische darf betrachtet werden. Nicht minder ausgezeichnet sind die Bildwerke aus dem XIV. Jahrhundert unter Kaiser Karl IV. Namentlich ist die Bronzegruppe des H. Georg ein sehr schönes und originelles Werk, dessen Meister Martin und Georg Clussenbach jedoch deutschen Ursprungs zu sein scheinen. Auch später bis in das XVI. Jahrhundert sehen wir deutsche Künstler die wichtigsten Werke für Prag ausführen, wobei wir nur an Matthias Reyseck und Alexander Kolin aus Nürnberg erinnern wollen.

Wahrhaft national erscheint in Böhmen dagegen die Malerkunst vom XI. bis XV. Jahrhundert. Belege hiefür fanden wir hauptsächlich in den Miniaturen, von denen die vom Domherrn Benesch aus dem Anfang des XIV. Jahrhunderts und noch in höherm Grade die des Sbisco de Trotina nach Mitte desselben Zeitraums zum Ausserordentlichsten gehören, was damals in Europa überhaupt in dieser Art entstanden ist. Aus einer böhmischen Kunstschule sehen wir auch den Meister Theodorich von Prag hervorgegangen, und tragen die Malereien seiner Vorgänger und besonders die seinigen ein sehr eigenthümliches und nationales Gepräge. Wie sehr jedoch die deutsche Kunst auch neben der der Czechen in Böhmen geblüht, zeigen nicht nur einige der gleichzeitigen Werke deutscher Maler, sondern geht noch entschiedener aus dem Umstande hervor, dass die Satzungen der Künstlerzunft in Prag ursprünglich und noch lange Zeit hindurch nur in deutscher Sprache abgefasst waren. Endlich haben wir gesehn, wie nach dem Tode Karls IV. durch die von Wenzel verursachten Verwirrungen und durch die Verwüstungen im Hussitenkrieg die Kunst in Böhmen in den traurigsten Verfall gerieth und später nur durch den Einfluss von Deutschland aus sich wieder in etwas erheben konnte; unter Rudolph II. selbst fast ausschliesslich durch ausländische Künstler ausgeübt wurde. Eine eigentliche czechische Kunstblüthe kam nicht mehr in Aufnahme, und konnte es um so weniger, als das politische Verhältniss des Landes kein unabhängiges, nationales Leben mehr begünstigte.

J. D. Passavant.

Archäologische Reiseberichte.

Magdeburg.

(Fortsetzung. — Vergl. Heft IV. S. 165. V. S. 213.)

Die übrigen Kirchen Magdeburgs zeichnen sich zwar durch Grösse, meist auch durch den Schmuck zweier Thürme aus; doch sind sie weit entfernt davon, den beiden vorgenannten in Bezug auf kunsthistorische oder architektonische Bedeutsamkeit nahe zu kommen. Es kann daher nicht unsere Aufgabe sein, sie hier vollständig aufzuzeichnen oder zu beschreiben und jede Einzelnheit derselben kunsthistorisch durchzuführen, vielmehr wollen wir uns nur darauf beschränken, das Bemerkenswertheste aus ihnen hervorzuheben.

S. Sebastian. Die Kirche dieses ehemaligen Collegiatstifts, gleich den vorgenannten beiden Kirchen auf der Südseite der Stadt, westlich vom Dome, also gleichfalls ausserhalb des älteren Stadtbezirks gelegen, nimmt wegen Alters und hohen Ranges des Stifts und wegen ihrer eigenthümlichen Architektur unsre Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch. Erzb. Gero (1012—1023), der erste Gründer der Marienkirche, stiftete auch diese unter dem Titel des heil. Evangelisten Johannes *), den sie erst später, wohl im XII. Jahrh. in den jetzigen verwandelte, und verband damit ein Stift von Canonikern. Im Jahre 1188 brannte auch unsre Kirche mit dem grösseren Theile der Stadt ab. **) Ob der grosse Brand von 1207, dem der Dom erlag, auch die nicht fern gelegene S. Sebastians-Kirche ergriffen hat, geht aus den Nachrichten nicht hervor, da die dabei genannte S. Johannes-Kirche wohl die Stadtpfarrkirche am alten Markte ist; doch mag auch unsre Kirche dabei Einbusse erlitten haben. Ob die gothische Erneuerung des grösseren Theils der Kirche die Folge eines Brandunglückes oder einfacher Baufälligkeit oder einer Lust am Neubau war, ist uns nicht bekannt.

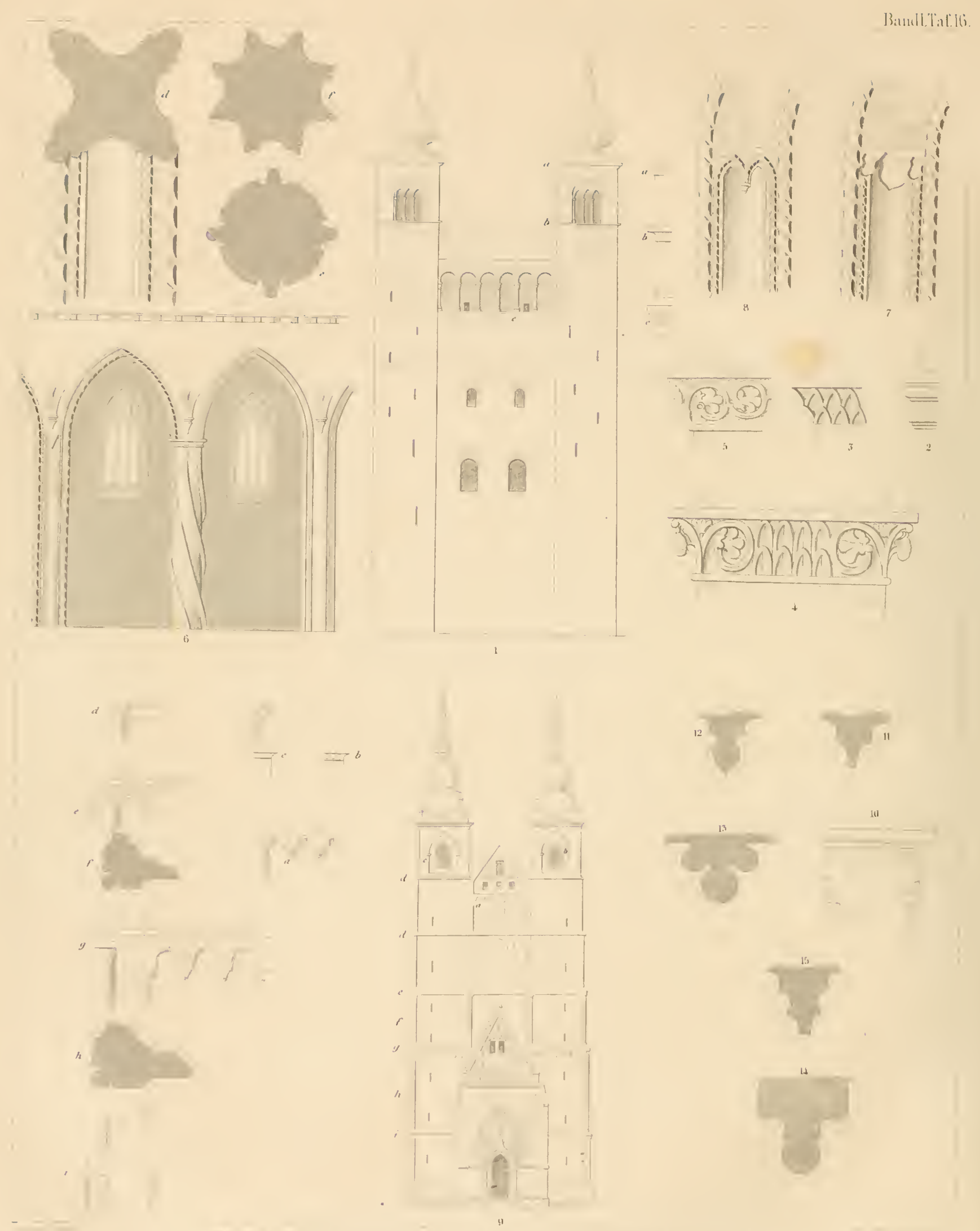
Der westliche Vorbau mit den beiden Thürmen und ein grosser Theil des Querhauses zeigen die Architektur des ausgebildeten, wenn auch noch sehr einfachen romanischen Styls. Namentlich gilt dies von der Westfronte (Taf. XVI. Fig. 1.), deren Unterbau nur in

---

*) Chr. Magdeburg. bei Meibom, II. 286.

**) Das vorgen. Chron. (S. 329) bezeichnet diesen Brand nur sehr im Allgemeinen zur Zeit der Regierung des Erzb. Wigman (1152—1192) . . *Hujus tempore civit. Magd. combusta est quasi tota a valva strodorum usque ad Albeam ita quod etiam molendina, in Albea constructa, fuerunt combusta.* Dagegen nennt das Chr. Mont. seren. in der schon früher citirten Stelle genauer Zeit und Kirche: 1188 *civitas Magd. in vigilia Pentecostes pene tota exusta est. Monasteria etiam S. Mariae et S. Sebastiani, cum parochiis et capellis VII exusta sunt.*





S. SEBASTIAN KIRCHE UND S. JOHANNES-KIRCHE
ZU
MAGDEBURG

der Mitte durch wenige und sehr einfache und kleine Rundbogenöffnungen durchbrochen wird, die Thürme gar nur durch Schlitzfenster zur Erleuchtung der im Innern derselben angebrachten Treppen. Nur zu oberst wird in sehr wirksamer Weise der Mittelbau durch eine sechsfache rundbogige Bogenstellung abgeschlossen, welche das eigentliche, in niedersächsischer Weise durch ein Satteldach abgedeckte Glockenhaus bildet. Seitwärts werden die Thürme oberhalb dieses Daches noch durch ein Geschoss überstiegen, welches an jeder Seite durch eine Fenstergruppe geöffnet ist. Nur die Spitzen in Zwiebelform harmoniren nicht mit der sonst so ernsten Architektur dieser Fronte. Der ganze Bau ist, bis etwa zwei Drittheile von unten auf, aus einem helleren, der obere Theil aber aus dunklerem Bruchstein erbaut, nur dass auch hier die Ecksteine der Thürme, so wie die Säulen, Bogeneinfassungen und Gesimse, aus dem helleren Material bestehen, und so das Ganze ein einfaches Farbenspiel gewährt. Die kleinen unteren Fenster des Mittelbaues zeigen stets eine schmale bündige Einfassungsschicht der Einwölbungssteine. Das Detail der obersten Arkaden vor der Glockenstube ist kaum zu bestimmen, da das Gestein durch Brandschaden gelitten hat, weshalb auch die Arkaden hier sämmtlich vermauert sind. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese Brandspuren vom Jahre 1188 herrühren, spätestens von 1207, da die einfache Architektur dieses Bautheils wohl der Zeit um die Mitte des XII. Jahrhunderts entspricht. Die Obergeschosse oder isolirten Thürme zeigen dagegen einen entschieden jüngeren Charakter. Auf jeder Seite sieht man über Säulen drei gekuppelte Spitzbogenöffnungen, die mittlere etwas höher hinaufgeführt, in gemeinsamer Gruppe innerhalb eines sie umfassenden Rundbogens. Die meisten Spitzbögen sind, wie es im XIII. Jahrhundert üblich war, aus Platten ausgeschnitten und dann zusammengesetzt; doch kommen auch gewölbte vor, an denen die Zwickel noch durch Kleeblattverzierungen und Kreuze geschmückt sind. Alles dies sind Formen des Uebergangsstyles, wie er in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts herrschte.

Das Querhaus hat im Wesentlichen gleichfalls noch seine romanische Architektur erhalten. Namentlich zeigen die Kämpfer der nach allen vier Richtungen hin gespannten Rundbögen noch Formen, die sie gleichfalls etwa der Mitte des XII. Jahrh. überweisen. *) Die Kämpfer der westlichen an der Ecke des Mittelschiffs befindlichen Pfeiler zeigen nur das Profil der umgekehrten attischen Basis, während die an den Ecken des Altarhauses befindlichen z. Th. mit reichem und durchgehend sehr edlem Blattwerk von noch strenger Bildung geschmückt sind. Einzelne Rundbogenfenster der nördlichen Giebelwand und der östlichen Wand des südlichen Flügels lassen erkennen, dass auch das Mauerwerk noch alt ist. Unter letzterem ist jetzt eine sehr einfache Rundbogenthür; möglicherweise war sie ehemals der Schildbogen einer Nebenabside. Die Südfronte des Kreuzes ist jetzt durch ein ziemlich hohes Spitzbogenfenster aus Formziegeln eingenommen.

Das Altarhaus hat eine Länge von 3 quadratischen Jochen und einen polygonen Chorschluss von fünf Seiten des Achtecks. Der Nordseite ist, neben dem Querhause, eine

*) S. Taf. XVI. Fig. 2—5. In der unten folgenden Beschreibung der Tafel wird angegeben werden, wo sich jede einzelne dargestellte Figur befindet.

2 Joche lange Abseite angebaut, welche auf der Südseite nie vorhanden war. Die Fenster der letzteren, dreitheilig mit Maasswerk aus drei sphärischen Vierecken mit eingelegtem spitzbogigen Vierblatt, leicht und mager profilirt, entsprechen den Formbildungen am Ende des XIV. Jahrh. Auch die ziemlich reichen Fenster des Altarhauses werden nur wenig jünger sein, bis auf das zweite der Südseite (vom Querhause gerechnet), das viel spätere Formen mit Fischblasenmustern zeigt und wohl einer späteren Restauration angehört. Vor allem interessant ist das Kreuzgewölbe, das nur in seinen unteren Anfängen aus Stein, in der Hauptsache aber aus Holz gebildet ist. Es gehört zu den seltensten und besten Mustern der Art in Deutschland und gewährte mit seinen kräftigen Rippenprofilen und schöngeschnitzten Rosetten in der alten tiefbraunen Holzfärbung einen sehr imposanten Anblick, bis zum Jahre 1845, wo dieser Theil der Kirche vom Magistrate den Deutschkatholiken übergeben wurde, und man das Ganze mit Papier überklebte und blassblau abfärbte: ein widerlicher Anblick.

Von eigenthümlichster Weise ist die spätgothische Architektur des Langhauses. Vier Joche lang, werden die gleich hohen Seitenschiffe von dem 24 Fuss breiten Mittelschiffe durch schlanke Pfeiler *) von runder und vier- oder achteckiger Grundform, letztere mit ausgehöhlten Seitenflächen, getragen, an deren Ecken oder Mitten zierlich profilirte Stäbe senkrecht oder in Windungen emporsteigen. Theils laufen sie nur bis zu den einfachen Kämpfern hinauf, theils aber umgeben sie die verbindenden Spitzbögen oberhalb der Pfeiler. Einzelne Stäbe sind selbst schraubenartig profilirt; bei den westlichen Wandpfeilern vereinigen sie sich sogar z. Th. in kleinen Spitzbögen unterhalb des Bogenanfangs, oder es sind dort geschweifte Wappenschilder angebracht. Das Ganze bildet eine so phantastisch reiche und doch liebenswürdige Formenbildung der Spätzeit, wie uns in Deutschland bisher nirgend anderwärts etwas Aehnliches im Steinbau bekannt wurde: nur bei Ziegelbauten der nordöstlichen Länder kommen wenn auch nicht gleiche, doch verwandte Bildungen vor. Auch dieser Theil der Kirche hat steinerne Gewölbanfänge wie der Chor, doch fehlt jetzt der obere Theil derselben gänzlich, der hier auch wohl von Holz gewesen sein wird. Eben so ist es im Querhause, wo die Gewölbe aber natürlich erst nachträglich hinzugefügt wurden. Die Seitenschiffe werden durch dreitheilige Fenster erleuchtet, deren Bogenfüllung aus verschlungenen Fischblasenmustern die letzte Periode der Gothik andeutet. Die Kirche gehört seit der Aufhebung durch die Westphälische Regierung i. J. 1811 der Stadt und wird meist als Wollmagazin benutzt, welcher Bestimmung der zeitweise den Deutschkatholiken übergeben gewesene Chor auch wohl wieder zurückgegeben sein wird. Eine Wiederherstellung als Kirche dürfte nicht schwierig sein und wäre sehr zu wünschen. Noch liegt vor der Ostthür des südlichen Kreuzes das Fragment eines alterthümlichen achteckigen Taufsteins. Von Monumenten bewahrt das Innere nur noch wenige Reste, unter denen sich eine Kreuzigung mit Nebenfiguren im südlichen Kreuze auszeichnet: schöne Composition

*) S. die Anordnung und das Detail auf Taf. XVI. Fig. 6—8. Den näheren Nachweis des Einzelnen geben theils die weiter unten beigefügte Erklärung der Tafel, theils die durch gleichlautende Buchstaben bezeichneten Details.

und namentlich schöne Gewänder, doch schon sehr zerstört; zur Seite die Geisselung Christi. Von der Umschrift erkennt man noch:

anno. domini. m. cc. xxxix (1439) o. dominus. Wernerus cantor et canonicus ..... cuius anima requiescat in pace.

S. Johannes-Kirche. Es ist dies die eigentliche Pfarrkirche der alten Stadt und deshalb unweit des alten Marktes gelegen, gegen welchen die Fronte mit ihren Doppelthürmen hinsieht. Auch hier ist der westliche Vorbau der älteste und interessanteste Theil der Kirche. *) Fünf Geschoss hoch steigt derselbe in seiner geschlossenen Dreitheilung empor, ehe der Mittelbau sich mit einem Giebel, jeder Thurm mit noch einem isolirten Geschosse abschliesst, denen die späteren Spitzen aufsitzen. Auch hier ist die ganze Masse nur in den beiden oberen Geschossen des Mittelbaues durch einzelne Spitzbögen, und bei den oberen freien Thurmgeschossen durch dergleichen Schallöcher durchbrochen, während man sonst nur, wie bei S. Sebastian, die schartenförmigen Lichtöffnungen der Treppen innerhalb der unteren Thurmgeschosse sieht. Einen reicheren Schmuck erhält S. Johannes aber dadurch, dass die Ecken der Thürme nicht minder wie deren Abtrennung gegen den Mittelbau durch senkrechte Wandstreifen geschmückt sind, die auf jeder Seite durch Ecksäulchen oder andere Profilirungen sehr zierlich gegliedert sind. An ihren Endpunkten pflegen sich letztere zu verkröpfen und als Gesimse fortlaufend die einzelnen Geschosse von einander zu trennen. Das zweite Stockwerk wird vom dritten ausserdem durch einen Spitzbogenfries über Consolen getrennt, dem einzelne Rundbögen eingemischt sind. Der Abschluss des Obergeschosses vom Mittelbau geschieht durch einen sehr zierlichen Zinnenbogenfries — wenn ein solches Wort erlaubt ist. Der Giebel darüber ist modernisirt. Auch die Ausfüllung der grossen Spitzbögen im Obergeschosse der Thürme wird ehemals wohl ähnlich wie jene zu S. Sebastian gewesen sein; jetzt sind sie durch später eingesetzte kleinere Spitzbögen verändert.

Bei aller Einfachheit der Hauptanlage zeigen die vorhandenen Details doch durchgehend den Charakter der spätromanischen Kunst, wie solche besonders in der Uebergangszeit zum Gothischen hervortritt. Hiernach kann kein Zweifel abwalten, dass der Bau erst dem XIII. Jahrh. angehört, also den älteren Theilen des Doms gleichzeitig ist, mit denen die Detailbildung auch sehr übereinstimmt. Die alte Magdeb. Chronik **) sagt: *Hujus etiam Archiepiscopi* (Alberti, 1205—1233; doch kam er erst 1207 nach Magdeburg, welches daher wohl als sein erstes Jahr angenommen wurde) *anno primo in die parasceves factum est incendium magnum in civitate Magd. quod incepit in lata platea et volavit ignis super Eccl. S. Johannis, quae c. turrib. et omnib. campanis praeter unam fuit combusta et Ecclesia nostra Magdeburg.* (der Dom) *fuit etiam exusta.* Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, dass unter jener 1207 abgebrannten Johannes-Kirche die Markt-Kirche zu verstehen ist,

*) S. Taf. XVI. Fig. 9. Die Details dazu sind mit Buchstaben bezeichnet und darnach aufzufinden.

**) Chr. Magd. bei MEIBOM, II. 329.

da, wie wir oben sahen, schon bei dem Brande von 1188 die S. Sebastians-Kirche unter ihrem jetzigen Namen von einem Autor genannt wird, der am Anfange des XIII. Jahrhunderts lebte.

Die Kirche selbst hat ein Langhaus von 3 gleich hohen Schiffen, dem sich gegen Osten ein sehr kurzes polygongeschlossenes Altarhaus anschliesst. Ein Querhaus fehlt. Sechs Joche lang werden die Schiffe durch schlanke viereckige Pfeiler von einander getrennt. Die abgeschrägten Ecken gehen durch eine geschwungene Karniesform zuerst wieder in die viereckige Pfeilerform über, welche durch ein rohes Profil abgedeckt wird (Fig. 10). Offenbar gehört diese ganze Bildung einer sehr späten Zeit an, und es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass diese ganze Anordnung ihre Entstehung erst der Herstellung nach Tillys Mordbrennerei i. J. 1631 verdankt, da sie schon zu sehr den Charakter der Renaissance zeigt, um noch einer früheren Periode zugeschrieben werden zu können. Auch die gothischen Kreuzgewölbe mit dem einfachen Rippenprofile der concaven Schmiege (Fig. 11) werden also, trotz ihres völlig gothischen Charakters, derselben Periode angehören. Die mit spätgothischem Maasswerk versehenen Fenster der Seitenmauern lassen aber vermuthen, dass letztere den Brand überdauert haben. Ausserhalb ist die Kirche regelmässig mit einfachen Strebepfeilern zwischen je zwei Fenstern besetzt, während die auf den Ecken befindlichen schräg gestellt sind.

Dem Mittelschiffe ist gegen Osten das nur sehr kurze polygone Altarhaus angeschlossen. So einfach dasselbe ist, so edle Formen zeigt dessen altgothische Architektur. Schlanke Säulchen steigen als Gewölbträger an den Wänden und in den Winkeln des Polygons empor, zuoberst an den Kapitälen mit dem edelsten Laubwerk geschmückt. Nicht minder edel ist die Pfeilergruppe (Fig. 13), welche den Gurtbogen am Anfange des Chors trägt, so wie das Profil der Grate dieses Bautheiles (Fig. 12). Letztere, sowie die Wandsäulen, sind noch jetzt dunkelblau gefärbt und die Kapitäle vergoldet, was zu der anziehenden Erscheinung dieses Theiles der Kirche nicht wenig beiträgt.

Unter den Thürmen befindet sich ein mit der Kirche verbundenes niedres Kreuzgewölbe, dessen in sehr grossem Maasstabe ausgeführtes Rippenprofil (Fig. 14) gleichfalls der älteren besseren Zeit angehört. Auch hier finden wir die blaue Färbung angewendet, welche durch braunrothe Streifen daneben noch wesentlich erhöht wird.

Unsere schon oft genannte Chronik (a. a. O. S. 334) berichtet zur Regierungszeit des Erzb. Erich (1283—1295): *Eodem tempore combustum est lobium civitatis et Ecclesia cum turribus S. Johannis.* Wenn unter dem *lobium* zweifelsohne die Rathhauslaube zu verstehen ist, so ist die S. Johannes-Kirche sicher die daneben gelegene Hauptpfarrkirche. Wir wagen es indess nicht, die jetzigen Thürme der Kirche für jünger als diesen Brand zu halten, da das Element des Uebergangsstyls doch zu sehr darin hervortritt. Der Brand mag daher vorzugsweise die in alter Weise nicht mehr vorhandenen Spitzen der Thürme betroffen haben. Wahrscheinlich wird aber die Kirche überhaupt darunter gelitten haben, und die altgothischen Theile, das Altarhaus und das Kreuzgewölbe der Thurm-

halle werden ein Theil der Erneuerung jener Zeit sein, welcher letzteren deren Styl sehr wohl entspricht.

Doch war dies nicht das letzte Unglück, das unsre Kirche vor der Zerstörung im dreissigjährigen Kriege traf. Die Chronik (S. 361) berichtet z. J. 1452: *Eodem anno sequenti in nocte Mariae Magdalenae turres Ecclesiae S. Joannis c. tecto Eccl. fulmine incensae conflagrarunt cum notabili damno Eccl. quia multae campanae igne dissolutae fuerunt, et postea Cardinalis Cusa . . . . de pecunia comperta in cista posita in Eccl. S. Joh. medietatem oblationum pro restauratione Eccl. et turrium dedit.* Also wieder waren es die Thürme, welche das Unglück zunächst betraf; aber auch von diesem Unglücke sind an ihnen wenig Spuren sichtbar geblieben, vielleicht nur die späteren kleineren Spitzbogenöffnungen innerhalb der grösseren in den Obergeschossen der isolirten Thürme. Dagegen wird der Blitz von den Thürmen auf die Kirche niedergeschlagen und hier vorzugsweise das Langhaus betroffen haben, dessen Dach zuerst niederbrannte. Die Seitenwände dieses Bautheils scheinen eine Erneuerung nach diesem Unglücke zu sein. Auch die schöne Kapelle, welche den Thürmen gegen Westen vorgebaut ist, zeigt in ihren reichen und eleganten spätgothischen Formen den Charakter dieser Zeit, und wird deshalb gleichfalls dieser Zeit angehören. Etwas älter mag die polygongeschlossene Kapelle auf der Nordseite des Altarhauses sein, deren Rippenprofil Fig. 15 zeigt. Ein kleiner Treppenthurm von Ziegeln, welcher der Nord-Ostecke des nördlichen Seitenschiffs angebaut ist, trägt am Architrav der Eingangsthür die Jahrzahl 150Λ (1507). Dieser Architrav ist ein älterer Leichenstein, dessen Unterseite innerhalb der Thüröffnung noch die Jahreszahl m. cccc. xxxvij (1437) erkennen lässt, den man also höchstens nur 70 Jahre an seiner rechtmässigen Stelle belassen hatte.

Im Wesentlichen stimmen nun alle übrigen Pfarrkirchen Magdeburgs mit der ebengenannten so genau überein, dass man auf den Gedanken kommen könnte, alle seien gleichzeitig nach einem und demselben Modell gebaut worden. Dass dem nicht so sei, zeigen schon die verschiedenen Zeiten angehörigen Theile der ebenbeschriebenen S. Johannes-Kirche. Um so auffallender ist es nun, dass alle jene Kirchen auch fast durchgehend darin sich gleichen, dass die verschiedenen Theile des Gebäudes in ähnlich verschiedenen Zeiten errichtet wurden. So gehört der westliche Thurmbau mit seinen Doppelthürmen meist einer älteren Periode an; nicht minder das stets nur kurze polygone Altarhaus. Das dreischiffige Langhaus deutet in den spätgothischen Fensterformen auf eine spätere Erneuerung, und das Innere derselben lässt in den der Renaissance sich annähernden Details auf eine solche erst nach dem dreissigjährigen Kriege schliessen. Diese Gleichmässigkeit, auch in den verschiedenen Zeiten angehörigen Theilen, lässt sich kaum erklären, es sei denn dass man annähme, dass grosse Unglücksfälle, wie namentlich Brandschäden, die Stadt und deren Kirchen gleichmässig betroffen, und dass dabei wieder, bei schon vorher ziemlich gleicher Bauweise, die gleichen Theile in gleicher Weise zerstört worden seien, so wie dass nachher dieselbe Baubehörde namentlich die Stadtverwaltung, auch die Herstellung

überall gleichmässig veranstaltet habe. Auch anderwärts begegnen wir ähnlichen Erscheinungen und nennen wir in dieser Beziehung besonders das benachbarte Braunschweig. Es ist nicht zu verkennen, dass eine solche bis ins Kleinste gehende Uebereinstimmung der Physiognomie der Stadt-Architektur etwas Langweiliges verleiht, namentlich bei einer im Wesentlichen so nüchternen Hauptanlage, wie die der Pfarrkirchen in Magdeburg. Es sind, ausser der schon genannten zu S. Johannes, die Kirchen zu S. Ulrich, S. Peter, S. Jacobi, S. Katharina und zum Heil. Geist, alle, bis auf die erstgenannte, östlich vom Breiten Wege, meist an dem alten erhöhten Rande des zur Elbe hinabführenden Ufers gelegen. Bei der grossen Aehnlichkeit untereinander ist es nur nöthig die vorzüglichsten Abweichungen anzugeben.

Die westlichen Vorbaue mit Doppelthürmen bei S. Ulrich und S. Jacobi sind zwar älter als die übrige Kirche, doch gehören sie nicht der Uebergangszeit, sondern schon der gothischen Periode an. Bei S. Peter ist der Nord-Westseite statt dessen ein noch romanischer Thurm eingebaut, der nur eine einzige Masse ohne Abzweigung von Doppelthürmen zeigt. Unten ganz kahl, werden die beiden oberen Geschosse an den Ecken durch Lissenen eingefasst, die durch Rundbogenfriese verbunden werden. Die Fronten des Obergeschosses öffnen sich durch drei gedoppelte Rundbogenfenster mit Mittelsäulen, die Seiten durch zwei dergleichen Doppelfenster. Das Ganze wird jetzt durch ein gewöhnliches Walmdach abgedeckt, das nicht einmal die Höhe des modernen Mansardendaches des Langhauses erreicht. Die Architektur deutet etwa auf die Mitte oder zweite Hälfte des XII. Jahrh. In dieser Gegend soll die alte Burg so wie die älteste dem heil. Stephan gewidmete Kapelle gelegen haben. Erstere ist als der erste Anfang von Magdeburg zu bezeichnen, der Ort unter dessen Schutz die Stadt sich aufbaute; letzterer Titel deutet auf die Zeit hin, wo vor Stiftung des Erzbisthums noch der Bischof von Halberstadt die geistliche Jurisdiction hier ausübte. — Der Doppelthurmbau von S. Katharina, der bis an den Breiten Weg vorspringt und diesem bei seiner sanften Biegung einen so malerischen Abschluss gewährt, trägt über dem Westportale eine Inschrift, wonach dieser Bautheil erst 1668 angefangen wurde zu bauen. Bei der im Uebrigen so grossen Uebereinstimmung mit den andern Kirchen kann man nur bewundern, wie steif man an der Stadttradition festgehalten hat. Die Heilige-Geistkirche, als ursprüngliche Hospital-Kirche, entbehrt eines Thurmbaues gänzlich; dagegen ist hier der schräggestellte Strebepfeiler der Nordwestecke mit einem sehr schönen thurmartigen und durchbrochenen Baldachin geschmückt. Die ehemals darunter befindliche Statue fehlt jetzt; nur die Console, auf der sie stand, ist noch vorhanden. Diese Kirche zeichnet sich auch durch die Gewölbe ihres Langhauses aus. Zwar ist auch hier dieser Bautheil, und somit fast die ganze Kirche, im XVII. Jahrh. völlig erneuert, wie schon die auch in den andern Kirchen gewöhnlichen Cherubim-Consolen als Gewölbträger über den viereckigen, mit abgeeckten und schlechten Gesimsen versehenen Pfeilern zeigen. Diese sind aber so weitläufig gestellt, dass die Gewölbe des Mittelschiffs eine quadratische Grundform haben und in Form der Sterngewölbe ausgebildet sind; eine in diesen Gegenden und für diese Spätzeit

sehr seltne Form. Die einfachen Kreuzgewölbe der Seitenschiffe sind gleichfalls quadratisch, zeigen daher aber bei ihrer nur halben Breite die doppelte Zahl der Joche des Mittelschiffs; es entstand hierdurch eine eigenthümlich schöne Anordnung der Gurtrippe zwischen zweien derselben, welche anstatt auf den hier fehlenden Pfeiler hinab-, zu der Bogenspitze des Hauptgurtbogens hinaufsteigen musste.

S. Ulrich stimmt mit S. Johannes am meisten überein. Dies geht so weit, dass auch dort der Nordostecke des Langhauses ein Ziegeltreppenthurm angebaut ist, mit der Inschrift: Anno. dni. m. cccc. liiº. inceptum est hoc opus, am Steinarchitrave der kleinen Thür desselben. Auch bei S. Katharina fehlt dieser Ziegelthurm nicht; hier trägt der Architrav die Jahrz. 1613.

Interessanter ist eine Vorhalle vor der Südseite der S. Peters-Kirche; ein sehr zierlicher Ziegelbau, der von allen Formen, welche in Magdeburg und Umgegend der Steinbau zeigt, durchaus abweicht, dagegen völlig mit denen in den übrigen Ländern des Ziegelbaues zusammenhängt, also beispielsweise denen in Pommern und Preussen näher verwandt ist, als der Kirche, welcher er angehört. Die Skizze zur Seite zeigt die schöne Anordnung mit dem reichgegliederten Portale und dessen viereckige Umrahmung, wo die Zwickel durch Wappenschilder eingenommen werden. Ein breiter Fries darüber ist durch rautenförmige Ziegelmuster ausgefüllt. Der Giebel zeigt zwischen profilirten Strebepfeilern vielfach gruppirte Nischen und Oeffnungen. Sehr bemerkenswerth ist es, dass erstere, welche sonst nur einfach geputzt zu sein pflegen, hier farbige Heiligenfiguren auf Goldgrund zeigen; gewiss die edelste Ausschmückung, namentlich bei dem schönen Contraste von Färbung und Vergoldung mit der tiefbraunrothen Färbung der Ziegel.

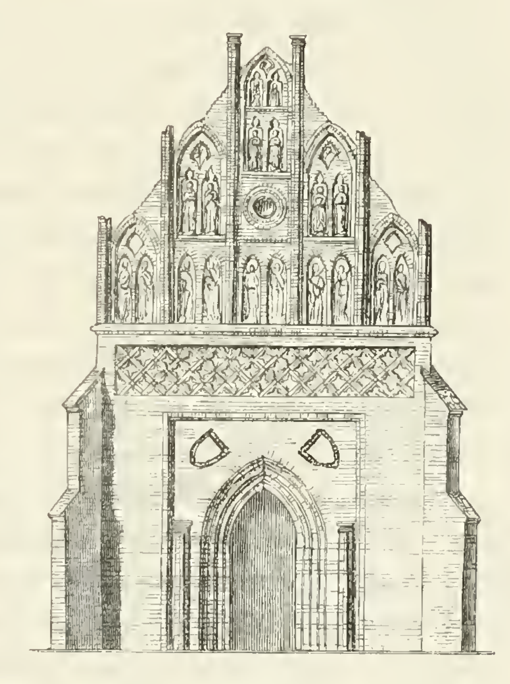


Fig. 34.

Genau dieselben Vorbauten findet man an beiden Seiten der S. Jacobi-Kirche; doch sind sie jämmerlich verstümmelt. Bei dem auf der Nordseite befindlichen sind nur noch geringe Reste des Giebels erhalten, und auch diese sind mit Kalk widerlich verputzt. Auf der Südseite fehlt der Giebel ganz, und hat man statt dessen in neuerer Zeit einen wüsten Aufbau als Conferenzzimmer darauf gesetzt und das Ganze total geputzt! Die Kirche selbst hat später im Innern eine bessere Restauration erfahren. Nach einer Inschrift an einem Strebepfeiler der Südseite ist diese Kirche i. J. 1381 angefangen zu bauen.*) Diese Strebepfeiler sind reicher als die der übrigen Kirchen ausgeführt, indem

*) S. Brandt über Steinmetzzeichen. Neue Mitth. d. Thur. Sächs. Ver. VIII. 3, 37.

sie oben mit Blumen geschmückt und mit Ausgussthieren versehen sind. Genau dieselben Strebepfeiler zeigt das Langhaus von S. Peter, welches also derselben Zeit angehören wird. Die Strebepfeiler des Altarhauses zeigen hier eine noch reichere Bildung, die reichste, welche in Magdeburg vorkommt; auch das Ostfenster dieser Kirche ist besonders prächtig mit herabhängenden Bögen geschmückt.

Wesentliche Abweichungen von diesen monotonen Formen sind ausser den schon weiter oben beschriebenen Stiftskirchen nur bei den Klosterkirchen und bei Kapellen zu erwarten. Noch eine alte Stiftskirche, S. Nicolai, hat sich unweit des Domplatzes, auf dessen Nordwestseite erhalten. Ursprünglich an der Stelle gelegen, wo sich jetzt die Domthürme befinden, ward sie von dort kraft eines Vertrages v. J. 1310 verlegt. Die Kirche wird als Zeughaus benutzt und ist dabei fast alle Eigenthümlichkeit derselben zerstört oder doch unkenntlich geworden. Nur sieht man, dass sie drei gleich hohe Schiffe hatte, deren hohe Fenster vermauert, sowie die Mauern verputzt sind. Einige schöne Consolen, welche als Gewölbträger aus der Wand hervortreten, beurkunden die Entstehungszeit im XIV. Jahrh.

Die nicht weit von hier an der Westseite des Breiten Weges gelegene ehemalige Dominikaner-Kirche ist zerstört, um dem modernen Baue der Reformirten Kirche Platz zu machen. Von der alten Franziskaner-Kirche, auf derselben Seite, aber mehr an der Nordseite der Stadt gelegen, ist nur noch der malerische Rest eines zierlichen Treppenthurms (der Schulthurm genannt) nebst dem alten Refectorium erhalten, letzteres mit einem künstlichen Gewölbe. Dagegen besteht noch jetzt die 1366 geweihte Augustiner-Kirche in ihrer wenn auch sehr einfachen, doch edlen Architektur. Die Anordnung auch dieser Kirche weicht von den Pfarrkirchen nicht wesentlich ab, indem das 7 Joche lange Langhaus gleichfalls aus drei gleich hohen Schiffen besteht. Der Chor musste, der zugehörigen Mönche wegen, verlängert werden; er ist 4 Joche lang, ausser dem fünfseitigen Chorschlusse aus dem Achteck. Consolen sind an den Wänden als Gewölbträger angebracht. Es ist ungewiss, ob das sehr hohe Langhaus, das durch keine Strebepfeiler an den Seiten gestützt wird, jemals Gewölbe hatte. Die jetzigen Pfeiler sind erst im XVII. Jahrh. errichtet. Die alten dreitheiligen Fenster sind mit grossen, sehr schönen fünfblättrigen Rosen geschmückt. Vor allem schön ist der Treppenthurm an der Südostecke des Langhauses mit seinem durchbrochenen Obergeschosse. Auch die dem Chor südlich angebaute Sakristei zeigt sehr edle, altgothische Architektur. Die Westfronte musste, der Ordensregel entsprechend, ohne Thurmbau bleiben. Statt dessen ist sie, den 3 Schiffen entsprechend, mit drei hohen wohlgebildeten Spitzbogenfenstern zwischen Strebepfeilern geschmückt, und mit einem kleinen mittleren Giebelvorbau, der eine westliche Vorhalle bildet. Durch die Abrundung des Daches erhält die Fronte bei ihrer bedeutenden Höhe ein thurmartiges Ansehen. Ein schöner, von Mauern eingefasster Blumengarten, durch welchen der Eingang hindurchführt, liegt der Westseite vor: ein in unseren volkreichen Städten seltener und anziehender Vorplatz, der an die Vorhöfe der alten Basiliken erinnert. Die Kirche gehört der französisch reformirten Gemeinde und wird gegenwärtig Wallonen-Kirche genannt. Mehrere Monumente sind den ersten Refugiés gesetzt.

Den Verfasser dieser Zeilen interessirte besonders das des *Pierre Largentier Chevalier Seigneur du Chesnoy et de la Godine, lieu de sa naissance,* geb. 1664 † 1738, da dessen Wappen, das auch vielfach auf den Monumenten der andern Familienglieder erscheint, blau mit goldnen Leuchtern, seinem eigenen entspricht, das er bisher bei keiner anderen Familie angetroffen hat.

Unter den Kapellen gehört die der Heil. Gertraut zu den vorzüglicheren. Auf dem erhöhten Terrain oberhalb der hier tiefer gelegenen Strasse belegen, bildet der polygone Abschluss der Ostseite einen malerischen Anblick. Derselben Ungleichheit wegen führt von dem höher gelegenen Hospital, zu dem sie gehört, eine aussen angebaute Wendeltreppe in das Innere hinab. Ausser dem fünfseitigen Abschlusse bildet das Innere nur einen quadratischen Raum, dessen Kreuzgewölbe jetzt fehlen. Die schlanken Fenster sind mit reichem Maasswerk im Charakter des XIV. Jahrh. versehen; doch wird der Bau etwas jünger sein als die angegebene Stiftungszeit von 1315.

Auch die an die Heil. Geist-Kirche, südlich neben dem Chor, anstossende S. Anna-Kapelle zeigt eine zierliche Architektur. Die Fensterrosetten werden durch übereck gestellte Vierpässe gebildet. Jetzt fehlen ihr gleichfalls die Gewölbe. Besonders wird die Kapelle durch einen modernen grünen Anstrich verunstaltet.

Dasselbe gilt von dem Baurest, südöstlich der S. Marien-Kirche gelegen, den man als die ehemalige S. Alexius-Kapelle des zum Kloster gehörigen Hospitals bezeichnet. Nur die Südseite des jetzt zu einem Privathause eingerichteten Fragments ist geschmückt und zwar in reichster spätgothischer Architektur mit zwei geschweiften Bogenblenden über Fenstern mit doppelten Gardinenbögen, und vor dem gothischen Maasswerk der Wände hervortretend, so wie durch Baldachine und Statuen über Consolen verbunden. Die so eigenthümlich reiche Architektur lässt es doch zweifelhaft, ob sie zu einer Kapelle gehörte; sie zeigt mehr den Charakter reicherer Wohngebäude, deren es auch im Bezirke des alten Klosters für die Dignitarien oder Beamten desselben mehrere gegeben haben wird.

Schliesslich nennen wir noch die S. Gangolfs-Kapelle, welche gegenwärtig als Registratur der K. Regierung ihr kunstvolles spätgothisches Gewölbe mit reichsten z. Th. frei hervortretenden Rippenverschlingungen kaum erkennen lässt. Sie war die Hauskapelle der Erzbischöfe, deren Palast sich an Stelle des jetzigen Regierungs-Gebäudes befand. In ihr pflegten die Eingeweide der Erzbischöfe beigesetzt zu werden.

An alten weltlichen Gebäuden ist in Magdeburg seit dessen Verwüstung fast nichts vorhanden. Ein schöner Holzbau unweit der Marien-Kirche ist noch als das bedeutendste zu nennen. Die z. Th. mächtigen Façaden der stattlichen Häuser des Breiten Weges datiren sämmtlich erst aus dem XVII. Jahrh. Dasselbe gilt vom Rathhause, dessen ältester Theil, ein schöner Erker in dem östlichen Flügel, mit den Wappen der Rathsherren aus der Zeit der Wiederherstellung der Stadt, einschliesslich dem des Bürgermeisters Otto von Guerike, geschmückt ist.

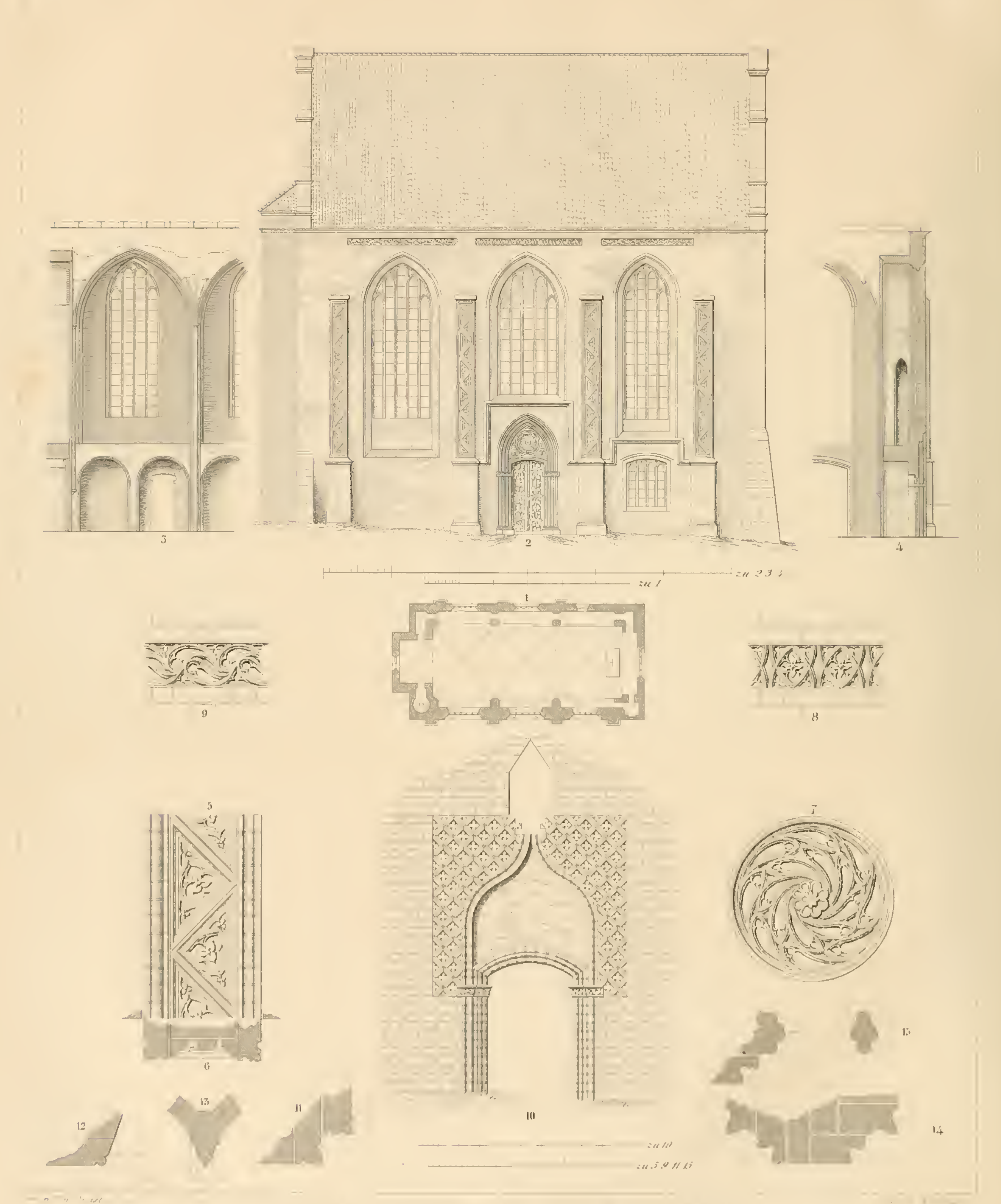
Das bedeutendste weltliche Monument in Magdeburg ist unzweifelhaft die Statue des

Kaisers Otto vor dem Rathhause. Da wir uns über selbige bereits in diesen Blättern (Heft III.) ausführlich geäussert haben, so bedarf es hier keiner Wiederholung. Ich füge nur noch bei, dass der oben genannte Brand (zwischen 1283 und 1295), der die S. Johannes-Kirche und das Rathhaus zerstörte, für die historische Feststellung des Monuments nicht unwichtig ist, da dasselbe, wenn es schon vorher bestanden hätte, bei seiner Nähe zum Rathhause, schwerlich vom Brande verschont geblieben wäre. Jedenfalls wird also die Statue erst nachher errichtet sein, was auch mit allen übrigen Annahmen übereinstimmt. Der nördlich neben der Kaiserstatue früher befindliche Roland war nach einer Notiz der Magdb. Chronik i. J. 1458 errichtet, indem es (a. a. O. S. 363) heisst: *Isto anno factus est Rolandus in Magdeburg*

Die alten gewiss sehr bedeutenden Befestigungen der Stadt sind in den Wällen der modernen Festung untergegangen. Der ihnen noch angehörige alte Thurm des Kröken-Thors, auf der Nordseite, ist erst vor wenigen Jahren, ohne Vorwissen des Conservators, abgerissen worden. Mächtige Vorstädte lagen ehemals hart vor den Mauern der Stadt. Namentlich die Neustadt auf der Nordseite mit ihren alten Kirchen, Stiftern und Klöstern, ist der Festung wegen von der Erde verschwunden. Dasselbe gilt von dem berühmten Benediktiner-Kloster S. Joh. Baptista auf der Südseite, gewöhnlich Kloster Bergen genannt. Von Kaiser Otto an der Stelle des S. Moritz-Stiftes, das er zum erzbischöflichen Sitze erhob, hieher versetzt, ward es vom Erzbischofe Dietrich 1363 geweiht, einen Tag später als der Dom. Jetzt bedeckt der Friedrich-Wilhelmsgarten die Stätte der alten Kirche und des Klosters.

Wolmirstædt.

Die Ohre, welche wenige Meilen unterhalb Magdeburg in die Elbe fällt, bildete die alte Grenze der nördlich gelegenen Altmark und des Erzbisthums Magdeburg, welche hier zugleich mit der Diöcesangrenze zwischen Halberstadt und Magdeburg zusammentraf. Bekannt sind die meist mit glücklichem Erfolge gekrönten Bestrebungen der Erzbischöfe, ihre weltliche Macht auf Kosten der Markgrafen der Nordmark auszubreiten, welche sie überall bis in die nächste Nähe ihrer Hauptstadt beengte. Das Erzbisthum selbst, als eine erst spätere Schöpfung des X. Jahrh., hatte nur eine beschränkte Diöcese, die nirgend in die Hauptländer der Markgrafen sich erstreckte; um so mehr musste der Erzbischof als rein weltlicher Herr zu herrschen suchen. Namentlich in dem für die Mark so unglücklichen XIV. Jahrh., in der Zwischenzeit zwischen der glänzenden Herrschaft der Askanier und dem straffen Regiment der Zollern, zur Zeit der dem Lande stets fremd gebliebenen Dynastien der Wittelsbacher und Luxemburger, namentlich in Folge der Wirren des falschen Waldemar, benutzten die Erzbischöfe die günstige Gelegenheit, und bröckelten ein Stück nach dem an-



SCHLOSS-KAPELLE IN WOLMIRSTAEDT.

dern ab, die denn erst 300 Jahre später, mit dem ganzen Erzbisthum als weltliches Herzogthum, an die Markgrafen zurückfielen.

Historisch aber sind jene Landestheile, der ehemals südlichste Theil der Altmark westlich der Elbe, und das sogenannte Stiftische, östlich der Elbe und südlich der Havel, stets als zur Mark gehörig zu betrachten, namentlich in Bezug auf die darin befindlichen Monumente, deren vorzüglichere noch jener älteren Periode angehören. Aber auch gegenwärtig noch haben jene Landestheile wesentlich den Charakter der übrigen Altmark bewahrt und unterscheiden sich desshalb von den südlicher gelegenen altmagdeburgischen Landen. Es ist daher billig, bei einer archäologischen Wanderung, jene älteren Verhältnisse wieder zur Geltung zu bringen.

Am linken, nördlichen Ufer der Ohre, 1 1/2 M. gerade nördlich von Magdeburg gelegen, bezeichnet Wolmirstädt die Stelle, wo sich jener Fluss ehemals mit der Elbe vereinigte, während der jetzige Zusammenfluss 1 1/2 M. weiter nordwärts sich befindet. Die Wichtigkeit dieser Stelle und das hier etwas höhere Ufer veranlasste unzweifelhaft die Anlage einer befestigten Burg. Dass das nachmalige Schloss diese älteste Befestigung bezeichnet, ist wahrscheinlich, wenn auch nicht gewiss. Doch auch dieses ist in seinen älteren Theilen verschwunden, da das jetzige erst dem XVI. oder XVII. Jahrh. angehörige Gebäude wohl nicht mehr die Stelle des ursprünglichen einnimmt. Das alte Schloss scheint auf der Nordseite der noch vorhandenen Schlosskapelle gestanden zu haben, wie die Abbruchsmauern an dessen Nordostecke bezeugen.

Schlosskapelle. Wir dürfen es als ein besonderes Glück preisen, dass uns wenigstens dieses Kleinod gerettet worden ist, wenn wir gerettet ein Bauwerk nennen dürfen, dessen Gewölbe ausgeschlagen, und das allerorten verdorben und beschädigt fast nur durch das Vorhandensein eines Daches sich von einer Ruine unterscheidet, und jetzt auch noch des zierlichen Dachreiters beraubt ist, der es bis vor anderthalb Dezennien schmückte. Vor nicht langen Jahren noch als Scheuer benutzt, ist es gegenwärtig wenigstens gelungen, die Kapelle einer so unwürdigen Bestimmung zu entziehen. Hoffentlich wird es auch noch gelingen, sie ihrer ursprünglichen Bestimmung zum Gottesdienste zurückzugeben.

Die Kapelle*) bildet ein Oblongum, das in drei Joche getheilt ist. Strebepfeiler, die nach Innen vorspringen und durch spitzbogige Tonnengewölbe mit einander verbunden werden, theilen die einzelnen Joche, und nehmen vermittelst vorspringender Consolen die Rippen der jetzt fast ganz verschwundenen Kreuzgewölbe auf. Auf ein Drittel ihrer Höhe werden sie durch einen Einbau, z. Th. über rundbogigen Wandnischen, verbunden, wodurch eine Empore gebildet wird, die, mit Ausnahme des westlichen Theils der Südseite, rundum läuft. Kleine Bogenöffnungen in den vorgenannten Pfeilern verbinden die einzelnen Theile untereinander.**) Gegen Westen schliesst sich dem Mittelraum eine fast quadratische, oben im

*) S. den Grundriss Taf. XVII. Fig. 1.

**) S. ein Gewölbejoch, das westliche der Nordseite, in Fig. 3 und den dazu gehörigen Querdurchschnitt in Fig. 4.

Halbkreise überwölbte Nische an, zu deren Seiten dicke, anscheinend ganz massive Mauermassen sich befinden, von denen die südliche allein durch eine Wendeltreppe nur theilweise durchbrochen wird. Die Pfeiler des Innern sind meist in zwar später, doch für die Spätzeit sehr edler Weise profilirt (Fig. 14.). Die Gewölberippen (Fig. 13.) haben jedoch schon ein sehr mattes Profil.

Viel bedeutender ist jedenfalls die Ziegelarchitektur des Aeussern. Namentlich darf man die gegen Süden gerichtete Seite (Fig. 2) zu dem Elegantesten rechnen, was wir im Ziegelbau besitzen. Die Ornamentik ist hier nicht so verschwenderisch angebracht, wie bei anderen späteren Ziegelmonumenten; aber um so wirksamer tritt sie in ihren an sich so edlen Formen hervor. Die senkrechten Streifen, welche die beiden Hauptseiten, der innern Anordnung gemäss, eintheilen, kann man, ihres geringen Vorsprunges wegen, kaum als Strebepfeiler anerkennen; auch entsprechen sie nicht durchgehend den inneren Pfeilern; dagegen sind sie in so liebenswürdiger Weise mit Maasswerk und Rosetten ausgelegt,*) dass man diese Anordnung schlechthin zu dem Schönsten rechnen muss, was Deutschland im Ziegelbau besitzt. Auch die Incrustationen der horizontalen Wandstreifen unter dem Hauptgesimse zeugen von ähnlicher Eleganz (Fig. 8. 9.), doch lässt sich in ihnen die Spätzeit schon weniger verkennen. Noch mehr ist dies in den sehr einfachen Fenstern der Fall, welche ohne alles Maasswerk, wie stets in den späteren Bauwerken des Ziegelbaues, nur eine Reihe kleinerer Spitzbögen innerhalb des grösseren Umfassungsbogens zeigen. Auch das Profil der Fensterstäbe ist weniger gut als das der Fensterumschliessung (beide in Fig. 15.). Vorzüglich edel ist dagegen wieder das Hauptportal; namentlich zeigt die grössere Rosette des oberen Bogenfeldes (Fig. 7.) trotz der späten Formen eine so zierlich-liebenswürdige Bildung, dass neben verwandten Formen in Tangermünde (Seitenportale der S. Stephanskirche daselbst) damit kaum eine andere Formbildung dieser Spätzeit für dieselbe als eben so charakteristisch wie vollendet zu nennen sein dürfte. Das Portal der Nordseite dagegen,**) wohl mehr für den häuslichen Gebrauch bestimmt, hat in seinem überhöhten geschweiften Bogen und dessen viereckiger gemusterter Umschliessung ein so orientalisches Ansehen, wie uns kaum ein zweites Beispiel in Deutschland bekannt ist. Desshalb aber auf einen speziell orientalischen Einfluss schliessen zu wollen, dürfte durchaus nicht zulässig sein, da sowohl der geschweifte Bogen, als die gemusterte Umschliessung auch anderwärts im Ziegelbau erscheinen. Es dürfte nur hervorzuheben sein, dass ähnliche Ursachen, zunächst durch das Material hervorgerufen, an verschiedenen Orten zu ähnlichen Resultaten führen können. Im übrigen zeigt diese Seite, ausser einzelnen decorirten Wandstreifen, meist nur die abgerissenen Wände des hier ehemals anstossenden älteren Schlosses, so wie

*) S. das Detail in Fig. 5. und Fig. 6. den Grundriss dazu.

**) Fig. 10. Das Muster der viereckigen Umschliessung ist nur noch aus den Spuren zu erkennen, die dasselbe auf dem geputzten Grunde zurückgelassen hat. Oben schloss der geschweifte Bogen unzweifelhaft in einer Blume, zu deren Aufnahme die obere Nische ausgespart wurde. Die Profilirung der Thür erkennt man im Grundrisse Fig. 11.

der ehemaligen Verbindungsthüren, durch die man namentlich aus den fürstlichen Gemächern auf die Emporen gelangte. Die beiden schmalen Seiten der Kapelle zeigen in den obern Giebelkrönungen und auch anderwärts schlechte Renaissanceveränderungen, aus dem Ende des XVI. Jahrh. Bemerkenswerther sind vier kreisförmige Nischen an den Seitenflächen der Westseite, in denen die Zeichen der Evangelisten auf Goldgrund noch in Spuren von Wandmalerei vorhanden sind: das einzige Beispiel einer so edlen Ausschmückungsweise, welches mir ausser dem Seiten-Anbaue der S. Peters-Kirche in Magdeburg und dem Abtshause zu Zinna im deutschen Ziegelbau vorgekommen ist. An der sehr zerklüfteten Ostseite sieht man dagegen, unterhalb des grossen Fensters und des gemusterten Frieses, einen Denkstein mit dem vierschildrigen sächsischen Wappen (Sachsen, Thüringen, Pfalz-Sachsen und Meissen), dem in der Mitte der Magdeburger Schild aufliegt, das Ganze von zwei Bracken gehalten. Wenn hierdurch schon kein Zweifel in Bezug auf den Urheber übrig bleibt, so wird solches noch deutlicher durch die Unterschrift: Ernßt· fon· gotß· gnadẽ· etct· anno· dñi· mº ccccº· lxxxº· Die Ehrenstelle dieser Steintafel hinter dem Hochaltar lässt nicht daran zweifeln, dass sie bestimmt ist, den Urheber der Kapelle zu verewigen. Dass wir es nicht etwa mit einer blossen Restauration zu thun haben, zeigt die Einheit der ganzen Anlage, welche im Wesentlichen wie aus einem Gusse gearbeitet zu sein scheint; nicht minder die zum Theil nur der Spätzeit des XV. Jahrh. angehörige Bildung der Formen. Bemerkenswerth aber ist es, dass die Kapelle demselben Erzbischof Ernst von Magdeburg (1476—1513) ihren Ursprung verdankt, der mit der Moritzburg in Halle auch die dortige Schlosskapelle erbaute, die, wenn auch in viel grösseren Maassen und in Steinbau errichtet, doch im Wesentlichen dieselbe Anordnung der Emporen zeigt. Aber auch die noch grossartigere weltberühmte Schlosskirche zu Wittenberg, deren nicht minder berühmte Thür die Jahrzahl 1499 trägt, weicht in der Hauptanlage von beiden nicht ab: sie ward von den Kurfürsten und Herzögen zu Sachsen, Friedrich dem Weisen und Johann dem Beständigen, angelegt, den Brüdern des Erzbischofs. Noch die 1544 erbaute Kapelle des gewaltigsten Renaissance-Schlosses in Deutschland, zu Torgau, zeigt genau dieselbe Anordnung. Wir sehen also in der Schlosskapelle zu Wolmirstädt das älteste Beispiel dieser vorzugsweise von den sächsischen Fürsten beliebten jüngsten mittelalterlichen Gestaltung der gedoppelten Schlosskapellen; hier aber zugleich in Bauformen, welche im Stammlande der Mark Brandenburg ihre Heimath haben, deren äussersten selbstständigen Ausläufer nach dieser Richtung hin jenes ausgezeichnete Bauwerk bildet.

Stadtkirche. Die Kirche des ehemaligen Cisterzienser-Nonnenklosters Wolmirstädt, das als adliches Fräuleinstift nach der Reformation fortbestand und erst zur Zeit der westphälischen Fremdherrschaft aufgehoben wurde, gewährt gegenwärtig einen traurigen Anblick. Durch Erhöhung des Erdreichs ringsumher bietet das Innere jetzt eine kellerartige Erscheinung dar, mit halbverfallenem Gestühle und nicht minder unbeholfenen Priechen nach allen Richtungen in wüstester Weise durchzogen. Es ist der Gemeinde, der sie jetzt als alleiniges Gotteshaus dient, kaum zu verargen, dass sie an der Möglichkeit einer Verbesserung

verzweifelt, wenn die Resultate der Verhandlungen seit Dezennien völlig erfolglos waren. Die Isolirung des Innern von dem sie einhüllenden Erdreich, Drainirung des Fussbodens und zweckmässige Umänderung der Gestühle und Emporen würden aber von wesentlichem Erfolge sein; noch mehr aber, wenn zugleich auf Herstellung der alten Basilikenform zurückgegangen würde.

Denn dass so die frühere Anordnung war, ist leicht zu erkennen, da noch jetzt die kleinen vermauerten Rundbogenfenster oberhalb der Arkaden sichtbar werden, welche die Seitenschiffe vom Mittelschiff trennen. Gegenwärtig ist das Dach des letzteren auch über die ersteren hinübergeschleppt und trägt dadurch nicht wenig dazu bei, die Kirche im Innern wie im Aeussern höchst unförmlich erscheinen zu lassen, und ihr das so nöthige Licht zu entziehen.

Eine genauere Betrachtung lehrt aber, dass die Herstellung der Basilikenform nicht einfach in der Art möglich ist, dass die Seitenschiffe wie anderwärts ihre Pultdächer unterhalb der Oberfenster des Mittelschiffs erhalten, indem diese fast bis zur Balkenlage der Seitenschiffe hinabreichen, also für jene keine Höhe übrig lassen. Auch die Westfronte (Fig. 35.) lässt erkennen, dass die Anordnung der Dächer über den Seitenschiffen nicht die bei Basiliken gewöhnliche war. Gegenwärtig zeigt die Kirche allerdings nur ein einziges, dem jetzigen hohen Dache entsprechendes Giebelfeld; doch sehr leicht erkennt man auch hier, dass das Mittelschiff ursprünglich höher hinaufstieg, und dass die Zwickel seitwärts erst ein schlechtes später hinzugefügtes Mauerwerk sind. Merkwürdig ist nun aber, dass die Oberkanten der Seitenschiffe nicht etwa nach der schrägen Linie eines zu präsumirenden Schleppdaches, sondern horizontal abgeschlossen sind.*)

Den richtigen Aufschluss über die ursprüngliche Anordnung der Dächer über den Seitenschiffen erlangt man unter dem jetzigen. Hier sieht man an den in der Wand noch

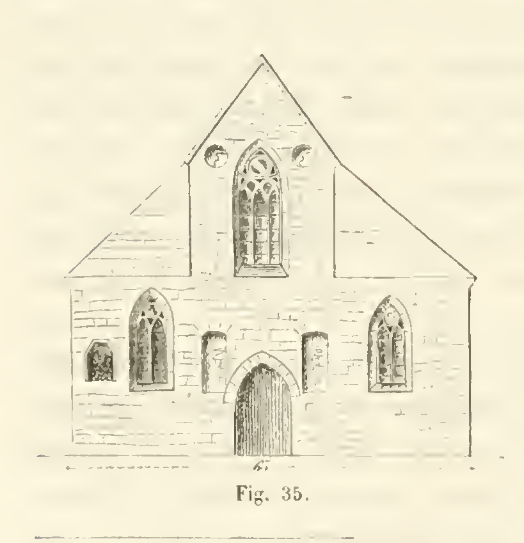


Fig. 35.

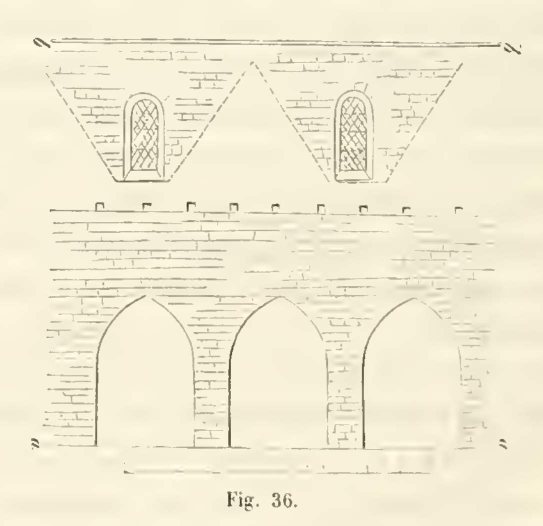


Fig. 36.

*) WIGGERT in den hist. Wanderungen durch Kirchen des Reg.-Bez. Magdeburg (N. Mitth. des Thür. Sächs. Ver. VI. 2.) 1841. S. 25. hat dies sehr richtig bemerkt. Die beigefügte allerdings nur sehr flüchtige Skizze zeigt den Abschluss des Daches der Seitenschiffe jedoch nicht richtig, in schräger Linie.

vorhandenen Spuren der Kalkleisten etc., dass zwischen je zwei Fenstern des Obergadens sich jedesmal ein kleines Giebeldach befand (vergl. Fig. 36), die Seitenschiffe also durch eine Reihe solcher Giebeldacher eingedeckt waren, zwischen denen die kleinen Rundbogenfenster (auf der Südseite sind die zwei noch vorhandenen leise zugespitzt) bis gegen die Abflussrinne zwischen den kleinen Dächern hinabsteigen. Allerdings kommen, namentlich in Niedersachsen und Westphalen, auch anderwärts solche Reihenfolgen von Giebeldächern vor, aber, so viel mir bekannt, stets nur da, wo bei mehreren gleich hohen Schiffen eine zu grosse Höhe des Daches vermieden werden sollte, so dass unsere Kirche bei der Basilikenform mit erhöhtem Mittelschiff und Fenstern des Obergadens das einzige Beispiel sein würde. Hiebei ist aber noch ein anderer Umstand zu beachten. Abgesehen von der Unregelmässigkeit der unteren Bogenstellung, welche der Anordnung der oberen Fenster, so wie der kleinen Giebeldächer der Seitenschiffe wenig entspricht (eine Unregelmässigkeit, die auch sonst ohne gewichtige Ursache vorkommt), ist es sehr auffällig, dass die stumpfen Spitzbögen jener Arkaden nicht eingewölbt, sondern aus der älteren Wand erst nachträglich herausgeschnitten sind. Hieraus ist nun zu folgern, dass die Kirche ursprünglich ohne Seitenschiffe bestand und erst später die Basilikenform erhielt. Nicht minder zu beachten ist es, dass die ganze westliche Hälfte des Mittelschiffs, so weit die Arkaden in die Seitenschiffe sich öffnen, die deutlichsten Spuren einer von Balken getragenen Empore zeigt, wie solche bei Nonnenklöstern, namentlich des Cisterzienser-Ordens, in der Regel vorhanden ist.

Aus allem diesem dürfte folgen, dass die Klosterkirche ursprünglich die bei Cisterzienser-Nonnen-Klöstern gewöhnliche Form eines schmalen und langen Rechtecks bildete, das in seiner westlichen Hälfte durch einen Nonnenchor in halber Höhe eingenommen wurde. Dieser, sowie die Kirche selbst, zeigte nur flache Balkendecken. Die Rundbogenfenster dieses ehemaligen Nonnenchors (später des Mittelschiffs) würden wohl mit der vermuthlichen Stiftung des Klosters um 1228*) übereinstimmen; doch ist zu vermuthen, dass das Kloster der Zerstörung Wolmirstädts durch den Erzbischof Wilbrand von Magdeburg, in Folge seiner Niederlage bei Gladigau durch den Markgrafen von Brandenburg i. J. 1240**), nicht wird entgangen sein. Hiermit stimmen auch die spitzbogig geschlossenen Fenster der Südseite des ehemaligen Nonnenchors mehr überein, so wie das einfache Spitzbogen-Portal der Westfronte aus Feldsteinen. Erst später hat man dann die Seitenschiffe angebaut und durch die nachträglich ausgeschrotenen Spitzbogen-Arkaden mit dem Mittelschiffe unterhalb des Nonnenchors verbunden; da die Lage der oberen Fenster des Nonnenchors bereits vorhanden war, so musste man, um sie nicht zu verdecken, jene schon geschilderte Anordnung der Dächer treffen, statt deren erst eine barbarische Spätzeit das jetzige wüste Dach aufsetzte. Wann jener Anbau stattgefunden, ist nicht sicher zu bestimmen: vielleicht bereits in Folge der 1270 geschehenen Incorporirung der früheren Pfarrkirche S. Pancratii

---

*) S. Riedel, die Mark Brandenburg im J. 1250. I. 167, und besonders Wiggert a. a. O.

**) Chr. Magdeburg. bei Meibom. II. 331.

mit dem Katharinen-Kloster, wodurch eine Erweiterung der Klosterkirche nöthig wurde. Die aus Sandstein gearbeiteten Fenster des Seitenschiffs zeigen allerdings erst spätgothische Formen; doch findet man sie auch an der Westfronte, sowohl im Mittel-, wie im Seitenschiffe, weshalb diese wohl von einer noch späteren Restauration herrühren mögen. Leider erlaubt die Verderbung des Mauerwerks und die theilweise Verdeckung desselben durch Putz nicht überall eine genaue Feststellung des Ursprünglichen und des später Hinzugefügten. Jedenfalls ist aber ein südliches Kreuz, wohl ursprünglich als besondere Kapelle hinzugefügt worden, so wie ein damit verbundener Thurm; beide zeigen spätgothische Formen. Der östliche polygone Chorschluss scheint aber schon dem XIV. Jahrhundert anzugehören, ist indess schwerlich noch der ursprüngliche. Ein grosser leerer, der Südseite des Altarhauses vorgebauter Raum wird später den Stiftsdamen als Chor gedient haben, als der ältere im Langhause schon meist verschwunden war. Die der Nordseite angebaute Sakristei zeigt noch ein schönes hölzernes Kreuzgewölbe.

Das Altarschnitzbild und der Taufstein sind alt, doch unbedeutend. Einige Grabsteine des XIII. und XIV. Jahrhunderts mit eingravirten Figuren verdienen mehr Beachtung; am meisten das der Fronte eingemauerte Relief zum Andenken an den Ritter Otto von Irksleve, der in malerischem Kostüme aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts darauf knieend vorgestellt ist. Ich darf aber ein näheres Eingehen auf diese Kunstwerke um so mehr übergehen, als Wiggert dieselben, so wie andere dort vorhandene Monumente bereits sehr eingehend behandelt hat.

Diese Kirche ist in dieser Richtung nach Norden hin die letzte, welche aus Bruchsteinen erbaut wurde. Weiterhin findet man nur noch den Ziegelbau, und bei kleineren Dorfkirchen daneben den Bau aus Granitgeschieben (Feldsteinen), von welchen letzteren schon das Portal unserer Kirche erbaut ist.

v. Quast.

Erklärung der auf Taf. XVI. und XVII. befindlichen Abbildungen.

Taf. XVI. Fig 1. Westfronte der S. Sebastians-Kirche in Magdeburg. — Fig. 2. Kämpfer der Gurtbögen an den westlichen Pfeilern des Querhauses. — Fig. 3. Oestlicher Kämpfer des nördlichen Bogens daselbst. — Fig. 4. Desgleichen des südlichen Bogens. — Fig. 5. Kämpfer des Bogens zwischen Querschiff und Chor. — Fig. 6. Pfeilerstellung der Nordseite des Langhauses. — Fig. 7. Westlicher Wandpfeiler daselbst. — Fig. 8. Desgleichen der Südseite, und der westliche freistehende Pfeiler daselbst. — Fig. 9. Westfronte der S. Johannes-Kirche in Magdeburg. — Fig. 10. Pfeilerkrönung des Langhauses daselbst. — Fig. 11. Alle Grate und Gurte des Langhauses. — Fig. 12. Grate des Chorschlusses. — Fig. 13. Gurtbogenträger zwischen Schiff und Chorschluss. — Fig. 14. Kreuzrippen des niedrigen Einbaues zwischen den Thürmen. — Fig. 15. Grate der polygonen Sakristei, nördl. neben d. Chore.*)

Taf. XVII. Fig. 1. Grundriss der Schlosskapelle zu Wolmirstädt. — Fig. 2. Aufriss der Südseite derselben. — Fig. 3. Theil des Längendurchschnitts; westlicher Theil der Nordseite. — Fig. 4. Theil des Querdurchschnittes durch letzteren Theil. — Fig. 5. Wandpfeiler des Aeusseren in grösserem Massstabe. — Fig. 6. Grundriss dazu. — Fig. 7. Rosette über dem Hauptportale der Südseite. — Fig. 8. und 9. Verzierungen in den Gesimsbändern. — Fig. 10. Seitenthür im westlichen Joche der Nordseite. — Fig. 11. Profil derselben. — Fig. 12. Eckprofil der Fenster, von Aussen gesehen. — Fig. 13. Alle Grate der Gewölbe. — Fig. 14. Profil der freistehenden Pfeiler des Innern auf der Nordseite. — Fig. 15. Profil der Fenster der Nordseite, von Innen gesehen.

*) Die Buchstaben bezeichnen die Profile und übrigen Details an den bezeichneten Stellen.





RELIQUIENSCHREIN ZU METTLACH.

IV.



MANNICHFALTIGES.

I. Kleinere Aufsätze und Notizen.

1. Reliquienschrein zu Mettlach.*)

Nach einer gütigen Mittheilung des Herrn v. Cohausen, Königl. Ingenieur-Hauptmanns zu Coblenz.

(Schluss. Vergl. Heft V. S. 230.)

Es erübrigen nun noch einige Bemerkungen über die schon oben kurz angedeutete innere Ausstattung des Schreins. Rings um den Schrein und die Thüren läuft eine gestanzte Palmettenverzierung, wie die heutige Technik sie auch machen würde. Dann folgt als zweite Einfassung ein Filigranstreifen von vergoldetem Messingdraht, länglich runde trübe Glasflüsse umschliessend. Zu den Seiten des grossen Doppelkreuzes der Mitte sind 20 Darstellungen von Heiligen etc. mit Hinzufügung ihrer Namen angebracht, an beiden Seiten des Kreuzesstammes je 6, zwischen beiden Querbalken je 2, und neben dem Kreuzesende je 2. Die unteren zwölf sind die Apostel: Andreas mit dem Kreuzrohr, Petrus mit zwei Schlüsseln, Matthias mit der Hellebarde, Jacobus mit Schwert, Simon mit Buch, Thomas mit Schwert, diese zur Rechten; zur Linken: Paulus mit dem Schwert, Bartholomäus mit dem Messer, Philippus mit dem Kreuzstabe, Johannes mit dem Kelche (?), Jacobus mit der Keule und Judas mit unkenntlichem oder ohne Attribut. — Zwischen den beiden Querbalken rechts Johannes Baptista, links S. Dionysius Epc., und dicht am Kreuze selbst in kleinerem Format zwei Rauchfässer schwingende Engel; in der oberen Reihe endlich rechts S. Margaretha, links S. Agatha mit Palme und Buch, dicht am Kreuze und demselben zugewendet, wiederum in kleinerem Format, die Halbfiguren des Sol und der Luna: jener, rechts, ein Jüngling mit offenem Antlitz, mit beiden Armen ein Flammenbündel, wie darbringend, emporhaltend; diese, links, eine verschleierte weibliche Gestalt, mit der verhüllten Linken die untere Hälfte ihres Gesichtes bedeckend, in der gleichfalls verhüllten Rechten die Mondsichel haltend. Beide Figuren sind künstlerisch treffend motivirt und würden in ihrer entschiedenen Entgegenstellung eher als die Personificationen des Tages und der Nacht aufzufassen sein, wenn nicht die Darstellung des Sol und der Luna zu den Seiten des Kreuzes für jene Zeit typisch wäre.**)





Fig. 37.

*) Hiezu die Doppeltafel XVIII. mit den oben (Heft V.) S. 231 beschriebenen Darstellungen auf der Rückseite des Schreins im galvanographischen Facsimile.

**) Unter den zahlreichen Beispielen bei Pieper, Mythologie 2, 153 ff., entspricht keines völlig der oben beschriebenen Darstellung, und es scheint hier auch in der That eine anders modificirte Symbolik zu Grunde zu liegen: Wie der Crucifixus sein Haupt begnadigend nach rechts neigt, wie zu seiner Rechten der gute Schächer am Kreuze hängt, wie an dieser Seite die siegreiche Ecclesia mit dem heilbringenden Kelche dargestellt zu werden pflegt, wie endlich die Gerechten

Alle diese beschriebenen Heiligenfigürchen sind auf kleinen Klappthürchen angebracht, welche, mit kleinen Thürringen versehen, einen kleinen Reliquienbehälter mit vergoldeten Wänden verschliessen. Das Thürchen selbst, ungefähr $1^3/_4''$ hoch und $1^5/_8''$ breit, besteht aus einer $2'''$ dicken Messingplatte, welche nach Art der Holzstöcke geschnitten ist. Der Grund der Figuren ist chalcedonfarbig emaillirt, und die inneren Gewand- und Gesichtslinien, so wie kleine Schattirungen sind in das Metall gravirt. Metall und Schmelz scheinen erst nach der Arbeit flach in eine Ebene geschliffen worden zu sein. Das grosse Doppelkreuz in der Mitte des Schreins besteht gleichfalls aus vergoldetem Messingblech und ist mit Glasflüssen besetzt, unter denen sich jedoch einige nierenförmige braune Perlen befinden. In der Mitte desselben ist ein kleiner gekrönter Crucifixus mit dem Kreuznimbus angebracht: eine magere lange Gestalt mit etwas nach rechts geneigtem Oberkörper, wagerecht ausgebreiteten Armen, in schrägen Falten anliegendem Hüftentuch und über einander gelegten Füssen. Dieses Kreuz lässt sich herausheben, und unter demselben befindet sich ein kleineres, welches an einem Charnier zu öffnen ist und eine enge, kreuzförmige Rinne verschliesst, den innersten Schrein für den nicht mehr vorhandenen Partikel des wahren Kreuzes. O.

2. Taufstein in der Kirche zu Recke, im Reg.-Bez. Münster. Im nordwestlichsten Winkel Preussens liegt im Kreise Tecklenburg das Dorf Recke, in demselben aber seine sehr beachtenswerthe romanische Kirche.

Schreiber dieses fand bei einer Messung der Kirche im J. 1854 in der Thurm-Vorhalle, welche als Stall, Vorraths- und Rumpelkammer ihrem eigentlichen Zweck leider nicht entsprechend gebraucht wird, einen halb in Schutt versunkenen Taufstein, dessen uralte Sculpturen der näheren Betrachtung werth schienen. Es ist dieser Taufstein von roher Arbeit, kreisrund, auf 3 Füssen stehend, aus Sandstein (scheinbar Bentheimer oder Quadersandstein von Bevergern). Die Form, die ganze Behandlung, die fast nur eingegrabene Zeichnung des Rankenzuges scheint auf hohes Alter hinzudeuten und würde etwa mit der ersten Bauzeit der Kirche zusammengehören, welche in ihrem Aeusseren schon augenscheinlich verschiedene Bau-Perioden der romanischen Kunstweise zeigt. Wir erlauben uns, auf dieses scheinbar seinem Untergange entgegengehende Kunstwerk aufmerksam zu machen.

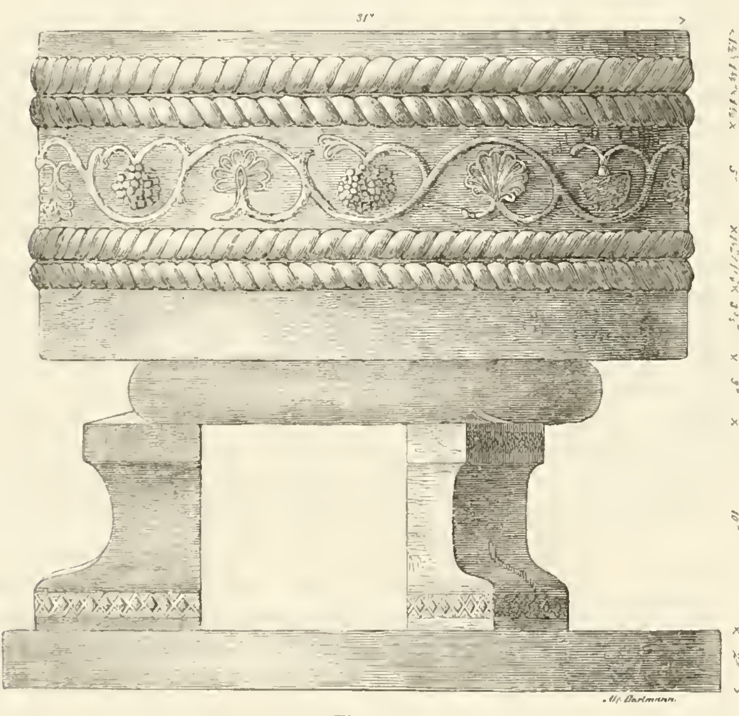


Fig. 38.

Alf. Hartmann, K. Preuss. Baumeister in Oppeln.

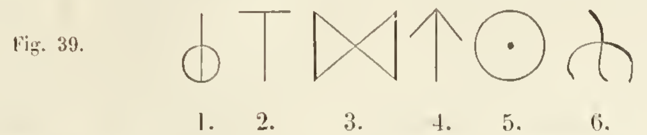
N.S. Es sind bereits die nöthigen Schritte geschehen, um den oben gerügten Uebelständen abzuhelfen und den Taufstein in würdigster Weise wieder aufzustellen. v. Q.

---

dereinst zu seiner rechten Hand stehen werden, so finden wir hier den Tag des Heils auf der rechten Seite des Kreuzes dargestellt, während zur Linken die Nacht herrscht, der böse Schächer hängt, die besiegte Synagoge steht, die Gottlosen in die äusserste Finsterniss hinausgestossen werden. Es ist hiebei auf einen Charfreitagsgebrauch der syrischen Kirche zu verweisen, wo das Kreuz zwischen zwei Kerzen zur Verehrung ausgestellt wird, von denen nur eine, und zwar die zur rechten Hand, angezündet wird. Vergl. Cahier in Texier's *Dictionnaire de l'orfèvrerie, p.* 585.

3. Steinmetzzeichen der älteren Periode. — Bei seiner Untersuchung der Steinmetzzeichen an dem Dome zu Magdeburg hatte Herr Brandt (vgl. dessen oben [Heft II.] S. 87 erwähnte Abhandlung) an den älteren Gebäudetheilen auch solche gefunden, die er für Runen zu halten geneigt war. Diese Wahrnehmung, von welcher anderweitig sonst nichts verlautete, findet Bestätigung durch eine Mittheilung des Herrn Stud. phil. Genthe in Halle, welcher an den Rundbogenfenstern der romanischen Dorfkirche zu Ober-Röbblingen bei Eisleben mehrere, Fig. 39 abgebildete Steinmetzzeichen entdeckt hat,

Fig. 39.



1. 2. 3. 4. 5. 6.

von denen die unter Nr. 3, 4 und 5 dargestellten, wie die Vergleichung mit den von Brandt a. a. O. auf Taf. I. c. d. und Taf. III. gegebenen zeigt, am Dom zu Magdeburg ebenfalls vorkommen. An eine Identität der Arbeiter oder an zufällige Uebereinstimmung der Zeichen denken zu wollen, wäre gleich willkürlich, aber die Schwierigkeit löst sich dadurch, dass, mit alleiniger Ausnahme der als Majuskel **T** oder als Signum Tau anzusprechenden Nr. 2, alle diese Zeichen sich theils in dem gothischen, theils in dem Runenalphabete*) wiederfinden, also ganz so wie andere Steinmetzzeichen der älteren Periode (Majuskeln, Planetenzeichen, das Pentalpha etc.) nicht von den Steinmetzen selbst erfunden sind, sondern aus einem bereits auf anderen Gebieten vorhandenen Vorrathe von Zeichen entnommen, welche, beiläufig gesagt, zum Theil mit einem geheimnissvollen Scheine umgeben waren. Die Frage aber, ob die Steinmetzen selbst sich der gothischen und Runenzeichen als Buchstaben möchten bedient haben, oder sich der Geltung derselben lebendig bewusst sein konnten, dürfte für die vorliegende Untersuchung ohne Erheblichkeit sein. O.

II. Historische und Alterthums-Vereine.

Archäologen-Versammlung in Hildesheim, den 16. bis 19. Septbr. 1856.

Wenn auch etwas spät, so können wir es uns nicht nehmen lassen, über diese Versammlung noch nachträglich zu sprechen, so weit dabei das Interesse unserer Zeitschrift betheiligt ist. Hildesheim ist ein so hervorragender Ort in der Geschichte der deutschen Kunst und Archäologie, namentlich der romanischen Periode, dass schon diese Rücksicht allein maassgebend wäre, die dort abgehaltene Versammlung näher zu besprechen. Nicht minder ist es nöthig in Bezug auf die vielen Erläuterungen, welche die dort versammelten Freunde christlicher Kunst und Archäologie namentlich in Bezug auf die nähere Kenntniss derselben in Niedersachsen zu Tage förderten.

Was das Allgemeine der Versammlung betrifft, so können wir füglich auf die officiellen Mittheilungen im Correspondenzblatte des Gesammt-Vereins der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine uns beziehen; desgleichen in Bezug auf die Mittheilungen über die anderen Sectionen. Für unseren Zweck genügt es, allein die Verhandlungen der Section für Kunst des Mittelalters hier aufzunehmen. Wenn im Correspondenzblatte das Protokoll derselben gleichfalls schon mitgetheilt wurde, so glauben wir hier doch nochmals darauf zurückkommen zu dürfen, da gerade jenes Protokoll etwas mager ausgefallen ist, und wir es insonderheit vermissen, dass die Namen derjenigen nicht aufgenommen sind, welche die betr. Mittheilungen gemacht haben, da hiernach allein deren grössere oder geringere Authentie beurtheilt

*) Vgl. die der Schrift von J. Zacher, das gothische Alphabet des Vulfilas und das Runenalphabet, angehängte Schrifttafel.

werden kann. Es ist jedoch zu bemerken, dass der unterzeichnete Referent, durch persönliche Verhältnisse gezwungen, nur die beiden ersten Tage der Versammlung beiwohnen konnte, er also das später Vorgekommene, ihm nicht aus eigener Wissenschaft bekannte, übergehen wird.

Es kann hier nicht der Ort sein, die bedeutenden Monumente und Kunstwerke, welche Hildesheim noch bis jetzt bewahrt hat, ausführlich zu schildern. Es genügt, den auch im zopfigen Umbau immer noch bedeutenden Dom, die noch grossartigeren Anlagen von S. Michael und S. Godehard zu nennen, welche den Vergleich mit den bedeutendsten romanischen Basiliken Deutschlands nicht zu scheuen brauchen und sie in so vieler Hinsicht übertreffen, und daneben so viele andere durch Alterthum und Schönheit ausgezeichnete Monumente. Nicht minder bedeutend sind die Schätze in edlen und unedlen Metallen und in Stoffen aller Art, welche zum Theil nicht ihres Gleichen haben und in ihrer Gesammtheit gegen keine jetzt noch vorhandene Sammlung zurücktreten. Recht überzeugend erkannte man dies inmitten der Ausstellung, welche in entgegenkommendster Weise der Herr Bischof im Dome selbst von den bedeutenderen kleineren Kunstwerken der Stadt veranstaltet hatte, und wo das Auge nicht minder von dem Reichthum und der Pracht der Stoffe und Metalle, als durch die Schönheit der Formen, das hohe Alterthum und die archäologische Wichtigkeit der Gegenstände fast geblendet wurde. Man musste unwillkürlich die Begeisterung theilen, mit der Dr. Kratz, der den Kunstdenkmälern seiner Vaterstadt sein Leben gewidmet hat, die Bedeutsamkeit jedes einzelnen Werkes in's rechte Licht zu stellen suchte. Ueber das Einzelne selbst verweisen wir, ausser seinem grösseren Werke, auf die dem Correspondenzblatte (No. 4) angebogene Beilage.

Aber auch in anderer Hinsicht wurde unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Die Königl. Hannöversche Regierung hat die Vorzüge der ihr jetzt untergebenen Stadt richtig gewürdigt und bereits bedeutende Summen auf die Herstellung des Verfallenen verwendet. Zwar können wir den jetzigen Vorbau des Domes nicht dahin rechnen; er ist jedenfalls eins der misslungensten Werke der Neuzeit, und nur mit Trauer kann man des Abbruchs des alten mächtigen Thurmbaues gedenken, der mündlichen Nachrichten zufolge keineswegs unrettbar gewesen sein soll. Hoffen wir dagegen, dass der gerettete Theil des Doms, der grosse Hauptkörper desselben, auch nicht länger die Verunstaltungen zu tragen berufen ist, welche den ehrwürdigen Bau des Hezilo jetzt fast völlig entstellen. Gelegentlich bemerken wir, wie durch den Abbruch des Thurms zugleich die Entdeckung gemacht wurde, dass sich innerhalb desselben die ältere, gegen Osten gerichtete Abside befand. Neuerlich hat man nun, beim Abbruch eines in derselben Axe gegen Westen gelegenen Gemäuers, 123 Schritte davon entfernt, eine gegen Westen gerichtete, 35′ im Durchmesser breite Nische aufgefunden, die offenbar der ersteren gegenüber den älteren Dom (des B. Altfried, 851—874) gegen Westen abschloss.

Dagegen kann man sich nur freuen, dass die herrliche S. Godehards-Kirche vor dem Einsturze, den der Mittelthurm des Kreuzes drohte, gegenwärtig gerettet ist. Allerdings hat Herr Bau-Inspector Mey, der den Bau seit geraumen Jahren leitet, manche Verstärkungsbauten hinzufügen müssen, welche dem archäologischen Interesse Abbruch thun; das hehre Monument selbst, die mächtigste aller noch stehenden Basiliken in Deutschland, ist aber doch erhalten, und die Kirche wird künftig ihren Gesammteindruck nicht verfehlen. Nur fügen wir den Wunsch hinzu, dass diejenigen Mauertheile, welche in ihrer Struktur noch gesund sind, weniger durch Behauen und Neuverfugen in einen Neubau verwandelt werden mögen, der nicht mehr seine Ursprungszeit erkennen lässt. Auch möge man nicht, durch Umbau mittelalterlicher Theile, wie der oberen Chorhaube, die Geschichte des Monuments verdunkeln.

Auch das dritte der grossen Monumente Hildesheims, S. Michael, seit langer Zeit wüste stehend und in drohender Gefahr, eine Ruine zu werden, ist neuerlichst restaurirt worden, um demnächst dem Gottesdienste zurückgegeben zu werden. Leider gestatteten es die Mittel nicht, die gewaltige Anlage in allen ihren Theilen wiederherzustellen. Der südliche Arm des Westkreuzes wird auch ferner fehlen; nicht minder bleibt das östliche Altarhaus und das östliche Kreuz von der Kirche auch ferner so gut wie abgeschnitten. Wenn die grossartigste Anlage, welche irgend eine deutsche Basilika zeigt, also nur fragmentarisch wiederhergestellt wird, so können wir es dennoch nur anerkennen, dass man wenigstens den Zustand vor der letzten Verwüstung wiederzugewinnen suchte, um künftigen Zeiten auch die völlige Ergänzung möglich zu machen. Aber man ging noch weiter. Die Ergänzung der gemalten Decke des Langhauses, dieses einzigen Exemplars seiner Art, die Hinzufügung ähnlicher Malereien im Altarhause und Kreuze (doch hat man den heil. Michael hier leider zu modern und nicht nach einem alten vorhan-

denen Muster gebildet), so wie die Weiterführung der farbigen Ausschmückung auch an anderen Architekturtheilen, zeugen von der lebendigen Theilnahme, die Herr Bau-Inspector Hase der alten Kirche angedeihen liess. Nur möchten wir vor zu greller Farbengebung warnen, da manche der neubemalten Theile und Figuren diesen Schmuck entweder niemals oder in mässigerer Weise genossen, und eine neue Herstellung auch das neue Interesse mit den archäologischen Forschungen verbinden muss.

Auch die vielfach vorhandenen Holzhäuser der Stadt, zum Theil mit reichstem Bildwerk bedeckt, erfreuen sich sehr geschmackvoller Herstellung, unter denen ein grossartiges Gewerkshaus am Markte vor allen hervorragt und in seinem erneuerten oder auch neuen Farbenschmucke verführerisch zur Nachfolge auffordert, dieselbe verdientermaassen auch vielfach gefunden hat.

Noch erwähnen wir, dass neuerlich im grossen Rathhaussaale eine Folge von Wandgemälden aufgedeckt worden ist, die Bischöfe der Stadt vorstellend, die im Zeitalter der Reformation offenbar absichtlich verdeckt wurde. Diese auch in technischer Hinsicht merkwürdigen Kunstwerke beabsichtigt man gleichfalls herzustellen.

Rühmlich ist auch das lebendige Interesse anzuerkennen, mit dem alle Behörden, namentlich aber die Stadtverwaltung und das Local-Comité, der Versammlung entgegengekommen sind. Nicht nur, dass man in jeder Weise für das äussere Wohlbefinden derselben und der einzelnen Mitglieder gesorgt hatte; noch mehr ist es anzuerkennen, dass man auch in literarischer Weise den Bestrebungen der Versammlung entgegenkam. Ausser anderen Gaben, die jedes Mitglied empfing, ist hervorzuheben, dass die Stadt durch das Local-Comité den Theil der detaillirten und diplomatisch gründlichen Ausarbeitung des verst. Justizrath Lüntzel, die Geschichte der Stadt und Diöcese Hildesheim betreffend, welcher das Leben und Wirken des Heil. Bernward enthält, als Monographie hat abdrucken lassen. Wir müssen uns wegen Mangel an Raum bescheiden, hier schon jetzt Auszüge daraus mitzutheilen. Da Referent leider auch den späteren Verhandlungen nicht beiwohnen konnte, wo die Frage über die dem Heil. Bernward zugeschriebenen Werke, die einer gründlichen Erörterung bedarf, besprochen wurde, so dürfte es nicht unangemessen erscheinen, diese ganze Angelegenheit künftig einer besonderen Besprechung vorzubehalten.

Nächst der Besichtigung dieser und anderer Kunstdenkmäler, an der die ganze Versammlung mit grösstem Interesse Theil nahm, wurde sodann dem kunsthistorischen und archäologischen Interesse in der Section für Kunst des Mittelalters Raum gegeben. Ihre erste Versammlung hielt sie unter Vorsitz des Herrn v. Olfers, General-Director der königl. Museen zu Berlin, am 17. Sept. Vormittags, so wie in einer Nachmittagssitzung desselben Tages. Einer Sitte zufolge, welche bereits in früheren Versammlungen sich als sehr zweckmässig bewährt hatte, war eine Reihe von Fragen gestellt worden, in Bezug auf die in Niedersachsen (hannöverschen und braunschweigischen Antheils) und speciell in Hildesheim vorhandenen Monumente und deren Geschichte. Wie früher, so hatte auch in diesem Jahre der Unterzeichnete im Auftrage des Gesammt-Vorstandes die Zusammenstellung jener Fragen übernommen, nachdem namentlich Dr. Lisch zu Schwerin einige Specialfragen hinzugefügt hatte. Wir werden im Folgenden die Fragen in Verbindung mit deren Beantwortung geben, indem wir es zuvor noch als einen besonders günstigen Umstand hervorheben, dass diejenigen Männer, welche für die Kunstgeschichte Hildesheims und Niedersachsens überhaupt in neuerer Zeit vorzugsweise thätig gewesen sind, Dr. Kratz in Hildesheim und die Herren Hase, Mithof und Vogell aus Hannover, bei der Besprechung vorzugsweise sich betheiligten.

Frage 1. Wo, wann und in welcher Ausdehnung fand in Niedersachsen der Ziegelbau vor dem XVI. Jahrh. statt, in selbstständiger Ausbildung allein herrschend, oder mit Steinbau vermischt?

v. Quast leitete die Frage ein durch Hinweis auf die Ausdehnung des Gebietes des Ziegelbaues, vorzugsweise in den germanisirten Slavenländern Nordostdeutschlands, wo auch zu Jerichow in der ostalbinischen Altmark das älteste nachweisbare Monument bald nach 1150 erscheint. In dem rein deutschen Gebiete Niedersachsens, von den Grenzen der Altmark bis zu denen der Niederlande hin, seien bisher nur wenige Monumente des romanischen und Uebergangsstyls im Ziegelbau nachgewiesen, unter denen der Thurmbau des Doms zu Verden für ersteren, und die S. Andreas- und S. Johannes-Kirche daselbst für letzteren die Hauptstelle einnehmen. Auch westlich der Weser, im Oldenburgischen, treten einige Anklänge, doch meist gemischt mit Steinbau, hervor, wie die Kirche in Berne und die ausgezeichnete Cisterzienser-Kloster-Kirche zu Hude, im altgothischen Uebergangsstyle. Im Uebrigen scheine in diesen Gebieten, trotz des im Lande selbst vorhandenen Mangels von Hausteinen, in den älteren Monumenten der Steinbau vorzuherrschen, indem man das Material vom Oberlande her einführte, namentlich vermittelst

der Weser und ihrer Nebenflüsse. Erst während der Zeit des gothischen Styls finden wir den Ziegelbau häufiger, wie namentlich in Lüneburg und dessen Umgegend, aber auch in Bremen und südlich bis Hannover, wo er mit dem Steinbau auch während der gothischen Zeit gemeinschaftlich herrscht.

Herr Mithof nannte die Stifts-Kirche zu Bassum im Uebergangsstyle (liegt in der Grafschaft Hoya und gehört deshalb schon zu Westphalen), für spätere Zeiten die Marktkirche und das Rathhaus zu Hannover (über welche das von ihm herausgegebene I. Heft des Arch. f. Nieders. Kunstgesch. das Nähere angiebt). Im Herzogthum Bremen gehören Kirchen in Stade und Buxtehude dem XIV. Jahrhundert an. Auch in Uelzen ist Ziegelbau; im Hildesheimischen ist nichts davon bekannt.

Hr. Hase. Die rundb. Basilika zu Dorma (Herzogth. Bremen, Land Wursten) ist Steinbau; doch sind spätere Theile Ziegelbau, in welchem auch der gothische Chorbau mit gradem Abschlusse errichtet ist.

Hr. Vogell. Bei der Domkirche zu Bardowik (Ziegelbau des XIV. Jahrh.) ist der ältere rundbogige Thurm von Stein.

Hr. Mey. Zwischen Neustadt (am Rübenberge) und Verden ist eine rundbogige Dorfkirche ganz von Ziegeln.

Fr. 2. Wo liegen die Grenzen des niedersächsischen Ziegelbaues?

v. Quast bezeichnet Hannover, wo Ziegel- und Steinbau gleichzeitig vorkämen, als einen Grenzpunkt. Peina sei ganz Ziegel-, Braunschweig ganz Steinbau; Uelzen und Lüneburg gehörten wieder ganz dem ersteren an.

Hr. Mithof bezeichnet die Linie nördlich von Braunschweig über Hannover, Neustadt bis Verden. (Wunstorf ist noch Steinbau.)

Hr. Vogell präcisirt dies näher durch den Zug des südlich davon gelegenen Gebirgszuges.

Fr. 3. Wo giebt es daselbst noch Gebäude des ausgebildeten Ziegelbaues aus der romanischen oder Uebergangszeit, und welches sind ihre Eigenthümlichkeiten?

Nach der Beantwortung ad 1. gehören hieher in Niedersachsen zwischen Weser und Elbe nur die 3 Kirchen in Verden und die Dorfkirche zwischen hier und Neustadt. Die Charaktere derselben weichen von denen der Ostseeländer nicht wesentlich ab und sind durch v. Q. in seiner Charakteristik des Ziegelbaues (bei Beschreibung der Klosterkirche in Jerichow) näher angegeben worden.

Fr. 4. Giebt es innerhalb des Gebietes des Steinbaues in Niedersachsen Gegenden, wo der Quadersteinbau vorherrscht? Ist eine solche Eigenthümlichkeit mehr von der Zeit der Entstehung oder von dem vorherrschenden Materiale abhängig?

v. Quast leitete die Beantwortung damit ein, dass im Allgemeinen anfänglich überall der Bau aus Bruchsteinen vorherrsche, so dass nur etwa die gegliederten Theile und die Ecken von gehauenen Steinen seien, die Flächen aber von Bruchsteinen und meist im Innern wie im Aeussern geputzt und oft durch eingekratzte Linien scheinbar gequadert wurden. Erst um die Mitte des XII. Jahrh. beginnt an einzelnen Orten der Bau aus Quadersteinen, der mehr und mehr überhand nimmt und während der gothischen Periode vorherrscht.

Hr. Hase. Die alte östliche Absis der dem XI. Jahrh. angehörigen S. Michaels-Kirche in Hildesheim, so weit sie durch Aufgrabung wieder aufgefunden wurde, bestand aus kolossalen Quadern desselben Steins, woraus die Ecken und das ursprüngliche Gesimse der Kirche (Nordseite) erbaut sind.

v. Quast. Die Unterbauten pflegen oft, wie die Ecken der Gebäude und aus ähnlichen Gründen der Haltbarkeit, aus grösseren Quadern zu bestehen.

Hr. Mithof. Die Ulrichs-(Doppel-)Kapelle neben dem Kaiserhause in Goslar ist in Quadern erbaut. Sie ist um 1100 errichtet. Das Kaiserhaus selbst zeigt gleichfalls Quaderbau.

v. Quast kann dieser Datirung nicht beistimmen. Diese Doppelkapelle ist im Uebergangsstyle erbaut und kann daher erst dem XIII. Jahrh. angehören, zu welcher Zeit auch das Kaiserhaus seine jetzige Gestalt erst erhalten haben wird. Die altgothischen Kapitäle des Innern sind der Annahme günstig, dass sie sogar erst nach dem Brande von 1289 errichtet wurden.

Hr. Vogell bemerkt, dass der dem XI. Jahrh. angehörige abgebrochene Dom in Goslar von Bruchsteinen erbaut war, was auch von Anderen bestätigt wird.

Fr. 5. Welches sind die Hauptsteinbrüche für die Monumente in Niedersachsen? Welchen Steinarten gehören sie an, und bis wie weit hin wurden sie benutzt?

v. Quast nennt die Kirchen Bremens als aus den Steinbrüchen der Porta Westphalica erbaut, von wo die Steine dorthin mit Leichtigkeit verschifft werden konnten.

Hr. Vogell sagt, dass selbst das Rathhaus zu Amsterdam aus Oberndorfer Steinen (von der Porta) gebaut sei.

Ein Anderer. Die älteren Bauten in Goslar sind Grauwacke vom Rammelsberge.

Ein Anderer. Die Braunschweiger Kirchen sind aus Duck- oder Roggenstein errichtet. Der einzige Steinbruch der Nähe war im Nussberge (Keupersandstein). Ausserdem wurde später Muschelkalk von Elme verbraucht.

Hr. Hase. Kloster Loccum ist gleichfalls aus Oberndorfer Steinen erbaut; die Kirche zu Wunstorf aber aus Rehburger Stein vom Deister.

Hr. Vogell. In Hannover ist letzterer Stein gleichfalls der herrschende.

Hr. v. Olfers weist darauf hin, dass es wichtig sei, deswegen die älteren Rechnungen nachzusehen.

Hr. Hasler führt als Beispiel des Verführens der Steine auf Flüssen an, dass nach archivalischen Nachrichten, wie er sie vor 16 Jahren eingesehen, die Steine des Münsters in Ulm den Neckar heraufgekommen seien.

Hr. Kratz. In der Kreuzkirche zu Hildesheim sind ehemals 6 steinerne Tafeln gewesen, 3 mal 2 innerhalb einer steinernen Einfriedigung, die Kanzel des Bischofs Hezilo (1054—1079), welche genau denselben Stein zeigten, wie die sogen. Irmensäule im Dom, und daher wohl von ausserhalb hierher gebracht waren.

v. Quast erwähnt, dass der Kalksinter, aus dem die sogen. Irmensäule besteht, am Rheine häufig vorkommt, namentlich bei kleineren Ziersäulen der Uebergangszeit. Er soll aus Ablagerungen in den römischen Wasserleitungen herrühren. Nicht unwahrscheinlich stammt auch die Hildesheimer Säule von dorther.

Hr. Vogell. Die um 1300 erbauten älteren Theile des Schlosses in Celle sind aus Ortstein (Eisenstein) mit grobem Sand ohne Kalkvermischung erbaut. Ebenso die oberen Theile daselbst. Auch anderwärts zwischen Celle und Hannover findet man dergleichen Bauten, indem dieses Material im Lüneburgischen vielfach vorkommt; die Eisengiessereien in Lüneburg sind darauf basirt.

Hr. Mithof. Von Feldsteinen (erratischen Blöcken) sind erbaut: Kloster Zeven (Herzogthum Bremen) und einzelne Thürme von Dorfkirchen bis Wilshausen (Oldenburger Grenze), deren Obertheil von Ziegeln ist. (Vergl. die Mitth. des Caplan Zehe in den Verhandl. der archäol. Vers. zu Münster, Corresp.-Bl. 1854 Nr. 3, wonach im benachbarten Oldenburgischen, dem ehemaligen Niederstifte Münster, ganz ähnliche Bauten vorkommen. Alle diese genannten Bauten gehören aber Westphalen und nicht Niedersachsen an.)

Hr. Geffcken aus Hamburg. Die Kirche zu Bornhöfd in Holstein ist aus Feldsteinen erbaut.

Hr. Hase. Das Kreuzschiff von S. Michael in Hildesheim (oder Kl. Loccum?) ist auf sehr hartem Beton gegründet.

Fr. 6. In welchen Orten Niedersachsens findet man noch den ausgebildeten Holzbau? Wo fand er ehemals statt und ist seitdem verschwunden? Welche Mittel sind anzuwenden, um die noch vorhandenen Häuser mit geschnitztem Holzwerke zu erhalten?

v. Quast nennt Hildesheim, Goslar und besonders Braunschweig, welche sich durch ihren ausgebildeten Holzbau in dem nicht preussischen Niedersachsen in dieser Beziehung auszeichnen. Zu vermuthen ist dies noch von mehreren anderen am Harze gelegenen Städten. In den Hanseestädten herrschte, wohl nach dem Vorbilde der Niederlande, der Ziegelbau bei Wohnhäusern vor.

Hr. Kratz. In Hildesheim ist bis zum 30jährigen Kriege in dieser Weise gebaut worden; dann hört es auf.

v. Quast. Das beste Mittel zur Erhaltung der Holzhäuser gegen muthwillige Zerstörung oder in Folge von Nachlässigkeit, sehen wir jetzt grade hier in Hildesheim angewendet: Die Achtung derselben und deren sorgsame Herstellung, sowie stylgemässe Ausschmückung. Hierdurch werde man erst recht der Schönheit dieser alten Holzbauten sich bewusst. Gegen Zerstörung durch Feuer würde aber leider schwerlich ein durchgreifendes Mittel zu erfinden sein. Ueberziehen mit Wasserglas ist indess zu empfehlen, um die Verheerungen des Feuers doch möglichst abzuschwächen.

Fr. 7. Giebt es noch kirchliche Gebäude in ausgebildetem Holzbau? Aus welcher Zeit datiren sie, und welches sind ihre Eigenthümlichkeiten?

v. Quast bevorwortet, wie nachweisslich in Deutschland der grössere Theil der Kirchen ursprünglich nur in Holz erbaut war, und dass dieselben zweifelsohne auch einer künstlerischen Ausbildung nicht entbehrt hätten, dass sie aber überall schon wegen ihres leichter zu zerstörenden Materials zu Grunde gegangen und durch Stein- oder Ziegelbau ersetzt seien, mit Ausnahme ganz moderner und völlig unkünstlerischer Nothbauten. Bekanntlich hat sich aber in Norwegen noch eine Zahl älterer Kirchen im Holzbaue erhalten, welche eine Anschauung dessen liefern, was dergleichen etwa auch in Deutschland zur Zeit des romanischen Styls vorhanden gewesen sein mag. Neuerdings sind auch in Oberschlesien einige entdeckt worden, die theilweise wenigstens bis in die Uebergangszeit hinaufreichen. Auch in Pommerellen hat man Aehnliches aufgefunden, und ist in Polen und Russland zweifelsohne noch Manches der Art erhalten. Es fragt sich nun, ob in Niedersachsen, wo der Holzbau in der bürgerlichen Baukunst noch so reichlich und glänzend vertreten ist, auch etwa noch kirchliche Monumente der Art vorhanden sind.

Hr. Kulemann erwähnt einer Kirche in Holstein, doch ohne ihren Namen zu nennen. Sonst wurde kein Beispiel angeführt.

Fr. 8. Reichen einzelne Holzgebäude noch in die Periode des romanischen oder Uebergangsstyls hinauf?

v. Quast. Ein grosser Theil der Ornamentik des romanischen Styls ist offenbar dem Holzbau nachgebildet, dieser also damals schon ornamentirt vorhanden gewesen. Namentlich die in Niedersachsen so beliebten engagirten Ecksäulchen werden diesen Ursprung haben, und ist also Niedersachsen wohl auch nicht arm an solchen Bauwerken romanischen Styls gewesen.

Niemand wusste ein solches Monument als noch vorhanden zu nennen. Die ältesten vorhandenen gehören dem Ende des XV. Jahrhunderts an.

Fr. 9. Welche Gebäude Niedersachsens datiren noch aus der Zeit vor dem Jahre 1100?

v. Quast führt aus, wie es hier nicht auf ältere Stiftungen, sondern auf die noch vorhandenen älteren Reste ankomme. Diese sind seltener, als man gewöhnlich annimmt. Um so wichtiger ist die sichere Feststellung derselben. Seiner Ansicht nach gehörten dahin zunächst mehrere Kirchen in Hildesheim, der Dom (doch ohne den Chor) und S. Moritzberg, beide von B. Hezilo (1054—1079) erbaut, natürlich mit Ausnahme der modernen Umänderungen. Wahrscheinlich auch die ganze Anlage und ein grosser Theil des noch stehenden Gebäudes der S. Michaelis-Kirche und die heil. Kreuzkirche daselbst. Die Klosterkirche zu Kemnade (an der Weser) ist der 1046 geweihte Bau. Auch die durch Rundbögen verbundenen Pfeiler des Doms zu Bremen scheinen Reste dieses Jahrhunderts zu sein, die bei dem Langhause des XIII. Jahrhunderts wieder benutzt wurden. Der leider abgebrochene Dom zu Goslar scheint in seiner Hauptanlage noch der Bau Kaiser Heinrichs III. gewesen zu sein, doch so, dass man die alte Basilika später einwölbte und deshalb den alten Pfeilern und Säulen nachträglich Verstärkungspfeiler hinzufügte. Die jetzt allein noch vorhandene nördliche Vorhalle ist jedenfalls ein jüngerer Anbau.

Hr. Kratz erwähnt des Umbaues von S. Michael in Hildesheim, der urkundlich nachgewiesen sei. (Wir werden später in einem besondern Artikel auf diese Frage zurückkommen.) Auch die Krypta der S. Ludgeri-Kirche in Helmstädt gehöre dieser älteren Zeit an.

Fr. 10. Zeigen die Kirchen Niedersachsens Verschiedenheiten je nach den alten Diöcesangrenzen, oder nach den weltlichen Herrschaften?

v. Quast. So annehmlich die erstere Alternative ist, da der Einfluss der geistlichen Vorgesetzten auf den Kirchenbau so natürlich erscheint, so kann die Bejahung obiger Frage im Allgemeinen doch nicht zugegeben werden. Schon auf der Versammlung in Münster (1854) ist nachgewiesen worden, wie die Eigenthümlichkeiten der westphälischen Kirchen, die Lübke so treffend charakterisirt hat, von den Diöcesangrenzen unabhängig sind. Er habe deshalb die östlich der Weser gelegenen Theile der Mindener Diöcese unrechtmässiger Weise mit zu Westphalen gezogen; die Kirchen zu Fischbeck und Wunstorf, beispielsweise, obschon in der Mindener Diöcese gelegen, aber am rechten Ufer der Weser, haben mit den westphälischen keinerlei Gemeinschaft, wohl aber entsprechen sie den Charakteristiken der übrigen niedersächsischen Kirchen. Zwischen der Hildesheimer und Halberstädter Diöcese, soweit sie demselben staatlichen Gebiete oder derselben geologischen Formation angehören, ist kein wesentlicher Unterschied zu statuiren, wie beispielsweise in Braunschweig auf beiden Seiten der Oker nur eine Styl-

art herrscht. Auch von der Altmark lässt sich dasselbe sagen, die im Verdenschen und Halberstädter Sprengel dieselbe Bauweise zeigt, beide verschieden von den Monumenten derselben Diöcesen ausserhalb jener Provinz, wohl aber in Uebereinstimmung mit den derselben Herrschaft unterworfenen Ländern östlich der Elbe, die wiederum zu ganz anderen geistlichen Sprengeln gehörten. Dagegen ist Gleichheit der Struktur durch Ordensverbindungen, wie namentlich bei den Cisterziensern und Bettelorden, wie anderwärts, so auch in Niedersachsen, nicht zu verkennen.

Fr. 11. Welche Kirchen des romanischen oder Uebergangsstyls in Niedersachsen zeigen drei gleich hohe Schiffe oder einen gradlinigten Chorschluss?

Hr. Mithof. Die schon von Lübke genannte Klosterkirche zu Barsinghausen am Deister, im Uebergangsstyle, hat drei gleich hohe Schiffe, wenn gleich nur ein Gewölbe lang.

v. Quast. Die in gleichem Style erbaute kleine Dorfkirche zu Melverode bei Braunschweig hat gleichfalls drei gleich hohe Schiffe. Die Kirchen in Braunschweig zeigen jetzt meist dieselbe Anordnung, doch erst durch Umbau in gothischer Zeit, so wie man sie auch in den Gegenden des Ziegelbaus, wie zu Lüneburg, Bardowik u. s. w. antrifft. Einen graden Chorschluss zeigen der Dom und die anderen Kirchen in Bremen.

Hr. Mittelbach (Landbaumeister in Hildesheim). Der Chorschluss des vom Bischof Hezilo erbauten jetzigen Doms in Hildesheim war ursprünglich gradlinigt geschlossen.

Hr. Kratz. Der jetzige Chor ist erst unter dem Bischof Bernhard im Jahre 1120 erbaut.

v. Quast glaubt, dass die im Jahre 1206 erfolgte Weihe dreier Altäre in der Krypta sich auf den Beginn des darüber befindlichen Altarhauses beziehe.

(Aus obigen Verhandlungen dürfte folgen, dass beide in dem benachbarten Westphalen so vorherrschende Eigenthümlichkeiten, die aber noch früher bereits im westlichen Frankreich vorkommen, in Niedersachsen nur ausnahmsweise erscheinen.)

Fr. 12. Welche Cisterzienser-Kirchen Niedersachsens zeigen die diesem Orden eigenthümliche Anordnung eines graden Abschlusses des Chors und je zweier in gleicher Weise geschlossener Kapellen zu den Seiten desselben? Aus welcher Zeit datiren sie?

v. Quast nennt als Beispiel beider Eigenthümlichkeiten in Niedersachsen die Klosterkirchen zu Loccum, Riddagshausen und Marienthal bei Helmstädt, sowie Amelunxborn für den gradlinigten Chorschluss.

Hr. Kratz nennt die Klöster Marienrode und Derneburg; spätere Kirchen ostwärts polygonisch: Frauenklöster zu Heiningen und Wöltingerode.

Hr. Mithof. Das Frauenkloster Wienhausen (von ihm herausgegeben) hat graden Chorschluss; desgleichen Ebsdorf; Kloster Medingen ist neu.

Fr. 13. Giebt es in Niedersachsen noch Kirchen der Bettelorden in romanischer Bauart?

Niemand weiss ein Beispiel zu nennen.

Fr. 14. Bis wie lange wurde in Niedersachen noch romanisch gebaut? Bis wie lange kam dabei der Rundbogen zur ausschliesslichen Anwendung, und wie lange gemischt mit dem Spitzbogen, oder letzterer ausschliesslich?

v. Quast. Eine genaue Untersuchung habe erwiesen, dass an der Marienkirche zu Halberstadt noch 1270—1284 vermischt gebaut worden ist. Auch im nicht preussischen Niedersachsen fänden sich Beispiele so später Bauten desselben Styls, z. B. bei der erst 1275 geweihten Klosterkirche in Riddagshausen; Kloster Loccum wurde zwischen 1240—1277 erbaut; die Kirche zu Wunstorf gar erst 1284 eingeweiht. Auch zu Braunschweig und Goslar scheint man noch Ende des XIII. Jahrhunderts romanischer Formen sich bedient zu haben.

Hr. Mithof glaubt, dass die Urkunde von 1284 für letztere Kirche falsch ausgelegt sei und jene späte Erbauungszeit nicht rechtfertige.

H. Hase nimmt an, dass statt des modernen Thurms zu Wunstorf ursprünglich wohl eine Halle zwischen zwei Thürmen, wie an den Harzkirchen, vorhanden war.

Hr. Mithof hält die Gewölbe für später.

Hr. Hase. Dieselben halten aber Verband mit den Mauern.

v. Quast. Die jetzigen gothischen Gewölbe des Langhauses sind allerdings später eingezogen und hier wohl nur an die Stelle älterer ohne Rippen zwischen einfachen Gurtbögen getreten, wie sie

noch jetzt im Querhause als unzweifelhaft ursprüngliche vorhanden sind. Es kommen an allen Theilen der Kirche zu viele Kennzeichen der Bauweise des XIII. Jahrhunderts vor, als dass man nicht annehmen sollte, sie sei in ihrer jetzigen Gestalt erst dieser Zeit zuzusprechen. Dagegen zeigen einzelne Theile, wie namentlich die Säulen des Langhauses mit ihren zum Theil reich geschmückten Kapitälen (eins derselben genau wie in S. Michael zu Hildesheim) offenbar wieder den Typus des XII. Jahrhunderts, weshalb anzunehmen ist, dass man beim Umbau des XIII. Jahrhunderts mehrfach die älteren Reste benutzt habe.

Hr. Kratz. Der Kreuzgang von S. Michael in Hildesheim wurde nach Indulgenzbriefen erst 1252 erbaut.

Fr. 15. Giebt es in Deutschland noch eine andere romanische Kirche, welche wie S. Godehard in Hildesheim einen halbkreisförmigen Chorumgang mit Kapellen hat, wie solche Anordnung im südlichen Frankreich seit alter Zeit gebräuchlich war? Lässt sich eine Uebertragung dieser Form von dort aus nach Hildesheim nachweisen?

v. Quast zeigt, dass mindestens im XI. Jahrhundert jene Bauform im südlichen Frankreich eine schon ganz übliche und bis zur Loire hin ganz verbreitete war. Das vereinzelte Beispiel in Deutschland und noch dazu aus späterer Zeit, als dort, lässt daher wohl die Herkunft desselben von dorther annehmen. Nur die Umgänge der drei Absiden der Capitolskirche zu Cöln können hiermit verglichen werden; doch fehlt letzteren der Kapellenkranz, und würde eine directe Nachahmung derselben wohl nicht diese hinzugefügt, vielmehr, wie an anderen niederrheinischen Kirchen, die Dreiconchenform beibehalten haben.

Hr. Kratz. Die Canonisation des heil. Godehard erfolgte 1131 auf dem Concile zu Rheims in Anwesenheit Bischof Bernhards I. v. Hildesheim, der dort oder in Frankreich überhaupt jene Kirchenform kennen gelernt und bei der von ihm neugestifteten Kirche zum Muster genommen haben wird.

v. Quast weist eine solche Uebertragung von dorther für spätere Zeit, auch bei dem Polygonschlusse mit Kapellenkranze, am Dome zu Magdeburg nach.

Fr. 16. Welche Schlösser Niedersachsens enthalten oder enthielten Doppelkapellen?

v. Quast nennt als bisher einzig bekannte die Ulrichs-Kapelle neben dem Kaiserhause in Goslar.

Hr. Kratz. Die Kapelle im Collegio Josephino zu Hildesheim, einer ehemaligen Domherrnkurie, ist gedoppelt; doch ist es zweifelhaft, ob eine Oeffnung zwischen der obern und untern Abtheilung war. Sie ist kreisförmig.

Fr. 17. Welche Kirchen Niedersachsens sind oder waren mit Krypten versehen?

v. Quast. In Hildesheim zeigen der Dom, S. Michael und die Kirche auf dem Moritzberge Krypten.

Hr. Kratz. Auch die Kirche zum Heil. Kreuz, welche aber gegenwärtig verschüttet ist.

v. Quast. Ausserdem in der Kirche zu Kloster Richenberg (bei Goslar), im Dome zu Braunschweig und S. Ludgeri in Helmstädt.

Hr. Lisch. Zu S. Michael in Lüneburg im goth. Ziegelbaue mit Säulen.

Hr. Vogell hält letztere nur für eine durch das Terrain bedingte Substruction für den Oberbau der Kirche.

Hr. Hase. Zu S. Alexander in Einbeck aus dem XIV. Jahrhundert.

Hr. Mithof. In der Stiftskirche zu Hameln.

Hr. Kratz. Zu Gandersheim; S. Ludgeri in ambitu zu Helmstädt, wo die Prälaten begraben wurden; Lammspringe, 1651 den Benedictinern übergeben, spätgothisch, aber sehr grossartig.

Hr. Vogell. Unter dem Dome zu Bremen ist gleichfalls eine Krypta.

Hr. v. Olfers. Auch in dem zerstörten Dome zu Goslar war eine vorhanden.

Hr. Lisch fragt an, ob das Aufhören der Krypten wohl mit dem Beginnen der Seitenaltäre zusammenhänge? (Es steht dies nicht in genauem Zusammenhange, da letztere ja schon auf dem dem IX. Jahrhundert angehörigen Plane von S. Gallen in grosser Zahl vorkommen.

Es wurde noch die Zwischenfrage eingeschoben über den Ursprung und die Bestimmung der Doppelchöre, und wo dergleichen in Niedersachsen vorhanden seien?

v. Quast. Das älteste bekannte Beispiel dürfte bei der Kirche in Fulda zu suchen sein. Der ursprüngliche Hauptaltar, natürlich gegen Osten gelegen, war vom heil. Bonifacius dem Erlöser (S. Salvatori) gewidmet; als er selbst nach seinem Märtyrertode 755 dort beigesetzt wurde, baute man

ihm zu Ehren gegen Westen eine besondere Altarnische an.*) Bei Erneuerung der Kirche im X. Jahrhundert erhielt dieselbe sogleich zwei Chöre unter den beiden genannten Titeln. Bei Erbauung der jetzigen Kirche im XVIII. Jahrhundert hat man sogar nur den westlichen Bonifaciusaltar beibehalten, und wo der ursprüngliche Altar des Salvators war, ist jetzt der Haupteingang. Aehnlich beim Dome zu Mainz, dessen östlicher Hauptaltar dem heil. Stephan gewidmet war; dem heil. Martin zu Ehren ward der Westchor errichtet, der mit dem steigenden Ansehen dieses Heiligen zum Hauptchor wurde. Der Plan von S. Gallen zeigt diese Form der Doppelchöre schon für das IX. Jahrhundert als ausgebildet; doch soll derselbe, nach Angabe eines in diesen Sachen kundigen Gelehrten, aus Fulda herrühren, um die hier bereits eingeführte Form auch dem Schwesterkloster mitzutheilen. Wo anderwärts Doppelchöre existiren, wie bei den Domen zu Bamberg, Naumburg, Worms u. s. w., sind die westlichen stets einem Nebenheiligen, meist dem vornehmsten derselben, gewidmet, während der Ostchor dem Titularheiligen der Kirche geweiht blieb. Man kann jene Westchöre daher auch nur als grössere Kapellen bezeichnen. In Niedersachsen ist bisher nur ein einziger Westchor, bei S. Michael in Hildesheim bekannt geworden; derselbe wird als besondere Kapelle nach der Heiligsprechung des heil. Bernward der älteren Kirche hinzugefügt worden sein.

Hr. Kratz glaubt, dass die Westchöre häufig als Nonnenchöre dienten (doch nur, wenn daselbst Emporen vorhanden waren, welche für Nonnenklöster charakteristisch sind).

Hr. Hase. Der Westchor in S. Michael wurde Engelchor, der östliche Johanneschor genannt; der letztere hat nie eine Krypta gehabt.

v. Quast glaubt dennoch, dass der Westchor, wenigstens in seiner jetzigen grossartigen Gestalt, erst nach der Elevation der Gebeine des heil. Bernward i. J. 1194 erbaut sei, womit auch der Styl dieses Gebäudetheils zusammenhängt, der durchaus jünger ist, als die übrige Kirche; obschon immerhin hier schon früher ein kleinerer Westchor mit einer Krypta vorhanden gewesen sein mag. Der jetzige Westchor wird also jedenfalls erst ihm zu Ehren erbaut worden sein. Mehrere Westchöre führen urkundlich und noch jetzt den Namen besonderer Heiligen, wie der zu Bamberg als dem heil. Petrus gewidmet, der zu Naumburg als Capella S. Mariae urkundlich erscheinen. Der jetzt übliche Name Westchor ist bisher noch nicht als aus alter Zeit herrührend nachgewiesen; es fragt sich, ob Andere wissen, dass derselbe schon früher üblich gewesen sei.

Die Herren v. Olfers u. Kratz bejahen dies, ohne jedoch ein bestimmtes Beispiel zu nennen.

Fr. 18. Welche Kirchen Niedersachsens, der romanischen Periode, zeigen einen Wechsel von Säulen und Pfeilern in den Trägern des Mittelschiffs? Wurzelt diese Eigenthümlichkeit hier? In welcher historischen Reihenfolge stehen sie zu einander?

v. Quast. Die ältesten Basiliken, wie wir sie noch jetzt in Italien sehen, wurden nur von Säulen gestützt. Auch im Norden war diese Form die ursprüngliche. Doch wurden in Deutschland schon sehr früh, mindestens schon im XI. Jahrhundert, auch viereckige Pfeiler als Träger des Langhauses gebraucht, theils der Solidität wegen, noch mehr aber wohl der mangelnden Geschicklichkeit wegen, und um Kosten zu ersparen. In Niedersachsen, sowohl in dem jetzt allein in Frage stehenden Gebiete, als auch in dem preussischen und anhaltischen Antheile (hier in Quedlinburg, Gröningen, S. M. in Magdeburg, Ilsenburg, Drübeck, Huyseburg, Gernrode, Frose, Hecklingen u. s. w.) kommt nun vielfach ein Wechsel von Säulen und Pfeilern auch schon bei den Kirchen vor, welche niemals gewölbt werden sollten, und zwar zum Theil in sehr regelmässiger und absichtlicher Abwechslung. Es scheine, dass hier in Niedersachsen die ältesten und bedeutendsten Beispiele sich befinden. Es sind neben den vorgenannten, in dem nicht preussischen Niedersachsen: Der abgebrochene Dom in Goslar, S. Michael und der Dom in Hildesheim, sämmtlich noch aus dem XI. Jahrhundert. Sodann aus dem XII. S. Godehard in Hildesheim (der mächtigste Bau dieser Art), und der Umbau von S. Michael. Desgleichen die Kirche zu Gandersheim.

---

*) Natürlich ausser jedem Zusammenhange mit den Westchören in Deutschland ist auf das altchristliche Beispiel der im J. 252 gegründeten Basilika des Reparatus zu Orleansville in Algerien aufmerksam zu machen, wo die Errichtung eines Bischofsgrabes im V. Jahrhundert die Anlage einer westlichen Absis zur Folge hatte, ein Umstand, welcher beweist, wie naheliegend die Erbauung von Westchören war, wo es sich um Verherrlichung eines besonders verehrten Grabes handelte. (Vgl. Kugler, Geschichte der Baukunst, 1, 372.) O.

Hr. Vogell nennt Fredelsloh und Bursfelde.

Hr. Lisch. Das Langhaus von Amelunxborn (Cisterz. Kloster).

Hr. Hase. Fredelsloh hat nur Pfeiler; dagegen zeigen jenen Wechsel Fischbeck und Wunstorf. (Diese letztere jedoch gegenwärtig nur als Gewölbkirche.)

v. Quast. Wenn sowohl wegen der grossen Ausbreitung dieser Bauform in Niedersachsen, als auch des frühen Vorkommens hier, mindestens seit dem XI. Jahrhundert, der Ursprung in dieser Gegend keinem gegründeten Zweifel unterliegt, um so mehr, da sie anderwärts eben so selten erscheint, so ist es besonders entscheidend, dass in einzelnen Fällen des Vorkommens in anderen Gegenden die Herkunft aus Niedersachsen sich herleiten lässt. So zu Sekkau in Obersteiermark. Die ganze Ausbildung der Architektur dieser sehr merkwürdigen, um die Mitte des XII. Jahrhunderts errichteten Kirche erinnert lebhaft an Norddeutschland; so namentlich auch der hier in Frage stehende Wechsel je zweier Säulen mit einem Pfeiler. Dies mit regulirten Chorherren besetzte Kloster ist nun ein Tochterkloster des Domstifts in Salzburg. Erzbischof Conrad I. hatte, von Kaiser Heinrich V. vertrieben, lange Zeit in Niedersachsen gelebt und dort die regulirten Chorherren kennen gelernt, welche damals in besonders günstiger Aufnahme waren (zu Hamersleben, Neuwerk bei Halle, Petersberg u. s. w.), und sie nach seiner Rückkehr im Jahre 1121 bei seiner Cathedrale und in seinem ganzen Stuhle, so auch in dem etwa 20 Jahre später gegründeten Sekkau eingeführt. Da auch anderwärts die Ordensfiliation eine Uebertragung der Bauformen erkennen lässt, so erklärt sich hierdurch jene Uebereinstimmung der steirischen Kirche mit der norddeutschen sehr augenscheinlich, wie denn von jener manche Eigenthümlichkeiten wieder auf andere Kirchen des südöstlichen Deutschlands, bis nach Ungarn hinein, übertragen wurden.

Hr. Lisch findet einen verwandten Wechsel der zwar späteren Kirche zu Büchen im Lauenburgischen auch in einer Uebertragung vom Westen her, welche in Niedersachsen östlich der Elbe überhaupt vorkomme.

Fr. 19. Wo und wann kommen in Niedersachsen die ersten Spitzbögen und die ersten gothischen Bauwerke sicher datirt vor?

Hr. Hase. Zu Loccum seit 1240.

Hr. Kratz. Ob in Hillersleben?

v. Quast. Chor und Kreuz in Hillersleben, nur noch in Ruinen vorhanden, datiren aus dem XII. Jahrhundert; das Langhaus, wo die viereckigen romanischen Pfeiler durch Spitzbögen verbunden sind, erst aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts und scheint sogar erst in den ersten Jahren des folgenden Jahrhunderts beendet zu sein.

Hr. Mey. Im Glockenhause des Nordwestthurms von S. Godehard, der schon 1187 erbaut wurde, ist bereits ein Spitzbogen vorhanden.

v. Quast will zwar ein vereinzeltes, mehr zufälliges Vorkommen von Spitzbögen auch vor 1200 nicht absolut verneinen; doch sei die Erbauung jenes Thurmtheils gleichzeitig mit der Dedication der westlichen S. M. Magdalenen-Kapelle im Jahre 1187 noch nicht erwiesen, da der Obertheil sehr wohl später hinzugefügt werden konnte.

Hr. Ude. Im oberen Westchor zu Königslutter sind die Kreuzgewölbe spitzbogig. (Die Erbauungszeit dieses Kirchtheils ist nicht sicher festgestellt.)

Hr. Kratz. Die Kirche zu Marienberg bei Helmstädt hat im Schiffe Spitzbögen. Sie stammt aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts. (Es sind hiermit wohl die 2 späteren neben dem Kreuze gemeint, die aber erst nachträglich an Stelle eines Rundbogens eingezogen sind.)

v. Quast. Der Dom zu Bremen im spitzbogigen Uebergangsstyle (mit Ausnahme der schon genannten älteren Arkaden), nach 1224 begonnen. S. Andreas in Verden im spitzbogigen Uebergangsstyle vor 1231 erbaut. Die Kirchen zu Goslar, obschon nicht datirt, werden derselben Zeit angehören.

Fr. 20. Welche gothische Kirche Niedersachsens oder deren Theile gehören noch dem XIII. Jahrh. an?

v. Quast. Die Kirchen zu Loccum (1240—1277) und Riddagshausen (1275 geweiht) zeigen zum Theil schon gothische Bildungen.

Hr. Hase. Beide sind noch vorgothisch.

v. Quast. Allerdings sind sie meist im Uebergangsstyle erbaut; doch mischen sich, je mehr sie nach Westen vorgehen, desto mehr gothische Formen bei, wie häufig bei den Cisterzienserbauten, was namentlich von dem Langhause von Riddagshausen angenommen werden kann. Der älteste reingothische

Bau wird dagegen Chor und Kreuz der S. Aegidius-Kirche in Braunschweig sein, die jedoch erst nach dem zerstörenden Brande von 1278 begonnen wurden. An der nördlichen Kreuzfronte sieht man noch gebrochene Rundbogenfriese neben einfachen und geschweiften Spitzbögen in wunderlicher Mischung.

Hr. Vogell. Die S. Jacobi- oder Marktkirche in Einbeck; doch ist hier viel umgebaut, und mag sie auch bis in den Anfang des XIV. Jahrhunderts hinabreichen.

Hr. Mey. Die unteren Theile der Marienberger Kirche zu Helmstädt (?).

v. Quast fragt, da er sie nicht selbst kennt, ob die berühmte zu Ende des XIII. Jahrhunderts erbaute Cisterzienser-Kirche zu Walkenried (jetzt Ruine) nicht gothische Theile habe?

Hr. Mey. In den unteren Theilen ist sie rundbogig, in den oberen altgothisch.

Fr. 21. Bis wie lange wurde in Niedersachsen noch gothisch gebaut?

Hr. Kratz. Der letzte gothische Bau in Hildesheim ist von 1515 an der S. Andreas-Kirche.

v. Quast. Die Obergeschosse des südlichen Thurms der S. Andreas-Kirche in Braunschweig wurden von Tafelmaker noch von 1518—1532 gothisch gebaut; die kupferne Spitze nach seinem Entwurfe 1542 bis 1544 und nach ihrer Beschädigung von ihm selbst erst 1559 vollendet.

Hr. Mithof. An Privatgebäuden wurde bis nach der Mitte des XVI. Jahrhunderts gothisch gebaut; namentlich findet man an Holzgebäuden in Hannover auf der Burg den gedrückten Spitzbogen noch im Jahre 1583. Daneben kommen aber die Details im Renaissance-Styl vor.

Fr. 22. Wo und in welcher Ausdehnung lässt sich eine Uebertragung der Baukunst in Niedersachsen westlich der Elbe auf das östliche Ufer nachweisen?

v. Quast sagt, dass er schon anderweit nachgewiesen, wie der Dom zu Ratzeburg eine genaue Copie des Doms zu Braunschweig sei, nur mit den nöthigen Veränderungen, die der Ziegelbau, sowie die dem Uebergangsstyle des XIII. Jahrhunderts angemessene spätere Erbauungszeit des ersteren gegen den romanischen Steinbau des letzteren erforderten. Auch fehlen in Ratzeburg die Krypta und die Seitenabsiden des Kreuzes.

Hr. Lisch hält den Dom zu Ratzeburg aus dem Ende des XII. Jahrhunderts. Nur die Gewölbe seien spitzbogig. Die des Mittelschiffs seien erst im XV. Jahrhundert eingezogen.

v. Quast. Die Gewölbe sind einfache quadratische Kreuzgewölbe ohne Rippen und mit wenig Busen, zwischen den rechteckig profilirten spitzbogigen Gurtbögen. Sie sind völlig im Uebergangsstyle und daher, wenn nicht ein besonderer Gegenbeweis vorliegt, dem XIII. Jahrhundert zuzusprechen. Zwar zeigen die des Langhauses im Dome zu Braunschweig dieselbe Form und werden ungefähr derselben Zeit angehören; doch scheinen sie erst in Folge einer späteren Herstellung entstanden zu sein.

Hr. Lisch kennt in Meklenburg, ausser Ratzeburg, nur noch drei romanische (rundbogige) Kirchen, die der Zeit nach sich folgen: 1) Gadebusch, 2) Vietlübbe, 3) Ratzeburg, 4) Lübow. Ausserdem sind noch ein Dutzend mit Lissenen geschmückt.

v. Quast. Eine Uebertragung möchte auch noch an den in Ziegeln erbauten grossartigen Hauptkirchen der Hanseestädte und deren Umgebung anzunehmen sein, die sich durch ungewöhnliche Höhenverhältnisse des Mittelschiffs und grossartige Choranlage mit Polygonumgang und Kapellenkranz auszeichnen. In Niedersachsen westlich der Elbe gehört aber nur die S. Nicolaikirche zu Lüneburg in diesen Kreis, die indess keineswegs die älteste ist; vielmehr ist wohl die S. Marienkirche in Lübeck als solche zu bezeichnen. Es gehören dahin noch der Dom zu Schwerin, die Klosterkirche in Doberan und mehrere Kirchen zu Wismar, Rostock, Stralsund und theilweise auch in Greifswald, Wolgast und Bützow. Es ist wahrscheinlich, dass die direct auf französisch gothischer Schule beruhenden grossartigen Kirchenanlagen der Niederlande, welche für die Hanseestädte überhaupt wohl als Muster dienten, ihnen hierzu das Vorbild gegeben haben.

Hr. Lisch hält nicht die Lübecker Kirche für das erste Muster in den baltischen Ländern, sondern die schon am Ende des XIII. Jahrhunderts begonnene und vom Bischof Friedrich II. (1365—1375) 1368 geweihte Kirche zu Doberan. Derselbe Bischof baute auch am Dom in Schwerin und den Chor in Bützow. Der Chor des Doms in Lübeck ist dagegen später erst vom Bischof Johann Bocholt (1317—1341) erbaut worden.

v. Quast. Nicht der Chor des Doms, sondern die Marienkirche in Lübeck ist als das Vorbild der übrigen in den baltischen Landen erbauten anzusehen; da diese Kirche sogleich nach dem Brande

von 1276 begonnen und 1304 bereits die Thürme angelegt wurden, während die jetzige Kirche zu Doberan erst seit 1294 datirt, so möchte jener der Vorgang nicht zu bestreiten sein.

Fr. 23. Wo und wann kommen in Niedersachsen die ersten Bauwerke im Renaissance-Styl vor? Welches sind die ersten Renaissance-Ziegelbauten, namentlich in der bürgerlichen Baukunst?

v. Quast. Es ist merkwürdig, dass in den Slavenländern die Renaissance früher erscheint, als in Deutschland. Die Fenstergruppen des laut Inschrift vom König Wladislaus von Ungarn und Böhmen 1493 erbauten Krönungssaales auf dem Hradschin zu Prag sind entschieden Renaissance, obschon die Netzgewölbe des Innern noch gothisch sind. Auch in Krakau sind Monumente im Renaissancestyl sicher seit 1501 datirt. Wahrscheinlich trug die Verbindung mit Ungarn dazu bei, das schon seit langer Zeit mit Italien in engerer, auch wissenschaftlicher und künstlerischer Verbindung stand. In Deutschland ist bisher noch kein Denkmal der Renaissance aus dem XV. oder ersten Decennio des XVI. Jahrhunderts nachgewiesen worden. Zwar ist ein Monument im Dom zu Lübeck mit der Jahrzahl 1500 als ältestes in Deutschland bekanntes Werk der Renaissance angeführt worden; es hat aber hierbei ein Irrthum obgewaltet. Allerdings befindet sich daselbst ein solches Monument mit der Jahrzahl MD, aber mit einer Lücke dahinter, um das specielle Sterbejahr des bei Lebzeiten des Bestellers angefertigten Monuments nach dessen Tode nachträglich einzugraben, was aber niemals geschehen ist. Offenbar deutet der entartete Styl indess bereits auf die Mitte des Jahrhunderts hin, was auch durch ein ganz ähnliches datirtes Monument neben jenem ersteren bestätigt wird.

Hr. Vogell. Der von der Herzogin Anna, gebornen Gräfin von Nassau (1480—1490) erbaute Theil des Schlosses zu Celle zeigt schon Renaissance-Formen, jedoch gemischt mit gothischen. (Es wurde der Wunsch um nähere Mittheilung der Details und der Begründung dieser nicht unwichtigen Thatsache ausgesprochen, welche in Deutschland einzig dastehen würde.)

Hr. Kratz. Das mit Renaissance-Verzierungen geschmückte Haus der Knochenhauer-Gilde ist vom Jahre 1529 datirt.

Zum zweiten Theil der Frage wurde bemerkt:

v. Quast. Die zahlreichen Ziegelwohnhäuser in Lüneburg, die dem Style nach dem Anfange des XVI. Jahrhunderts angehören, zeigen oft eine Mischung von spätgothischen Formen mit denen der Renaissance.

Hr. Lisch. Das älteste datirte Renaissance-Gebäude in Lüneburg ist vom Jahre 1548.

Wir bedauern nochmals aus den schon oben angeführten Gründen den Verfolg der Verhandlunlungen nicht geben zu können. Jedoch werden wir diesem Berichte noch die Beurtheilung mehrerer neuerer Werke anschliessen, die sich auf die Monumente Niedersachsens, namentlich Hildesheims, beziehen.

v. Quast.

III. Rückblick auf die Erscheinungen des Jahres 1856 auf dem Gebiete der christlichen Archäologie und Kunst des Mittelalters in Deutschland.

Nachstehende Uebersicht über die auf dem Gebiete christlicher Archäologie und Kunst des Mittelalters in Deutschland erschienenen selbstständigen Werke und Journalarbeiten, welche im Laufe des Jahres 1856 publicirt worden sind, ist nicht allein dazu bestimmt, die Titel der neuen Erscheinungen in einer nach dem Inhalt geordneten Reihenfolge wiederzugeben, sondern auch durch kurze Notizen über den Inhalt der angeführten Arbeiten, soweit dieselben uns vorgelegen haben, den Leser auf diese oder jene Publication aufmerksam zu machen, wobei sich der Verfasser jedoch im Allgemeinen jeder Kritik enthalten wird. Die Gruppen, in welche nachstehende Uebersicht gebracht ist, sind folgende: I. Journale, Werke und Aufsätze vermischten Inhalts. II. Baukunst in den verschiedenen Ländern. III. Bildnerei. a. Sculpturen an kirchlichen Baudenkmälern. b. Kirchenthüren. c. Grabmonumente.

d. Altäre. e. Kanzeln. f. Taufbecken. g. Kirchenstühle. h. Reliquienschreine, heilige Gefässe, Leuchter etc. i. Holz- und Elfenbeinschnitzereien. IV. Malerei. a. Wandgemälde. b. Miniaturgemälde. c. Glasmalerei. V. Kirchliche Gewänder.

I. Journale, Werke und Aufsätze vermischten Inhalts.

Mittheilungen der K. K. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. Unter der Leitung des K. K. Sections-Chefs etc. Freiherrn v. Czörnig. Red. K. Weiss. 1. Jahrgang 1856. Januar—December. Wien (Braumüller) gr. 4. — Besprochen im Kunstblatt, 1856. S. 131. Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst I. S. 44. Die einzelnen Arbeiten vergleiche man an den betreffenden Stellen.

Das Jahrbuch der K. K. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. Wien (Braumüller), 1856. — Besprochen in den Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst, 1856. Nr. 30.; Organ für christliche Kunst, 1856. S. 252; Kunstblatt, 1857. S. 110.

Organ für christliche Kunst. Herausgegeben und redigirt von Fr. Baudri. Jahrgang VI. 1856, Nr. 1—24. Köln (Du Mont-Schauberg). gr. 4.

Schnaase (C.), Geschichte der bildenden Künste. Band V. Düsseldorf (Buddeus), 1856. XVI, 807 S. gr. 8.

Dieser lang ersehnte, in zwei Abtheilungen ausgegebene V. Band des berühmten Meisterwerks, welcher an Gründlichkeit der Forschung, an Gediegenheit der Darstellung, an Sicherheit und Feinheit der Schlüsse, sowie durch zahlreiche interessante Illustrationen seine Vorgänger wo möglich noch übertrifft, behandelt in 9 Capiteln die Entstehung und Ausbildung des gothischen Styls. Die beiden Schlusscapitel sind der Betrachtung der Malerei und Plastik in ihren verschiedenen Zweigen gewidmet.

Reichensperger (A.), vermischte Schriften über christliche Kunst. Nebst 8 Tafeln mit Abbildungen. Leipzig (Weigel), 1856. I. Band VIII, 586 S. gr. 8. (3½ Thlr.). Vergleiche die Anzeige im Kunstblatt 1856. S. 305.

Wie der Verfasser im Vorworte angiebt, ist der Inhalt dieses Buches zumeist während eines längeren Zeitverlaufes theils in periodischen Schriften, theils in Brochüren veröffentlicht worden, und so begegnen wir denn in dieser Zusammenstellung grösstentheils nur bekannten Arbeiten des als Kunstkenner, rühmlichst bekannten Verfassers.

Neumaier (J.), Geschichte der christlichen Kunst, der Poesie, Tonkunst, Malerei, Architectur und Sculptur, von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Band I. II. Schaffhausen, 1856. 8. — Vergleiche die Anzeige im Organ für christliche Kunst, 1856. S. 238.

Förster (E.), Denkmale deutscher Kunst von Einführung des Christenthums bis auf die neueste Zeit. II. Band (T. O. Weigel), 1856.

Die hier beschriebenen Denkmale vergleiche man an den betreffenden Stellen, wo über diejenigen, welche zum ersten Male publicirt werden, kurze Notizen folgen werden.

Heideloff (C.), Die Kunst des Mittelalters in Schwaben. Denkmäler der Baukunst, Bildnerei und Malerei etc. Lieferung 4. 5. Stuttgart (Ebner u. Seubert), 1856. Imp. 4. — Vergleiche die Besprechung von Lübke im Kunstblatt, 1856. S. 116.

Nitzsch, Ueber religiöse Kunst. (Enthalten im Kunstblatt, 1856. S. 353.)

Pyl, Die wissenschaftliche Begründung der christlichen Archäologie durch Prof. Piper's Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst. (Enthalten im Kunstblatt, 1856. S. 95.)

II. Die kirchliche Baukunst.

Statz (V.), Mittelalterliche Bauwerke nach Merian. Mit einer Einleitung von A. Reichensperger. Heft 1. Leipzig (T. O. Weigel), 1856. gr. 8.

Einzelheiten aus Merian's Städteansichten, in der Absicht publicirt, um bei gothischen Neubauten als Muster zu dienen.

Statz und Ungewitter, Gothisches Musterbuch. Mit einer Einleitung von A. Reichensperger. Bis jetzt 3 Lieferungen. Leipzig (T. O. Weigel), 1856. Fol.

Die Muster gothischer Details sind meist von mittelalterlichen Gebäuden entnommen.

Kreutz, Das Ideal des christlichen Kirchenbaues. München (Lentner), 1857. 8. (2/3 Thlr.)

v. Eitelberger (A.), Zur Orientirung auf dem Gebiete der Baukunst und ihrer Terminologie. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission etc. 1856. S. 49, 69, 117.)

Eine wohlgeschriebene Abhandlung auf dem neuesten Standpunkte der mittelalterlichen Kunstgeschichte, bis jetzt in drei Abschnitten: I. Byzantinisch und Romanisch. II. Die byzantinischen Bauformen. III. Der romanische Baustyl im Verhältniss zu den anderen Baustylen des Mittelalters.

Müller (A. H.), Die mittelalterlichen Kirchengebäude Deutschlands nach der alphabetischen Reihenfolge ihrer Oerter. Leipzig (T. O. Weigel), 1856. IV. 43 S. S. und 1 lithographirte und colorirte Karte. gr. Fol. (1 Thlr.) (Vergleiche die Besprechung von Kugler im Kunstblatt, 1856. S. 58.)

Eine recht brauchbare Uebersicht der mittelalterlichen Kirchenbauten Deutschlands, nach den Namen der Städte in eine alphabetische Reihefolge gebracht und mit kurzen Angaben über den Baustyl versehen. Auf der beigegebenen Karte von Deutschland sind besonders die für die verschiedenen Baustyle gewählten Zeichen eben so klar als sinnreich. Dagegen ist die statt der alten Volksgrenzen gewählte letzte Kreiseintheilung des weiland heiligen römischen Reichs deutscher Nation unpassend zu nennen.

a. In Preussen.

Seemann (J.), Die Culmer Pfarrkirche. (Enthalten in den Neuen Preussischen Provinzialblättern. 1856. X. S. 371.)

Diese Kirche, der Jungfrau Maria gewidmet, dürfte nicht, wie der Verfasser meint, dem XIII., sondern erst dem XIV. Jahrhundert angehören. An Nachrichten über den Bau fehlt es. Sie ist nicht zu verwechseln mit der Cathedrale des Bisthums Culm, welche sich zu Culmsee befand.

Lübke (W.), Acht Tage in Preussen. (Kunstblatt Nr. 10—13 und 16—18.)

Unterhaltende Besprechung der Kunst-, namentlich Baudenkmäler in Danzig, Oliva, Marienburg, und Königsberg.

Markull (C. G.), Der Bau der altstädtischen evangelischen Kirche in Thorn. Ein Beitrag zur Geschichte des ehemals polnischen Preussens im 18. Jahrhundert. Mit 11 documentarischen Beilagen und 2 Lithographien. Thorn, 1856. X, 134 S. gr. 8.

Die Baugeschichte dieser im Styl des vorigen Jahrhunderts errichteten Kirche bietet wenig für die Kunstgeschichte Bemerkenswerthes. Ein bei weitem reichhaltigeres Material jedoch dürfte diese Darstellung dem Theologen liefern, welcher die traurigen Zustände der protestantischen Gemeinde des preussischen Polens im vorigen Jahrhundert dem Katholicismus gegenüber zum Gegenstand seines Studiums macht.

Förster (E.), die St. Katharinenkirche zu Brandenburg a. d. Havel. (Enthalten in Förster's Denkmalen deutscher Kunst. II. 1856. Baukunst. S. 43.)

Neumann (C. G. Th.), Materialien zur Geschichte des Jungfrauenklosters Mariae Magdalenae de poenitentia zu Lauban. (Enthalten im Neuen Lausitzer Magazin XXXIII. 1856. S. 53.)

Eine auch für die Baugeschichte des Klosters wichtige Sammlung von Excerpten und Documenten, aus Handschriften, die sich im Priorate des Klosters befinden.

Krabbe, Ueber die zur Wiederherstellung der Domkirche zu Münster nach den Wiedertäuferzeiten gegebenen Geschenke. (Enthalten in der Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthum in Westphalen. Neue Folge. VII. 1856.)

Bärsch (G.), Die St. Victors-Kirche zu Xanten. (Enthalten in dem Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1856. Nr. 11.)

Eine Aufforderung zu Beiträgen zur Wiederherstellung dieses im XIII. Jahrhundert gegründeten Domes, welcher ursprünglich im älteren romanischen Style erbaut, später vielfach verändert worden ist.

Geck (H.), Die Abteikirche zu Werden. Historisch-architectonisch dargestellt. Essen (Bädeker), 1856. 8. — Vergleiche die Anzeige in der Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst. I. S. 47.

Förster (E.), Die Abteikirche zu Heisterbach. (Enthalten in Förster's Denkmalen deutscher Kunst. II. 1856. Baukunst S. 13.)

— , Die Abteikirche zu Laach. (Ebendas. S. 1.)

Mittheilungen aus dem Gebiete der kirchlichen Archäologie und Geschichte der Diöcese Trier von dem

„historisch-archäologischen Verein." 1. Heft. Trier, 1856. XI, 148 S. 8. (20 Sgr.). — Vergleiche die Anzeige im Kunstblatt, 1856. S. 273.

Die Stiftskirche zu Pfalzel. (Enthalten in den vorstehenden Mittheilungen etc. Nr. 6.)

De Roisin, Die sogenannten Römischen Bäder zu Trier als Vorbild der Chor- und Kreuzconchenanlage der Kirche St. Marien im Kapitol zu Köln. (Abgedruckt aus vorstehenden Mittheilungen etc. Trier, 1856. Besprochen in der Zeitschrift für christl. Archäologie und Kunst I. S. 92.

b. In Sachsen und Anhalt.

Bülau (Fr.), Graf Wiprecht von Groitzsch und seine Burg. Hierzu: Die Burgkapelle zu Groitzsch und deren Wiederauffindung im Sommer 1849 von A. Geutebrück. (Enthalten in den Mittheilungen der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Bd. I. 1. Leipzig, 1856. S. 1, 12.)

Die kleine Rundkapelle zu Groitzsch bei Pegau ist bereits aus Puttrich's Denkmalen, I. Serie Reuss Bl. V. und S. 31, bekannt.

Förster (E.), Das Kloster Paulinzelle. (Enthalten in Förster's Denkmalen deutscher Kunst. II. 1856. Baukunst. S. 49.)

Förster (E.), Die Kirche zu Gernrode. (Enthalten in Förster's Denkmalen deutscher Kunst. II. 1856. Baukunst. S. 37.)

c. In Braunschweig, Hannover und Oldenburg.

Die mittelalterlichen Baudenkmäler Niedersachsens. Herausgegeben von dem Architekten- und Ingenieur-Verein für das Königreich Hannover. 1. Heft. Hannover (Rümpler), 1856. 36 Spalten Text und 8 Tafeln Abbildungen. Hoch 4.

Die Aufgabe dieser Publicationen ist, die zwischen den Werken Lübke's und Puttrich's über die Baudenkmale Westphalens und Obersachsens liegende geographische Lücke auszufüllen. Es werden in diesem Unternehmen nach und nach die Kirchen zu Bremen, Braunschweig, Bursfelde, Fischbeck, Fredelsloh, Gandersheim, Hameln, Hamersleben, Helmstädt, Idensen, Königslutter, Lippoldsberge, Loccum, Möllenbeck, Riddagshausen, Richenberg, Wallenhorst und Wunstorf beschrieben werden. — Das vorliegende 1. Heft enthält zunächst die St. Godehardskirche zu Hildesheim, beschrieben von Hase, mit zwei Tafeln, auf welchen die perspectivische äussere Ansicht, der geometrale Aufriss, Durchschnitt und Details abgebildet sind. Neu ist die projectirte Restauration der Chorstühle und vier Säulencapitäle. Dann folgt die Beschreibung der Kirche des Klosters St. Michael zu Hildesheim, welche gegenwärtig ihrer ursprünglichen Bestimmung als Gotteshaus wiedergegeben ist und restaurirt wird. Die Baugeschichte der Kirche wird hier zum ersten Male zusammengestellt. Die perspectivische äussere Ansicht, der Quer- und Längendurchschnitt, der Grundriss und Details finden sich auf den beigegebenen Tafeln. — Ganz neu sind die Mittheilungen von Hase über die Kirche zu Wallenhorst bei Osnabrück, eines dreischiffigen Baues mit quadratischem Chor im Osten, ohne Absis, mit einem quadratischen Thurm im Westen, der, wie die Kreuzgewölbe des Chors, des Mittelschiffes und der Erhöhung und Wölbung des westlichen Theiles beider Seitenschiffe aus frühgothischer Zeit zu sein scheint. Die äussere Ansicht, der Längendurchschnitt, Plan und die Details sind auf den Tafeln dargestellt. — Die vierte in diesem Hefte von Hase beschriebene Kirche ist die Pfeilerbasilika des ehemaligen Augustinerinnen-Klosters zu Fredelsloh bei Eimbeck, deren Arkadenöffnungen zwischen Mittel- und Seitenschiffen gegenwärtig vermauert sind. Auch hier dienen die perspectivische äussere Ansicht, der Querdurchschnitt, Grundplan und Details zur näheren Anschauung.

Stamm, Die Stiftskirche in Königslutter. (Enthalten im Organ für christliche Kunst. IV. 1856. Nr. 18.)

Diese Stiftskirche, eine der bedeutendsten romanischen Bauwerke Niedersachsens, deren Plan bereits im Jahrgang 1853 dieser Zeitschrift mitgetheilt worden ist und deren perspectivische Ansicht und Längendurchschnitt gegenwärtiger Arbeit beigegeben wird, wurde im Jahre 1135 gegründet; doch wird die Vollendung nicht so schnell gefolgt sein. Einige historische Notizen, so wie eine kurze Beschreibung der Kirche dürften dem Leser zur Orientirung willkommen sein.

Allmers (H.), Die Ruinen der Cisterzienserabtei Hude im Grossherzogthum Oldenburg. (Enthalten im Deutschen Kunstblatt, 1856. S. 19.)

Sehr interessante Cisterzienser-Kirche im edelsten Ziegelbau, fälschlich einer früheren Zeit beigemessen, während der gothische Styl, mit Reminiscenzen des Romanischen, die Kirche erst der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts zuweist.

d. In Hessen, Baden, Würtemberg und Bayern.

Förster (E.), Die Pfarrkirche zu Gelnhausen. (Enthalten in Förster's Denkmalen deutscher Kunst. II. 1856. Baukunst. S. 33.)

Förster (E.), Die Kirche der heil. Elisabeth zu Marburg. (Ebendas. S. 19.)

Reiffenstein, Die Weissfrauenkirche in Frankfurt. (Enthalten im Frankfurter Museum Nr. 40.)

Förster (E.), Der Dom zu Worms. (Enthalten in Förster's Denkmalen deutscher Kunst. II. 1856. Baukunst. S. 25.)

Förster (E.), Die St. Paulskirche zu Worms. (Ebendas. S. 29.)

Speier (der Dom). (Enthalten in der Didascalia Nr. 178.)

Der Kaiserdom zu Speier. (Enthalten im katholischen Sonntagsblatt. 1856. Nr. 16.)

Die Kaisergräber im Dom zu Speier, deren theilweise Zerstörung im Jahre 1689 und Eröffnung im Jahre 1739. Eine Untersuchung nach geschichtlichen Quellen und Acten des vormaligen Fürstbischöflich-Speierschen Archivs. Carlsruhe (Braun), 1856. 49 S. S.

Die kriegerischen Stürme, welche so manchen kirchlichen Denkmalen des Mittelalters verderblich gewesen sind, haben auch die für die Geschichte unseres Vaterlandes wichtigen Grabstätten deutscher Herrscher und Herrscherinnen im Dome zu Speier nicht verschont. Dort ruhen in einzelnen, ziemlich engen Gräbern unter dem Boden zwischen dem Hauptaltar und dem von Albrecht I. dotirten St. Annenaltar in zwei Reihen die Gebeine Conrads II., Heinrichs III., IV., V., Philipps von Schwaben, Rudolphs I., Adolphs von Nassau, Albrechts I. und der Kaiserinnen Gisela, Bertha, Beatrix und der Kaisertochter Agnes. Einst deckten marmorne Denkmale diese Ruhestätten, deren im Chronicon Urspergense gedacht wird, bis diese, sowie mehrere der Grabstätten selbst in dem Jahre 1689 durch die Franzosen spoliirt wurden. Nur die beiden bekannten Tafeln mit den Bildern der acht im Dome ruhenden Kaiser wurden damals gerettet. Im Jahre 1739 liess der österreichische Historiograph Hergott die noch nicht geöffneten Gräber aufdecken. Die bei der Eröffnung aufgenommenen Actenstücke finden wir in vorliegender Schrift zum ersten Male abgedruckt.

Beschreibung der Bernharduskirche, der Grossherzoglichen Schlosskirche und katholischen Pfarrkirche in Rastatt. Rastatt (Hanemann), 1856. gr. S.

Förster (E.), Das Münster zu Freiburg. (Enthalten in Förster's Denkmalen deutscher Kunst. II. 1856. Baukunst. S. 51.)

Der Dom zu Constanz. (Enthalten in der Augsburger Postzeitung. Beil. 1856. Nr. 13 ff.)

Constanz. (Enthalten im Organ für christliche Kunst. VI. 1856. Nr. 1 f.)

Die Arbeit beschäftigt sich mit der Beschreibung des vom heil. Konrad in der Mitte des 10. Jahrhunderts errichteten Münsters. Die Substructionen sollen noch aus der Zeit der Gründung stammen, während das Innere und Aeussere wesentlich dem XI. Jahrhundert angehöre. Die beiden Reihen von Kapellen mit ihren Altären sind aus der 2. Hälfte des XV. Jahrhunderts, der Chor aber ist im Jahre 1770 durch den Bau des Cardinal-Bischofs Franz Konrad v. Rodt verunstaltet worden. Auch über einige andere kirchliche Baudenkmale von Constanz erhalten wir am Schluss der Arbeit einige Notizen.

Heiligkreuzthal, ehemaliges Cisterzienser-Nonnenkloster, Constanzer Sprengels. (Enthalten im Organ für christliche Kunst. VI. 1856. Nr. 3.)

Dieses in Oberschwaben in der Nähe von Riedlingen gelegene Kloster gehört in seiner jetzigen Gestalt der Neuzeit an; nur die Substructionen mögen aus dem XV. Jahrhundert stammen. Die dreischiffige Kirche jedoch, welche, wie eine Inschrift besagt, im Jahre 1319 erbaut ist, zeigt die edelsten Formen der Gothik, obgleich spätere Renovationen aus den Jahren 1532 und 1699 wohl Manches von der ursprünglich edlen Reinheit des Styles gestört haben mögen. Die innere Ausschmückung der Kirche wird einer detaillirten Beschreibung unterworfen.

Die kirchliche Kunst in Bayern. (Enthalten in der Augsburger Postzeitung. 1856. Nr. 175.)

Förster (E.), Die St. Michaeliskirche in Altenstadt bei Schongau in Oberbayern. (Enthalten in Förster's Denkmalen deutscher Kunst. II. 1856. Baukunst. S. 7.)

Die Kirche, eine gewölbte dreischiffige Pfeilerbasilika, ohne Querschiff, mit drei an der Ostseite neben einander belegenen halbkreisrunden Chornischen, ist äusserlich, mit Ausnahme der Portale, ohne jeglichen architektonischen Schmuck. Das Innere imponirt durch seine schweren, massenhaften Verhältnisse und durch die eigenthümliche Form der Details, welche sich besonders in den Kapitälen ausspricht. Auch der alte Taufstein ist beachtenswerth. Ueber das Alter der Kirche fehlt jegliches Zeugniss; wahrscheinlich stammt sie aus dem 3. Jahrzehnt des XII. Jahrhunderts.

Grimm (A.), Kirchliche Alterthümer und Kunstdenkmale im Archidiaconatsbezirke Augsburg. (Enthalten im Archiv für die Geschichte des Bisthums Augsburg. I. 3. 1856. S. 461.)

Der dreissigjährige Krieg hat auf die Denkmale christlicher Kunst in diesen Gegenden vorzugsweise zerstörend eingewirkt und nur wenige Thürme und Substructionen, auf welchen die spätere Zeit Neubauten errichtet hat, sind aus dem Mittelalter übrig geblieben. Nach einer allgemeinen Charakteristik dieser Kirchen geht der Verfasser zu einer genaueren Beschreibung der christlichen Kunstdenkmale in den einzelnen Bezirken über, nämlich in Göppingen, Inningen, Haunstetten, Gersthofen, Lechhausen, Bergheim, Leitershofen, Stadtbergen, Pfersen, Steppach, Oberhausen und Herblingen.

Sighart, zur Ikonographie des Mittelalters. Die Mittelsäule der Krypta zu Freising. (Enthalten in der Neuen Münchener Zeitung. Abendblatt. 1856. Nr. 72.)

Die Dominicanerkirche zu Augsburg. (Enthalten in der Augsburger Postzeitung. Beil. Nr. 207.)

Die Pfarrkirche zu Unterknöringen. (Enthalten in der Augsburger Postzeitung. Beil. Nr. 227.)

v. Eye (A.), Reisestudien in Franken und Schwaben. (Enthalten im Kunstblatt. 1856. S. 318.)

Da in der Absicht des Verfassers lag, schon Bekanntes einer neuen Betrachtung nicht zu unterziehen, sondern auf weniger Bekanntes hinzuweisen, so verbreiten sich seine Notizen über einzelne unbekanntere Denkmäler, nämlich das Kloster und die Klosterkirche zu Langenzenn, die Altäre in Veitsbronn und Buschendorf, Taufkapelle in Hagenbuchach, ein Sculpturwerk in Herzogenaurach, Kirche mit ihren Holzschnitzereien in Frauenaurach, Taufstein in Markt Erlbach, Kreuzgang im Kloster Kirchberg, Kirche zu Markt Gröningen, Altar zu Anhausen, Kapuzinerkloster in Wimpfen, Alexanderkirche zu Marbach, St. Georgenkapelle zu Gundelsheim, Chor der Kirche zu Münchingen, Kirche zu Tiefenbronn, Kirche zu Mühlhausen am Neckar, Taufstein zu Merklingen und Kirche zu Ditzingen.

Gutermann, Wolpartswende und die Gangolfs-Kapelle. (Enthalten in dem Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1856. Nr. 6.)

Eine uralte sechseckige Kapelle in Oberschwaben mit einem Anbau gegen Osten, wahrscheinlich wegen des dabei liegenden Bades früher als Taufkapelle benutzt.

Dietsch (J. E. Ch.), Die christlichen Weihestätten in und bei der Stadt Hof. Geschichtliche Darstellung der allda befindlichen Kirchenkapellen und Friedhöfe. Nürnberg (Riegel u. Wiessner), 1856. gr. 8.

Söltl, Der Dom zu Regensburg. (Enthalten in der Neuen Münchener Zeitung. Abendbl. 1856. Nr. 98.

Sighart, Die Regensburger Dombau-Rechnung vom Jahre 1459. (Ebendas. Nr. 115.)

v. Stillfried, Alterthümer und Kunstdenkmale des erlauchten Hauses Hohenzollern. Neue Folge. Lief. 3. 4. Berlin, 1855/56. gr. Fol.

Die in neuester Zeit auf Veranlassung der Königlich Preussischen Regierung in der Münsterkirche zu Heilsbronn in Franken vorgenommene Aufdeckung des Kirchenpflasters behufs der genauen Durchforschung der unter demselben liegenden Grabstätten, hat gleichzeitig zu einer umfangsreichen Untersuchung der Baugeschichte dieses Münsters geführt. Die Ergebnisse dieser Forschungen sind durch genaue Grundrisse aller Gräber, Altäre und Mauerüberreste, eine perspectivische Ansicht der Kirche, Abbildungen der interessantesten Grabsteine und Sculpturen und durch eine in Farbendruck ausgeführte Copie der Wandgemälde in den vorliegenden Lieferungen veranschaulicht.

Das Münster zu Otterberg. (Enthalten in der Augsburger Allgem. Zeitung. Beilage zu Nr. 219.)

c. In Oesterreich.

G. Heider, R. v. Eitelberger und J. Hieser, Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates. 1—3. Lief. Stuttgart (Ebener u. Seubert), 1856. Fol. (à 1 1/3 Thlr.)

Man vergleiche die Anzeigen in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission etc. 1856. S. 115, 210.

Berichte und Mittheilungen des Alterthumsvereines zu Wien. I. Bd. Wien (Prandl und Mayer), 1856.

Enthält ausser schätzbaren Mittheilungen über Burgenbau in den Miscellen Notizen über kirchliche Denkmäler in Oesterreich und Salzburg. Vergleiche die Anzeige in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission etc. 1856. S. 32.

Schmitt (Antonie), Archäologische Karte des Königreichs Böhmen. Prag, 1856.

Wiederum ein Versuch auf einer Karte durch besondere Bezeichnungen alle Oerter und Plätze anzugeben, an welchen Befestigungen und Begräbnissplätze aus der heidnischen Vorzeit, Burgruinen und noch erhaltene Burgen und Festungen, Kirchen, nach ihren Bauformen geordnet, Altäre mit Bildhauerarbeit, Kanzeln mit Miniaturgemälden, Malereien etc. sich befinden.

Grueber (B.), Charakteristik der Baudenkmale Böhmens. Nach den bedeutendsten Bauwerken zusammengestellt. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission etc. 1856. Nr. 10 ff.)

Diese Arbeit, eine Frucht fünfzehnjähriger Forschungen, ist bestimmt, die bis jetzt im Ganzen nur wenig bekannten Baudenkmale Böhmens als Glied in die Kette kunstgeschichtlicher Untersuchungen über die Baugeschichte des deutschen Stammes und der mit ihnen gegenwärtig politisch verbundenen slavischen Stämme aufzunehmen. Der Verfasser beginnt mit dem Alter und Styl der Baudenkmale Böhmens. Als Ausgangspunkt der Forschungen wird der Uebergang des X. in das XI. Jahrhundert bezeichnet, da Spuren einer früheren Baugeschichte, man müsste denn die heidnischen Gräber- und Befestigungsbauten etwa ausnehmen, nachweisbar sich nicht vorfinden. Seit dem XI. Jahrhundert treten auch in böhmischen Bauwerken die drei über das Abendland verbreiteten Bauformen auf. Was die geographische Vertheilung der Denkmale betrifft, so zeigt sich, dass, wenn man von Prag aus, dem Punkte, an welchem die bedeutsamsten und zugleich verschiedenartigsten Monumente sich befinden, eine Bogenlinie zieht, die nördlich bei Leitmeritz beginnt und über Jungbunzlau, Bidschow, Pardubitz, Ledotz gegen Süden bis Mühlhausen fortgeführt wird, innerhalb dieses Bogens die meist gut erhaltenen Werke romanischer Kunst liegen. Die Grenzbezirke, mit Ausnahme des bereits in seinen Monumenten vielfach bekannten Egerlandes, sind durchaus arm an romanischen Bauwerken. Die Gothik hingegen, ziemlich gleichmässig über Böhmen verbreitet, gehört in ihren Hauptdenkmälern vorzugsweise der südlichen Hälfte des Landes an. Die eigentliche Renaissance findet sich nur in Prag, wogegen der formloseste Zopfstyl in reicher Fülle überall vertreten ist. Ein Gürtel von Holzbauten, welche bei der czechischen Bevölkerung noch bis in die neueste Zeit heimisch sind und oft in ihren Elementen auf den Steinbau übertragen wurden, umzieht längs den Grenzen hin das ganze Land.

Wocel (E.), Uebersicht der romanischen Baudenkmale in Böhmen. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission etc. 1856. S. 145.)

Ein übersichtlich geordnetes Verzeichniss der Kirchen romanischen Styls in Böhmen, in alphabetische Ordnung gebracht nach den Namen der Standorte der Kirchen. Mehr als hundert Kirchen finden sich in dieser Uebersicht namentlich aufgeführt, von denen die meisten indess nur in einzelnen Theilen den romanischen Styl zeigen und mehrere bereits beschrieben und abgebildet worden sind. Die Citate darüber sind jedesmal an den betreffenden Stellen hinzugefügt.

Legis-Glückselig, der Prager Dom zu St. Veit, geschichtlich und kunstarchäologisch dargestellt. 1. Bd. Prag (Medau), 1856. 4.

Der Inhalt des Werkes beruht auf fleissiger Forschung; die Kunstbeilagen sind leider ungenügend. Vergleiche die Anzeige in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission etc. 1856. S. 188.

Karlik (H. J.), Gründung der Prämonstratenser-Abtei Tepl in Böhmen. Leipzig u. Meissen (Gödsche), 1856 (1 Thlr.).

Benesch (Fr.) und Zettl (J.), Die Kirche zu Sedletz in Böhmen. — Mittheilungen der K. K. Central-Commission etc. 1856. S. 25.

Das Kloster zu Sedletz war das erste im Jahre 1143 gegründete Cisterziener-Stift in Böhmen. Vom ersten Abt Horžeslaw wurde der Bau der dazu gehörigen Marienkirche begonnen, dieselbe jedoch im Jahre 1421 von den Hussiten zerstört. Während der Jahre 1699—1707 wieder restaurirt, wurde sie nach Aufhebung des Klosters im Jahre 1784 dem Verfall preisgegeben, bis im Jahre 1854 der Kaiser dieselbe restauriren liess. Sie bildet eine fünfschiffige Basilika.

Schenkel, Ueber die Baudenkmale des Krakauer Verwaltungsgebietes. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission etc. 1856. S. 181.)

Während das Krakauer Gebiet wenig an monumentalen Bauwerken aufzuzeigen hat, bietet die

Stadt Krakau selbst eine reiche Fundgrube für den Archäologen. Hier sind es besonders die Marienkirche, die Cathedrale, die Franciscaner-, Dreifaltigkeits- und Katharinenkirche, welche durch die Fürsorge der K. K. österreichischen Regierung jetzt zum Theil wieder hergestellt werden.

v. Sacken (E.), Baudenkmale im Kreise u. d. Wiener Walde. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission etc. 1856. S. 82, 103.)

Als Ueberreste des romanischen Styls an kirchlichen Bauwerken werden in dieser Uebersicht bezeichnet: Das Schiff der Kirche von Deutsch-Altenburg, sowie die dabei stehende Rundkapelle; die Kirche zu Aspang nebst der Rundkapelle; Kirche zu St. Egiden auf dem Steinfelde; Schlosskapelle zu Burg Emmersberg; Rundkapelle zu Hainburg; Schiff der Stiftskirche zu Heiligenkreuz; Kirche zu Henersdorf; Schiff der Kirche zu Himberg; Westfaçade der Stiftskirche zu Klosterneuburg; Absis der Kirche zu Kirling; Schiff der Kirche zu Margarethen am Moos und die daneben liegende Johanneskapelle; Rundkapelle zu Mödling; Schiff und Kirche des Doms zu Neustadt, sowie die daneben liegende achteckige Grabkapelle; Pfarrkirche und Johanneskapelle zu Petronell; Rotunde zu Scheiblingkirchen; Rundbogenfries am Kirchthurme zu Solenau; Kirche zu Thernberg; Kirche zu Weigelsdorf; Westfaçade des St. Stephansdoms zu Wien; Schiff und Querschiff der St. Michaeliskirche zu Wien; Kirche zu Wildungsmauer. — Ueberreste des gothischen Styls: Chor der Kirche in Deutsch-Altenburg; das im Innern modernisirte Schiff der Kirche zu Aspang; Pfarrkirche und Magdalenenkapelle in Baden; Pfarrkirche, Spitalkirche und Martinskapelle in Bechtholdsdorf; Chor der Kirche zu Bromberg; Kirche zu Brünn; Kirche zu Ebenfurth; Schlosskapelle zu Ebergassing; Kirche zu Edlitz; Kirche zu Feistritz; Kirche zu Grinzing; Ewiges Licht im Dechanthof zu Haimburg; Hohes Chor der Stiftskirche zu Heiligenkreuz; Kirche zu Heiligenstadt; Chor der Kirche zu Himberg; Kirche zu Hitzing; Wolfgangskirche zu Kirchberg am Wechsel; Kirche zu Kirchschlag; Kreuzgang, Freisingerkapelle, Thomaskapelle und Martinskapelle zu Klosterneuburg; Kirche zu Lichtenwörth; Chor der Kirche zu Margarethen am Moos; Kirche zu Mauer; Othmarskirche und Spitalkirche zu Mödling; Kirche zu Muthmannsdorf; Querschiff und Chor des Doms, Kirche des Neuklosters, Burgkapelle, Kapuzinerkirche, Peterskirche und die Spinnerin am Kreuz zu Neustadt; Kirche zu Penzig; Kapelle an der Südseite der Kirche zu Petronell; Schlosskapelle zu Pottendorf; Marienkapelle zu Pottenstein; Chor der Kirche zu Schwadorf; Schiff der Kirche zu Sebenstein; Aeusseres der Kirche zu Sievering; Chor der Kirche zu St. Veit; Kirche zu Winzendorf; Kirche und die daneben stehende Sebastianskapelle zu Wirflach.

Weiss (K.), Die gothische Kirche Maria am Gestade in Wien. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission. 1856. S. 149, 174.)

Diese bereits in den Denkmälern der Baukunst von Lichnowsky keineswegs erschöpfend behandelte Kirche ist ein Bau, der weniger durch die Reinheit des Styles, durch constructive Mannichfaltigkeit und eine entsprechende Vertheilung der Raumverhältnisse, als durch die Gestaltung einzelner architektonischer Details von höchstem Interesse ist. Die vorliegende Abhandlung bespricht die Construction der verschiedenen Bauperioden angehörenden Kirche, sowie ihre Details in einer höchst ausführlichen Weise. Holzschnitte und die auf Taf. X. gegebene Ansicht des Hauptportals dienen wesentlich zum Verständniss.

Sacken (Ed. v.), Die Kirche und Rundkapelle zu Deutsch-Altenburg in Niederösterreich. (Ebd. S. 251.)

Die Kirche ist eine Basilika, welcher westlich ein gothischer Thurm, östlich ein dergleichen Chor vorgebaut ist.

Heider (J.), Die St. Gertrudskirche in Klosterneuburg. (Enthalten ebend. S. 225.)

Durch Abbildungen erläuterte Beschreibung dieser ursprünglich romanischen einschiffigen Hospitalkirche, die durch eine westliche Empore ausgezeichnet ist.

Feil u. Heider, Heiligenkreuz. (Enthalten in den Mittelalterlichen Kunstdenkmälern des österreichischen Kaiserstaates. Lief. 1. 2.)

Der erste Theil dieser höchst fleissig gearbeiteten Abhandlung giebt uns Aufschluss über die Eigenthümlichkeiten der Satzungen des Cisterzienser-Ordens in Beziehung auf Bau und Einrichtungen der Klöster und Kirchen dieses Ordens, während der zweite Theil der Beschreibung der bis jetzt wenig bekannten Cisterzienser-Abtei Heiligenkreuz im Wiener Walde gewidmet ist. Auf den beigegebenen Platten sind der Grundriss der Klosteranlagen, eine perspectivische Ansicht der Vorderseite der Kirche, eine perspectivische Ansicht des Kreuzganges und die Glasfenster in meisterhafter Vollendung dargestellt.

Sacken (Ed. v.), Die Stadtpfarrkirche zu Wels in Oberösterreich. — Mittheilungen etc. S. 227.

Die dreischiffige Kirche aus dem XV. Jahrhundert mit romanischen Ueberresten enthält gute gleichzeitige Glasmalereien.

Meynerts (H.), Das Herz König Rudolphs I. und die Habsburger Gruft des ehemaligen Klosters zum heil. Kreuz in Tuln. Ein Beitrag zur Monumental-Geschichte des durchlauchtigsten Hauses Habsburg. Wien (Wallishausser), 1856. IV, 62 S. 8.

Diese Arbeit, welche wir nur aus der kurzen Kritik in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission, 1856. S. 164, kennen und die bereits in den Oesterreichischen Blättern für Literatur u. Kunst Nr. 25 f. eine kräftige Entgegnung gefunden hat, führen wir hier nur deshalb auf, um den Leser darauf aufmerksam zu machen, dass das Buch durchaus keinen Beitrag zur Monumental-Geschichte enthalten und von grosser Unkenntniss des Verfassers zeugen soll.

v. Sacken, Baudenkmale in Meran. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission. 1856. S. 41.)

Von der Pfarrkirche, welche zwischen den Jahren 1310 und 1335 erbaut wurde, steht gegenwärtig nur noch der Thurm, der höchste in Tirol, dessen oberen Theil Spitzbogenfenster und eine zierlich durchbrochene Gallerie im reinsten gothischen Styl zieren. Ein späterer Bau ist die Kirche aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, mit einer interessanten Façade aus Ziegeln. Neben ihr steht eine jener in Oesterreich so häufig vorkommenden achteckigen Grabkapellen, Karner genannt. Die kleine, auch dem XV. Jahrhundert angehörende Spitalkirche ist durch das schöne Netzwerk, welches die Rippen der zusammengesetzten Kreuzgewölbe bilden, bemerkenswerth.

Tinkhauser (G.), Bericht über eine Reise von Brixen nach Inichen und in das Thal Taufert in Tirol. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission. 1856. S. 200.)

Der Verfasser berührt auf seinem kleinen Ausfluge durch das herrliche Oberland im Pusterthale zunächst Inichen, woselbst die romanische Stiftskirche, eines der ältesten und interessantesten Bauwerke Tirols, genauer besprochen wird. Darauf folgen die St. Annakirche zu Niederdorf, die Expositurkirche zu Percha, die uralte Pfarrkirche des Dorfes Gaiss, die Expositurkirche zu Mühlbach, die grosse Pfarrkirche zu U. L. F. Himmelfahrt in dem Thal von Taufers aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts, die St. Jacobskirche im Pretauthal, die St. Martinskirche in Arm und endlich die Kirchen im Weissenbacherthale und zu Luttach.

Scheiger (J.), Alterthümer in Steiermark. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission. 1856. S. 172.)

Ein kurzer Reisebericht mit manchen interessanten Notizen über einzelne kirchliche Denkmäler dieses Landes, namentlich über die Hauptpfarrkirche zu Pettau und die im Jahre 1491 erbaute Pfarrkirche zu Gröbming.

v. Ankershofen (G. F.), Ueber die Zeitstellung des Gurker Dombaues. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission. I. S. 22 und 229. Vergleiche Organ für christliche Kunst. 1856. Nr. 3.)

F. v. Quast hat bereits in den „Grundzügen der kirchlichen Kunst-Archäologie von Otte" dem architektonischen Theile des Doms eine Beschreibung gewidmet. Die vorliegenden Forschungen, welche sich über die Baugeschichte des Domes ausbreiten, schliessen sich jenen wesentlich an und dienen zur Bestätigung der v. Quast'schen Ansichten aus historischen Gründen. Es ist ziemlich erwiesen, dass der Bau in das Ende des XII. Jahrhunderts fällt und vor dem Jahre 1203 vollendet war.

Heider (G.), Ueber die Bestimmung der romanischen Rundbauten mit Bezug auf die Rundkapelle zu Hartberg in Steiermark. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission. 1856. S. 53.)

Unter den romanischen Bauten, welche über Oesterreich zerstreut liegen, findet sich eine Menge von mehr als hundert eigenthümlicher Anlagen, deren eigentliche Bestimmung noch nicht völlig feststeht. Es sind dies die Rundbauten kleineren Umfanges mit vorgelegter halbrunder Apsis, aussen gewöhnlich mit Halbsäulen umstellt und bekrönt mit dem Rundbogenfriese und darüber den Zahnschnitt. Nur ein Theil dieser Bauten dient gegenwärtig noch kirchlichen Zwecken. Man hat sie für heidnischen Ursprungs oder für Monumente der Templer, auch sogar für Synagogen gehalten, gewöhnlich aber für Taufkapellen. Nach der gegenwärtigen Untersuchung steht es fest, dass eine Anzahl als Taufkapellen, die grössere Zahl jedoch, namentlich diejenigen, welche unter sich einen gewölbten Gruftraum haben, als Grabkapellen gedient haben, wofür auch die Lage derselben in der Mitte der die Kirchen umgebenden Friedhöfe spricht.

Aehnliche Bauten finden sich auch im übrigen Deutschland, in England und namentlich in Frankreich, wo die unter dem Namen *Lanternes des morts* oder *Fanaux* befindlichen thurmartigen Bauten auf den Friedhöfen eine gleiche Bedeutung haben. Zum Schluss bespricht der Verfasser den romanischen Rundbau zu Hartberg, wozu ein Grundriss, Durchschnitt, geometrischer Anfriss und Details beigegeben sind.

Grave (H.), Die kirchlichen Gebäude zu Hartberg in Steiermark. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission. 1856. S. 178.)

Die Pfarrkirche, aus einem gothischen Mittelbau und einem im toscanischen Style ausgeführten Zubau bestehend, soll der Sage nach schon im J. 1199 erbaut sein. Eine urkundliche Erwähnung der Kirche findet sich aber erst vom J. 1310. Der gothische Mittelbau stammt ohne Zweifel aus dem XV. Jahrhundert. — Ausser dieser Kirche sind der von Heider beschriebene Karner, das im J. 1654 erbaute Kapuzinerkloster, so wie ein thurmartiges Kapellchen von hohem Alter in Hartberg erwähnungswerth.

Scheiger (J.), Ein archäol. Ausflug nach Feldbach, Fehring und Pertlstein in Steiermark. (Enthalten ebendas. S. 248.)

Notizen über die Tabors (Kirchencastelle) von Feldbach und Fehring und über das Schloss zu Pertlstein.

v. Ankershofen (G.), Uebersicht der kirchlichen Baudenkmale in Kärnten. (Enthalten ebendas. 1856. S. 121.)

Der romanische Styl ist in Kärnten vertreten durch die Abteikirche des Benedictinerstifts St. Paul im Lavanthale, durch den Gurker Dom, die alte Pfarrkirche zur h. Maria Magdalena zu Gurk, die Kirche zu St. Georgen am Längsee, die Stiftskirche der vormal. Prämonstratenserabtei B. M. V. in Griventhal, die Stiftskirche des vormal. Augustiner Chorherrenstifts Eberndorf, die Stiftskirche der vormal. Cisterzienserabtei Viktring. — Die Gothik ist repräsentirt durch 3 Bauwerke zu Maria Saal, durch die Pfarrkirche bei und die Stadtpfarrkirche in Völkermarkt; Pfarrkirche in Griffenthal; Dom zu St. Andreä im Lavanthale; Stadtpfarrkirche in Wolfsberg; Aeusseres der Pfarrkirche von St. Leonhard im Oberlavanthale; Liebfrauenkirche in Hohenfeistitz; Kirche in Maria Weitschah ob Hüttenberg; 6 Kirchen in Friesach; Stadtpfarrkirche St. Nicolai zu Strassburg; Kirche zu Lieding; Abteikirche zu Ossiach; Stadtpfarr- und Minoritenkirche zu Villach; Kirche St. Stephan bei Tenkenstein; Kirche St. Hermagor im Gischthale; Filialkirche St. Helena am Berg ober Grafendorf; Kirche St. Maria in Kötschach; Kirche St. Andreas in Laab; Kirche St. Jacob, St. Lorenz und die Servitenkirche in der Luggau im Lesachthale; Kirche St. Leonhard bei Sachsenburg; Kirche St. Martin zu Obervellach; Heiligenblut im Möllthale; vormal. Stiftskirche in Millstadt; 2 Kirchen zu Maria Wörth; Helenenkirche auf dem Helenenberge.

v. Ankershofen (G.), Die kirchlichen Baudenkmale in Völkermarkt. (Enthalten ebendas. 1856. S. 141.)

Die gegenwärtig 1/4 Stunde ausserhalb Völkermarkts gelegene Pfarrkirche des h. Ruprecht war bis in die erste Hälfte des XIII. Jahrhunderts die Pfarrkirche dieses Ortes. Sie ist einschiffig, mit einem aus dem Schiffe schmäler hervortretenden, gradlinig abgeschlossenen Chor und gehört unstreitig einer früh-romanischen Stylperiode an. Als in dem Zeitraume von 1237—39 vom Herzog Bernhard von Kärnten in Völkermarkt eine Burg aufgeführt wurde, gruppirte sich die Bevölkerung mehr um dieses Schloss, und so kam es, dass fern von der alten Pfarrkirche eine neue, grössere Ansiedelung, das heutige Völkermarkt entstand, welche eine Verlegung der Pfarrkirche und des dabei gestifteten Collegiatcapitels nach der neuen Stadt wünschenswerth erscheinen liess. Die Uebersiedelung mag gegen Ende des XIII. Jahrh. erfolgt sein. Die im heutigen Völkermarkt befindliche Stadtpfarr- und Capitelskirche der h. Maria Magdalena ist dreischiffig im früh-gothischen Style. Vergl. die Pläne.

Porutschnig (G.), Die Pfarrkirche zu Millstadt in Kärnten. (Enthalten ebendas. 1856. S. 208.)

Eine dreischiffige Kirche aus dem Ende des XV. Jahrh., wie es scheint von keinem hervorragenden kunstgeschichtlichen Interesse.

Jellouschek (A.), Die Filial- und Wallfahrtskirche St. Primi und Feliciani bei Stein. (Enthalten in den Mittheilungen des historischen Vereins für Krain. 1856.)

Eitelberger v. Edelberg (R.), Archäologischer Ausflug nach Ungarn in den J. 1854 und 55. (Enthalten in d. Jahrb. der K. K. Central-Commission. 1856. Abtheil. II. N. 5.)

Dieser Bericht umfasst die Schilderung mittelalterlicher Baudenkmale zwischen der Donau und Drau. Nach einer Einleitung über die Stellung Ungarns in der Kulturgeschichte und den Charakter der Bauten in diesen Landestheilen giebt der Verfasser eine Charakteristik der kirchlichen Bauten von Mar-

tinsberg, II. Kreuz am Vertesgebirge, Nagy-Károly, Libeny, Stuhlweissenburg, Wesprim, Felsö Oers, Tihany, Fünfkirchen und St. Ják.

Eitelberger v. Edelberg (R.), Beschreibung der romanischen Kirche von St. Ják in Ungarn, nebst 4 Taf. Abbildungen. (Enthalten in den Mittelalterl. Kunstdenkmalen des österreichischen Kaiserstaats, herausgegeben von G. Heider etc. Lief. 3.)

Die St.-Michaelskirche und die Jacobskapelle zu Oedenburg. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission. 1856. p. 107.)

Die Michaelskirche, aus spät-gothischer Zeit, verdient durch die Grösse ihrer Anlage, die Solidität ihres Baues, wie auch durch eine verhältnissmässig noch sorgsam bewahrte Stylreinheit besondere Beachtung. Sie ist ein Quaderbau aus dem letzten Viertel des XV. Jahrhunderts. Eine perspectivische Ansicht der Kirche, der Grundplan und der Querdurchschnitt des Chores finden sich auf Taf. VII. abgebildet. — Ganz in der Nähe dieser Kirche steht die aus dem XIII. Jahrh. stammende Jacobskapelle, welche im Grundriss ein regelmässiges Achteck und eine dreiseitig aus dem Achteck geschlossene Chornische zeigt, welche sich jedoch nicht unmittelbar an den Hauptbau anschliesst, sondern einen Quadratraum, der aus einer Seite des Achtecks gebildet wird, zur Vorlage hat.

Müller (Fr.), Ueber die älteren sächsischen Kirchenbauten und insbesondere die evangelische Pfarrkirche zu Mühlbach. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission etc. 1856. S. 38, 60, 111.)

Der Verfasser weist zunächst nach, dass, während die grossartigen Kirchenbauten Deutschlands im Mittelalter Schöpfungen der weltlichen und geistlichen Oberhäupter gewesen, in dem Siebenbürgischen Sachsenlande kirchliche Bauwerke zunächst der freien Entwicklung des Bürgerthums ihren Ursprung zu verdanken gehabt haben, und weiss in kräftigen und wohlthuenden Zügen das frühere Leben unserer deutschen Landsleute in Siebenbürgen zu schildern. Bei der bedrängten Lage, in welcher sich die Sachsen stets befanden, musste sich das Augenmerk bei den Bauten mehr auf Schutzwehren gegen die Angriffe der Feinde, als auf Zierlichkeit in denselben richten. Daher tragen die Kirchen Siebenbürgens mehr das Gepräge der Festigkeit, zugleich aber auch der Eilfertigkeit, als das der Schönheit. Was die Kirche zu Mühlbach speciell betrifft, so giebt der Verfasser eine genaue Beschreibung der Detai's und geht dann zur Bestimmung des Alters der einzelnen Theile der Kirche über. Chor und Thurm gehören dem letzten Theile des XIII. Jahrh. an; nur scheinen die höchsten Stockwerke später aufgesetzt zu sein. Das Schiff scheint ebenfalls nicht lange nach der Bauzeit des Chores entstanden zu sein. Einzelne Fehler, welche sich in die Angaben des Verfassers eingeschlichen hatten, sind auf S. 111 ff. verbessert, wo auch der Grundriss der Kirche mitgetheilt wird.

Die evangelische Kirche zu Hermannstadt in Siebenbürgen. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission. 1856. S. 158.)

Der Grund zur jetzigen Pfarrkirche wurde im J. 1431 in der Art gelegt, dass die schon urkundlich vor dem J. 1337 an derselben Stelle bestandene Marienkapelle durch Abtragung der westlichen Mauer als Presbyterium der neuen Kirche benutzt wurde. Vollendet wurde der Bau erst im J. 1471. Der Styl der Kirche ist gothisch und zierlich in seiner Ausführung; namentlich überrascht das Innere durch die Grösse und Keckheit seiner Verhältnisse. In neuester Zeit wurde eine durchgreifende Restauration an der Kirche vorgenommen.

Müller (Fr.), Die Schässburger Bergkirche in Siebenbürgen. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission. 1856. S. 167.)

Diese Kirche, deren Bau im J. 1429 begonnen, aber erst im J. 1525 beendet wurde und im Laufe der späteren Jahrhunderte bedeutenden Reparaturen unterworfen war, gehört zu den bedeutendsten Kirchenbauten des sächsischen Siebenbürgens. Der mit grosser Sorgfalt und Umsicht entworfene Plan, so wie die Regelmässigkeit der architektonischen Verhältnisse im Innern geben der Kirche ein majestätisches Gepräge.

Kukuljevic (J. v.), Bericht über einige Baudenkmale Croatiens. (Enthalten ebendas. S. 232.)

Beschreibung der Kirchen von 11 Ortschaften, die in ihren älteren Theilen nicht über das XV. Jahrh. hinausreichen.

III. Die kirchliche Bildnerei.

Bildwerke aus dem Mittelalter. Eine Sammlung auserwählter Sculpturen im byzantinischen und deutschen Styl nach Original-Gypsabgüssen im Maximilians-Museum zu Nürnberg, von Fleischmann und Rotermundt, gezeichnet und radirt von J. P. Walther, mit erläuterndem Texte von G. W. K. Lochner. 1. Lief. Nürnberg, 1856. Fol. — Die einzelnen Arbeiten vergl. an den betreffenden Stellen.

a. Sculpturen an kirchlichen Baudenkmälern.

Heider (G.), Die symbolischen Darstellungen in der Klosterkirche zu Neuberg in Steyermark. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission. 1856. S. 3.)

Die aus dem XV. Jahrh. stammende Cisterzienser-Kirche bietet weder in ihrem Aeusseren noch Inneren besonders Merkwürdiges dar. Interessant nur ist der Kreuzgang aus dem XIV. Jahrh. mit seinen Spitzbogenfenstern und den auf Tragsteinen ruhenden Rippen der Gewölbe, von welchen die zum Capitelhause führenden und die an die Kirche anstossenden mit symbolischen Darstellungen geschmückt sind. Die Deutung dieser für die kirchliche Symbolik bemerkenswerthen Darstellungen hat der Verfasser sich zur Aufgabe gemacht. In den Text eingefügte Holzschnitte, so wie der auf Taf. I. befindliche Grundriss der kirchlichen Baulichkeiten, mit den Profilen einzelner architektonischer Details, erleichtern wesentlich das Verständniss.

Innere Ansicht des Portals der Frauenkirche zu Nürnberg. (Enthalten in: Bildwerke aus dem Mittelalter. 1. Lief. 1856. Bl. 1.)

b. Kirchenthüren.

Das Thor der St.-Peterskirche in Krakau, als Denkmal der Bildhauerkunst. (Enthalten in: Czas. 1856. N. 11.)

Süss, Die mittelalterlichen Kirchenthüren bei den Kapuzinern in Salzburg. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission. 1856. S. 42.)

Als die in den Jahren 1394—1488 erbaute Domkirche in Salzburg im J. 1598 niederbrannte, wurden unter anderen Gegenständen auch die Kirchthüren gerettet und im J. 1599 bei der von dem Erzbischof Wolfg. Dietrich für die Kapuziner erbauten Kirche verwandt. Die Thürflügel, welche einst 14 Füllungen mit Basreliefs hatten, von denen die zwei obersten den h. Joseph und die gekrönte Himmelskönigin Maria, die 12 übrigen aber die Brustbilder der Apostel darstellen, wurden, um in den Thürstock der neuen Kapuzinerkirche eingesetzt werden zu können, der zwei untersten Basreliefs beraubt (s. Taf. III.).

Gelegentlich der Sculpturen auf Kirchenthüren führen wir hier auch die Notizen an, die Cuno über die Thürbeschläge an der Liebfrauenkirche und Peterskirche zu Görlitz bringt. (Romberg's Zeitschr. für praktische Baukunst. 1856. S. 27, 119.) Aus den Zeichnungen ersieht man, wie sehr man in früheren Zeiten auf eine vollständige Durchbildung der typischen Stylformen und auf die Verbindung des Nothwendigen mit dem Schönen bedacht war.

c. Grabmonumente.

Martin (A.), *Tombeau du Pape Clement II à Bamberg.* (Enthalten in: *Cahier et Martin, Mélanges d'archéologie. IV.* 1856. *p.* 273.)

Das auf Pl. XXIX abgebildete Grab gehört der Zeit der Reconstruction der Kirche im XII. und XIII. Jahrh. an. Während in den Darstellungen auf der längeren Seite die vier Cardinaltugenden leicht kenntlich sind, ist die Deutung der beiden Basreliefs auf den kürzeren Seiten schwieriger. Auf der einen Seite erblicken wir den Papst Clemens auf dem Sterbebette und vor ihm einen Engel; auf der anderen Seite eine sitzende Figur, in der einen Hand ein Schwert, in der anderen den mit dem Lamm Gottes geschmückten Discus haltend. Diese Attribute wurden auf mittelalterlichen Bildwerken Johannes dem Täufer vindicirt. Schwert und Discus dienen hier beide offenbar zur symbolischen Bezeichnung einer guten Regierung, d. h. einer mit Sanftmuth gepaarten Strenge im Regieren.

Die wichtigsten Bildwerke am Sebaldusgrabe in Nürnberg von Peter Vischer. 1. und 2. Abtheilung. Nr. 6, 7. Nürnberg (Schrag), 1856. 4. (à Lief. von 6 Bl. in Stahlstich 24 Sgr.)

Kugler (F.), Ueber das Sebaldusgrab von Peter Vischer und einige andere Bronzewerke seiner Zeit. (Enthalten im Kunstblatt. 1856. S. 65.)

Nach einer Betrachtung des Monumentes mit Hinweisung auf die Reindel'schen Zeichnungen, geht

der Verfasser zur Besprechung einiger anderer Monumente aus Vischer's Zeit über, welche fälschlich diesem Meister vindicirt werden, nämlich das Bronze-Monument zu Römhild, der Grabstein im Bamberger Dom, die Gedächtnisstafel des Henning Goden im Erfurter Dom und die Gedächtnisstafel über dem Grabe des Krakauer Bischofs, Cardinal Friedrich, im Dom zu Krakau.

Lobeski, Die Lemberger Kirchengrabmäler. (Enthalten in der Wochenbeilage zur Lemberger Zeitung. 1856. N. 16 ff.)

Martin (A.), *Anciennes sculptures à Strassbourg.* (Enthalten in: *Cahier et Martin, Mélanges d'archéologie. IV.* 1856. *p.* 266. *Pl.* 28.)

Die Arbeit behandelt einen in der St.-Thomaskirche zu Strassburg befindlichen Sarkophag, in dessen Basrelief der Verfasser eine Darstellung des irischen Heiligen Patrik erkennt und die Ansicht, dass dieselbe sich auf den h. Florentius beziehen solle, verwirft.

Martin (A.), *Sarcophage d'Adaloch.* (Enthalten in: *Cahier et Martin, Mélanges d'archéologie. IV.* 1856. *p.* 269.)

Der durch seine Sculpturen interessante Sarkophag befindet sich in der St.-Thomaskirche zu Strassburg. Namentlich merkwürdig sind die zwei Figuren an den beiden Ecken der Vorderseite des Denkmals, in welchen der Verfasser nach Analogie ähnlicher Darstellungen aus dem Mittelalter die Personificationen der Erde und des Wassers erblickt. Die Inschrift, welche das J. 830 trägt, gehört der Neuzeit an.

d. Altäre.

Förster (E.), Die heil. Familien in St.-Elisabeth zu Marburg. (Enthalten in: Förster's Denkmale deutscher Kunst. II. 1856. Bildnerei. S. 17.)

Im Querschiff der Kirche befinden sich an der Ostseite vier mit Schnitzwerken geschmückte Altäre, welche unter sich von gleicher Grösse, Form und Einrichtung Einer Werkstatt anzugehören scheinen. Namentlich erregt die Darstellung der heil. Familie an dem zweiten Altarschrein im nördlichen Kreuzarm durch die Lieblichkeit der Composition, so wie durch die Zartheit und Sauberkeit der Ausführung unsere höchste Bewunderung. Bei der schon erwähnten Uebereinstimmung in der Ausführung dieser Arbeit mit denen der übrigen Altäre, geben uns die auf zwei der anderen Altarschreine angebrachten Jahreszahlen, 1512 und 1514 genügende Anhaltspunkte für die Entstehungszeit auch dieses Kunstwerkes.

Der Hochaltar von Pfalzel. (Enthalten im Kunstblatt. 1856. S. 25.)

Der Altar, früher in der Kirche von Pfalzel bei Trier, später im Besitz von J. Görres, gehört gegenwärtig dem Bildhauer Entres in München. Von einer reichen und höchst sauber ausgeführten architektonischen Ornamentik umgeben, erblicken wir hier die Kreuzigung Christi, ein vorzügliches Werk der Bildschnitzkunst. Der ganze Altar ist bemalt und vergoldet, wodurch der Eindruck sehr gehoben wird. Die Zeit der Arbeit scheint zwischen den Jahren 1450 und 1480 zu liegen.

Kugler (F.), Schnitzaltar und Passionsspiel. (Enthalten im Kunstblatt. 1856. S. 233.)

Dieser grosse geschnitzte Altarschrein des Hochaltars der Nicolaikirche zu Stralsund, welcher gegenwärtig durch die Gebrüder Holbein restaurirt ist, gehört der letzten Hälfte des XV. Jahrh. an; ein Werk voll künstlerischen Lebens.

Förster (E.), Der St.-Gregorius-Altar von Schramm. (Enthalten in: Förster's Denkmale deutscher Kunst. II. 1856. Bildnerei. S. 7.)

Dieser aus der Ravensburger Stadtpfarrkirche stammende und gegenwärtig gleichfalls im Besitz des Bildhauers Entres befindliche Altar gehört zu den wenigen Arbeiten, welche von der Hand des Meister Schramm auf uns gekommen sind. Die drei auf demselben befindlichen Gruppen stellen den Papst Gregorius, die heil. Katharina und den heil. Onufrius dar. Die Arbeit, obgleich ungleich in ihrer künstlerischen Ausführung, lässt doch den Schönheitssinn und das Gemüth der schwäbischen Schule überwiegend erkennen.

Flügelaltar der Kirche zu Kriestorf. (Enthalten in der Landshuter Zeitung. 1856. Beibl. N. 28.)

Der Hochaltar in der St.-Salvator-Kirche zu Heiligenstadt vom J. 1480. (Enthalten in der Landshuter Zeitung. 1856. N. 112.)

Der Blaubeurer Hochaltar. (Enthalten im Schwäb. Merkur. N. 266.)

Schenkl, Zwei Flügelaltäre zu Ogrodczon und Nieder-Kurzwald in Schlesien. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission etc. 1856. S. 261.)

e. Kanzeln.

Förster (E.), Die Kanzel und der Hochaltar aus der Domkirche zu Wechselburg. (Enthalten in: Förster's Denkmale deutscher Kunst. II. 1856. Bildnerei. S. 19.)

Kanzel und Altar, erstere nach Ansicht des Verfassers unstreitig gleichzeitig mit dem Bau der Kirche im J. 1184, letzterer etwa um das J. 1200 errichtet, stehen durch das Charakteristische in Form und Bilderschmuck wohl als einzige Beispiele ihrer Art in Deutschland da und bedürfen jedenfalls einer ganz besonderen Beachtung.

Frenzel (J. G. A.), Die Kanzel der Domkirche zu Freiberg, gezeichnet und gestochen, nebst einer kurzgefassten historischen Darstellung dieses Kunstwerkes. Leipzig (R. Weigel), 1856. 7 S. Fol. mit 1 Kupfertafel. (1 ½ Thlr.)

f. Taufbecken.

Nitzsch (K. W.), Das Taufbecken in der Kieler Nicolai-Kirche. Ein Beitrag zur Kunst- und Landesgeschichte Holsteins. Kiel (Akad. Buchhandl.), 1856. 8. (8 Sgr.)

Ein Taufbecken in der Dechanteikirche zu Tabor in Böhmen. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission etc. 1856. S. 210.)

Das mit gothischen, roh gearbeiteten Verzierungen geschmückte bronzene Taufbecken ruht auf drei Löwenfüssen und ist am Rande von zwei Mönchköpfen überragt. Die Form der Buchstaben der das Becken umgebenden Inschrift lässt auf das XIV. Jahrh. als die Zeit der Anfertigung des Taufbeckens schliessen.

g. Reliquien-Schreine, heilige Gefässe, Leuchter etc.

Weiss (K.), Ueber Reliquien-Schreine. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission. 1856. S. 77.)

Der Verfasser giebt uns zuerst eine Untersuchung über die Entstehung der Reliquien-Schreine. Während in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche die Grabstätte eines Heiligen als geeignetste Stelle zum Bau von Altären und Kirchen galt, mussten später, bei der immer grösser werdenden Ausdehnung der christlichen Kirche, zur Heiligung der Gotteshäuser Reliquien in die einzelnen Kirchen übertragen werden. So entstanden die Reliquien-Schreine, welche entweder auf den Altären oder an sonst passenden Plätzen der Kirchen niedergelegt wurden. Die Form dieser Schreine ist verschieden. Im XI. und XII. Jahrh. finden wir sie in Gestalt von Häusern und Kapellen, zu Ende des XII. und XIII. Jahrh. nahmen sie die Form von Kirchen an, und in diese Zeit namentlich gehören jene meisterhaften Arbeiten der Goldschmiedekunst, welche wir noch in manchen Kirchen zu bewundern die Gelegenheit haben. Hieran schliesst sich die Beschreibung eines Reliquien-Schreines von hoher Schönheit, welcher bis zum J. 1826 in der Stadtpfarrkirche zu Hallein aufbewahrt wurde, jetzt aber in unbekannte Hände gerathen ist. Die Abbildung der Vorderseite dieses Schreins ist auf Taf. V. publicirt.

Der Reliquien-Schrein des h. Sebald in Nürnberg. (Enthalten in der Neuen Münchener Zeitung. Abendblatt. 1856. N. 15.)

Die Reliquien-Schreine der ehemaligen Abtei Siegburg. (Enthalten im Organ für christliche Kunst. VI. Jahrg. 1856. S. 128.)

Es werden die Reliquien-Schreine des h. Anno, des h. Innocentius, des h. Benignus, des h. Honoratus, der hh. Apollinaris und Alexius, die Tragaltäre des h. Mauritius und h. Gregorius, so wie eine Anzahl dem Schatz der Abtei gehöriger heiliger Geräthe historisch sowohl, wie künstlerisch hier beschrieben.

Ueber das Depositarium der heiligen Oele mit dem Chrisma. (Enthalten im Organ für christl. Kunst. 1856. N. 4.)

Die Stelle für die heiligen Oele und das Chrisma, obgleich kirchliche Vorschriften darüber nicht existiren, ist jedenfalls in der Nähe des Altars und findet durch die Praxis in der kirchlichen Baukunst ihre Bestätigung. Zur Ausstattung solcher Scrinien für die heiligen Oele werden namentlich die Chiffern A—Ω, der Oliven- oder Palmenzweig und die Taube mit dem Oelzweige in Vorschlag gebracht.

Das Gefäss für die heiligen Oele aus der Altstädter-Kirche zu Warburg. (Enthalten im Organ für christliche Kunst. 1856. N. 5 f.)

Dieses im J. 1489 im sogenannten Burgstyle in starkvergoldetem Kupfer ausgeführte Gefäss ent-

spricht durch die symbolische Deutung seiner architektonischen Ornamentik, welche den oberen Theil dieses Gefässes bildet und aus drei grösseren und drei kleineren Burgthürmen besteht, dem heiligen Gebrauche, für welchen dasselbe bestimmt ist.

Giefers (W. E.), Ueber den Altar-Kelch. Paderborn (Junfermann). 4.

Gratulationsprogramm zur Inthronisation des Bischofs Martin von Paderborn, nebst Abbildung mehrerer Kelche auf 2 lithogr. Tafeln.

Die gothische von Kaiser Maximilian für das heil. Kreuz in Donauwörth gestiftete Monstranz. (Enthalten in der Augsburger Postzeitung. Beil. 1856. N. 9.)

Die gothische Monstranze in Sedletz. (Die Abbildung enthalten in Lief. I, die Beschreibung in Lief. 3 der Mittelalterlichen Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaats, herausg. von G. Heider etc.)

Weiss (K.), Die gothische Monstranze der Domkirche zu Pressburg. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission. 1856. S. 206.)

Nach einer Einleitung über Gebrauch und Form der Monstranzen überhaupt folgt die Beschreibung dieser im J. 1517 angefertigten Monstranz im Dome zu Pressburg, welche durch ihre edle gothische Ornamentik ähnlichen Arbeiten in den Kirchen zu Sedletz, Prüglitz, Klosterneuburg, Cilli und Marburg in Oesterreich würdig an die Seite tritt. (Vergl. Abbildung auf Taf. XI.)

Mittelalterliche Processions-Leuchter. (Enthalten im Organ für christliche Kunst. 1856. N. 3.)

1. Ein aus Holz geschnitzter und bemalter Processions-Leuchter aus der Kirche zu Gladbach. 2. Ein Processions-Leuchter in der Heiligen-Geist-Kapelle zu Wismar, gleichfalls aus Holz und bemalt. Die Grundform des Knaufes ist, wie bei ersterem, achteckig und mit reicher architektonischer Ornamentik versehen.

h. Holz- und Elfenbeinschnitzereien.

Ueber ein merkwürdiges Crucifix in Brixen. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission. 1856. S. 160.)

Ein Crucifix in byzantinischem Styl von höchst sauberer Arbeit aus Holz geschnitzt, auf der Vorderseite die Taufe Christi, auf der Kehrseite Christum als Gekreuzigten zeigend. Diese beiden Hauptdarstellungen sind von je vier anderen, mit jenen in Verbindung stehenden Darstellungen umgeben. Die Arbeit scheint jedoch nicht älter als 200 Jahre zu sein, da das Holz noch zu frisch und in der Farbe zu gut erhalten ist, als dass es ein höheres Alter beanspruchen könnte.

Pietas, Maria mit dem Christuskinde. (Enthalten in den Bildwerken aus dem Mittelalter von Fleischmann und Rotermundt. I. Heft. 1856. Bl. 2, 3.)

Das unter dem Namen Pietas bekannte Holzbildwerk, Maria mit dem Leichnam Christi darstellend, befindet sich in der St.-Jacobskirche, einer der ältesten Kirchen Nürnbergs, und gehört unstreitig zu den vorzüglichsten Arbeiten des XV. Jahrhunderts. — Nicht minder interessant ist die herrliche Arbeit Adam Kraft's, Maria mit dem Christuskinde auf dem Arme, welche, dem Grabmale des im J. 1508 verstorbenen Wolfg. Pergenstorffer früher angehörend, jetzt in der Frauenkirche zu Nürnberg aufgestellt ist.

Förster (E.), Die Kreuzigung. Elfenbeinrelief aus dem Bamberger Domschatz. (Enthalten in: Förster's Denkmale deutscher Kunst. II. 1856. Bildnerei. S. 1.)

Förster (E.), Diptychon aus dem Bamberger Domschatz. (Ebendas. S. 5.)

Das erstere Elfenbeinrelief, auf dem Deckel eines Missale, welches früher im Bamberger Domschatz, gegenwärtig in der Münchner Bibliothek aufbewahrt wird, gehört nicht allein zu den vollendetsten gleichzeitigen Bildwerken des Bamberger Domschatzes überhaupt, sondern auch zu den vorzüglichsten Kunstdenkmalen Deutschlands aus den ersten Decennien des XI. Jahrhunderts. Namentlich ausgezeichnet sind die Gewänder gearbeitet. — Das andere Schnitzwerk, in Form eines Diptychon auf einem Codex evangeliarius angebracht und gleichfalls jetzt in der Bibliothek zu München aufbewahrt, stammt aus derselben Bamberger Kunstschule, welche zur Zeit Heinrich's II. blühte. Von den beiden Darstellungen auf dieser Tafel, die Verkündigung und Geburt Christi, verdient besonders die erstere Beachtung.

Käntzeler (P. St.), Eine Kunstreliquie des zehnten Jahrhunderts. (Aachen, 1856. Benrath und Vogelgesang.) 15 S. gr. 8.

Beschreibung eines Elfenbein-Weihwassergefässes, im Besitz des Kunsthändlers Spitzer zu Aachen, und Erklärung der auf demselben befindlichen biblischen Reliefs.

IV. Malerei.

a. Wandgemälde.

Milewski (A.), Erklärung sämmtlicher Fresco-Malereien am Deckengewölbe der ehemaligen Stifts-, jetzigen Pfarrkirche zu Grüssau, nebst einem kurzen, aber nothwendigen Anhange. Landshut, 1856. 126 S. S.

Der Bau dieser im Regierungs-Bezirk Liegnitz gelegenen Kirche wurde in den J. 1724—34 von Innocentius I., dem 41. Abte des aus dem Ende des XIII. Jahrh. stammenden Cisterzienser-Stiftes Grüssau, begonnen. Die in acht Schalen vertheilten Fresken, welche die Deckengewölbe der Kirche schmücken, sind von G. W. Neunherz gemalt und führen den Hauptgedanken aus, wie Gott, der dreipersönliche, dem gefallenen Menschengeschlechte in Maria die Quelle alles Heiles und die Wiederherstellerin der ursprünglichen Heiligkeit und Gerechtigkeit des übernatürlichen Ebenbildes, nach welchem Gott den Menschen erschaffen hatte, gegeben. Zur Durchführung dieser Idee ist die Geschichte der Menschwerdung Jesu, welche zugleich die Geschichte Maria's ist, das alte Testament und die Geschichte des Cisterzienser-Ordens glücklich benutzt. Am Schlusse des Buches folgt eine kurze Beschreibung der übrigen Baulichkeiten der Kirche.

Tinkhauser (G.), Der alte Kreuzgang des bischöflichen Münsters zu Brixen. (Enthalten in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission. 1856. S. 17, 33.)

Der alte Münster brannte zu verschiedenen Zeiten gänzlich nieder und erst der im J. 1237 geweihte gothische Dom dauerte bis zum J. 1745, zu welcher Zeit derselbe theilweise abgetragen und genau auf dem Grunde desselben die jetzige Cathedrale im Renaissance-Styl erbaut wurde. Von dem alten Münster hat sich der Kreuzgang und die Taufkirche des h. Johannes am besten erhalten. Der Kreuzgang scheint nach dem zweiten Brande etwa um 1180 erbaut zu sein. Höchst interessant sind die meistens dem XV. Jahrh., einige dem XIV. Jahrh. angehörenden Wandgemälde, welche die zwanzig Arkaden dieses Kreuzganges schmücken und hier näher beschrieben werden.

Eitelberger (R. v.), Die Fresken des Martino di Udine in der Kirche des h. Antonius zu San Daniele in Friaul. (Enthalten ebendas. S. 222, 225.)

Die alten Wandgemälde in der Giselakapelle zu Veszprim. (Enthalten ebendas. S. 184.)

Diese im XII. oder XIII. Jahrh. auf den Wandflächen zwischen den Scheidebögen der Gewölbe dieser sehr alten Kapelle gemalten Fresken sind von grossem kunstgeschichtlichen Interesse. Auf jeder der zwei Wandflächen befinden sich je zwei Apostel in Lebensgrösse in lebhaftem Colorit, jedoch ohne Spuren einer Vergoldung der hinteren Wandfläche. Die übrigen Wandmalereien der Kapelle gehören einer neueren Zeit an.

b. Miniaturgemälde.

Förster (E.), Christus am Kreuz, eine Miniatur des XII. Jahrhunderts. (Enthalten in: Förster's Denkmale deutscher Kunst. II. 1856. Malerei. S. 13.)

Eine aus dem Frauenstifte Niedermünster zu Regensburg stammende und gegenwärtig in der K. Hof- und Staatsbibliothek zu München aufbewahrte Handschrift „Pericopae evangeliorum ordine evangelistarum digestae", mit 12 Blättern Miniaturen auf Goldgrund von vorzüglich feiner Zeichnung und Ausführung. Eine dieser Miniaturen, den Kreuzestod Christi und seine Wirkungen darstellend, wird in vorliegender Arbeit beschrieben.

Förster (E.), Miniaturen aus dem Bamberger Domschatz. (Enthalten in: Förster's Denkmale deutscher Kunst. II. 1856. Malerei. S. 15.)

Unter den in der K. Hof- und Staatsbibliothek zu München aufbewahrten fünf Codices, welche Kaiser Heinrich II. dem Bamberger Domschatz schenkte, befindet sich ein Evangelarium mit den Bildern des Kaisers, umgeben von vier weiblichen Gestalten, in welchen Roma, Gallia, Germania und Sclavinia personificirt sind, und endlich der vier Evangelisten. Eine ausführliche Beschreibung dieser Miniaturen ist in der vorstehenden Abhandlung geliefert.

Waagen (G. F.), Ueber ein Manuscript mit Miniaturen des Don Giulio Clovio. (Enthalten im Kunstblatt. 1856. S. 326.)

Das Manuscript, ein Commentar der Paulinischen Briefe von dem Patriarchen v. Aquileja, dem Cardinal Marino Grimani, befindet sich gegenwärtig im British Museum. Die künstlerische Ausstattung, von Giulio Clovio's Meisterhand wahrscheinlich in den J. 1531 und 32 ausgeführt, besteht in zierlichen

Arabesken der mannichfachsten Art, so wie aus dem Titelblatte, auf welchem in der Mitte die Bekehrung des Apostels Paulus. Der Künstler scheint den bekannten Carton Raphael's mit dieser Darstellung in den Hauptsachen zum Vorbild genommen zu haben.

Piper (F.), Der älteste christliche Bilderkreis. Aufgefunden in einer griechischen Bibelhandschrift der vatikanischen Bibliothek. Insbesondere über die Darstellung der Schlange im Paradiese und des Henoch. (Enthalten in der Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben. 1856. S. 149, 184.)

Gering ist die Zahl der Handschriften der heil. Schrift und anderer gottesdienstlicher Bücher, welche, einem höheren christlichen Alterthum angehörend, durch Miniaturen geschmückt sind, die zur Veranschaulichung des biblischen Textes dienen. Der Verfasser fand im Vatican eine Handschrift des Pentateuchs, welche sonst zwar schon bekannt, in kunstgeschichtlicher Hinsicht jedoch nur zur Hälfte von d'Agincourt benutzt wurde und in deren Miniaturen er eine Copie vortrefflicher alter byzantinischer Arbeiten erkennt. Diese Vermuthung wird durch Vergleichung der Malerei des Pentateuchs mit jener der bekannten ältesten Bilderhandschrift des Josua zur Evidenz, indem die Malerei des Pentateuchs die defect gewordenen Stellen in der Pergamentrolle des Josua vollkommen ergänzt und ausserdem noch zahlreiche Miniaturen zu allen Büchern der heil. Schrift vom ersten Buch Mosis bis zum Buch Ruth enthält. Hieran schliesst der Verfasser die Erläuterungen zweier Malereien des Pentateuchs, nämlich der Darstellung des Henoch und der Schlange im Paradiese, aus welchen sich ein Schluss auf das Alter der Originalbilder, die diesen Miniaturbildern als Vorbild gedient haben, herleiten lässt.

Arbeiten über mittelalterliche Oelgemälde führen wir hier nur den Titeln nach an:

Schenkl, Kirche und Flügelaltar zu Alt-Bielitz in Schlesien (in den Mittheilungen der K. K. Central-Commission, 1856); St. Johannes der Täufer von B. Zeitblom (Förster's Denkmale deutscher Kunst. II. 1856. Malerei. S. 1); Der Tod Mariä von Burg Lichtenstein (ebendas. S. 3); Votivtafel aus der Karthäuserkirche zu Basel (ebendas. S. 5); Der h. Georg von C. Vos (ebendas. S. 9); Maria im Rosenhag von M. Schongauer (ebendas. S. 11); Maria im Rosenhag von Mstr. Stephan (ebendas. S. 19).

c. Glasmalerei.

Zur Geschichte der Glasmalerei in Europa. (Enthalten im Organ für christliche Kunst. VI. 1856. N. 6 ff.)

Ein Auszug aus dem Werke von *Ed. Levy et J. B. Capronnier, Histoire de la peinture sur verre en Europe. Bruxelles.*

Martin (A.), *Ornements peints sur verre et sculptés.* (Enthalten in: *Cahier et Martin, Mélanges d'archéologie. T. IV.* 1856. *p.* 88.)

Nach einer Einleitung über die Glasmalerei im Allgemeinen und die durch die neueren Schulen in Bayern, England und Frankreich gelieferten Arbeiten geht der Verfasser zu einer Beschreibung der Glasmalerei der Cathedrale von Strassburg (*pl.* 1), von Angers und Chartres (*pl.* 2—7) und der Rose im Transept der Cathedrale von Laon (*pl.* 8) über.

V. Kirchliche Gewänder.

Bock (F.), Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters durch 100 Abbildungen in Farbedruck erläutert. Bd. I. Lief. 1. Bonn (Henry und Cohen), 1856. gr. 8. (1⅓ Thlr.)

Bock (F.), Der Liborius-Teppich, gestickt von den Frauen und Jungfrauen der Stadt und Diöcese Paderborn, nebst einleitenden kunsthistorischen Notizen über die Teppichwirkerei des Mittelalters. (Enthalten im Organ für christliche Kunst. VI. 1856. N. 8 ff.)

Die historische Einleitung über die Teppichwirkerei im Mittelalter, welche den grössten Theil dieser Arbeit bildet, bietet ein reichhaltiges Material zur Kenntniss dieses Industriezweiges und dient gleichsam als Begleitwort für den herrlichen, von zarten Händen für den Paderborner Dom gestickten Liborius-Teppich.

W. Koner.

Ortsregister.

(Die in dem „Rückblick auf die literarischen Erscheinungen des Jahres 1856“ S. 280—296 vorkommenden Ortschaften sind hier nicht aufgenommen.)

E.

F.

G.

H.

I.

K.

L.

M.

Verbesserungen.

S. 13 Zeile 20 v. o. lies ziemlicher statt zierlicher.
" 60 " 11 " " " Gegentheils " Gegensatzes.
" 267 " 4 v. u. " PIPER " Pieper.
" 268 " 1 " " " d'orfévrerie " de l'orfévrerie.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.



